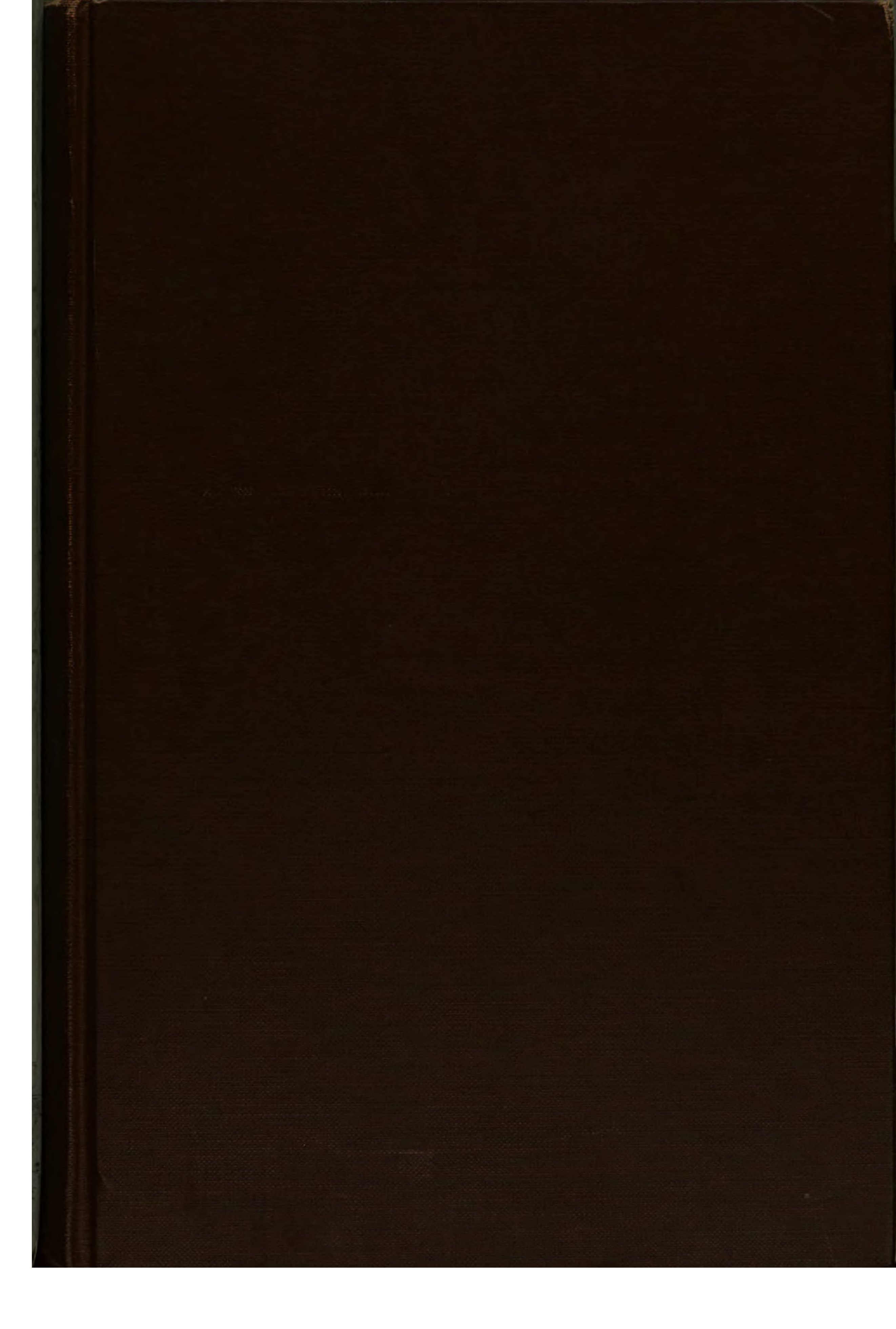
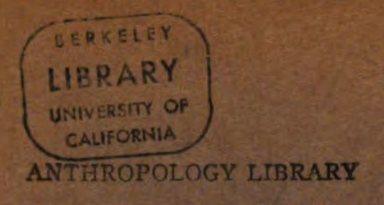
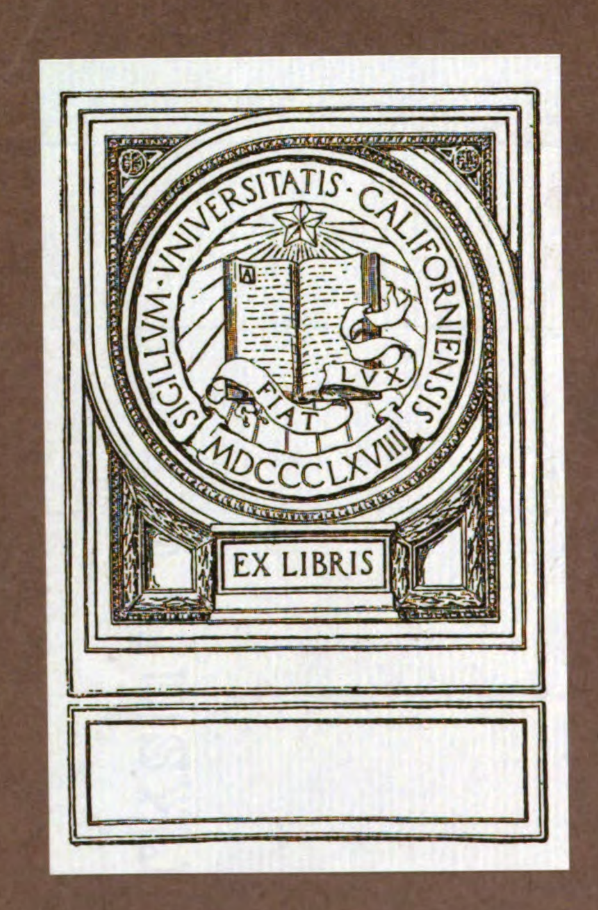
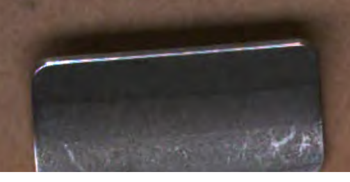



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Volk und Rasse

Illustrierte
Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

5. Jahrgang 1930



J. F. Lehmanns Verlag, München



Inhaltsverzeichnis

des 5. Jahrganges, 1930.

Heft 1 S. 1—64; Heft 2 S. 65—128; Heft 3 S. 129—192; Heft 4 S. 193—252.

Verfasserverzeichnis.

Buchbesprechungen.


Jahrgang
Heft 1
Januar 1930
Volk und Rasse
Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München
J. F. Lehmanns Verlag / München

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

5. Jahrgang   Heft 1   Januar (Eismond) 1930

Haben wir in Deutschland eine dauernde Bevölkerungsabnahme?

Von Prof. Robert Mielke.

Bei vielen Völkern Europas beobachten wir seit dem Anfange des Jahrhunderts ein Absinken der Geburtsziffern. In Frankreich setzte die Bevölkerungsabnahme schon vor Jahrzehnten ein, was aber die Regierung des Landes nicht abgehalten hat, das französische Volk in einen Krieg zu treiben, durch den sich die Bevölkerung abermals um fast zwei Millionen vermindert hat. Und da diese Kriegsopfer, wie bei uns, gerade die besten und kräftigsten Elemente des Volkes sind, so wird der nationale Niedergang durch die Eingliederung von fast 2 Millionen hochwertiger Elsaß-Lothringer und die Einwanderung von fremden, zum Teile sehr stark minderwertigen Elementen nur äußerlich ein wenig verhüllt. Es liegt kein Grund vor, die Zahlen anzuzweifeln, die unlängst in V. u. R. (III. 129—137) über diese Zuwanderung nach französischen Quellen veröffentlicht worden sind. Ehrliche Franzosen sehen denn auch mit Besorgnis in die Zukunft ihres Volkes und verhehlen es nicht, daß die äußeren, unter dem Beistande der halben Welt erreichten politischen Erfolge gering sind im Vergleiche zu dem

drohenden, endgültigen Verzichte auf Weltgeltung durch das Schwinden der Volkskraft.

Das sind Tatsachen, mit deren Folgen sich die Franzosen abzufinden haben, wenn uns auch — vom deutschen Standpunkte aus gesehen — eine Schwächung des dauernden europäischen Friedensstörers nur willkommen sein kann. Liegen aber nicht auch Anzeichen vor, daß die Volksverminderung bei allen europäischen Völkern einsetzt oder doch einzusetzen droht? Sind nicht besonders wir in Deutschland schon auf dem Wege zu einer gefährlichen Volksabnahme? Kann man nicht in dem fast überall zu beobachtenden Sinken der Geburtsziffern ein Entwicklungsgesetz erkennen, dem einmal alle Völker unterliegen, wenn sie einen gewissen Höhepunkt überschritten haben? Wir sehen in der Tat, daß, mit Ausnahme von Italien und Polen, überall in Europa ein Stehenbleiben oder gar ein Absinken der Bevölkerung eingetreten ist. Aber gerade diese Völker beweisen, daß, wenn von einem Gesetze gesprochen werden kann, dies nicht in der Bevölkerung, sondern in politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen ist. In Italien lebt ein altes Kulturvolk, das schon vor dem Beginne seiner Geschichte indogermanische mit älteren Völkerresten verschmolzen hat, das später eine starke Auffrischung durch germanische Völker erfuhr, und das schon seit dem Altertum eine vorwiegend städtische Kultur entwickelt hat[1]). Diplomaten, Politiker, Kaufleute, Krieger, Künstler, Seefahrer, Priester u. a. vorwiegend geistig arbeitende Bevölkerungsteile haben die Geschichte und die Zivilisation bis in die Gegenwart bestimmt, während die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung bedeutungslos blieb, aber durch ihren Kinderreichtum die Einbußen des städtischen Lebens immer wieder ergänzte. Die politische Wiedergeburt Italiens, die sich daran knüpfende wirtschaftliche Entwicklung und der besonders durch Mussolini geförderte Volksschulunterricht sind der Bevölkerungsvermehrung durchaus günstig gewesen, obwohl der Weltkrieg auch hier erhebliche Einbußen gebracht hatte. Aber ein Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen der vermehrungsschwachen städtischen und der vermehrungsstarken ländlichen Bevölkerung war weniger bemerkbar als bei anderen Völkern, weil der Italiener als Erbe einer einheitlichen, mehr als zweitausendjährigen Kultur einen natürlichen Takt hat, der den Unterschied im Besitze und in der Arbeitsbetätigung durch eine, in der äußerlichen Haltung sich bekundende Kultureinheit ausglich. Der Reichtum des Landes an Gemüsen und Früchten hat in Verbindung mit einer großen Bedürfnislosigkeit die Volksvermehrung so gefördert, daß die Kinderbeschränkung der oberen Schichten nicht besonders ins Gewicht fällt. Zudem sitzen die Italiener eng beisammen auf einem Gebiete, das von außen verhältnismäßig wenig erschüttert worden ist, von dem aus sie in Massen — nicht in einzelnen Pionieren! — die Grenzen der Nachbarländer überspülten. Und wenn die Volksvermehrung vor dem Weltkriege zu einer starken Auswanderung nach Amerika und Nordafrika Veranlassung war, so hat sie die zahlenmäßige Zunahme der Bevölkerung nicht schwächen können. In Italien haben wir die Vermehrung eines Kulturvolkes vor Augen, das bei seiner Bedürfnislosigkeit für jeden Zuwachs Daseinsmöglichkeiten hatte und ihn in schweren Jahren in andre Länder sandte, um ihn mit erheblichen Ersparnissen einst wieder zurückkehren zu sehen. Und doch wird auch Italien keine dauernde Ausnahme sein und sich dem europäischen Bevöl-

[1]) Städtische Kultur ist hier in dem Sinne zu verstehen, daß alle politisch-rechtlichen Verhältnisse von der Stadt aus bestimmt wurden, von der Stadt als einem Sammelpunkte zahlreicher nichtagrarischer Elemente, deren größter, Rom, schließlich auch die kleineren Stadtgebilde von sich abhängig machte.

kerungsniedergange nähern, weil auch die von Mussolini veranlaßten großen Meliorierungen eine dichte Besiedlung nicht erlauben, und weil die fortschreitende Industrialisierung das Wachsen des für das Land neuen Siedlungstypus der Industriestadt mit ihrer bevölkerungsschwächenden Tendenz begünstigt und im Zusammenhange mit der west- und mitteleuropäischen Entwicklung zu einem Sinken der Geburtsziffern treibt. Solche Vorgänge vollziehen sich langsam; es ist wahrscheinlich, daß die Volksvermehrung noch einige Jahrzehnte anhält, um dann langsam und unaufhaltsam zu sinken. Die Ursachen werden sich aus den weiteren Darlegungen ergeben.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bei den Polen, die — wenn auch eingehende Untersuchungen noch ausstehen oder aus politischen Gründen „berichtigt" werden — keineswegs ein einheitliches Volk sind [2]). Weniger kulturempfänglich als andere Völker sind die Polen nicht, doch fehlt ihnen anscheinend die Fähigkeit, ihre Volksanlagen denen anderer Völker harmonisch anzugleichen oder wenigstens soweit zu behaupten, daß sie eine besondere polnische Kultur hervorbringen konnten. Wo sie mit anderen Völkern zusammenstießen, haben sie den eigenen Besitz aufgegeben; sind aber nichtsdestoweniger sehr eitel in dem Gewande dieser Fremdkultur. Die oberen Schichten neigten, so lange sie sich gegen die plumpen Anbiederungen des Russentums zu wehren hatten, nach Frankreich und sind völlig in gallischer Außeneleganz aufgegangen, sind französisch poliert und haben dabei mit Ausnahme der Sprache wenig Beziehungen zu den unteren Klassen bewahrt. Der Mittelstand, im Wesentlichen ein Ergebnis des 19. Jahrhunderts, hat unter dem Einfluß der deutschen Erziehung soweit germanisches Wesen aufgenommen, daß er geschlossen zu einem nationalen Faktor geworden ist, während die dem Deutschtum mehr ausgesetzten westlichen Elemente sich diesem fast völlig angeglichen haben. Diese bürgerliche Schicht, soweit sie nicht im deutschen Volke aufgegangen ist, ist Trägerin der polnischen Intelligenz, stellt auch die Führer in dem Kampfe für ein polnisches Großreich und begeistert die Massen, die unter anderen Umständen lediglich nur wirtschaftliche Interessen kennen. Wenn dem Staate (woran noch zu zweifeln ist), eine längere Dauer beschieden sein sollte, dann dankt er es dieser bürgerlichen Schicht, deren Kinderreichtum jedoch nicht groß genug ist, um seine Entwicklung dauernd zu sichern. Die überwiegenden Kreise der Bauern, die im allgemeinen unter kümmerlichen Verhältnissen leben und immer stärker in die von Fremden geleitete Industrie — auch fremder Länder! — dringen, sind anspruchslos, sparsam und bigott, benutzen aber ihre Ersparnisse weniger, um sich bauernwirtschaftlich zu entwickeln, als in die Städte zu dringen, hier Politik zu treiben und sich an der Vorstellung eines polnischen Machtstaates zu berauschen, an dem sie früher keinen Anteil hatten, und der sie bei ihrem Mangel an politischer Begabung auch in Zukunft in strengster Abhängigkeit erhalten wird. Diese in der Weiträumigkeit ihres Landes kümmerlich lebende Schicht trägt die polnische Volksvermehrung, gliedert aber diesen Kindersegen nicht oder unzulänglich den wirtschaftlichen Kräften des Landes ein. Wo Handel, Gewerbe und Industrie gedeihen, sind sie von deutschen Renegaten, Juden oder von solchen Polen gefördert, die infolge der Schulung eines anderen Volkes nur politisch noch Polen sind. Die Fruchtbarkeit der bäuerlichen Schichten nimmt mit ihrem Eindringen in die Industriestädte ab und bringt auf dem Lande nur stumpfe Massen hervor, die sehr schnell vermindert werden, sobald

[2]) S. Arved Schultz, Ethnographischer Bilderatlas von Polen. Berlin 1917.

einmal eine Katastrophe, ein langwährender Krieg, eine Hungersnot oder Seuche die nationalen Lebenskräfte aufzehren.

Zunächst sind freilich Italiener und Polen die europäischen Völker, die sich heute noch einer starken Volksvermehrung erfreuen, bei denen wenigstens die unheimlichen und unterminierenden Kräfte noch nicht in Wirksamkeit getreten sind, die den Geburtenüberschuß zum Stillstande bringen. Wie lange sie noch in dieser Ausnahmestellung verharren, steht dahin, ist aber für die weiteren Ausführungen, die sich vorwiegend mit deutschen Verhältnissen beschäftigen sollen, unwesentlich.

Die Kernfrage ist, ob die von vielen befürchtete Verminderung der Geburten im deutschen Volke einen die weitere Entwicklung bedrohenden Charakter hat, oder ob sich in dem Absinken der Geburtenziffern nicht ein Vorgang zeigt, der sich als ein natürliches und vorübergehendes Entwicklungsstadium ausweist. Und da sei gleich vorausgeschickt, daß zu einer Befürchtung, das deutsche Volk oder (nach Spengler) die europäischen Völker litten an Alterserscheinungen, ein Grund *noch nicht* vorliegt. Gewiß! Die Zahl der Geburten nimmt nach der Statistik außerordentlich ab und kann, wenn sie in dem gleichen Maße absinkt, einen Tiefpunkt erreichen, an dem eine zahlenmäßige Vermehrung nicht mehr eintritt. Aber soweit sind wir noch lange nicht, und es liegt auch *keine* Veranlassung vor, den Eintritt einer solchen nationalen Katastrophe zu befürchten. Gewisse Umstände sprechen freilich dafür, und die stetig sinkenden Geburtszahlen entkräften manche Gründe, die man für das Vorübergehende dieser Tatsache geltend gemacht hat. Wenn man den Rückgang mit den gewaltigen Opfern des Krieges erklären will, dann ist es durchaus noch nicht sicher, daß diese Verminderung — wie nach dem Kriege von 1870/71 — durch eine spätere Zunahme wettgemacht werden kann. Auch die weitere Tatsache, daß die große Wohnungsnot die Vermehrung lähme, und nach ihrer Überwindung wieder bessere Verhältnisse eintreten werden, dürfte, obwohl ihr Ernst nicht verkannt werden soll, mehr örtlich als allgemein auf die Bevölkerung einwirken. Denn die Geburtenabnahme ist auch in Gebieten vorhanden, die unter diesem Notstande nicht so schwer leiden. Viel schwerer wiegt dagegen die Tatsache, daß die Sittlichkeit in weiten Kreisen der Bevölkerung auf das Schwerste erschüttert ist, daß das Werben für freie Liebe und ungehemmtes Ausleben, der Kampf gegen Religion und Autorität, die Scheu vor der Verantwortung, das offene Darbieten von Mitteln, um die Empfängnis zu verhüten, es in vielen Kreisen zuwege gebracht haben, die Ehe nicht mehr als eine von der Natur vorgesehene Pflicht zur Erhaltung und Vermehrung der Familie und des Volkes anzusehen, sondern in ihr lediglich eine Brücke zum Sinnengenuß zu suchen. Verstärkt wird die Wirkung dieser volksfeindlichen Gefahren durch den Einfluß öffentlicher Darstellungen wie Nacktheiten, lüsternen Schauspielen und frivoler Literatur auf die Jugend, die ihnen gerade in den Jahren ausgesetzt ist, in denen die Gründung eines Ehestandes die kräftigsten Kinder verheißt, und schließlich durch die Zurückhaltung der Regierungen in der Bekämpfung dieser öffentlichen Gefahren.

Solche Übelstände lassen tatsächlich die Befürchtungen berechtigt erscheinen, daß auch das deutsche Volk bereits seinen Höhepunkt hinter sich habe und einem langsamen Erlöschen zutreibe. Nur ein schwacher Trost könnte es sein, daß an einem solchen Verhängnis das gesamte Abendland beteiligt ist; denn daß der italienische und polnische Auftrieb dauernd sein werde, dürfte ausgeschlossen sein. Die Sachlage ist wirklich ernst und fordert, daß alle sittlichen und staatlichen Faktoren sich mit ihr beschäftigen; aber sie ist *keineswegs trost- und hoff-*

nungslos und fordert nicht, die Hände in den Schoß zu legen und mit philosophischer Gelassenheit dem Ende der abendländischen Völker entgegenzusehen.

Ändern wir zunächst einmal die Frage. Nicht „Warum nimmt die Geburtenzahl im Deutschen Reiche ab?", sondern „Ist die Zunahme der Bevölkerung im 19. Jahrhundert eine normale gewesen?" Mit der Beantwortung dieser Frage bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht. Bisher hat man den Hochtrieb des 19. Jahrhunderts für eine normale Erscheinung gehalten, was naturgemäß dahin führte, in dem Absinken der Geburtenziffern etwas Außergewöhnliches, Krankhaftes zu sehen. Wenn wir ein deutliches Bild der Bevölkerungszunahme seit Christi Geburt uns machen könnten, würde sich zeigen, daß umgekehrt gerade das 19. Jahrhundert außergewöhnliche Zahlen gebracht hat. Leider ist das nicht möglich; aber wir können doch auf indirektem Wege wenigstens annähernd den Rhythmus der Volksbewegung bestimmen und dürfen hoffen, daß eingehende Forschungen die Ergebnisse festigen werden.

Über die Zahl der Germanen im Altertume haben wir keine Angaben. Wir werden aber mit Beziehung auf wenige Zahlen, die uns römische Schriftsteller gelegentlich über einzelne Stämme und Heerhaufen machen, die Zahl der Bewohner auf dem Gebiete des alten Deutschen Reiches auf höchstens 5 Millionen anschlagen können. Das sind freilich schwer überprüfbare Zahlen[3]), die in Anbetracht des Strebens der Römer, ihre Siege durch Übertreibungen der Gegner zu verstärken, wahrscheinlich noch zu hoch sind. Auf festerem Boden stehen wir im Mittelalter — etwa am Ausgange der Hohenstaufenzeit (1273) —, wenn er auch noch schwankend genug ist, um eine andere als rohe Schätzung der Bevölkerungsmenge zu ermöglichen.

Deutschland zählte unmittelbar vor dem letzten Kriege 77 687 Dorfgemeinden, von denen rund 5000 in Abrechnung zu bringen sind, weil sie erst nach dem Mittelalter gegründet worden sind. Wir hätten demnach mit 72 687 Dorfgemeinden zu rechnen, die Ende des Mittelalters bestanden. Unter diesen sind große und kleine Dörfer, Weiler und Einzelhöfe. Nach neueren Forschungen dürfen wir für die ältesten Dörfer 3—6 Höfe oder Haushaltungen ansetzen. Im 12. und 13. Jahrhundert, der Zeit der ostdeutschen Kolonisation, zählen viele der neuangelegten Dörfer etwa 30 Höfe. Nehmen wir aus diesen sehr ungleichen Zahlen vom Einzelhof bis zum Kolonialdorf von 30 Höfen das Mittel, dann ergibt das eine durchschnittliche Größe von 15 Haushaltungen für die mittelalterliche Dorfgemeinde. Und da wir weiter für jedes Haus bzw. für jede Familie 5 Köpfe ansetzen können, so haben wir in Schlußrechnung eine Bevölkerung in Deutschland von 72 687 × 15 × 5 = 5 451 525 Köpfen auf dem Lande. Das sind natürlich nur ungefähre Ziffern; sie werden jedoch durch eine andere Berechnung einigermaßen bestätigt. Für Schlesien hat man (Meitzen) ungefähr 1500 deutsche Dörfer angenommen, die in der Kolonisation angelegt worden sind. Mit Zugrundelegung von 30 Höfen mit je 5 Köpfen ergibt das 1500 × 30 × 5 = 225 000 deutsche Einwohner. Da hier aber auch noch eine zahlenmäßig wohl fast gleich starke Schicht

[3]) Meitzen hat allerdings (Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw. I S. 140 und III S. 81) versucht, nach dem Erdbuche König Waldemars II. (um 1250) die Bewohnerzahl für eine ältere Zeit zu erschließen; da er jedoch von der Voraussetzung eines Nomadenvolkes ausgeht, und in dem wald-, wasser- und gebirgsreichen Deutschland die Verhältnisse wesentlich anders liegen, so haben diese Berechnungen für uns wenig Wert.

von Slawen saß, die auf rund 200 000 anzusetzen[4]) sein dürfte, so haben wir mit Einschluß der kleinen Städte etwa 400 000 Einwohner anzunehmen. Das Land ist etwa der 13.—14. Teil des Gebietes vom alten Deutschen Reiche. Die zahlreichen Wald- und Ödgebiete an manchen Stellen werden vielleicht durch die dichter besiedelten süddeutschen Länder soweit ergänzt, daß man jene 400 000 Einwohner wohl mit 13 multiplizieren darf, um eine Gesamtzahl von 5 200 000 Bewohnern zu erschließen, die um 1300 in den ländlichen Siedlungen saßen. Beide Berechnungen: 5 451 525 und 5 200 000 stimmen natürlich nur ungefähr; ergänzt man sie durch die Bewohner der zahlreichen Klöster und Ritterburgen, so dürfen wir etwa 6 Millionen Landbewohner für den Ausgang des Mittelalters annehmen.

Dazu kommen die Bewohner der Städte, von denen 1914 im Reiche 2352 gezählt wurden. Rechnen wir 352 ab, die erst nach 1300 entstanden sind, so bleiben rund 2000 städtische Gemeinwesen. Auch hier haben wir große und kleine. Köln a. Rh., die größte deutsche Stadt im Mittelalter, zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte nicht mehr als 38 000 Einwohner; bei Nürnberg nimmt man um 1500 etwa 20 000 an. Das sind aber Ausnahmen, denn schon in den bedeutenderen, für die v. Below (Das ältere deutsche Städtewesen usw. S. 124) die Einwohnerzahlen angibt: Straßburg i. Els. noch mit 20 000, Zürich, Basel, Frankfurt je mit 10 000, Mainz mit etwa 6000, Dresden, Leiden mit je 5000, Kiel mit 2—3000, Meißen mit 2000 Einwohnern gehören schon dem 15. Jahrhundert an. Die weitaus zahlreichsten Städte sind nicht größer als ein bedeutenderes Dorf gewesen. Bei der Anlage der Stadt Putzig 1348 sind nur 100 Höfe, also ungefähr 500 Einwohner vorgesehen. Die Rechnung wird sich nicht allzu sehr von der wirklichen Sachlage entfernen, wenn wir für die 2000 mittelalterlichen Städte eine durchschnittliche Seelenzahl von 2000 annehmen. Das ergibt eine mittelalterliche städtische Bevölkerung von 4 Millionen, mit der ländlichen zusammen rund 10 Millionen Bewohner auf dem Boden des kaiserlichen Deutschland.

Es bleibt das eine sehr rohe Rechnung. Es macht aber für die weiteren Ausführungen wenig aus, wenn man 1—2 Millionen zu- oder abrechnen will.

---

[4]) Die Zahl dürfte strittig sein. Nach den Darlegungen von Prof. O. Reche in Nr. 1 S. 13 ff. des 4. Jahrg. dieser Zeitschrift hätte Mecklenburg zur Zeit der Eindeutschung höchstens 40 000 Slawen gezählt. Wollen wir die gleiche Bevölkerungsdichte für das 2½ mal so große Schlesien annehmen, dann würden wir hier auf rund 100 000 Bewohner kommen. Für die Mittelmark berechnet Werner Gloy die Bevölkerung um 1150 auf 25—26 000 Slawen (Die Besiedlung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624, Stuttgart 1926). Das berechnete Gebiet ist etwas mehr als die Hälfte der Provinz (209 703 : 151 270 km). Für die ganze Mark (mit Ausnahme der Altmark) würden wir demnach etwa 50 000 Einwohner annehmen dürfen. Mecklenburg, Brandenburg und Sachsen lagen in der Front des Slawentums; ihre Bevölkerungen sind nicht nur durch jahrhundertelange Kämpfe mit den Deutschen dauernd vermindert worden, sondern die slawischen Stämme haben sich auch in gegenseitigen Kämpfen aufgerieben. Schlesien ist aber anscheinend bei weitem nicht so durch äußere Kämpfe beunruhigt worden; es fiel als einheitlicher Block bald den Böhmen, bald den Polen zu und ist erst unter den Piasten um 1150 durch innere Wirren geschwächt worden. Daß aber diese Provinz in slawischer Zeit stärker besiedelt war, dafür sprechen die zahlreichen — etwa 300 — Burgwälle und die nur durch Massenaufgebot herzustellenden großen Grenzwälle (die sog. Dreigräben zwischen der Bunzlau-Glogauer Kreisgrenze bis nach Niebusch im Kr. Freistadt sind 60 km lang; die sog. Preseka umzog den ganzen Gau Silenzi; der Burgwall bei Lubosiz ist 60 ha groß). Und bei dem teilweise recht guten Boden (Schlesien überragt mit 55,6% den Durchschnitt des Ackerbodens Preußens um 5%) und bei den zahlreichen slawischen Bodenfunden darf man schon eine dichte Bevölkerung mutmaßen. Aber immerhin ist die angenommene Bevölkerung von 200 000 Slawen anfechtbar.

Denn daß die Einwohnerzahl ganz bedeutend geringer war als im 19. Jahrhundert, wird wohl nicht bezweifelt. Eine etwas einseitige Rechnung über den Rhythmus der Bevölkerungszunahme haben wir in dem Wachsen der städtischen Einwohnerzahlen. Frankfurt a. M., dessen Bewohner für 1387 mit 10000 berechnet worden sind, zählte 1800 erst gegen 40000 Seelen, die 1885 auf etwas mehr als 154000 angewachsen waren. In gleich langsamer Weise sind auch andere Städte in ihrer Einwohnerzahl gestiegen: Nürnberg um 1400 mit 20000 wuchs erst um 1600 um das Doppelte und stieg 1806 auf das Vierfache; Straßburg i. E. zählte 1475 etwa 20000, besaß 1885 ungefähr 112000; Zürich von 10000 um 1400 zählte 1888 28000 Einwohner; das günstig gelegene Basel hatte seine 10000 Einwohner im 15. Jahrhundert erst 1861 versechsfacht. In Berlin-Kölln haben wir 1570 etwa 12000, 1598 nur 8—9000, 1640 etwa 6—7000 Einwohner, die um 1800 auf 172000 angestiegen waren. Und dabei ergab sich dieses langsame Anwachsen oft erst durch die Einverleibung von Nachbarorten. Helmstedt hat 9, Braunschweig 8, Blankenburg i. H. 6, Seesen und Holzminden je 5, Göttingen und Einbeck je 4, Holzminden, Stadtoldendorf, Northeim und Gandersheim und das alte Berlin je 3, Salzderhelden 2 Nachbarorte in sich aufgenommen, die freilich oft aus Wüstungen bestanden (Dörries, Die Städte des oberen Leinetales, Göttingen 1927, J. Meier, Niedersächsischer Städteatlas, Hannover 1922). Diese wenigen Zahlen geben immerhin ein Bild, wie trotz aller Einbußen durch Seuchen und Kriege die Bevölkerung Deutschlands langsam bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges gestiegen war. Man (G. Freytag) hat die Einwohner vor dieser nationalen Katastrophe auf ungefähr 20 Millionen geschätzt und bis 1648 einen Verlust von 13 Millionen angenommen. Beide Zahlen sind vielleicht noch etwas zu hoch gegriffen.

Bei der Annahme von 12 Millionen nach dem Kriege dürfte die Volksvermehrung in dem ihm folgenden Jahrhundert bei weitem nicht so stark gewesen sein wie in der durch Handel und Gewerbe aufblühenden Zeit vorher, obgleich auch hier der Vermehrung durch Mönche und die Hagestalden, die erblosen Söhne der Hofbesitzer, künstlich gehemmt war. Ein Land, das 30 Jahre lang unermeßliche Leiden ausgehalten hatte, in dem wohl die Hälfte aller Wohnstätten vernichtet und die Äcker verwüstet waren, konnte sich unmöglich schnell von den großen Menschenopfern erholen. Dazu kamen noch die Auswanderungen in fremde Gebiete: nach Polen, Rußland, Galizien, Ungarn und später nach Amerika und ferner die vielen europäischen Kriege: Schwedenkrieg, Kämpfe gegen Ludwig XIV., Spanischer Erbfolgekrieg, Siebenjähriger Krieg, die eine Volksvermehrung beeinträchtigten. Eine Zunahme der Bevölkerung setzte erst Ende des 18. Jahrhunderts wieder ein, um nochmals durch die Napoleon'schen Kriege gewaltsam aufgehalten zu werden. Am Schlusse der Freiheitskriege haben auf dem Gebiete des Deutschen Reiches ungefähr 20 Millionen Menschen gelebt. Wenn alle diese Berechnungen, die auf Grund der allgemeinen Lage und von Stichproben gewonnen sind, nur einigermaßen stimmen, dann hat sich die Bevölkerung Deutschlands bis Ende der Hohenstaufenzeit, also in 1300 Jahren, verdoppelt und in dem folgenden Halbjahrtausend auch nur um etwas mehr als verdoppelt. Das ist ein Ergebnis, das auch in andren europäischen Ländern zu errechnen sein dürfte.

Mit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die ersten zuverlässigen Zählungen vorgenommen wurden, setzte eine stärkere Zunahme der Bevölkerung ein, die trotz der großen Auswanderung in der ersten Hälfte des Jahr-

hunderts unaufhaltsam vorschritt. Zählte Deutschland um 1820 auf den Quadratkilometer 49 Einwohner, so stieg diese Zahl 1840 auf 61, 1860 auf 70, 1880 auf 84, 1890 auf 91 und 1900 auf 104 Bewohner. Im Anfange des 20. Jahrhunderts zählte Deutschland 56 Millionen Einwohner, die bis zum Beginn des Weltkrieges auf 68 Millionen gestiegen waren.

Einen gleichen Aufstieg haben auch die meisten anderen Staaten Europas erlebt. Von 1820 bis 1900 stieg die Bevölkerungsdichte in Österreich von 47 auf 87 Einwohner, in Frankreich von 57 auf 72, in Italien von 65 auf 113, in England-Wales von 80 auf 215, in Schweden von 5,7 auf 11, in Belgien von 138 (1840) auf 231, in Holland von 88 (1840) auf 157. Mit anderen Worten: Es hat sich die Bevölkerungsdichte in 80 Jahren verdreifacht in England-Wales, veranderthalbfacht in Belgien, mehr als verdoppelt in Deutschland und in Italien, verdoppelt in Österreich und in Holland, in Frankreich aber nur um ein Viertel vermehrt. Mit Ausnahme von Schweden, Holland und Belgien, die keine Kriege oder nur unbedeutende Kolonialkämpfe geführt haben, sind alle Staaten auf größeren Schlachtfeldern gewesen, auf denen die Verluste aber verhältnismäßig gering waren und die Bevölkerungsbewegung nicht aufgehalten haben. Auch die Opfer der Cholera, die 1823, 1829—1837, 1847—1857, 1865—1876, 1882 bis 1887 und 1892—1893 Europa heimsuchte, waren im Verhältnis zur Bevölkerungszahl gering und haben die Vermehrung nur unwesentlich beeinträchtigt.

Eine andere Rechnung zeigt, daß sich die Bevölkerung auf das Tausend im 19. Jahrhundert vermehrt hat in Rußland um 15,2, in England-Wales um 13,5, in Norwegen um 12, in Irland (1801—1840) um 11,3[5]), in Dänemark um 11,2, in Schottland um 10,6, in Deutschland um 9,8, in Holland um 9,5, in Österreich um 7,7, in Italien und Belgien um je 7,3, in Schweden um 7,2, in der Schweiz um 5,8, in Spanien um 5,1, in Frankreich (1806—1861) um 4,2, die sich bis 1896 auf 4,1 verminderten, und in Ungarn um 3,4. Das ist im Vergleiche zu den früheren Jahrhunderten eine außerordentlich starke Vermehrung, die bei den niedrigeren Zahlen in den an und für sich schwach bevölkerten Ländern Schweiz, Spanien und Ungarn noch ein Fortschritt sind, bei dem nur Frankreich erheblich zurückgeblieben ist.

Diese Zahlen offenbaren aber auch die Tatsache, daß die Bevölkerungszunahme Hand in Hand geht mit der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung. England steht hier an der Spitze; dann folgen in absteigender Reihe Belgien, Holland, Deutschland, Italien, Österreich, Frankreich. Alle haben im Zusammenhange mit der Zunahme der Bevölkerung auch Industrie und Handel gesteigert; nur Frankreich hat seine verhältnismäßig kleine Industrie entwickelt, ohne seine eingeborene Bevölkerung wesentlich zu verdichten. Dabei ist aber etwas zu beachten. Vor dem Kriege haben in Deutschland alle Betriebe an der wirtschaftlichen Entwicklung teilgenommen — nach einer kurzen Hemmung auch die Landwirtschaft; nach dem unglücklichen Ausgange unseres Verteidigungskrieges sind mehr und mehr die Großbetriebe an die Spitze getreten. Die letzte gewerbliche Betriebszählung von 1925 hat nun 1614000 Kleinbetriebe mit 2837000 beschäftigten Personen, 206000 Mittelbetriebe mit 2899000 und 33000 Großbetriebe mit insgesamt 6958000 Personen ergeben. Mehr als die Hälfte aller in diesen Betrieben tätigen Personen findet seinen Unterhalt in den Großbetrieben. Man

---

5) Diese Vermehrung schlug aber bis 1886 infolge von Auswanderung in ihr Gegenteil um und brachte einen Verlust von 2,08 auf das Tausend.

ersieht daraus, daß sich nach der vorangehenden Zählung von 1907 im Bestande der Betriebe wenig geändert hat, daß mit Ausnahme der Kleinbetriebe, in denen sich die Zahl der beschäftigten Personen etwas vermindert hat, sie sich in den mittleren Betrieben um 25%, in den Großbetrieben aber um 50% vermehrt haben. Das ist der Volksvermehrung nicht günstig gewesen. Denn unter den in den Großbetrieben beschäftigten fast 7 Millionen befinden sich Hunderttausende, die aus Mangel an Wohnungen, unzureichendem Einkommen und bewußter Ablehnung der Ehe für die Volksvermehrung zunächst ausfallen. Dies ist eine der Ursachen der Geburtenverminderung. Daneben aber ergibt sich noch eine andere wichtige Tatsache. Aus der gleichmäßig fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung, die während des 19. Jahrhunderts sich verbreiterte und in einen schnelleren Gang kam, hob sich der Industrialismus in immer steilerem Vertikalismus hervor. Er war es, der Deutschlands Wirtschaftshöhe in der Hauptsache getragen hat, der letzten Endes auch Deutschlands Gegner zu ihrem Vernichtungskriege anspornte. Er ist aber aus der gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Arbeit nicht nur unverhältnismäßig schnell emporgeschossen, sondern hat auch Millionen von Existenzen mit sich gerissen, ohne ihnen einen sicheren Platz im sozialen und wirtschaftlichen Leben anzuweisen. Die Bevölkerungsbewegung, die im vorigen Jahrhunderte auffallend stark emportrieb, stand in unmittelbarem Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Blüte; aber sie konnte mit ihr nicht Schritt halten, seit sich die Großbetriebe aus dem Verbande der nationalen Produktion lösten und sie an den Motor des internationalen Kapitals ankurbelten. Das trat besonders nach dem Ende des Weltkriegs ein.

Ein gleiches Bild zeigt sich in vielen Staaten Europas. Bei den verhältnismäßig wenig in der wirtschaftlichen Entwicklung beunruhigten mitteleuropäischen Ländern trat im 19. Jahrhundert ein überraschend schneller Bevölkerungsauftrieb ein, der auf einer ganz anderen Grundlage stand als bei den slawischen Völkern Osteuropas. Das alte Rußland mit einer Vermehrung von 15,2 auf das Tausend steht hier zwar an der Spitze, hat aber an der wirtschaftlichen Entwicklung nur wenig Anteil. Auf einer vorwiegend agrarischen Grundlage ging die Volkszunahme rein triebmäßig vor sich. Es bestätigte sich die alte Wahrnehmung, daß landwirtschafttreibende Völker, soweit sie nicht durch Entartung oder Seuchen gestört werden, ein fast ungezügeltes Emportreiben erleben, während die Vermehrung bei Industrie- und Handelsvölkern der Kurve des Wirtschaftslebens folgt, aber immerhin in mäßigen Grenzen bleibt. Daraus ist eine für die Bevölkerungsbewegung wichtige Tatsache zu ersehen, die — soweit ich sehe — in den Statistiken nicht klar zum Ausdrucke gekommen ist. Die Vermehrung bleibt (mit Ausnahme von Frankreich, wo Alterserscheinungen vorzuliegen scheinen), gegen die vorangehenden Jahrhunderte nicht zurück, schnellt aber in der Zeit wirtschaftlicher Hochentwicklung *plötzlich* empor und erzeugt die Vorstellung, in diesem plötzlichen Durchbrechen des Vermehrungsrhythmus einen *natürlichen* Vorgang zu sehen, der nun auch anhalten müsse. *Und das ist ein Trugschluß.* Ein zeitweises Stehenbleiben der Volkskraft beweist noch lange nicht ihre Erschlaffung! Diese Erkenntnis ist bei vielen Betrachtungen über die Verminderung des Geburtenüberschusses aus dem Auge verloren. Wir stehen unter dem Eindrucke der gewaltigen Volksvermehrung des 19. Jahrhunderts und haben den großen Geburtenüberschuß als selbstverständlich, dauernd und notwendig für die Zukunft angesehen. Zu den wirtschaftlichen Gründen des Auftriebs traten die — mit Ausnahme des Weltkrieges — geringen Opfer der Kämpfe, der Aufschwung der

medizinischen Wissenschaft, deren Arbeit die Opfer der zahlreichen Seuchen erheblich verringerte, dann die Erleichterung der Lebenshaltung durch gesünderes Wohnen, rationelleres Arbeiten und erweiterte Verdienstmöglichkeiten, naturgemäßes Leben infolge des militärischen Dienstes, des Turnens und des Sportes, der Rückgang der Auswanderung, ferner die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und die Sorge für die Verlängerung des Lebens. Eine Reihe von günstigen, den vorangehenden Jahrhunderten unbekannten oder doch nur wenig beachteten Umständen haben zusammengewirkt, die Bevölkerung Deutschlands in einem bisher nicht bekanntem Maße anschwellen zu lassen.

Von 1820—1900 betrug die Zunahme in Deutschland auf das Tausend alle 20 Jahre: 1820 = 49, 1840 = 61, 1860 = 70, 1880 = 84, 1900 = 87. In den ruhigen Friedensjahren nach den Freiheitskriegen stieg die Vermehrung auf 49 je Tausend, in den beiden folgenden Jahrzehnten auf 61, d. i. ein Mehr von 12 gegen die vorangehende Zeit. Von 1840 bis 1860, als Europa durch Revolutionsbewegungen beunruhigt und in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt wurde, als auch wiederholte Choleraepidemien störend eingriffen, betrug die Vermehrung 70 auf das Tausend. Die rasche Vermehrung war also schon wieder ein wenig erschüttert. Von 1860 bis 1880, einer Zeit, in der Deutschland drei Kriege zu führen hatte, aber dadurch nicht nur politisch geeint, sondern auch wirtschaftlich stark belebt wurde, stieg die Zahl der Geburten sogar auf 84 auf das Tausend, überragte also die beiden vorangehenden Jahrzehnte noch um 14. Doch hielt das Anwachsen nach 1871 nicht an. Das Jahrzehnt von 1880 bis 1890, in dem Arbeitsentlassungen und Streiks das wirtschaftliche Leben erschütterten, brachte nur ein Mehr von 6, d. h. 90 auf das Tausend, das indessen im folgenden Jahrzehnt wieder auf 104 Köpfe anstieg. Darnach war das Wachsen der Bevölkerung recht ungleich, hielt jedoch dauernd an. Wenn es in dieser Weise weitergegangen wäre und sich Deutschlands Bevölkerung in gleichem Maße vermehrt hätte, dann würde der Zeitpunkt bald erreicht worden sein, an dem das Land seine Bevölkerung nur noch durch eine Überspannung der Industrie, d. h. durch ein Drücken der Arbeitslöhne, hätte beschäftigen können, zumal die im Anbaue befindlichen Gebiete mit Einschluß der uns geraubten Ostprovinzen sie beiweitem nicht ernähren konnten. In einer ähnlichen Lage waren, mit Ausnahme Frankreichs, alle Industrieländer Europas, bei denen sich dieselben volkspolitischen Folgen wie in Deutschland bemerkbar machen, obwohl jene infolge des sogenannten „Sieges“ noch manches voraushaben.

Auf dieser Welt wachsen keine Bäume in den Himmel. Die Verlangsamung des Wachstums trat bereits vor dem Einwirken des Weltkrieges ein. Mit der ungeheuren Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte waren auch die Gefahren gewachsen, denen die einzelnen ausgesetzt waren. Trotz der starken Geburtenzunahme war der wirkliche Überschuß im Sinken. Betrug er noch 1876 auf das Tausend 41 Köpfe, so sank diese Zahl schon 1913 auf 27,7; 1921 auf 26,1; 1923 auf 21,7; 1925 auf 20,9. Deutlicher noch läßt sich das Absinken des Geburtenüberschusses in der folgenden Aufstellung übersehen:

1913	Geburtenüberschuß	in	Deutschland	819 000
1920	„	„	„	666 388
1922	„	„	„	523 589
1924	„	„	„	325 607
1926	„	„	„	308 287.

Die Zahl sinkt also von 1913 ab dauernd. Da nach einer Berechnung von Grotjahn-Blümner die Geburtsziffer nicht unter 20 für das Tausend sinken darf, falls sich ein Volk noch vermehren soll, und da der Überschuß in Deutschland schon 1926 auf 19,5 sank (was freilich nicht dasselbe ist wie die reine Geburtenziffer), so kämen wir dem Zeitpunkt immer näher, von dem ab das deutsche Volk sich nicht mehr vermehrt, d. h. ein absterbendes Volk wird[6]).

Die Statistik bestätigt diese Voraussage; aber sie ist kein einwandfreies Beweismittel. Wenn wir auch über die Volksvermehrung früherer Jahrhunderte kein klares Bild haben und den Stand der Bevölkerung nur ausnahmsweise für einzelne Orte erschließen können, so wird es nach dem Vorangehenden doch wohl kaum zweifelhaft sein, daß die Zunahme in dem 19. Jahrhundert ganz besonders stark war und aus dem Rhythmus der älteren Zeiten herausfiel. Nach dem Weltkriege[7]) und der ihm folgenden Erschütterung des politischen und wirtschaftlichen Lebens ist die Geburtenziffer dauernd im Sinken, aber daraus folgt noch nicht ohne Weiteres eine dauernde Volksverminderung. Die Vermehrung nähert sich anscheinend wieder ihrem alten Rhythmus, obwohl die Gegenwart in mancher Beziehung einer Zunahme günstiger ist als die Vergangenheit.

Auch hier war der Geburtenüberschuß keineswegs so groß, wie es u. a. bei der häufig berichteten Vielzahl von Kindern erscheint. Es werden Fälle überliefert, nach denen Ehepaare 20 bis 30 Kinder hatten. Das sind aber Ausnahmen und wird daher nur als Besonderheit berichtet. Und wenn auch die Kinderzahl in den Familien durchschnittlich größer als heute war, so stand diesem wieder eine größere Sterblichkeit gegenüber. Vor einigen Jahren sah der Verfasser aus besonderen Gründen die Kirchenbücher einiger ostmärkischen Gemeinden durch — darunter eines aus den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts — und fand, daß viele Familien eine zeitlang regelmäßig in jedem Jahre ein Kind anmeldeten, aber auch auffallend oft den Tod eines Kindes. So wird es auch andernorts gewesen sein. Drei Kinder scheinen in der Regel überhaupt nur älter geworden zu sein. Was an jungem und kräftigem Nachwuchs das Reifealter erreichte, wurde in späteren Jahren durch Krieg, Seuche, Auswanderung und Unglücksfall vermindert, so daß für die Fortpflanzung häufig nur 2 Kinder übrig blieben. Eigentliche Krankheitsfälle kommen in diesen Aufzeichnungen recht selten als Todesursache vor. Heute hat sich darin manches ungünstig geändert. Von den 1925 im Deutschen Reiche gestorbenen 348 859 männlichen Personen sind nur 32 630 infolge von Altersschwäche zugrunde gegangen. Dagegen haben 285 541 ihr Leben durch Krankheit und 30 288 durch Unfall, Mord (889) und Selbstmord (10 982) verloren. Das sind sehr ernste Ziffern, denn sie beweisen, daß der weitaus größte Teil aller deutschen Männer das ihnen von der Natur gesetzte Alter nicht erreichte. Die weitere Folgerung wird nicht abwegig sein, daß von diesen die meisten in das zeugungsfähige Alter eintreten, in dem die krankhaften Anlagen bereits vorhanden waren und gesunde Kinder nicht mehr erhoffen ließen.

Man wird ohne weiteres einräumen müssen, daß die statistisch belegte sinkende Geburtenzahl sehr stark beunruhigt. Wenn auch Säuglings- und Gesund-

---

[6]) Nach Direktor Dr. Burgdörfer, Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung, 1929, soll der Zeitpunkt der absoluten Verminderung nach den bisherigen Tatsachen schon 1945 eintreten.

[7]) Man schätzt die Verluste an Gefallenen, Mehrgestorbenen und ausgefallenen Geburten für Deutschland auf mindestens 6 Millionen, für alle beteiligten Länder auf 33 Millionen.

heitspflege, Sport, gesundes Wohnen und andre in der Gegenwart ausgebildete Wohlfahrtsbestrebungen der Aufzucht des Nachwuchses günstig sind, so wird dadurch eine von den Eltern ererbte schwächliche oder krankhafte Anlage nur bis zu einem bestimmten Grade unwirksam gemacht. Vor allem dürfen wir nicht den Gefahren der Kinderlosigkeit oder der Kinderbeschränkung gegenüber die Augen verschließen. Andere Umstände wie Ehescheu, Wohnungsnot, Teuerung und späte Heirat, die nicht nur in den höheren Ständen zur Regel zu werden scheint, dazu eine frivole Lebensführung, erhöhen diese Gefahren. Falls diese Vorboten eines Niederganges anhalten, dann muß ein Volk in seinem zahlenmäßigen Bestande zurückgehen, selbst wenn es vielleicht nicht berechtigt ist, in dem Zweikindersystem schon eine dauernde Einbuße zu erkennen.

Da steigt aber eine andere Frage auf. Ist es für ein Volk wirklich eine Lebensfrage, mit möglichst hohen Zahlen in der Völkertafel zu stehen? Ist nicht die Qualität mehr als die Quantität? Das Bestreben, unsre Bevölkerung in zwei oder drei Jahrzehnten von 60 Millionen[8]) auf 100 Millionen zu bringen, darf nicht unsre bevölkerungspolitischen Maßnahmen bestimmen, sondern das Streben, die lebenden Geschlechter körperlich und sittlich zu ertüchtigen und zu trefflichen Vertretern ihres Volkes zu machen. Denn die Qualität ist mehr als die Quantität, die sich nach einem zahlenmäßigen Rückgange wieder heben wird, wenn nur die erstere gut ist[9]). In der städtearmen Schweiz haben wir ein Beispiel für die langsame Vermehrung eines Bauernvolkes, denn die wenigen volkreichen Städte spielen in der Volksvermehrung eine bescheidene Rolle. Die Schweizer Bevölkerung hat in der Zeit von 1837 bis 1888 für das Tausend nur um 5,8 zugenommen und steht mit Spanien (5,1), Frankreich (4,1) und Ungarn (3,4) an der untersten Stelle der europäischen Vermehrung; und doch wird niemand behaupten, daß die Schweizer ein absterbendes Volk seien. Es ist, mit Ausnahme einiger Großstadtelemente, ein durchaus gesundes Bauernvolk geblieben und kann uns ein Beweis dafür sein, daß wenige, aber gesunde Bevölkerungsteile einen ausreichenden Nachwuchs gewährleisten. Das europäische Rußland, in dem innerhalb der Jahre 1850 und 1886 die Bevölkerungszahl um 15,2 für das Tausend zunahm, beweist das Gegenteil. Denn die in dieser Zahl einbegriffenen Wotjaken, Mordwinen, Tscheremissen, Tschetschenzen, Kirgisen, Tartaren, Baschkiren, Kalmücken u. a. Völker haben keine andere als zahlenmäßige Bedeutung. Es soll das keine minderwertige Beurteilung dieser Völker sein, die erst anfangen, sich der europäischen Kulturgemeinschaft zu nähern; aber noch ist, wie die 13 Jahre der Sowjetherrschaft erkennen lassen, der Abstand zu groß, um sie als aufbauende Volksteile einzuschätzen. Bei diesen Völkern ist die Vermehrung beinahe kaninchenartig, ohne daß sie davon mehr haben, als in großen Katastrophen: Hungersnot, Seuchen, Bolschewismus u. a. gewaltige Menschenopfer bringen zu können. Der eigentliche Russe vermehrt sich nicht so stark und dann vorwiegend in den unteren Kreisen. Es scheint ein natürliches Gesetz zu sein, daß die Kultur die tierhafte Vermehrung bis zu einem gewissen Grade einschränkt, ein Gesetz, dessen

---

[8]) Es ist nur vom heutigen Reich, nicht von der größeren Volksgemeinschaft die Rede.

[9]) In dem für die vorliegende Frage sehr aufschlußreichen Buche von Walther Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, München, 1929, ist auf Grund der Geschichte der englischen Pferdezucht (S. 303 ff.) dargelegt, daß die Züchtung einer Edelrasse von nur wenigen Tieren — eigentlich von nur dreien — ausging, daß also keineswegs die Masse, sondern die Auswahl den hohen Stand der englischen Pferdezucht bewirkt hat.

Tragweite wir noch nicht genügend übersehen, das aber zeigt, wieweit bei Kulturvölkern nur die starken, gesunden und vielleicht (?) auch führenden Elemente die Hauptträger der Volksvermehrung sind — vorausgesetzt, daß sie sich über die Pflichten ihrem Volkstum gegenüber klar sind. Stehen sie ihm freilich gleichgültig gegenüber, dann werden sie, wie im alten Griechenland, mitschuldig an dem Untergange ihres Volkes.

Damit kommen wir zu der anderen Seite des Bevölkerungsproblems. Ist es überhaupt wünschenswert, daß sich das deutsche Volk in dem Tempo des vorigen Jahrhunderts vermehrt? Die Sachlage ist doch so: Die fruchtbare Landbevölkerung sandte ihre Nachkömmlinge, die auf dem Lande keine oder unbefriedigende Arbeit fanden, in die Stadt. Auch heute noch, da jeder gesunde Arm im Dorfe gebraucht wird, strömen viele in die Industrie. Sie wurden bald entwurzelt, hatten keine Beziehung mehr mit der Heimat, mit der Natur und dem eigenen Volksgenossen, der nur das Schwergewicht der Masse erhöhen sollte, um rein äußerliche Forderungen durchzudrücken. Dadurch ist er seinem Volke entfremdet, hat seine volkliche Vergangenheit abgestreift und sucht in einer Menschheitsverbrüderung einen Ersatz, für den andere Völker kein Verständnis haben. Das ist zum Teile eine echt deutsche Gefühlsregung, die, solange sie fest in der Heimat wurzelt, ein wesentlicher Zug der Volksanlage und ungefährlich ist. Losgetrennt von diesem Boden wird sie aber zu einer Gefahr für Volk, Kultur und nicht zuletzt für alle, die sich ihr haltlos verschrieben haben. Hat sich im Vorangehenden gezeigt, daß es für die Entwicklung eines gesunden Volkes nicht unumgänglich ist, eine Vermehrung in dem Geschwindschritt des 19. Jahrhunderts zu erstreben, so liegen doch auch bedenkliche Anzeichen dafür vor, daß die Zukunft von vielen bewußt untergraben wird, um in der Auflösung aller Ordnung und menschlicher Beziehungen für ein neues Werden Grundsteine zu legen, die morsch sind und keine Tragkraft besitzen. Es sind sichere Fäulniserscheinungen, wenn man gegen die Familie, gegen Religion und Kultur Sturm läuft, wenn man die Zweiehe für überlebt hält und in einem schrankenlosen Ausleben den Inhalt des Menschenlebens sehen will. Viele Tausende vermeiden die Ehe (nicht aber die Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe!); andere verwerfen zwar nicht die Ehe, wollen aber aus Bequemlichkeit keine Kinder haben. Dazu kommen Übertreibungen der sogenannten sexuellen Not, die insofern nicht ungefährlich sind, als sie gesundheitliche und sittliche Forderungen vertreten wollen, in ihrem Endergebnis aber den Willen zur Nachkommenschaft lähmen. Da ist vor allem die amerikanische Kameradschaftsehe, die von jugendlichen Schwärmern als Zukunftsehe begrüßt wird, die in einigen seltenen Fällen vielleicht zu einer Dauerehe führen kann, die aber bei den Voraussetzungen ihrer Förderer zur Sinnlichkeit und Erniedrigung des Weibes, zur Zerstörung der Kameradschaft und zur Untergrabung des Familienlebens führen muß. Dann macht sich ferner das von bolschewistischer Vergiftung geleitete Bestreben geltend, den Ehebund mit so schwachen Bindungen zu schließen, daß er mit Leichtigkeit wieder aufgelöst werden kann. Wenn eine solche Propaganda, die immer auf die Vermeidung der Empfängnis zielt, allgemein anerkannt werden würde, dann müßte sie allerdings zu einer großen Gefahr für Volk und Kultur werden.

Doch ist sie nicht so groß, wie sie angesichts vieler Zeiterscheinungen sein könnte. Zwar werden solche Bestrebungen von einzelnen linksstehenden politischen Parteien unterstützt — wenigstens nicht bekämpft — und könnten verhängnisvoll für die Volksvermehrung werden, wenn sie nicht in sich selbst die Gewähr ihrer

Unschädlichkeit trügen. Was sind es eigentlich für Elemente, die in dieser Weise gegen ihr eigenes Volk wüten? Neben krankhaften Individuen sind es politische Marodeure, deren Streben erfüllt ist von einem engstirnigen Egoismus, und die als Inhalt ihres Lebens nur den Genuß kennen. Es sind Elemente, die sich in all ihren Handlungen von keinen inneren Hemmungen hindern lassen, die sich weder um Volk, um Zukunft noch um das Jenseits kümmern, und die selbst ihre vorgeschützten Menschheitsideale durch ihre Selbstsucht beschmutzen. Daß diese Menschen, die nur in der Massenstadt möglich sind, kein Gewinn für ein Volk sind, liegt auf der Hand. Solche Elemente hat es in jeder Zeit und in jedem Volke gegeben; sie sterben von selbst ab, wenn der Volkskörper gesund ist. Ist aber das deutsche Volk gesund? Ja, es ist gesund, wenn auch einzelne Teile erkrankt sind[10]).

Auch in Deutschland — ich sage absichtlich nicht, im deutschen Volke — gibt es Hunderttausende, die da wähnen, durch Begeifern aller Bestrebungen aufbauender Art die Bahn freizumachen für eine Zukunft, die in nichts mehr mit der Vergangenheit verbunden ist, in der Unduldsamkeit und Unfreiheit herrschen, wenn sie auch anders genannt werden. Eine solche Anschauung ist naturgemäß der Volkszunahme nicht günstig. Doch überschätzt man im allgemeinen diese Gefahr, denn ihre Träger sorgen ja selbst dafür, daß sie aus der Entwicklung ausgeschaltet werden. Da diese Elemente — mögen sie auch noch so zahlreich sein — die Ehe und die Nachkommenschaft scheuen, so sind sie nur für den kurzen Lauf ihres Daseins gefährlich und auch nur denen, die bereits angekränkelt sind. Die Lage wäre viel ernster, wenn dem nicht so wäre und die laxen, bolschewistischen Anschauungen durch Nachkommen weiter vererbt würden. Wie Alkoholiker und Syphilitische gewöhnlich keine gesunden Kinder haben können, so würden Nachkommen jener von vornherein belastet sein.

Die Träger einer Lebensanschauung, bei der alles erlaubt ist — nur nicht Selbstzucht! — sind gewiß in der Gegenwart lästig, für die Zukunft des Volkes und für seine Vermehrung haben sie keine so große Bedeutung. Da sie für Kindereinschränkung eintreten, so räumen sie das Feld für die Nachkommen derer, die eine höhere Auffassung vom Leben und von der Menschheit haben. Und diese sind für die Volksvermehrung allein von Bedeutung, wenn die Geburtenzahl auch etwas hinter den Erwartungen zurückbleibt, die man sich nach den Zahlen vor dem Kriege gemacht hat. Doch hier weist der Warner auf das Sinken der Geburtenziffern bei den Landleuten hin; denn auch bei diesen herrscht bereits vielfach das Zweikindersystem, wenn auch nicht in dem Maße, wie es besorgte Schriftsteller äußern. Immerhin werden wir diese Quelle unserer Volksvermehrung dauernd im Auge behalten müssen. Schwache, bequeme und durch Verantwortungsgefühl wenig beschwerte Elemente gibt es natürlich auch auf dem Lande. Wenn diese einmal das Übergewicht erhalten würden — woran ich aus meiner Kenntnis des

---

[10]) Ein Beleg. In den Aborten einer großen Stadt sind seit 10 Jahren merkwürdige Warnungen angebracht. Sie sagen, wie jeder, der sich im außerehelichen Verkehr eine Krankheit geholt hat, sich den Folgen entziehen könne. Wohlgemerkt! Nicht vor der Gefahr des Verkehrs dieser Art wird gewarnt, sondern vor den sich daran knüpfenden Folgen. Das ist ungefähr dasselbe, als wollte man nicht vor Mord und Diebstahl warnen, vielmehr Mittel und Wege angeben, um dem Gesetze zu entrinnen. In einer Hinsicht besteht freilich ein Unterschied. Das Verbrechen kann zu einer vorübergehenden Freiheitsstrafe führen, von der aus im günstigsten Falle eine Besserung des Übeltäters ausgeht; aus dem außerehelichen Verkehr kann eine dauernde Belastung und Schwächung des Körpers, ein frühzeitiger Tod und eine schwere Schädigung etwaiger Nachkommen erwachsen.

deutschen Bauern nicht glaube — dann würde das deutsche Volk zwar nicht aussterben, aber in seiner Volksvermehrung aufgehalten, verlangsamt werden. Doch die Ursachen des Zweikindersystems sind hier andere als in der Stadt. Der echte Bauer liebt seinen Hof, den er ungeteilt in der Hand eines Erben lassen will. Zwei Söhne sind bereits eine Gefahr für den Hof. In großen Gebieten Deutschlands haben wir eine Kinderbeschränkung schon seit Jahrzehnten, bevor sie in den Städten größere Bedeutung gewann. Wenn nicht günstige Umstände: Einheirat, Ansiedlung durch die Generalkommission oder die Möglichkeit eines höheren Studiums vorhanden waren, gingen die nachgeborenen Söhne dem Lande meistens verloren. Andererseits aber, was besonders in Mittel- und Süddeutschland zu beobachten ist, gingen sie in eine Nachbarstadt, um ein Handwerk zu erlernen oder kleine Beamte, Militärs oder Kaufleute zu werden. Unter den gegenwärtigen sehr ungünstigen Verhältnissen sieht sich der Landmann gezwungen, die Kindererzeugung etwas einzuschränken, wenn ihm dies auch persönlich unsympathisch ist. Indessen scheint diese Lage jetzt selbst auf eine Änderung zu dringen. Die schweren Lasten, die auf dem ländlichen Grundbesitze ruhen und die pekuniäre Unmöglichkeit, den mittleren und kleinen Besitz mit fremden Kräften rationell zu bewirtschaften, weist auf die Mitarbeit der Angehörigen. Zahlreiche Kinder sind eine Erleichterung der Wirtschaft! Es entsteht dadurch der Kinderbeschränkung eine Gegnerschaft, die in Verbindung mit den noch gesunden Anschauungen der Landbevölkerung eine Zunahme des Kinderreichtums verheißt. Und wenn sich diese Hoffnung in den nächsten Jahrzehnten nicht oder nur zum Teile bewahrheiten sollte, dann sichert das bäuerliche Edelblut doch soviel Stammesträger, daß sie später wieder den durch den Ausfall der städtischen Vermehrung eingetretenen Verlust wettmachen.

Auch in den Städten geht man jetzt der Vergeudung unserer Volkskraft zu Leibe durch Ertüchtigung der Jugend. Man kann sich über die Erfolge der medizinischen Wissenschaft freuen, wenn sie immer festere Wälle gegen verheerende Volkskrankheiten aufwirft; der beste Schutz ist aber doch ein natürliches und vernünftiges Leben. Der körperlich gesunde Mensch unterliegt nicht so leicht den Versuchungen unsittlicher Wünsche; der geistig oder leiblich Angekränkelte hat dagegen häufig nicht die Kraft, ihnen zu widerstehen. Der Gegensatz zwischen der noch nicht angekränkelten Landbevölkerung und den Bewohnern der Groß- und Industriestadt geht in letzter Linie auf den Unterschied zwischen natürlichem und gekünsteltem Leben zurück. Auch in der Stadt wirkt sich dies noch aus, denn alle Bewohner, die nicht dauernd in enge Wohnungen eingepfercht sind, die wenigstens zeitweise in einer guten Umwelt leben und sich und ihre Wünsche dem Allgemeinen unterzuordnen wissen, sind der Lebensanschauung des Landes zuzurechnen, selbst wenn sie sich, wie bei einem Teil der roten oder schwarzrotgelben Jugend, vorerst noch in stürmischer Begeisterung nach einer falschen Seite gewandt haben. Bleibt diese Jugend gesund und lehnt die Versuchungen der Großstadt ab, dann findet sie wohl unbewußt den Weg zurück zu den aufbauenden Elementen ihres Volkes, auch wenn die Schulpolitik mancher Länder ihr diesen Weg verbauen will.

Freilich, in der Großstadt sind alle diese Elemente nur eine Minderheit gegenüber den Massen, die sich hier gegen Familie und Kinderreichtum auflehnen. Vielleicht sind darunter viele, die diesen nur ungern entsagen, aber durch die Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse dazu gezwungen werden. Die Großstadt ist freilich an und für sich ein sehr ungesunder Boden für die Volksvermehrung. Breslau, Dresden, Hamburg, Köln und Wien haben ihre Einwohnerschaft im 19. Jahr-

hundert verfünffacht, München verachtfacht, Leipzig und Berlin verneunfacht. Aber in der Hauptsache durch Zuwanderung. Die Geburtenzahl ist katastrophal gesunken. In Berlin kamen auf tausend Bewohner noch 1913 27,5, 1927 nur 10,4 und 1928 sogar nur noch 9,9 Geburten. Das ist die niedrigste Zahl in allen europäischen Großstädten! Es liegt das sicher nicht nur an den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, sondern zum größeren Teile wohl an der Ehe- und Kinderscheu der Bewohner, vielleicht auch an dem ruhelosen, nervösen Leben in der Stadt, das die Menschen frühzeitig altern macht. Man hat nicht unberechtigt die Großstadt das Grab der Volkskraft genannt. Wenn man daran denkt, daß mehr als Zweidrittel aller Deutschen in den Städten sitzen, dann erscheint nach der Statistik die Zukunft des deutschen Volkes nicht sehr rosig. Die Stadtverwaltungen tuen gewiß alles Mögliche, um die Gesundheit der Einwohner zu erhalten und das Leben zu verlängern; die gesundheitstörenden Einflüsse der Großstadt können sie ebensowenig ausschalten, wie den Willen vieler Bewohner zum Kinderreichtum stärken. Hier sind die Verhältnisse gebieterischer als die Macht, sie zu ändern, es sei denn, daß eine neue Lebenssehnsucht, ein neuer über die wenigen Jahre eines Menschendaseins hinwegsehender Lebenswille aus den frühzeitigen Todesfällen lernt und die Großstadt von innen heraus auflöst und ihre großen Außengebiete mit den benachbarten Landkreisen zu verwaltungstechnisch vielleicht unbequemen, gesundheitlich aber vorteilhafteren Einheiten zusammenschweißt. Man wende nicht ein, daß dadurch an den Wohn- und Arbeitsverhältnissen nichts geändert werden würde. Da der alte Kern sich überall zu einer wohnungsschwachen Geschäftsstadt entwickelt, so entstehen durch eine solche Frontveränderung und Auflösung mehrere Teilgemeinden, bei denen ländliche Verhältnisse vorwiegen, und die die einseitige Massenstadt mit einem Ringe gesunder und wohl auch kinderreicher Kleingemeinden umgeben, für die vielleicht eine neue Form der Gemeindeverfassung gefunden werden müßte.

In der gegenwärtigen Großstadt gibt es viele Hunderttausende von Bewohnern, die von den natürlichen Grundlagen des Lebens gelöst sind, die oft nur in utopistischen Vorstellungen leben und die sich bei allen Bestrebungen, ihnen eine gesunde Lebensanschauung zu vermitteln, auf ihren übersteigerten Großstadtstandpunkt zurückziehen. Oft werden sie frühzeitig ein Opfer ihrer eingekapselten beschränkten Eigensinnigkeit. Sollten sie indessen noch Kinder haben, dann werden diese nicht nur leiblich, sondern auch geistig, ja sittlich verkümmern, falls sie nicht frühzeitig den gesundheitsschädigenden Einflüssen entzogen werden. Das eine aber dürfte klar sein: Alle diese Bevölkerungselemente kommen für eine Volksvermehrung nicht in Betracht. Entweder haben sie keine Nachkommen (weil sie eben keine wollen), oder diese verkümmern schon in der ersten oder zweiten Generation.

Ein jedes Volk hat in wenigen, aber guten Fortpflanzungsträgern ein wertvolleres Material für die Zukunft als in den schwachen und haltlosen Individuen, auch wenn diese zahlenmäßig recht stark sein sollten. Da eine jede Volksvermehrung abhängig ist von der wirtschaftlichen Lage, die sich sicher einmal bessern wird, und da die gegensozialen Elemente infolge ihrer Lebensanschauung für die Bevölkerungsvermehrung ausscheiden, so sieht die deutsche Zukunft keineswegs so trostlos aus, wie es manche Statistik glauben macht. Ändern sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse — in den Jahren 1918 bis zur Gegenwart hat sich gezeigt, daß die aufbauenden Elemente nicht entmutigt sind — dann wird auch die Geburtenzahl wieder ansteigen, wenn auch nicht in dem schnellen Tempo des

19. Jahrhunderts. Genügt doch, wie die Schweiz, Norwegen, Schweden und Dänemark beweisen, schon eine mäßige Zunahme von durchschnittlich 5 Köpfen auf das Tausend! Die volklich gesunden Elemente, die in der Hauptsache im Dorfe stehen, aber auch im gesunden Bürgertum vorhanden sind, hat nur die Not gezwungen, das Ein- und Zweikindersystem anzunehmen; sie werden bei einer Verbesserung der Lage durch Beispiel, Pflichtgefühl, Familiensinn, Deutschempfindung und wohl auch oft durch eigenen Vorteil in einer zahlreichen Nachkommenschaft wieder eine der gehaltvollsten Freuden des Lebens erkennen. Und sollte diese Vermutung nicht zutreffend sein, dann genügen die vielleicht weniger zahlreichen guten Fortpflanzungsträger vollauf, nach einer längeren Pause wieder eine Vermehrung einzuleiten.

Freilich steht dieser langsamen Vermehrung unseres Volkes noch immer eine andere große Gefahr zur Seite, wenn bei unseren östlichen Nachbarn sich die Volksvermehrung in einem schnelleren Tempo geltend machen sollte. Es wurde aber bereits darauf hingewiesen, daß dies nur für die nächsten Jahrzehnte zu erwarten steht, und daß die fortschreitende Industrialisierung in den nahen Ostgebieten auch deren Volksvermehrung natürliche Zügel anlegen wird. Daß bei den wirtschaftlich und sozial, vielleicht auch politisch unbefriedigenden Verhältnissen dieser Länder leicht Hunderttausende über unsere Grenze kommen werden, ist zu erwarten. Soweit diese deutsches Blut in den Adern haben, müssen sie uns willkommen sein. Daß die übrigen bei uns nicht Boden fassen können, ist die Sache der Landesgesetzgebung und hat mit unserer Frage der deutschen Volksvermehrung nur losen Zusammenhang.

Zu einer Befürchtung also, daß unser deutsches Volk seinen Höhepunkt überschritten habe und sich dem Augenblicke nähere, an dem es langsam und unaufhaltsam dem Niedergange zustrebe, liegt kein Grund vor. Immer sind es — auch bei einer zahlenmäßigen Überproduktion an Nachkommen! — nur die kräftigsten, geistig, sittlich und körperlich gesunden Elemente, die für die Volksvermehrung in Frage kommen. Wenn wir vorübergehend zu einem Stillstand gekommen sind (oder dazu gezwungen wurden), dann wird sich das zu unseren Gunsten ändern, sobald die äußeren Hemmungen überwunden sind. Richten wir unsere Augen daher weniger auf die wechselnden Zahlen des Bevölkerungsbestandes als auf die Kräftigung der gesunden Zukunftsträger! Bereits bestehen große Vereinigungen mit dem Ziel, für die Reinhaltung des Blutes und für die Erziehung zu echter deutscher Gesinnung einzutreten. Da ferner die deutsche Not die besseren Elemente sich scheiden läßt von denen, die durch Zermürbung unseres geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Lebens den Acker für unmögliche Welt- und Menschheitsträumereien vorbereiten wollen, so dürfen wir vielleicht in ein oder zwei Generationen auf ein einheitlich besseres deutsches Volk hoffen. Ein Volk, das in seinem zahlenmäßigen Bestande mehr als andere in Europa stark geschwächt wurde, das sich in einem Vierteljahrtausend nach dem zerstörendsten aller Kriege innerhalb der Grenzen des alten Reiches verfünffacht hatte und in dieser Zeit der Menschheit die meisten Kulturträger schenkte, hat eine Zukunft — nicht in der Zahl (die trotzdem wachsen wird) sondern in seinem Edelblut. Dem Gesunden — nicht dem Kranken! — gehören Welt und Zukunft!

Das Sammeln volkskundlichen Materials aus mündlichen Quellen.

(Vortrag, gehalten auf der Tagung des Niederdeutschen Verbandes für Volks- und Heimatkunde zu Hörter am 8. Juni 1929 vor erweitertem Zuhörerkreise.)

Von Dr. Kurt Heckscher-Hannover.

Man erkennt die innere Festigkeit einer Wissenschaft, die wiederum zumeist durch ihr Alter bestimmt ist, am besten an dem Grade des Ausbaues ihrer Methodik. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Methodik der Volkskunde als einer jungen Wissenschaft noch sehr im Argen liegt. Mangelhaft ausgebaut ist zunächst schon ihre Quellenkunde. Die Schriftquellen, seien es Druck- oder seien es archivalische Quellen, haben in der Volkskunde methodische Behandlung zur Hauptsache deshalb gefunden, weil die Volkskunde sie von ihrer Mutterwissenschaft, der Philologie, besonders der Germanistik, wie auch der klassischen Philologie, neuerdings auch der Romanistik[1]) und Slavistik[2]) mit übernommen hat. Hinsichtlich der Behandlung der Bild- und Gegenstandsquellen hat die Volkskunde von der Kunstgeschichte gelernt, z. T. durch das Medium der Altertumskunde. Aber hinsichtlich der dritten Art von Quellen konnte die Volkskunde bei keiner älteren Wissenschaft in die Schule gehen: bei den mündlichen Quellen. Hier ist noch so gut wie nichts gearbeitet. Das ist einerseits verständlich, denn Schrift- und Bildquellen sind dem am Schreibtisch arbeitenden Volkskundler ohne Weiteres zugänglich, die Gegenstandsquellen sind ihm meist in den Zentren der Wissenschaft in den Museen erreichbar, während zu Arbeiten im Volke selbst meist Gelegenheit und Zeit fehlen. Andererseits ist das jedoch erstaunlich, denn das Hauptgewicht einer jeden Wissenschaft liegt doch in der Arbeit am Objekte selbst. Wie die Medizin erst dadurch zur Wissenschaft wurde, daß sie, was vorher die Kirche verhindert hatte, Menschenkörper öffnete und sezierte, so kann die Volkskunde als die Wissenschaft von den geistigen Lebensgesetzen des natürlich gewachsenen, nicht künstlich beeinflußten Menschen erst dann zur vollausgereiften Wissenschaft werden, wenn sie ihre Studien am Volkskörper selbst treibt. Das ist gewiß heute sehr schwer, denn die wenigsten werden heute die Mittel besitzen, sich studienhalber längere Zeit im Volke aufzuhalten. Aber wie unsere Neuphilologen Studienreisen in das Land, dessen Sprache sie betreiben, machen, wie von unseren Völkerkundlern verlangt wird, daß sie ein Primitivvolk an Ort und Stelle studieren, so muß an die wissenschaftliche Ausbildung unserer Volkskundler die gleiche Forderung gestellt werden. Praktisch durchführbar wäre das in der Form, daß man unseren Volkskundestudenten die Seminaraufgabe stellte, in zwei oder drei Semesterferien ein kleineres Gebiet volkskundlich möglichst restlos aufzunehmen, und nicht unmöglich erscheint es mir, diese praktischen Vorarbeiten für die Prüfungen obligatorisch zu machen. Einerseits würde dadurch der Volkskunde wissenschaftlich zuverlässiges Material beschafft und andererseits lernte der zukünftige Volkskundler dadurch sein Objekt in wissenschaftlicher Gründlichkeit kennen und bearbeiten, das er am Schreibtische nur aus Schriftquellen kennen

[1]) Urtel, Volkskunde und romanische Philologie. Hamburg 1919.

[2]) Schmid u. Trautmann, Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik. Leipzig 1927, S. 43 ff., Karl H. Meyer, Polnische Volkskunde, in Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrg. 7, S. 108 ff.

lernen kann, die durch das Medium des Bearbeiters gegangen sind, oder aus Bildquellen, die ebenso (selbst die photographischen) meist subjektiv beeinflußt sind und zudem, ebenso wie die Sachquellen nur Inkarnationen oder Versteinerungen des warm pulsierenden Lebens sind. Hinzu kommt, daß der Doktorand, der ja zumeist über ein Thema aus einem volkskundlichen Spezialgebiet, etwa dem Volkslied, arbeitet, und sich deshalb nur mit den Problemen dieses einen Spezialgebietes eingehender befaßt, auf diese Weise gezwungen wird, sich hinsichtlich des Stoffes und der Problematik mit allen Gebieten der Volkskunde vertraut zu machen. Nur so wird dem Spezialistentum, das trotz der Jugend der Volkskunde schon heute stark ins Kraut geschossen ist, entgegengearbeitet, und nur so wird dem angehenden Volkskundler das Auge für die große Synthese geöffnet[3]).

Die bis zu einem gewissen Grade naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeit der volkskundlichen Erscheinungsformen, das warm in ihnen treibende Leben in seiner natürlichen Zwangsläufigkeit, das ist die letzte große Synthese der Volkskunde. In einer landschaftlichen Monographie steht etwa von einem Rätsel eine Form, und der nach diesem Buche arbeitende Schreibtischvolkskundler muß annehmen, diese Form sei die in der Landschaft übliche. Prüft man nun diese Volkstumserscheinung in der Landschaft selbst nach, bei kleineren Gebieten vielleicht sogar von Dorf zu Dorf, bei größeren in landschaftlich möglichst gleichmäßig verteilten Stichproben, so findet man, daß fast jede Erhebung eine eigene Form ergibt. Ist die Möglichkeit vorhanden, die Volkstumserscheinung zeitlich zurückzuverfolgen, so wird die Zahl der Spielformen wohl noch um die der Vergangenheitsformen erhöht. Bei aller solcher Vielgestaltigkeit dieses sprachlichen Volksgutes liegt ihm doch ein konstanter Kern zugrunde. Nun fragt es sich: gibt es Gesetze, nach denen die Abwandlung einer zweifellos einmal vorhanden gewesenen Urform vor sich gegangen ist und vor sich geht und welches sind diese Gesetze? Gesetze, die bei der Einvolkung von Kunstformen wirksam sind, haben uns schon Teilgebiete der Volkskunde erschlossen: so die Volksliedforschung die Gesetze der Auslese und der Angleichung an das volksmäßige Vorstellungs- und Ausdrucksvermögen oder die Gesetze des Zersingens, ferner die Trachtenforschung die Gesetze der Bevorzugung ungebrochener Farben, Gesetze, die sich selbst da noch auswirken, wo keine Volkstracht mehr getragen wird: wer heute ein Tanzfest auf dem Lande mitmacht, ist überrascht und erfreut von den reinen leuchtenden Farben der Mädchenkleider, denen die nervösen Halbtöne, wie sie das krankhafte Farbempfinden der städtischen „Über"kultur liebt, durchaus fehlen. Solche Gesetze lassen sich sogar experimentell nachprüfen und erhärten, und so kann die Volkskunde sich die Ergebnisse der Experimentalpsychologie zunutze machen. Derartige Grundgesetze zu erschließen, zunächst für Teilgebiete, sodann für die Gesamtheit der volkskundlichen Erscheinungsformen, das wird eine Hauptaufgabe der zukünftigen Volkskunde sein. Dabei ist die Abwandlungsfähigkeit ein Lebenskriterium der Volkstumserscheinung, und, um zu unserem Rätsel zurückzukehren: in dem Augenblicke, wo es feste Formen annimmt, etwa dadurch, daß es in Schulbücher aufgenommen wird und nun die Kinder ihre alte lebendige Form vor der Buchform beiseite legen — das gedruckte Wort gilt dem Volke ja immer als das Autoritative und Un-

[3]) „Außer der Kenntnis der Sammlungen anderer wäre (für den selbständigen Forscher) auch eigene Erfahrung in der Sammelarbeit wünschenswert. Ein Botaniker, der sich bloß mit Herbarien beschäftigt, hat nicht dasselbe Verständnis für die lebendige Natur wie derjenige, der die Blumen eigenhändig gepflückt und im frischen Zustand kennengelernt hat." Kaarle Krohn, Die Folkloristische Arbeitsmethode. Leipzig 1926. S. 32 f.

antastbare — in diesem Augenblick stirbt das Rätsel als Gegenstand volkskundlicher Forschung: aus der in Gottes freier Welt wachsenden Blume ist die künstlich gezogene Treibhauspflanze geworden. Dies nur ein Beispiel dafür, daß die Volkskunde nicht, wie man in Nichtfachkreisen vielfach annimmt, eine „antiquarische“ Wissenschaft ist, deren Objekte verstaubt aus längst vergessenen Truhen und Laden gezogen werden müssen, sondern daß sie eine Wissenschaft des herzwarmen, kräftig gesunden Lebens ist.

So ist einerseits die Arbeit am Volke Vorbedingung für die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Volkskundlers, insofern er dadurch erst die Gesetzmäßigkeiten kennen lernt, nach denen sein Studienobjekt, das Volk selbst, lebt. Andererseits ist sie von äußerster Wichtigkeit für die Bewertung des aus mündlichen Quellen gesammelten Materials. Wenn wir das heute der Volkskunde zur Verfügung stehende Material überblicken, so müssen wir einsehen, daß der größte Teil von Nichtfachleuten, wenn auch des öfteren unter fachmännischer Leitung, gesammelt ist. Ich erinnere nur an die Mecklenburgischen Volksüberlieferungen Wossidlos oder an die Badische Volkskunde Elard Hugo Meyers. Nur in Teilgebieten der Volkskunde sammelte wohl einmal ein Forscher ausschließlich selbst, wie etwa Wisser seine Märchen und Peßler in seiner Erstlingsarbeit seine Feststellungen zur Verbreitung des niedersächsischen Hauses selbst erhoben haben. Es soll gewiß nicht das Verdienst geschmälert werden, daß sich die Laiensammler und besonders die Landlehrerschaft in dieser Hinsicht um die Volkskunde erworben haben. Aber wir dürfen doch eins nicht vergessen: jede volkskundliche Erhebung ist bis zu einem gewissen Grade subjektiv. Das braucht nun nicht gerade zu heißen, daß der Sammler einer vorgefaßten Meinung zuliebe aus der Volkstumserscheinung das herausliest, was diese Meinung stützt, und sei diese Ablesung auch unbewußt. Viel wesentlicher ist schon, daß der Sammler nur das sieht, was er erkennt. So habe ich auf meinen Sammelreisen des öfteren erlebt, daß, wenn ich in einem Dorfe mit dem Ortslehrer etwa zu einer alten Frau gekommen war, die sich als gute Quelle erwies, auf dem Nachhausewege der Lehrer zu mir sagte: „Ich bin nun schon über ein Vierteljahrhundert im Dorfe, aber ich hätte nie geglaubt, daß hier noch so viel von diesen alten Dingen in den Leuten steckte.“ Erkenntnis der volkskundlichen Stoffe und Tatsachen ist es also, was zunächst meist dem Laiensammler fehlt. Und wenn er volkskundlich interessiert ist, was ja allerdings zumeist bei den von den Wissenschaftlern in Anspruch genommenen Hilfssammlern der Fall ist, so kennt er wohl die volkskundlichen Materien, aber mit den Problemstellungen ist er nicht vertraut, und das äußert sich meist darin, daß er Nebenumstände, die gerade für die Problematik von äußerster Wichtigkeit sind, übersieht. Und dann kommt es noch auf eins an: wenn wir heute volkskundliches Material sammeln, so tun wir das nicht nur für die heutige Forschung, deren Arbeitsweisen und -ziele uns ja geläufig sind, sondern wir tun das auch für zukünftige Generationen, deren Forschungsprobleme wir nicht kennen können. So kann es kommen, daß selbst dem Wissenschaftler heute Nebenumstände belanglos erscheinen, die für die zukünftige Forschung von äußerster Bedeutung sind. Daraus ergibt sich also: es kommt darauf an, die Volkstumserscheinung mit weitest möglicher Objektivität, idealerweise mit photographischer Treue, unter Einbeziehung aller Neben- und Begleitumstände aufzunehmen.

Nachdem wir so das Ziel volkskundlichen Sammelns kennen gelernt haben, wenden wir uns den Wegen zu, auf denen zu diesem Ziele zu gelangen ist. Zu einer Methodik des Sammelns volkskundlichen Materials aus mündlichen

Quellen fehlt noch so gut wie jede Vorarbeit, von kleineren, mehr plaudereimäßigen Aufsätzen etwa Wossidlos[4]) und Wissers[5]) abgesehen, die mehr eine lose Aneinanderreihung von Erfahrungen auf ihren Sammelreisen, als eine exakt durchgearbeitete Methodik des Sammelns darstellen[6]). Was ich in folgendem bieten kann, ist das erste Rohmaterial zu einer solchen. Ich hoffe, damit die Wege wenigstens zu einem Teile der volkskundlichen Sammelmethodik zu ebnen und somit eine Vorarbeit am Ausbau der Gesamtmethodik der Volkskunde zu leisten, die zu den dringendsten Erfordernissen unserer Wissenschaft gehört und ohne die eine Wissenschaft eigentlich schlecht lehrbar ist.

Wenn ich davon berichten soll, wie ich meine Sammeltechniken gefunden und ausgearbeitet habe, so muß ich zunächst etwas von mir selbst reden. Im Jahre 1925 kam ich nach glücklich bestandenem Doktorexamen an das Provinzialmuseum Hannover, und mit mir wurde die Provinzialstelle für Volkskunde eingerichtet. Ich hatte über die „Volkskunde des germanischen Kulturkreises"[7]) gearbeitet, und da das Thema einmal räumlich weit umfassend war, zum andern alle Teilgebiete der Volkskunde umschloß, so hielt ich mich denn für einen wohlausstudierten Volkskundler. Meine Aufgabe war, volkskundliches Material innerhalb der Provinz Hannover zu sammeln, und damit begann ich im Kreise Neustadt a. Rbge. Die Provinzialverwaltung gab mir einen Schein mit, in dem mir beglaubigt wurde, daß ich in ihrem Auftrage beschäftigt sei und in dem alle maßgeblichen Stellen ersucht wurden, mich mit Rat und Tat zu unterstützen. Ich setzte mich also aufs Rad und fuhr gerades Wegs in medias res, in ein mitten in der Heide liegendes einsames Dorf. Es war ein lauer Sommerabend, als ich dort ankam. Ich quartierte mich im Wirtshause ein; die Bauern kamen müden Schrittes, aber lachend und laut erzählend in die Gaststube und tranken ein paar Glas lauwarmen, nur dürftig mit Wasser gekühlten Bieres. Dann ging ich durchs Dorf, und kaum jemals ist mir der Frieden, der aus Strohdachhäusern aufsteigt, wenn sie schlafen gehen wollen, so aufs Herz gefallen, wie an jenem Abend. Aber — es war der Frieden der Gewitterschwüle, und plötzlich kam die große Not: hier stehst du mit all deinem sauber angelernten Schulwissen und dort in den Häusern, da sind die Wesen, niedersächsische Bauern, die du als wortkarg und verschlossen kennst, die dir, dem Fremden, ihr Innerstes offenbaren sollen, die dich in ihres Herzens Not und Glauben hineinsehen lassen sollen. . . . Wie fängst du das an? Nachdem zwei Jahre verflossen waren, hatte ich die Bearbeitung des Kreises Neustadt beendet: ich hatte ein Zettelmaterial von etwa 12000 Stück gesammelt, und als das Manuskript zusammengeschrieben war, da war es ein Buch von etwa 900 Druckseiten[8]). Wie hatte ich das geschafft?

[4]) Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen, Vortrag, abgedruckt in Zeitschr. d. Vereins f. Volkskde. Jahrg. 16 (1906) S. 11 ff.; erweitert in „Aus dem Lande Fritz Reuters", Leipzig 1910, S. 1 ff.; vgl. neuerdings: Über das Sammeln von Volksüberlieferungen, in Deutsche Forschung, Heft 6, Berlin 1929, S. 142 ff.

[5]) Auf der Märchensuche, Hamburg o. J.

[6]) Vgl. noch Jiriczek, Anleitung zur Mitarbeit an Volkskundlichen Sammlungen. Brünn 1894. Kaindl, Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Leipzig 1903, S. 73 ff. Reuschel, Deutsche Volkskunde I, Leipzig 1920, S. 29 ff. August Gittée, Vraagboek tot het Zamelen van het Vlaamsche Folklore, Gent 1888. Auf einen Teil der sprachlichen Volksgüter beschränkt ist die Arbeit von Kaarle Krohn.

[7]) Hamburg 1925, 589 Seiten.

[8]) Die Volkskunde der Provinz Hannover, Bd. I: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Erscheint Februar 1930.

Zunächst, wenn es schon heißt, daß man zum Volkskundler geboren sein muß, so muß man es weit mehr zum Sammler. Es mag jemand am Studiertische ein noch so guter Volkskundler sein, hat er nicht das Zeug zum Sammler in sich, wird er es nie erlernen können. Die erste der für den Sammler unumgänglich notwendige Eigenschaft ist wirkliche, echte Liebe zum Volke. Das Volk (dieser Begriff wird im folgenden immer im volkskundlichen Sinne gebraucht) ist wie die Kinder von äußerst feiner Empfindsamkeit, und so wie es merkt, daß man sich in irgend einer Weise über seine Welt und seine Anschauung lustig macht, dann schließt es sich zu, und so kann man manchmal durch einen Gedanken, den man nur unvorsichtigerweise anklingen läßt, sich die beste Quelle verstopfen. Ja, ich habe es oft erfahren: mit unfehlbarer Feinheit fühlt das Volk die Aufrichtigkeit der Gesinnung etwa einer Glaubensvorstellung gegenüber heraus. Alle Verstellung nützt da nichts, und nur, wer sich so in die Lebens- und Glaubenswelt des Volkes hineinversetzen kann, daß er sie zu seiner eigenen macht, öffnet ihm Herz und Mund.

Eine weitere notwendige Eigenschaft ist die Geduld. Mit ihr hat man zunächst gegen die Steckenpferde seiner Gewährsleute zu kämpfen. Da hat ein alter Bauer vielleicht den Krieg von 1870 mitgemacht, da hat er in seiner Jugend als Soldat in einer großen Stadt gestanden, da hat er in seinem Leben vielleicht einmal einen seiner in die Großstadt verzogenen Söhne besucht, alles Ereignisse, die ihm Höhepunkte seines Lebens sind und an denen dasselbe Interesse zu haben, er von dem aus der Stadt kommenden Fremden erwartet. Man muß dann immer wieder leise und vorsichtig von dem Thema ablenken und darf das beileibe nicht zu hart machen, um den Mann nicht zu erzürnen. Es genügt oft schon, daß seine Frau oder eines seiner Kinder ihm einen kleinen Stoß geben, wenn sie merken, daß man von dem nichts wissen will, was „Opa" so gern erzählt, um ihn zu verärgern. So muß man oft drei- bis viermal zu ihm gehen, bevor man ihn da hat, wo man ihn haben will. Diese Geduld muß oft geradezu zum dicken Fell ausarten. Das, was am schwersten aus den Leuten herauszuholen ist, sind die zu Krankheitsheilungen geübten Besprechungsformeln. Die Leute fürchten nicht nur, obgleich es im Dorfe öffentliches Geheimnis ist, daß sie Krankheiten „böten", durch Bekanntwerden dieser Tatsache in den Geruch der Hexerei zu kommen, sondern sie glauben auch, daß diese Formeln ihre Heilkraft verlieren, wenn sie durch Mitteilung an einen Fremden profaniert werden. So habe ich oft an mehreren Tagen stundenlang bei so einem alten Mütterchen gesessen, von dem ich bestimmt wußte, daß es solche Formeln kannte und anwandte, bin, trotzdem ich sowohl durch ablehnende Antworten als auch intensives Schweigen nach den bäuerlichen Höflichkeitsformen hinauskomplimentiert worden war, am nächsten Tage wieder gekommen und habe die Frau mit derselben Zähigkeit weiter „bekört", bis sie mir dann endlich, am ganzen Leibe zitternd, ihre Weisheit offenbart hat, nicht ohne mir als letzte Sicherung noch vorher das Versprechen abgenommen zu haben, es ja niemandem zu erzählen, vor allem nicht dem „Scholmester".

Eine dritte unbedingt notwendige Vorbedingung für den Sammler ist das Beherrschen der Mundart. Zunächst schon deshalb, weil man plattdeutsche Texte nur dann aufnehmen kann, wenn man plattdeutsch versteht. Weiter aber: Hochdeutsch und Stadtmensch sind dem Bauern identische Begriffe, und man wird nie sein Vertrauen gewinnen können, wenn man um sich die Schranke des Hochdeutschen errichtet. Spricht man dagegen plattdeutsch, so wird man als

einer der ihrigen empfunden, und man erhält dann wohl das Kompliment: „Wat könnt Se glatt platt körn!“ Andererseits suchen Leute, die vielleicht als Dienstmagd oder als Soldat sich einige Zeit in der Stadt aufgehalten haben, ihre „höhere Bildung“ dadurch zu dokumentieren, daß sie, auch wenn man plattdeutsch mit ihnen redet, immer wieder hochdeutsch anfangen und zuletzt gar beleidigt sind, daß man ihnen nicht einmal hochdeutsch sprechen zu können zutraut. Hier sitzt der „innere Feind“ und hier hat man Gelegenheit, „Kulturschutz“ und praktische Volkskunde zu treiben.

Wenn nun der Sammler an die Arbeit geht, so erhebt sich für ihn zunächst die Frage nach der Auswahl der Gewährsleute: Wen soll man fragen? Ich wandte mich in jedem Dorfe zunächst an den Ortslehrer, der ja zumeist seine Dorfgenossen daraufhin kennt, wer wohl als Quelle in Frage kommen könnte. Zunächst ging ich dann mit ihm durch möglichst viele Häuser, um Inschriften an Haus und Geräte aufzunehmen, um zu sehen, wo noch altes Haus- und Ackergerät in Stube und Küche, auf der Diele und in den Ställen, und vor allen Dingen auf dem Rumpelboden zu finden ist. Der letztere, auf den man meist nicht leicht gelangt, weil er der dort herrschenden Unordnung wegen nicht gern gezeigt wird, bietet oft in Staub und Moder versteckt ein der Entdeckung harrendes, kleines Hausmuseum. Länger hält man sich im Hause derjenigen auf, die der Lehrer als mutmaßlich ergiebige Quellen bezeichnet hat. Das Durchgehen möglichst vieler Häuser hat dabei den Vorteil, daß man die Richtigkeit der Auswahl nachprüfen kann; denn der Lehrer mag in jahrelanger Nachbarschaft seine Dorfeingesessenen menschlich noch so gut kennen, so irrt er doch oft in der Feststellung dessen, ob sie sich nach Wissen und Sprechlust als Erhebungsquelle eignen. Beim Durchschreiten der Häuser ergibt sich dann aus Frage und Antwort über die in Augenschein genommenen gegenständlichen Volksgüter die erste Berührung mit den Leuten, und nach einiger Übung weiß der Sammler nach den ersten Worten gefühlsmäßig, ob der Gewährsmann eine ergiebige Quelle werden wird oder nicht.

Je nach dem, was man erfragen will, muß man die Gewährsleute auswählen. Über Volksglaubenssachen wissen, was schon Ernst Moritz Arndt gesagt hat, die Frauen am besten Bescheid[9]), und wo mir einmal Männer als gute Quellen dieser Art gedient haben, da waren es feminine Naturen. Krankheitsbehandlungen an Mensch und Vieh, die Verhütungsvorschriften gegen zauberische Gefahren sind mehr Sache der Frau, ebenso wie das Märchen, wie andererseits die Sage mit ihrer kompakten Gebundenheit mehr der Psyche des Mannes entspricht. Ein alter Imker kennt die in seiner Jugend geübten sitten- und glaubensmäßigen Bräuche der Bienenzucht, ein alter Schäfer richtet sich immer noch nach den altüberlieferten Wetterregeln und heilt Krankheiten mit pflanzlichen und tierischen Mitteln, die Hebamme kennt die bei der Geburt, die Totenfrau die bei Tod und Bestattung üblichen Ansichten und Handlungen, der Türmer kann berichten, mit wieviel Glocken und in welchen Intervallen bei den einzelnen Gelegenheiten geläutet wird, der alte Nachtwächter kennt wohl noch die Stundenrufe, der alte Zimmermann den Hausrichtespruch. Alles was in die Welt des Kindes gehört, erfragt man sehr gut von Kindern. Während ich des Nachmittags zu den Leuten in die Häuser ging oder sie des Abends im Wirtshaus zusammenlud, besuchte ich des Morgens die Schulklasse. Da ließ ich mir dann von den Kindern ihre alten Kinderreime, Ammenscherze, Kniereiterlieder, Neckreime,

---

[9]) Heckscher, Volkskunde d. Germ. Kulturkreises, S. 146, 400.

Spielreime, Rätsel, Spukgeschichten, auch wohl Schwänke und Sagen erzählen. Das waren dann mit die schönsten Augenblicke in meiner oft nicht leichten Sammlertätigkeit, wenn so ein kleiner Flachskopf, dem das Glück, auch etwas zu wissen, aus den blauen Augen leuchtete, und der noch im glücklichen Zustande der Einsprachigkeit lebt, in seinem schönen, unverfälschten Plattdeutsch — das keiner lernen kann, und sei er noch so sprachenbegabt, er sei denn darin geboren — mir die uralten Reime und Rätsel, die innig-einfachen Kindergebete, die schalkhaften Neckverse erzählte: die lautere Naturreinheit der Kindesstimme und des uralten Wortes hat in solchen Augenblicken mehr packende Wucht, mehr erdhafte Kraft und mehr seelenaufreißende Gewalt als die Wort- und Tonschöpfungen unserer ganz Großen. Von Belang ist dabei die Tatsache, daß gerade die Kinder, die in den Schulfächern die schwächsten sind, die besten Bewahrer alten Volksguts darstellen: wie an den Erwachsenen läßt sich an den Kindern feststellen, wie das kalte Wissen sich zerstörend in die Welt der volkstümlichen Lebensformen hineinfrißt. Diese Schulsammlungen sind zumeist von äußerst reicher Ergiebigkeit gewesen: nachdem den Kindern klar geworden war, was ich von ihnen haben wollte (es ist dabei zwecklos, etwa zu fragen: Kennt ihr Rätsel, Neckverse, Schwänke usw.?, denn mit diesen abstrakten Benennungen verbindet sich für das Dorfkind nicht die inhaltliche Vorstellung; man muß ihm ein Beispiel nennen, von dem man seiner allgemeinen Verbreitung in benachbarten Dörfern wegen annimmt, daß es auch hier ortsläufig ist und fragen: Kennt ihr solche Dinge wie . . .?), nach solcher Einleitung floß dann zumeist der Strom so reichlich, daß ich kaum mit der Feder folgen konnte. Wenn einmal ein Kind von einem Reim nur den Anfang kannte, so wußte ein zweites die Mitte und ein drittes den Schluß, und so übt die Gemeinschaft aneinander Ergänzung. Zudem legen die Kinder an einander strenge Kritik an, und wenn eines einmal einen „Fehler" macht, d. h. von der ortsüblichen Form abweicht, gleich wird es von den andern verbessert, so daß man immer die Gewißheit hat, die „richtige" Fassung zu erhalten. Reime, die, etwa von ortsfremden Kindern zugetragen, nicht allgemein ortsläufig sind, werden mit schweigender Skepsis aufgenommen, so daß man gleich weiß, woran man ist. Andererseits wird gerade unter den Kinderreimen manches leicht übertragen und eingevolkt, so Tanzspiele etwa durch Ferienkinder oder gar durch Lehrer und Schulbücher. Im ersteren Falle ist es schon schwieriger, die kritische Sonde anzulegen; denn wenn auch das Fremdgut durch Einvolkung zum Eigengut geworden ist, so muß doch der Sammler bei der Aufnahme den Umstand der jungen Übernahme anmerken, damit nachher im Gesamtbilde nicht fremde Elemente den Gesamtcharakter des Volkstums verwischen.

Wie in der Schule die Ergebnisse dadurch so zahlreich werden, daß eines der Kinder den Eifer des andern anfeuert, und wie durch gegenseitige Korrektur die Ergebnisse zuverlässig werden, so ist es vorteilhaft, diese Umstände auch bei Erwachsenen herbeizuführen. So lassen sich Aufnahmen bei manchen Gemeinschaftsarbeiten machen, wie etwa dem Unkrautjäten, dem Kartoffelroden, am vorteilhaftesten beim Spinnen im „Spinnklump". Die Leute sind alsdann schon mehr zum Erzählen geneigt, weil man ihnen dann nicht die meist kostbare Zeit nimmt und weil das Ganze nicht den Charakter einer offiziellen Sitzung trägt, die sie meist etwas befangen macht. Sind, etwa der Jahreszeit wegen, solche Möglichkeiten nicht vorhanden, so muß man schon zu Sitzungen schreiten, etwa dadurch, daß man eine Anzahl Männer des Abends ins Wirtshaus lädt, oder daß man die Lehrersfrau oder eine der Gewährsfrauen bittet, eine Anzahl in Frage

kommender Frauen zu sich kommen zu lassen. Doch ist es bei bestimmten Materien, wie besonders Fragen des Volksglaubens, besser, unter vier Augen zu fragen, da einerseits in Gemeinschaften oft ein gewisses Schamgefühl den andern gegenüber aufsteigt, denen man mit dem Wissen um diese Vorstellungen nicht gern seinen Glauben an sie verrät, und da andererseits der Schleier des Geheimnisvollen bei einer Mitteilung unter vier Augen gewahrt bleibt. Eine Rolle spielt nun bei der Auswahl der Gewährsleute auch das Alter; doch lassen sich feste Regeln darüber nicht aufstellen. Zumeist sind ja alte Leute die besten Quellen. Sie haben meistens für das, was sie bis etwa zu ihrem 50. Lebensjahre erlebt haben, ein gutes Gedächtnis. Einmal prägen sich ja die Erlebnisse, die der Mensch in seiner Jugend und seiner Lebensreife hat, am tiefsten ein; sodann liegen aber auch für die heute alten Leute diese Lebensjahre in einer Zeit, wo noch das Leben des Dorfes in sich abgeschlossen war und sich infolgedessen die kleinen und großen Erlebnisse fest einprägen konnten; während nach dieser Zeit Zeitungen und ähnliche Nachrichtenmittel ihren Wust von Ereignissen hastend und jagend auch in das stille Dorf warfen und damit auch die Erlebnisflachheit des Stadtmenschen über den Bauern ergossen. Aber oft hat die alten Leute auch schon das Gedächtnis verlassen, es ist, körperlicher Gebrechen wegen, nicht mehr möglich, sich mit ihnen zu verständigen. Zuweilen haben sie dann Kinder, denen sie in früheren Jahren aus ihrer Jugend erzählt haben, und so ist es mir dann oft passiert, daß ich mit dem Großvater begonnen habe, und bei dem Enkel, als einer außerordentlich ergiebigen Quelle, gelandet bin. Zumeist hat jedoch die jüngere Generation wenig Verständnis für die Welt, in der ihre Großeltern gelebt und ihre Eltern groß geworden sind, und ich habe es oft erlebt, daß, wenn ich des Abends mit der ganzen Familie um den Ofen oder vor der Tür saß und der Großvater aus alten Zeiten erzählte, die Jungen vor diesen Dingen Ohren und Mund aufsperrten: das war eine Welt, von der sie noch nie gehört hatten! Von äußerster Wichtigkeit bei diesen Erhebungen ist jedoch die Feststellung, daß die berichteten Tatsachen Primärgut sind: der Sammler muß wissen, daß er sie ohne jedes Medium unmittelbar vom Leben abschreibt. Deshalb muß man sich vor einer bestimmten Sorte von Gewährsleuten ganz besonders in Acht nehmen: das sind die Belesenen. Heute, wo „Heimatkunde" Mode ist und wo alle möglichen Leute ihre publizistischen Ergüsse unter diesem oft so elend mißbrauchten Worte hinausbefördern, hat fast jedes Fleckchen Erde sein „Heimatbuch" und fast jede kleine Lokalzeitung ihre „Heimatbeilage". Diese Erzeugnisse, die zumeist alles andere als „Heimatkunst" sind, kommen nun unter das Volk. Man kann nun bald die für eine Gegend wirksamen Einflüsse dieser Art in ihren Quellen, den Büchern und Zeitungen selbst, kennenlernen. Aber zunächst läuft man doch leicht Gefahr, etwas Angelesenes für echtes Volksgut zu halten, was ja erst dann berechtigt wäre, wenn dieses neue „Volkskulturgut" den Assimilationsprozeß durchgemacht hätte. Ein anderes Beispiel dafür, wie sehr man vor Fremdeinflüssen auf der Hut sein muß: Ich hatte im Kreise Neustadt eine ganze Reihe schöner und alter Heidjertänze textlich und choreographisch aufgenommen, bis ich eines Tages erfuhr, daß sie durch den Landbund unter die Jugend gekommen waren. Ich erfragte nun unter alten Leuten, daß diese Tänze in ihrer Jugend noch überall geübt worden, dann aber ausgestorben wären, bis sie der Landbund neu belebt hätte. Hier ist also die fortlaufende Überlieferung abgebrochen und sodann wieder (im Sinne der Volkskunde künstlich) erneuert worden; eine Tatsache, die beim Sammeln nicht übersehen werden darf.

Nachdem wir so festgestellt haben, wen man fragen soll, kommen wir jetzt zum letzten und wichtigsten Punkte: wie soll man fragen? Wir gelangen hier in ein Gebiet der Psychologie, das besonders in der Pädagogik[10]) und in der Rechtspflege[11]) seine praktische Ausnutzung findet: die Aussagepsychologie, und zum Ausbaue der oralen Heuristik, wie wir mit einem freilich wenig schönen aber kurzen und eindeutigen Worte die Kunde der mündlichen Quellen nennen mögen, muß sich die volkskundliche Methodik deren Ergebnisse zu eigen machen[12]). Die wichtigste Forderung ist die, mit der Frage nicht dem Gewährsmann die Antwort auf die Zunge zu legen, und das geschieht zumeist dann, wenn man der Frage eine feste Formulierung gibt, und ganz besonders ist das der Fall bei Entscheidungsfragen, also solchen Fragen, auf die mit Ja oder Nein geantwortet werden muß. Eine ganze Anzahl von Faktoren können mitwirken, die Antwort falsch werden zu lassen, so besonders die geistige Bequemlichkeit des Gewährsmannes, der mit einem kurzen Ja oder Nein sich die Antwort vom Halse schafft, ohne sich die Mühe des Nachdenkens zu machen. Weiter gehört schon ein gewisser objektiver Abstand dazu, Sachfragen positiv oder negativ zu beantworten, und ein guter, als Primärquelle dienlicher Gewährsmann darf diesen Abstand nicht haben: er lebt in seiner Welt, kennt nur diese Welt und setzt diese Kenntnis bei allen voraus; irgend etwas in ihr für beachtenswert oder gar aufschreibenswert zu halten, wird ihm nie einfallen. So halte ich es auch für ganz verkehrt, einen Fragebogen abzulesen, wenn auch mit den nötigen Erläuterungen. Einmal würde man, wie gesagt, dadurch der geistigen Trägheit des Gewährsmannes Vorschub leisten, und sodann bilden solche Fragen nur die Knoten eines mehr oder minder weitmaschigen Netzes, und gerade das, was durch die Maschen hindurchschlüpft, bildet oft das Wertvollste. Und weiter weiß man nie vorher, wo ein solcher Gewährsmann seine Stärke haben wird; denn es ist ja ganz klar, daß infolge persönlicher Veranlagung oder individueller Erfahrungen und Schicksale der eine von diesen, der andere von jenen Dingen mehr weiß. Endlich wird man bei Befragung einer größeren Zahl von Gewährsleuten durch die festen Fragen eines Fragebogens eine große Zahl sich deckender Antworten bekommen, während bei losen Fragen die feinen Schattierungen und Modulationen entstehen, die dem Gesamtbilde erst den allumfassenden festen und lebensgemäßen Charakter geben. Am besten fragt man infolgedessen ohne Fragen: man muß das Gespräch leicht, unbestimmt und unmerkbar auf das lenken, wovon man etwas wissen will und muß den Gewährsmann aus sich selbst heraus erzählen lassen, man muß zunächst unsicher und sehr vorsichtig tasten, bis man das Gebiet gefunden hat, auf dem der Gewährsmann zu Hause ist. Ist er erst im Erzählen, so steigert man durch kurz eingeworfene Worte freudigen Erstaunens und andererseits verständnisvollen Interesses seine Erzählungslust.

Um die Erzählung in Fluß zu bringen, muß man die Leute jedoch zunächst zutraulich machen, was nicht immer ganz leicht ist. Ich nahm, wie gesagt, das

---

10) Aus der schon stark angewachsenen Literatur verweise ich nur auf die Arbeiten William Sterns.

11) Vgl. Adolf Stöhr, Psychologie der Aussage, Berlin 1911, in der Sammlung „Das Recht" von Franz Kobler.

12) Es ist ja erstaunlich, daß die Volkskunde, obgleich immer wieder ihr „geisteswissenschaftlicher" Charakter betont wird, noch keine Beziehungen zur modernen Psychologie angebahnt hat.

erste Mal stets den Ortslehrer mit, denn wenn man als Fremder allein käme, würde man kaum an die Leute herankommen können. Alsdann erzählte ich ihnen offen, woher ich käme und was ich von ihnen wollte. Hält man mit diesen Dingen zurück, verschleiert oder verleugnet man sie gar, so öffnet man dem Mißtrauen Tür und Tor, wie ja auch die Leute es nicht verdienen, daß man ihr Vertrauen mit Hinterhältigkeiten und Lügen lohnt. Ich sagte ihnen, daß sie mir nun „'n bitschen ut olings Tiden" erzählen sollten. Es leuchtet ihnen meist ein, daß sich jemand gern aus alten Zeiten erzählen läßt, und meist läuft ein halbverschmitztes, halbversonnenes Lächeln über ihre Züge. Oft hört man auch hier schon den Einwurf, daß sie wenig Erzählenswertes wüßten, denn wie gesagt, der echte Gewährsmann ist sich des Wertes seiner Schätze nicht bewußt. Zuweilen entspringt auch dieser Einwand der Scheu oder gar der geistigen Bequemlichkeit, und man wird an ein halbes Dutzend Nachbarn verwiesen, die alle mehr wüßten. Läßt man sich jedoch nicht abweisen und setzt man sich, nachdem die „feine" Zigarre in Brand gesteckt ist, die meist mit rührender Bescheidenheit angenommen wird — ein unverhofft auf einen Wochentag fallender Sonntagsgenuß — mit dem alten „Opa" vor die Tür oder um den Herd, wo man eben gerade ist, denn es macht die Leute zutraulich, wenn man sich hinsichtlich des Empfangsraumes nicht an Kleinigkeiten stößt und zieht man nun Bleistift und Notizbuch, so wird die Lage schon kritischer. Daß man sich alte Dinge erzählen läßt, begreifen die Leute, aber daß man sie aufschreiben will, geht ihnen zumeist über ihr Verständnis. Die Leute wissen ganz genau, daß sie mit ihrer Welt den Stadtleuten gegenüber rückständig sind, und sie fürchten, daß sie sich mit solchen Offenbarungen lächerlich machen. Ganz besondere Angst haben sie davor, daß das gedruckt werden könnte, was sie einem erzählen. Man muß ihnen dann langatmig auseinandersetzen, daß doch all diese Dinge, von denen die Jugend heute nichts mehr wüßte, mit den alten Leuten aussterben und damit für immer verloren gehen müßten und daß sie deshalb schnell noch aufgeschrieben werden sollten, um im Museum verwahrt zu werden. Das leuchtet ihnen zumeist auch ein, aber sie stellen oft noch ausdrücklich die Bedingung, daß ihr Name nicht mit aufgeschrieben würde. Die Verständnislosigkeit gegenüber den Sammelarbeiten wie das Mißtrauen gegen die Feder ist wieder ein Kriterium der Echtheit des Gewährsmannes, und solche Erzähler waren mir die liebsten, die mir nachher das Epitheton ornans „De verrückte Kerl von 'n Museum" angehängt hatten.

Die einzelnen volkskundlichen Teilgebiete bedürfen hinsichtlich der Erhebung des Materials verschiedener Methoden. Man beginnt am besten mit den Sachgütern, da diese am wenigsten einen Blick in das Innenleben erfordern, den die Bauern einem eben ins Haus tretenden Fremden naturgemäß nicht gerne gewähren. Bei den Sachgütern kommt es zunächst auf Besichtigung der noch gebrauchten oder außer Gebrauch befindlichen Haus- und Ackergeräte an, die entweder photographisch oder zeichnerisch oder schließlich nur statistisch aufgenommen werden müssen, wobei natürlich der Gebrauchszweck und bei abgestorbenen Stücken die Zeit ihres Außergebrauchkommens festzustellen ist. An diese noch vorhandenen Stücke kann man leicht Fragen über ähnlichen, nicht mehr vorhandenen Hausrat anknüpfen, um so das Bild von der gegenständlichen Kultur des Bauerntums vor Einbrechen des Maschinenzeitalters vollständig zu machen. Die Gebrauchsweisen solcher Sachgüter leiten alsdann von selbst in das Gebiet der Sitte über; so etwa, wenn man durch die riesigen Ausmaße alter Einbaumbacktröge veranlaßt nach der Länge der Backperioden oder nach etwaigem Gemeinschaftsbacken fragt, oder

wenn man durch alte einsterzige Holzpflüge auf die Art des Pflügens wie weiter auf die gesamte Ackerbestellung zu sprechen kommt. Das ergibt dann schon weite Tatsachenkomplexe, bei denen der Gewährsmann, ohne durch examenmäßiges Fragen gestört zu werden, selbständig erzählen kann. Man geht dann über zu andern sittenmäßigen Handlungskreisen, wie den Lebens-, Arbeits- und Jahresfesten, alten Rechtsgepflogenheiten, kirchlichem Brauchtum. Bei der engen Verbundenheit zwischen Brauchtum und Glauben kommen oft schon bei der Darstellung von Sitten Erwähnungen glaubensmäßig begründeter Handlungen vor, und an sie läßt sich leicht anknüpfen, um auf den Volksglauben zu kommen. Auch hier muß man wieder möglichst komplexweise vorgehen und zwar nicht nach systematischer, sondern nach termineller Ordnung, so daß man also besser nicht danach fragt, wann überall etwa das Eisen oder das Feuer und Licht als Zaubermittel Verwendung finden, sondern danach, was bei Krankheiten, bei der Geburt, in den ersten Lebensjahren usw. beachtet werden muß. Ist man so auf dem Wege über Sachgut und Sitte bis zum Volksglauben gekommen — manchmal dauert das Stunden, manchmal Tage — so hat man meist das Vertrauen der Leute so weit gewonnen, daß sie auch hier Rede und Antwort stehen. Und dennoch macht das Erfragen von Volksglaubenserscheinungen oft immer noch große Schwierigkeiten. Diese liegen, wie gesagt, zunächst in der Scheu des einfachen Menschen begründet, sein Inneres einem Fremden zu offenbaren. Diese Scheu ist naturgemäß bei denen am größten, bei denen diese Vorstellungen noch wirkliche Glaubensinhalte sind, während sie bei solchen, die ihnen als Relikten einer vergangenen Zeit mit einem gewissen Abstand gegenüberstehen, am leichtesten zu überwinden ist. Die letztere Art von Quellen ist demnach leichter zu erschließen, aber die erstere ist ergiebiger und verläßlicher. Oft sind jedoch die Leute, die sich den Anschein der Aufgeklärtheit geben wollen, diejenigen, die noch am meisten im alten Glauben stecken. Wenn diese Leute dann mit häßlichem Lächeln die alten Volksgüter in den Schmutz ziehen, dann bringt man sie am besten dadurch wieder auf den rechten Weg, daß man ihnen erzählt, es wäre noch lange nicht ausgemacht, daß all das Unsinn wäre, was man so lange geglaubt hätte, und man kann sie etwa bei den Krankheitsbesprechungsformeln darauf hinweisen, daß heute selbst die Schulmedizin mit den gleichen geheimnisvollen Kräften, deren Naturgesetze sie nicht kenne, wie Hypnose und Suggestion, arbeite, und daß Dinge, wie das Zweite Gesicht oder die Wünschelrute, heute von manchen Gelehrten durchaus ernst genommen würden. Hat man so den wahren Zustand ihres Glaubensniveaus erkannt, so muß man sich ganz auf den gleichen Boden stellen. Durch Widersprechen, ja schon durch skeptisches Schweigen würde man sich als „Aufgeklärten" hinstellen, und man erhält wohl einmal die schlichte glaubensstarke Antwort: „Man mut nich daran twieweln!" und damit hat man sich die Quelle für immer verstopft.

Kann man so die Sammlung der sachlichen, sitten- und glaubensmäßigen Volksgüter in zusammenhängenden Komplexen vornehmen, so ist es etwas anderes mit den Erscheinungen der Volkssprache. Zunächst muß man sich, wenn man in eine neue Gegend, ja möglichst auch, wenn man in ein neues Dorf kommt, der Mundart anzupassen suchen; denn die Unterschiede zwischen den Sprechweisen selbst zweier benachbarter Dörfer sind fast immer mehr oder minder groß. Zumeist äußert sich das in der Färbung der Vokale, zuweilen auch der Konsonanten, besonders gewisser Konsonantenverbindungen, manchmal auch in grammatischen Dingen, wie Pluralbildung und Konjugation, oder gar, was allerdings selten ist,

im Wortschatz. Das Volk hat nun ein feines Ohr für derartige Unterschiede, und wie es die Nachbardörfer ihrer Aussprache wegen neckt, so erkennt es mehr noch den von weiter her kommenden Fremden in seinem Platt als „Butendörpschen“. Man eignet sich nun nach einiger Mühe bald eine fast intuitive Treffsicherheit in der Aussprache der jeweiligen Dorfmundart an und bringt es in dieser Hinsicht bald geradezu zum Polyglotten. Es kommt aber nicht nur auf die intuitive Sprachrichtigkeit an, die das Ohr der Zunge mitteilt, ohne daß der Verstand bewußt in Tätigkeit tritt, sondern es kommt auch auf diese bewußte Reflexion des Verstandes an, denn auch diese Mundartunterschiede müssen aufgenommen werden. Sie führen oft zu überraschenden Ergebnissen. So habe ich im Kreise Neustadt den Plural „Kühe“ durch alle Dörfer verfolgt und habe in feinen Abstufungen alle Lautmodulationen von „Keuë“ über „Köë“ zu „Keië“ gefunden, ohne daß dabei die Dörfer mit gleicher oder doch ähnlicher Modulierung ein zusammenhängendes Gebiet bildeten.

Man muß also plattdeutsch, und soweit wie möglich das Dorfplattdeutsch sprechen, und man muß es immer sprechen. Denn auch die in ihrem Gebrauche landschaftlich begrenzten Ausdrücke, die Idiotismen, müssen gesammelt werden, und die kann man nicht erfragen, sondern muß es dem Zufall überlassen, sie in die Rede einzuflechten. Ein gleiches gilt von Redensarten und Sprichwörtern, auch wohl von Wetterregeln. Einen großen Teil der volkstümlichen Sprachgüter ersammelte ich von den Schulkindern, und gerade dieser Umstand ist ein Kriterium ihrer Lebensfähigkeit. Albumsprüche, Inschriften an Haus und Hausrat, an kirchlichem Gerät und Grabsteinen sind leicht abzulesen. Brauchtumsdichtung, wie Hochzeitsbitter- und Baurichtesprüche sind meist aufgeschrieben, und man bekommt diese Zettel leicht zur Verfügung gestellt. Volkslieder, die bezeichnenderweise „Stratenlêêr“ heißen, nicht um ihre Minderwertigkeit auszudrücken, sondern weil sie an Sommerabenden von den jungen Mädchen auf der Straße gesungen werden, nimmt man am besten bei solchen Gelegenheiten auf. Ein Hilfsmittel, das jedoch mit äußerster Vorsicht angewandt werden muß, ist beim Sammeln der Volkslieder wie auch andern volkskundlichen Materials die Heranziehung von monographischen Bearbeitungen benachbarter Landschaften. Der richtige Sammler arbeitet jedoch aus dem Kopfe. Er muß nicht nur sein Fach vollkommen beherrschen, sondern er muß auch in groben Zügen die Umrisse der Volkskunde des abzusammelnden Gebietes klar vor sich haben, schon um unechtes Material sofort als solches zu erkennen, wenn es ihm unter die Finger kommt.

Außer solchen fachlichen Schwierigkeiten sind noch mancherlei persönliche Unbehaglichkeiten mit dem Sammlerleben verbunden. Man muß tunlichst in dem Dorfe wohnen, in dem man gerade arbeitet, und dann darf man sich nicht daran stoßen, von einem deckenlosen Tisch zu essen, der gerade nicht allzuhäufig mit dem Schrubbesen in Berührung kommt, mit Bestecken zu essen, die man nur bei geschlossener Nase zum Munde führen kann, in Betten mit turmhohem Bettzeug zu schlafen, das modrig riecht, denn der Bauer öffnet die Fenster nicht gern: im Sommer, um nicht die Hitze ins Haus zu lassen, im Winter, um sie nicht aus dem Hause zu lassen. Und solche Zustände findet man meist gerade in Dörfern, wo am meisten zu holen ist und wo man infolgedessen sich am längsten aufhält. Die Volkskunde steht eben im umgekehrten Verhältnis zur sogenannten „Kultur“. Aber für all diese Unannehmlichkeiten wird man reichlich entschädigt, wenn man an lauen Sommerabenden mit guten, treuherzigen Menschen unter der Strohdachtraufe vor der Tür sitzt, sich von ihnen in dem traulichen Plattdeutsch aus

alten Zeiten erzählen läßt, von alten Zeiten, über die blaue Augen den weichen Schleier der Erinnerung legen, sie umhüllend wie die werdende Nacht das große stille Strohdach.

Über nordische Melodik.

Von Richard Eichenauer-Bochum.

Das Bestreben, die verschiedenen Gebiete des geistigen Lebens in Beziehung zur Rassenforschung zu setzen, hat, an sich begrüßenswert, doch häufig einen Übelstand im Gefolge: bei dem Fehlen entsprechend eingestellter fachwissenschaftlicher Vorarbeiten sind die Urteile oft nicht genügend auf Tatsachen gegründet. Weitgehende Unsicherheit zeigt sich so z. B. in der rassenkundlichen Kunstbetrachtung. In der Musik etwa schwört der eine auf diesen, der andere auf jenen Tonsetzer als Inbild des nordischen Künstlers. Fragt man nach den Gründen solcher Überzeugung, so wird man oft genug ganz äußerliche Merkmale der betreffenden Kunst als Beweise vorgesetzt erhalten, oder man wird hören, das sei eben Intuition; man fühle, daß dieser oder jener Künstler nordisch sei; beweisen lasse sich das nicht. Dann wird man aber in Kauf nehmen müssen, daß gegebenenfalls die „Intuition" eines anderen Beurteilers zu gerade entgegengesetzten Urteilen kommt. Natürlich führen auch wissenschaftliche Untersuchungen über denselben Gegenstand oft zu sehr verschiedenen Anschauungen; aber diese müssen dann wenigstens mit Gründen belegt werden, und über Gründe kann man reden und rechten, über Intuitionen aber kaum.

Allgemeinere Zustimmung darf man vielleicht dann erhoffen, wenn man von der Betrachtung einzelner Persönlichkeiten zunächst ganz absieht und einmal fragt, was für eine Musik denn die nordisch bestimmten Völker in der Frühzeit ihrer Entwicklung gehabt haben. Soll überhaupt der Ausdruck „Nordische Musik" einen wissenschaftlichen Sinn haben, dann müssen die so gefundenen Wesensmerkmale jedenfalls als Eigenschaften nordischer Musik gelten, wenn auch vielleicht erst in urtümlicher Form. Um den Gegenstand möglichst eng zu begrenzen, soll hier der Versuch gemacht werden, durch geschichtliche Betrachtung zur Klärung der Frage beizutragen, was man unter nordischer Melodik verstehen darf. Die vorgetragenen Tatsachen sind natürlich nicht neu; das Wichtige ist hier ihre rassische Deutung.

Die bisherigen Forschungen über die Musik der Naturvölker machen es wahrscheinlich, daß man in ihrer Melodik zwei Entwicklungsstufen unterscheiden muß. Die erste wendet nach Riemann „Tonhöhenveränderungen nur als Herumschleifen in engstem Kreise um einen Ton" an; die zweite schreitet schon in verhältnismäßig großen Stufen einher „und hat durchaus den Charakter großzügiger Einfachheit". Wenn diese Darstellung auch gegenüber den vielgestaltigen Forschungsergebnissen der heutigen vergleichenden Musikwissenschaft reichlich summarisch erscheinen kann, so kommt diese, wenn sie die Einzeluntersuchungen zusammenfassend überblickt, doch zu ähnlichen Schlüssen. So sagt z. B. R. Lachmann [1]) ganz Ähnliches über die Musik der Indianer. Diese würde danach in ihrer Hauptmasse schon den

---

[1]) Lachmann, Die Musik der außereuropäischen Natur- und Kulturvölker, 1929. In dem Sammelwerk: „Handbuch der Musikwissenschaft".

zweiten Typus Riemanns vertreten, während die Melodien der kulturell tiefstehenden Feuerländer dem ersten angehören. Außerdem „finden wir eine sehr ähnliche und ebenso einfache Melodik bei anderen Völkerstämmen wieder, die wie sie (die Feuerländer) auf niedrigster Kulturstufe stehen, aber weder der Rasse nach mit ihnen verwandt sind noch irgendwelche Kulturbeziehungen zu ihnen haben; so bei den Kubu auf Sumatra und, ... bei den Wedda auf Ceylon“ [2]).

Es darf ohne zu große Kühnheit angenommen werden, daß alle Rassen den hier für die Naturvölker angedeuteten Weg von der Enge zur Weite in ähnlicher Art durchlaufen haben. Hier werden sich noch kaum unterscheidende Merkmale der nordischen Rasse feststellen lassen, zumal wir ja keine greifbaren Zeugnisse, keine aufgezeichneten Melodien aus so frühen Zeiten besitzen. Die weitere Entwicklung dieses rein naturhaften Musikmachens geschieht über die Formung von theoretischen Tonsystemen, von „Tonleitern“. Eine erste Absonderung der nordischen Rasse, oder besser gesagt eine Zusammengehörigkeit der nichtnordischen Kulturen scheint hier durchzuschimmern. Messungen von Instrumenten und Nachprüfung von Instrumentalstimmungen machen es nämlich wahrscheinlich, daß alle außereuropäischen Musiksysteme eine gemeinsame Wurzel haben. Nach Lachmann vermutet man den Ursprungsherd dieser Gemeinsamkeit in einer zentralasiatischen Kultur.

Bei der Leiterbildung führt die Bevorzugung des wichtigen Quintenintervalls zur sogenannten Pentatonik (fünfstufige Leiter). Reiht man mehrere Quinten aneinander, z. B. c—g—d—a—e, und rückt die Töne dann zusammen, so entsteht die fünfstufige Leiter a—c—d—e—g (—a). Ihr Merkmal ist das Fehlen der Halbtonstufen. Fügt man noch zwei Quintsprünge hinzu, z. B. f—c—g—d—a—e—h, und rückt wiederum die Töne zusammen, so entsteht die diatonische Leiter c—d—e—f—g—a—h (—c). Hier sondern sich nun die nordischen Völker ziemlich deutlich ab. Auch sie sind zwar durch die Pentatonik hindurchgegangen; denn die keltische Musik ist bei ihr stehen geblieben. Im ganzen aber scheint die Nordrasse die Neigung gehabt zu haben, zur Diatonik vorzudringen. Heute noch wird die ostasiatische Melodiebildung praktisch von der Pentatonik beherrscht. Dagegen ist bereits im alten Indien die vollständige Durskala gebraucht worden — belegt durch „eine wahrscheinlich sehr alte Notenschrift mit den Silbenzeichen der Namen der sieben Stufen der diatonischen Skala“ (Riemann) —; in der arabisch-persischen Musik überwiegt die siebenstufige Melodik; und daß die Griechen die siebenstufige Leiter benutzten, wissen wir ja längst. Für die Germanen endlich können wir eine gleichsinnige Richtung aus der späteren Entwicklung der abendländischen Musik folgern.
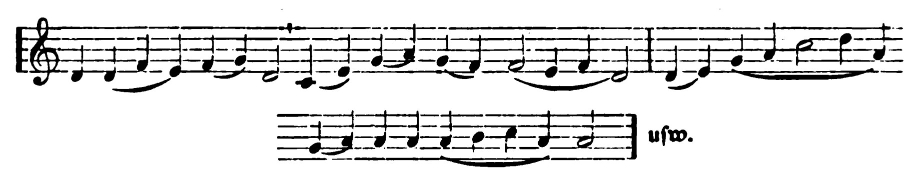
Die reine Diatonik (Beschränkung auf Halb- und Ganztonstufen) hat sich bei den südwärts wandernden Zweigen der Nordrasse nicht in ihrer Alleinherrschaft halten können. Bei den Indern finden wir vom 4. Jh. n. Chr. ab die bekannte Zigeunertonleiter (Moll mit zweimaligem übermäßigen Sekundschritt, z. B. c—d—es—fis—g—as—h—c); bei den Griechen steht später neben den diatonischen Leitern nicht nur die chromatische (z. B. e—f—fis—a—h—c—cis—e), sondern sogar die enharmonische (nicht zu verwechseln mit dem heutigen Sinn von „enharmonisch!“), bei der der Halbton noch in zwei Vierteltöne geteilt wurde. Aber gerade das spätere Auftreten dieser nicht-diatonischen Leitern legt die Vermutung nahe, daß man es hier mit Einflüssen nichtnordischer Musikübung zu tun

[2]) Lachmann, a. a. O., S. 4.

hat, zumal es bei beiden Völkern in Zeiten fällt, von denen wir den Beginn stärkerer Entnordung annehmen müssen[3]).

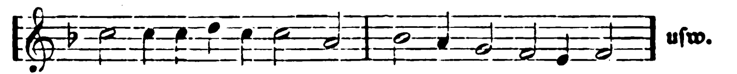
Die weitere Entwicklung nordischer Melodik zu dem glanzvollen Bau abendländischer Musik hängt enge mit der germanischen Sonderentfaltung des harmonischen Gefühls zusammen. Das erhellt aus folgender Überlegung. Wenn reine Diatonik das einzige Kennzeichen nordischer Melodik wäre, so müßte jede in diatonischen Stufen schreitende Melodie den nordisch Empfindenden vertraut, wesensverwandt, seelisch heimatlich berühren. Machen wir die Probe darauf! Hier eine rein diatonische Melodie:

Beispiel A.



Wir bemerken sofort, daß diese Melodie uns keineswegs seelisch heimatlich, sondern ausgesprochen fremdartig berührt. Man meint am Rande der Wüste zu stehen und den aus grenzenlosen Weiten heranschweifenden Ruf einer unbekannten Stimme zu vernehmen, der auch im jauchzenden Anstieg einen naturhaft klagenden Unterton suchender Einsamkeit nicht abstreift und ins Wesenlose hinein wieder verklingt. — Wir stellen dieser Melodie eine andere gegenüber, die auch rein diatonisch ist:

Beispiel B.



Es ist durchaus nicht nötig, die Worte zu hören, um das Bekannte der Melodie B zu empfinden. Sie schwingt nicht im Unfaßbaren, sondern sie ruht auf einer, wenn auch nur im Unterbewußtsein vorhandenen Grundfeste und senkt sich zu einem im voraus empfundenen Endpunkt zielklar und ruhig hinab.

Mit Absicht habe ich zwei Melodien gewählt, denen gewissermaßen derselbe Vorgang zugrunde liegt: die Geburt Christi. Beispiel A ist eine Melodie des gregorianischen Gesanges, und zwar die communio vom vierten Adventssonntage: Ecce, virgo concipiet et pariet filium, usw.; Beispiel B das Weihnachtslied: Es ist ein Ros entsprungen. Ein solches ganz kleines Beispiel sollte eigentlich genügen, die immer wiederkehrende Meinung zu widerlegen, daß der Rassenstil einer Kunst notwendig etwas mit dem behandelten Gegenstande zu tun habe. Ein anderes aber muß noch nachdrücklicher betont werden: beide Melodien sind von hohem Kunstwerte. Bei dem deutschen Liede braucht man das einem empfänglichen Hörer nicht zu beweisen; wie weit er es bei dem gregorianischen Beispiele nachempfinden kann, hängt von seiner Bekanntschaft mit dieser Kunstgattung und von seiner Fähigkeit ab, sich auch in fremdes Gefühls-

---

[3]) Riemann erklärt zwar die Entstehung der chromatischen Tonleiter aus innergriechischen Verhältnissen; aber die tatsächliche Benutzung der chromatischen Fortschreitungen könnte trotzdem auf nichtnordische Einflüsse zurückgehen.

leben ahnend zu versenken. Mit der Zuordnung einer Melodie zu einem bestimmten Rassestil ist also über ihren Kunstwert zunächst gar nichts ausgesagt.

Die Verschiedenheit des Eindrucks beruht vielmehr auf folgendem: Beim Beispiel B haben die Töne innerhalb der Melodie verschiedene Funktion; sie werden als Teile bestimmter Dreiklänge gehört; es waltet innerhalb der Melodie, auch ohne Mehrstimmigkeit, ein unverkennbares harmonisches Gesetz. Es zeigt sich somit, daß man die Eigenheiten nordischer Melodik nicht erklären kann, ohne die besondere harmonische Denkweise zu betrachten, die der Nordrasse eignet.

Es läßt sich geschichtlich nicht feststellen, ob alle zur Nordrasse gehörenden Völker die Anlage zu diesem harmonischen Funktionsbewußtsein gehabt haben; noch weniger, ob sich dieses Bewußtsein bei ihnen allen entwickelt hätte, wenn sie nur lange genug in engem Zusammenhange untereinander und von fremden Einflüssen frei geblieben wären. Die Lieder, mit denen die nordischen Scharen ins Tal des Indus hinabstiegen und über den Balkan vordrangen, sind unwiederbringlich verklungen. Denkbar wäre jedenfalls, daß die Inder und die Griechen aus der alten Heimat abgewandert sind, ehe sich die auch in ihnen als verborgener Besitz ruhende harmonische Begabung in dieser Richtung entfalten konnte, und daß sie dann in den neuen Wohnsitzen, infolge der Sonderentwicklung nordischen Geistes unter südlicher Sonne, überhaupt nicht mehr zu jener Entfaltung gekommen sind. Denkbar wäre auch, daß eine nicht spezifisch musikalisch, sondern ganz allgemein vorzustellende Harmoniebegabung der nordischen Rasse sich bei Griechen und Indern mehr auf anderen Gebieten, z. B. der Philosophie und der bildenden Kunst, bei den Germanen dagegen auf dem der Musik betätigt hätte. Jedenfalls kommen wir nicht an der Tatsache vorbei, daß das harmonische Funktionsgefühl sich geschichtlich greifbar nur bei den Germanen äußert[4]).

Ob die Germanen infolge einer eigentümlichen Anlage von allem Anfange an die Töne harmonisch, im Sinne von Dreiklangstufen, gehört haben, wird sich kaum feststellen lassen. Fleischer behauptet es allerdings auf Grund der Lurenfunde; er denkt sich die vorgeschichtliche germanische Melodik als reine Dreiklangmelodik, also als eine Art Signalmusik. Jedenfalls tritt auf germanischem Boden in geschichtlicher Zeit die Auffassung melodischer Linien im Sinne harmonischer Funktionsverläufe bedeutsam hervor. Und zwar sogar zur Zeit der äußerlich unumschränkten Herrschaft der Gregorianik hin und wieder so stark, daß sogar die Gregorianik selbst beeinflußt werden konnte, was wahrlich viel sagen will. Nach Coussemaker bestand die Eigenart des gallikanischen Kirchengesanges gegenüber dem römischen in der Berücksichtigung des nordeuropäischen Tonsystems[5]). Das kann nach Lage der Dinge wohl nur heißen: in der Angleichung an das funktionale Denken der gesittungtragenden nordischen Schicht des damaligen Gallien. Moser[6]) erzählt von einer besonderen germanischen Überlieferung innerhalb des gregorianischen Gesanges, die das Bestreben gezeigt habe, „die vorgeschriebenen Intervallschritte zu vergrößern“. Also doch wohl in der Richtung auf Dreiklangswirkungen, die ja funktional besonders wichtig sind. Alles, was als Verfall der Gregorianik auf germanischem Boden erscheint, also z. B. das Eindringen

---

[4]) Sollte sich nicht vielleicht erweisen lassen, daß die Araber, die schon die konsonante Natur der Terz und Sext kannten, diese Erkenntnis den Persern verdanken? Das würde beweisen, daß mindestens der persische Zweig der nordischen Rasse in seinem Harmoniegefühl dem germanischen und slawischen sehr nahe stand.

[5]) Moser, Geschichte der deutschen Musik, Bd. I, S. 72.

[6]) Moser, a. a. O., S. 10.

der kleinen Untersekunde des Finaltones auch in die Kirchentöne, in denen sie ursprünglich nicht zu Hause ist, bezeugt zweifelsfrei nicht etwa das Entstehen, sondern das Sich-wieder-Durchsetzen eines den Nordvölkern angeborenen Hörstils, der Leittonwirkungen forderte, also die Melodiestufen funktional empfand. Schon aus der Karolingerzeit liegen übrigens in Deutschland entstandene Melodien vor, die im Keim dasselbe tonartliche Fühlen zeigen wie das oben gewählte Beispiel „Es ist ein Ros entsprungen“ und seine zahllosen Geschwister.

Innerhalb der so abgesteckten Formgrenzen nordischer Melodik — grundsätzlich reine Diatonik und funktionale Tonbeziehung — lassen sich noch sehr verschiedene Melodiebilder denken. Es könnte z. B. gefragt werden, ob wohl in der nordischen Melodik Dur oder Moll das Ursprünglichere oder das Häufigere gewesen sei, oder ob die einzelnen nordischen Stämme sich hier verschieden verhielten. Ferner, wie der Mosersche Satz zu verstehen sei, daß „bei uns ein herrenhaftes Ausgreifen, ein herzhafter Wagemut kühn und sicher den Tonraum durchspringt.“ Sicher nicht in dem Sinne, daß eine Melodie um so nordischer sei, je größer ihre Sprünge sind. Das herrenhafte Ausgreifen beruht nicht auf dem Umfange des einzelnen Tonschrittes, sondern auf dem der Gesamtmelodie; nicht auf der Größe der Sprünge, sondern auf ihrer inneren Logik, ihrer Zielstrebigkeit. Herrenhaftes Ausgreifen ist also ebensogut bei vorwiegend leitermäßiger Melodiebildung möglich, wie unzählige Beispiele unserer Klassiker und unserer Volkslieder beweisen. — Ferner müßte man den gemeinsam-nordischen Rhythmus der Melodiebildung erforschen. Diese Frage greift weit ins Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft hinein. — Endlich verrät sich zwar schon in den betrachteten allgemeinen Formgrundlagen ein ganz bestimmter Geist — zielstrebende Klarheit, ordnende Baukraft, einfache Größe —; dennoch müßte die geistige Haltung, die Gefühlswelt der nordischen Melodie noch gesondert betrachtet werden. Das ist ohne zahlreiche Beispiele nicht möglich.

Da die europäische Kunstmusik zum weitaus größten Teile ein Erzeugnis nordischer Schöpferkraft ist, so erhält der flüchtige Betrachter den Eindruck, die hier aufgewiesenen Formmerkmale gälten für alle Musik der europäischen Rassen schlechthin. Doch könnte eine wissenschaftliche Durchmusterung aller europäischen Volksmusik sicher auch noch westische und dinarische Wesenszüge nachweisen. Wichtiger scheint es, daß gerade die Kunstmusik der Gegenwart sich anschickt, die bisher nie erschütterten Grundlagen nordischer Musikübung zu unterhöhlen. Der Diatonik, der gesetzmäßigen Folge von Ganz- und Halbtonstufen, stellt man die Chromatik als gleichberechtigt gegenüber und schickt sich an, auch den Halbton noch in Vierteltöne zu teilen — mit anderen Worten, in die urmenschlichen Anfänge des „Herumschleifens um einen Ton“ zurückzusinken[7]). Die festgefügte Ordnung der untereinander in funktionaler Beziehung stehenden Melodiestufen aber soll in dem Urbrei gleichberechtigter, harmonisch beziehungsloser Tonstufen aufgehen, den man „Atonalität“ oder vornehmer „Polytonalität“ nennt. Man sieht daran, daß Untersuchungen wie die vorstehenden nicht müßige Gedankenspiele des Geschichtschrei-

[7]) Man kann nicht etwa sagen, von diesem Gesichtspunkte aus stelle doch schon die Diatonik gegenüber der Pentatonik den ersten Schritt zur Auflösung dar. Die Diatonik ist vielmehr die ausgewogene Mitte zwischen der Urtümlichkeit der Pentatonik und der müden Überfeinerung der Chromatik (abgesehen davon, daß ihr ja beide als Grenzfälle durchaus zugänglich sind); in ihr sind große wie kleine Schritte gleich organisch denkbar, während die Chromatik kraft ihres Wesens die Aufeinanderfolge mehrerer Halbtonstufen fordert.

ders sind, sondern von höchster praktischer Bedeutsamkeit für alle, denen daran gelegen ist, die rassischen Hintergründe der zeitgenössischen Kunstentwickelung zu erkennen.

Die „Laimes" in Schlesien — aussterbende Speicherbauten.

Von M. Hellmich-Liegnitz.

Mit 8 Abbildungen.

Der Abgang ursprünglicher, volkstümlicher Bauten auf dem Lande, der nicht nur infolge der natürlichen Überalterung derselben, sondern leider nur allzuhäufig auch durch die Neuerungssucht ihrer Besitzer herbeigeführt wird, ist nur kurze Zeit durch die Kriegsnöte und die Inflation aufgehalten worden. Die Bestrebungen zur Ansässigmachung auf dem Lande dagegen haben durch dieselben Ursachen einen sehr starken Antrieb erhalten und der im Zusammenhange damit notwendig werdende Aufbau ländlicher Gehöfte, für den natürlich Billigkeit das oberste Gebot ist, haben zur Erfindung von zahlreichen Baustoffen und Bauplanungen geführt, die der alten Volksbauweise den Untergang bereiten. Die Verwendung bodenständiger Werkstoffe, wie Holz für Blockwände und Fachwerksgerüste, Lehm für die Wände und Stroh und Schilf für das Dach, wird heute kaum noch erwogen und damit verschwindet viel für Land und Volk Kennzeichnendes der dörflichen Bauweise. Es ist heute schon schwer, wirklich alte, etwa aus dem 17. Jahrhundert stammende Bauten aufzufinden. Man kann wohl hier und da noch einzelne, ältere Teile entdecken, aber überall sind Umbauten vorgenommen worden, die das einheitliche Bild stören. Zum Glücke kann man im Kolonisationslande, also z. B. in Schlesien voraussetzen, daß vom 13. bis zum 17. Jahrhundert und noch etwa 100 Jahre später die Entwickelung unvergleichlich viel langsamer vor sich gegangen ist, als in der Zeit nachher, weshalb zwei bis drei Jahrhunderte alte Häuser in Aufbau und Einteilung wohl nur unwesentlich verschieden von denen der Ansiedler um 1300 sein werden.

Es ist daher eine unabweisbare Pflicht der Heimat- und Volkskunde, solche Reste alter Art zu sammeln und festzulegen, wo sie sich finden. Ganz besonders muß auf solche Bauten geachtet werden, die nach und nach verschwinden und infolge der veränderten Verhältnisse in der Landwirtschaft nicht mehr aufgebaut werden. Hierzu gehören die im Titel genannten Speicher in Schlesien. Es sind so eigenartige Bauten, daß sie schon lange die Aufmerksamkeit erregt haben. In der Zeitschrift „Globus" Bd. 77 1900 S. 290 ff. hat Karl Rhamm „zur Entwicklung des slawischen Speichers" eine eingehende Darstellung der Bauten und einen Überblick über die Verbreitung gegeben, wobei er sich für Schlesien auf eine ältere Darstellung von Dittrich in derselben Zeitschrift stützt. Merkwürdiger Weise aber stellt er die eigentlichen Speicherbauten zusammen mit anderen mit ganz verschiedenem Äußeren und völlig abweichendem Aufbaue und bezeichnet die ersteren als slawisch, die anderen als deutsch, wobei ihn wohl hauptsächlich ihr jetziges Vorkommen in diesen Volksgemeinschaften verleitet.

Um nicht in denselben Fehler zu verfallen, ist es nötig, die im deutschsprachigen Schlesien „Laimes“, „Lehmsel“ u. ä., und da, wo wasserpolnisch gesprochen wird, „spicha“ (polnisches Lehnwort, das deutsche „Speicher“) genannten Bauten zunächst nach ihren kennzeichnenden Merkmalen zu schildern und dann die Bauten nach den dabei benutzten Werkstoffen zu beschreiben, die nach Zeit und Beschaffungsmöglichkeiten sich natürlich allmählich gewandelt haben.

Ihr Grundriß ist ein Rechteck, das sich dem Quadrat sehr nähert, und hat etwa 5 bis höchstens 8 m Seitenlänge. Die Höhe des gesamten Bauwerkes ist



Michelau, Kr. Brieg. Ziegel-Fachwerk-Laimes mit harter Bedachung.
Das fränkische Tor daneben ist über der Wagendurchfahrt schon verändert.

immer, oft sogar erheblich größer als die wagerechte Ausdehnung. Die glatten Wände weisen außer einer auffallend kleinen Türe nur noch wenige, schlitzartige Öffnungen auf, gewöhnlich in jedem Stockwerk nur zwei einander gegenüberliegende Paare. Das obere Stockwerk, von denen zwei bis vier vorkommen, ist oben durch eine Decke abgeschlossen, über der ein äußeres Dach liegt, ohne daß der Zwischenraum zwischen beiden noch irgendwie ausgenutzt wird. Bei den ursprünglichen Formen ist dieses Dach ohne verbindende Bauteile auf das Gebäude frei aufgestülpt, wie ein Hut. Kennzeichnend ist ferner ihre Stellung zum Gehöfte. Entweder stehen sie frei im Hofe ohne jede Anlehnung an ein anderes Gebäude, vielmehr anscheinend absichtlich durch größere Zwischenräume von ihnen getrennt, oder sie sind überhaupt auf den breiten Dorfanger hinausgerückt und durch den an den Höfen vorübergehenden Weg getrennt von dem zugehörigen Gehöfte. Dadurch sind sie gleichzeitig dem Dorfbach nahegerückt.

Den verwendeten Werkstoffen nach findet man alle Übergänge vom reinen Block- zum völligen Massivbaue. Dieser Wechsel der verwendeten Stoffe ist natürlich nicht ohne Einfluß auf den ganzen Bauplan geblieben. Einzelne der oben beschriebenen Kennzeichen haben sich verwischt; besonders wird davon die eigentümliche Erscheinung des aufgestülpten Daches getroffen, da ja der gleich zu be-

schreibende Zweck dieses Baugliedes durch die Verwendung feuerbeständiger Dachhaut ohne eine den gleichen Zweck verfolgende Innendecke erreicht wird.

Denn der Zweck dieses Baus war die Schaffung einer gegen Brände gesicherten Unterkunft für die wertvolle Habe ihrer Besitzer. Da ein Blockbau, wie er als älteste und urtümlichste Form für die Speicher anzunehmen ist, dieser Forderung natürlich nicht genügen konnte, haben sich die Erbauer bei Verwendung von Holz als Baustoff auf andere Weise geholfen, indem sie den Blockbau außen mit einer, bis auf die erwähnten Öffnungen völlig lückenlosen Haut von Lehm



Ostrosnitz, Kr. Kosel. Lehm-Fachwerk-Laimes mit neuerem Dach. Daneben fränkisches Tor (in Holz).

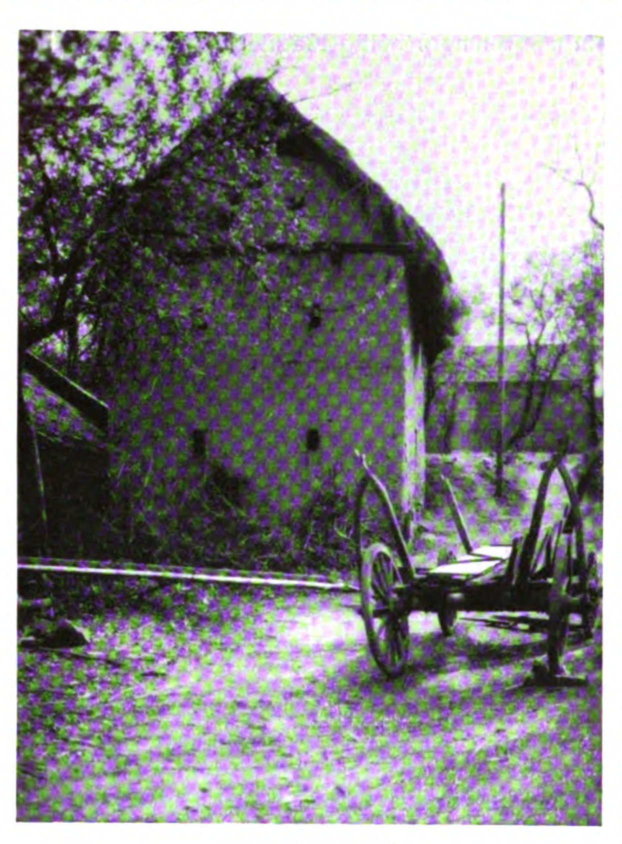
in etwa mindestens 10 cm Dicke umgaben. Da dieser schwere Auftrag an dem glatten Holze nicht ohne weiteres haften konnte, wurde die Außenseite mit Holznägeln gespickt, deren Köpfe vor die Wand vortraten und so dem Lehmauftrag den nötigen Halt boten. Die Lehmhaut überzog auch die obere Decke des Oberstockes und war der Abspülung durch Regen ausgesetzt, wenn sie schutzlos blieb. Dieser Umstand veranlaßte die Erfindung des losen Daches, das nun natürlich keine Verbindung mit dem Blockhause haben durfte, da es selbst wieder aus brennbarem Stoffe — Holzdachstuhl und Stroh- oder Schindeldachhaut — bestand und sonst das Feuer nach dem Inneren hätte leiten können. Daß solche Erwägungen zu dem eigentümlichen Baue führten, lehren auch die schrägen Bretter an der nicht durch das Dach gegen Schlagregen geschützten Giebelseite, während die Traufseite durch das überhängende Dach geschützt war. An Stelle dieser Giebeltraufbretter ist bei einigen Laimes das Schutzdach an beiden Giebeln mit Krüppelwalmen[1]) versehen, von deren unterem Rande noch eine Schürze von Brettern herabhängt, die ähnlich wie der Dachsaum an der Traufseite wirkt, oder ein vollständiger Walm ist überhaupt soweit herabgezogen, wie die Traufseiten.

Einer der urtümlichsten, wenn nicht der älteste Speicher stand bis vor

---

[1]) Ein Walm, der nicht bis an den unteren Rand der Traufseite herabreicht.

19 Jahren im Kreise Brieg auf der rechten Oderseite. Auf untergelegten Findlingssteinen lag hier zunächst ein starker Rahmen von breiten Schwellen, die vor die darauf gesetzten Blocksverbandswände hervorragten. Der Innenraum enthielt drei Stockwerke, von denen das oberste durch ein Tonnengewölbe abgeschlossen wurde. Dieses Tonnengewölbe bestand aus gleichen Balken wie die Wände. Die Balken der beiden Zwischendecken griffen durch die Seitenwände, vor denen sie nur so wenig vorstanden, daß die Lehmhaut ihre Köpfe mit verdeckte, die in der oben beschriebenen Art auf den in die Außenwände geschlagenen Holznägel aufgehängt war. Diese Haut zog sich über die Außenseite der Tonnenwölbung hin und ohne das darübergestülpte Schindeldach, das auf der Lehmdecke rittlings aufsaß, hätte der Bau wie ein riesiger ländlicher Lehmbackofen ausgesehen. Die Licht- und Luftschlitze waren bis weit nach innen ebenfalls mit Lehm überzogen und so enge, daß Flugfeuer kaum bis in das Innere gelangen konnte. Die Stockwerke sind innen durch einfache Treppen miteinander verbunden gewesen. Die auffallend kleine Türöffnung wurde durch eine sogenannte Doppeltüre geschlossen, d. h. eine Türe, welche aus einer doppelten Lage von Brettern besteht, die innen senkrecht und außen schräg gegeneinander in den vier durch Leisten eingefaßten Feldern oder auch in Fischgrätenmuster angeordnet sind. Die ganze Fläche wurde mit großköpfigen eisernen Nägeln beschlagen und erhielt dadurch eine zwar einfache, aber wirkungsvolle Verzierung. Oft ist bei derartigen Speichern der Eingang, und damit auch der Fußboden des Erdgeschosses so hoch angelegt, daß der Zugang erst auf einer mehrstufigen Treppe, die in eine Vorlaube heraufführt, erfolgen kann. Der ganze Bau gewinnt durch diese Zugangsbühne ganz außerordentlich an Ansehen und auch an Sicherheit gegen Bodennässe und Überschwemmungen.

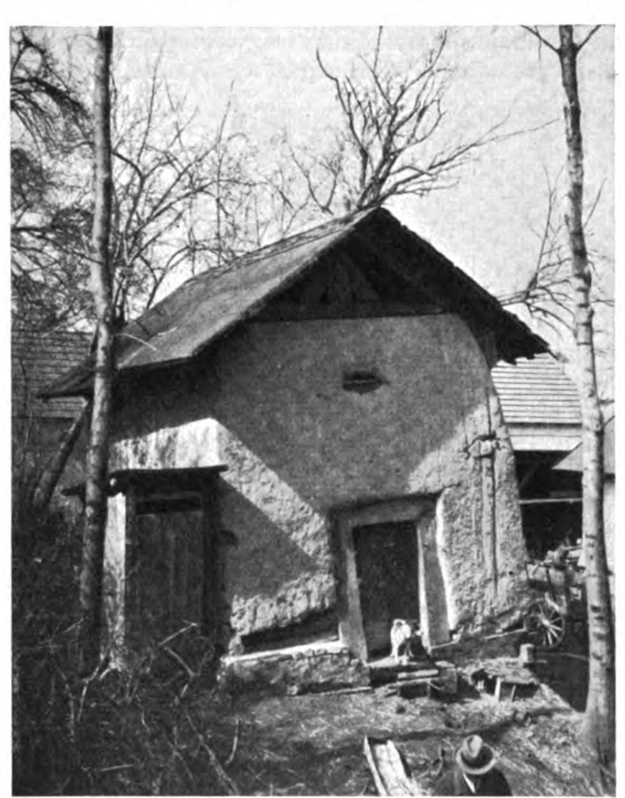


Bladen, Kr. Leobschütz.
Laimes aus luftgetrockneten Ziegeln mit offenem Oberstock.

Von den drei Stockwerken wird der untere Raum zum Aufbewahren von Geräten benutzt; außerdem stehen darin die Truhen, die je nach der Jahreszeit die

gerade nicht gebrauchte Kleidung der Bewohner bergen. Im mittelsten Stockwerke sind durch aufgestellte Bretter Abteilungen hergestellt, in denen das Getreide aufgeschüttet wird. Auch im obersten Stockwerke wird noch Getreide aufbewahrt, während an der Decke die Vorräte an Rauchwaren hängen. Das Gebäude ist also die Schatzkammer des Bauern. Der hier geschilderte Laimes, vielleicht der letzte seiner Art, ist nach den neusten Feststellungen leider bereits im Jahre 1910 abgebrochen worden. Seinen Aufbau zeigt der beigegebene Grundriß und Aufriß.

Die eben geschilderte Form scheint sehr selten zu sein, viel häufiger ist eine andere, die besonders in den Kreisen Kosel und Ratibor verbreitet ist. Hier ist das oberste der zwei oder drei Stockwerke nicht gewölbt, sondern die Seitenwände auf den Traufseiten sind nach innen geneigt und durch eine Balkendecke verbunden. Auf den Giebelwänden stehen niedrige Böcke, welche den Firstbalken tragen, von dem die Sparren des Daches sich über die schrägen Seiten herabziehen. Auch hier wieder sind die senkrechten und schrägen Seitenwände, sowie die Decke mit der oben beschriebenen Lehmhaut überzogen. Das Dach, das auch keine feste Verbindung mit dem Hauptbaue hat, ist aber doch hier schon in viel festerer, schwerer trennbarer Verbindung mit ihm, als bei der ersten Form.



Ganjowitz, Kr. Ratibor.
Laimes mit flacher Holzlehmdecke und einfachem Dachstuhl.

Für diese wird von Rhamm u. A. angenommen, daß die lose Verbindung den Zweck habe, bei Bränden das Dach mit Stangen herabstoßen zu können. Ich halte diese Möglichkeit für eine nebensächliche, nicht von vornherein beabsichtigte. Darin bestärkt mich die eben beschriebene zweite Form der Speicher, bei denen sich das Dach den schrägen Oberstockswänden so eng anschließt, daß ein Herabstoßen, wie bei der ersten Form, kaum möglich erscheint. Bei einem Brande eines ganzen Hofes im Kreise Ratibor war die Lehmhaut des Laimes außen verziegelt, während das Holz darunter erhalten geblieben war. Ich halte daher die leichte Beseitigung des Daches nicht für den Grund der besprochenen Eigen-

tümlichkeit, sondern glaube, daß man sehr bald die Erfahrung machte, daß der aufgetragene Lehm gegen Schlagregen geschützt werden mußte. Man verfuhr ähnlich, wie bei Heu- oder Getreideschobern, indem man ein leichtes Schutzdach darüberstülpte, da eine enge Verbindung mit dem Hauptbau sich von selbst verbot. Die Eigenartigkeit der Anlage und ihre Dauerhaftigkeit bis herab zu den neusten Formen, bei denen sie freilich mit der Verwendung feuerfester Bedachungsstoffe verschwindet, gibt ihr die Eigenschaft eines Hauptkennzeichens unserer Bauten. Ehe diese neue Formen beschrieben werden, ist aber noch eine Abart der Laimes zu besprechen, die sich im Kreise Leobschütz, in Bladen z. B.



Ganjowitz, Kr. Ratibor.
Laimes mit Walmdach. Wahrscheinlich um 1780 erbaut, wie der im Nachbarhofe.

findet. Bei ihnen wird zum ersten Male die innere Holzwandung aufgegeben. Die Wände werden massiv aus Luftziegeln aufgebaut. Da als Bindemittel nicht Kalk- sondern Lehmmörtel verwendet wird, erhalten die Wände große Stärke. Die Neigung der traufseitigen Wände des Oberstockes ist mit solchen Stoffen nicht herzustellen. Auch die Deckenbalken der einzelnen Stockwerksböden können nun nicht mehr wie bisher in die Seitenwände eingeklinkt werden. Die Wandstärke erlaubt aber, zumal die Deckenbalken nicht sehr stark sind, sie ohne Unterlage von Mauerbalken oder Ähnlichem in die Mauer einzubauen. Der Oberstock erhält wegen der erwähnten Materialschwierigkeiten nun nicht mehr volle Seitenwände. Die Umfassungsmauern auf den Traufseiten werden drempelartig[2]) um etwa einen halben Meter über dem Fußboden hochgezogen und auf ihnen ruhen die Sparren des hängenden Daches. Die Giebelwände reichen nur bis in etwa $^2/_3$ der Giebelhöhe. Das restliche obere Dreieck bleibt offen. Bei dieser Anordnung fehlt eine

[2]) Als Drempel bezeichnet man die über die Balkenlage des obersten Stockwerkes um einen Teil der Geschoßhöhe höher geführten Wände, welche einem Mansardengeschoß oder den Giebelstuben eine normale Höhe geben sollen.

Decke des oberen Raumes unter dem Dache. Dafür ist sein Fußboden mit einem dicken Lehmstrich bedeckt, durch den eine schwere, ursprünglich wohl auch mit Lehm beschlagene Falltür Zugang zu dem Bodenraume gewährt. Auch hier ist also der Feuerschutz für die unteren Räume durch Lehmbelag geschaffen. Doch ist die Überleitung zu den folgenden halbmassiven und Massivbauten schon deutlich zu erkennen, bei denen die innere Schutzdecke wegfällt und das Hartdach unmittelbar auf die Umfassungsmauern aufgesetzt wird.

Solche Speicherbauten sind zunächst einmal aus Fachwerkswänden erbaut und tragen, wie die entsprechenden Wohn- und Wirtschaftsgebäude gleicher Bauart, einen Dachstuhl für das Dach aus Flachwerken, das dem oberen Bodenraume als Decke dient. Merkwürdigerweise aber ist der Giebel unter dem Dache dann meistens nur verbrettert ohne den die Feuersgefahr abwendenden Lehmaußenverputz, der sich auch auf Brettern nur schwer anbringen ließe. Hier scheint also der für die älteren, oben beschriebenen Laimes leitende Gedanke in Vergessenheit geraten zu sein, mit solchen Bauten ein feuerfestes Schatzhaus zu errichten. Viel besser ist das dann erreicht bei den völlig massiven Laimes, bei denen die vier Wände bis unter das Dach in Mauerwerk hochgeführt und mit einem Hartdach gedeckt sind. Bei ihnen sorgen die sparsamen und kleinen Öffnungen, die allen Laimes eigentümlich sind, dafür, daß auch das Innere mit seinen feuergefährlichen Holzeinbauten und dem brennbaren Inhalte vor Flugfeuer geschützt ist. Der Name „Laimes“ ist aber auch an diesen Bauten haften geblieben.



Stoberau, Kr. Brieg.
Laimes mit Holz-Tonnengewölbe. Die Fenster sind neuere Zutat, da der Besitzer vorübergehend darin wohnte.

Mit dem Übergange vom Holzbau zum Massivbau ändert sich auch der Standort der Speicher. Die alten Bauten aus Holz, mit Lehm überputzt, stehen, wie schon oben erwähnt, entweder vollständig frei im Gehöft, oder vor diesem auf der Dorfstraße, vielfach sogar jenseits derselben am Bache. Das läßt darauf schließen, daß bei außergewöhnlichen Verhältnissen, bei großen, ganze Dorfteile ergreifenden Bränden z. B. ihre Rettung noch möglich sein sollte. Die feuerfesten Ziegelbauten dagegen stehen im Gehöfte und oft sogar im Zusammenhange mit anderen Wirtschaftsgebäuden, sicher ein Zeichen dafür, daß man mit den besseren Baustoffen rechnete und zu größerer Bequemlichkeit und vielleicht auch zur Sicherung gegen Diebstahl von der früher üblichen Absonderung Abstand nahm. Die merkwürdige Bauweise des alten übergestülpten Dachhutes hat man-

chen Beobachter stutzig gemacht. Es ist, u. A. von Rhamm, wie schon oben bemerkt, die Vermutung geäußert worden, daß bei einem in der Nähe ausbrechenden Brande das Dach des Laimes mit Stangen herabgestoßen wurde, damit es nicht in Brand geraten sollte. Ein solches Dach kann aber wohl auf dem durch die dicke Lehmhaut geschützten Baue ruhig herunterbrennen. Da dieser Brand nicht lange dauern wird, werden auch seine Einwirkungen auf den inneren Holzbau kaum bedenklich sein. Ein Herabstürzen dieses Daches würde aber wahrscheinlich die Lehmschutzdecke stellenweise abdrücken oder abschlagen, dadurch den inneren Holzbau freilegen und könnte also gerade das Gegenteil von dem verursachen, was man mit der Beseitigung des Daches erreichen wollte. Vor allem aber ist dieses Herabstürzen doch wohl nur möglich bei den Laimes, die oben tonnenförmig abgeschlossen sind. Bei den anderen, jetzt allein noch bei uns vorhandenen, bei denen der Giebel schon im Dreieck abgeschlossen ist, scheint ein solches Herabstürzen kaum noch ausführbar. Damit fällt aber wenigstens für die Jetztzeit diese Erklärung der eigentümlichen Bauweise fort und sie wäre daher als ein nicht mehr zeitgemäßes Überlebsel anzusehen. Die Erklärung scheint aber gar nicht nötig, da doch der Schutz der Lehmhaut, ob nun über einer Decke des oberen Raumes, oder auf dessen Estrich, sowie an den Seitenwänden allein schon ein genügender Grund für die auffallende, zunächst überflüssig erscheinende Abdeckung des Gebäudes ist. Daß aber ein solcher Schutz sehr wichtig erschien, geht auch daraus hervor, daß man die Dächer an den Giebeln öfters mit einem Krüppelwalm versehen findet und daß von dessen unterem Rande dann noch eine Bretterreihe schürzenförmig herabhängt. Auch Giebelbretter auf Konsolen sind öfters in der Höhe der Traufränder des Daches an beiden Giebeln noch angebracht, um diesen Wänden einen weiteren Schutz gegen Schlagregen zu bieten. Jedenfalls scheint, wenn vielleicht ursprünglich bei geeigneter Bauart die schnelle Beseitigung des Daches die treibende Ursache war, dieser Gedanke schon lange in Vergessenheit geraten zu sein.

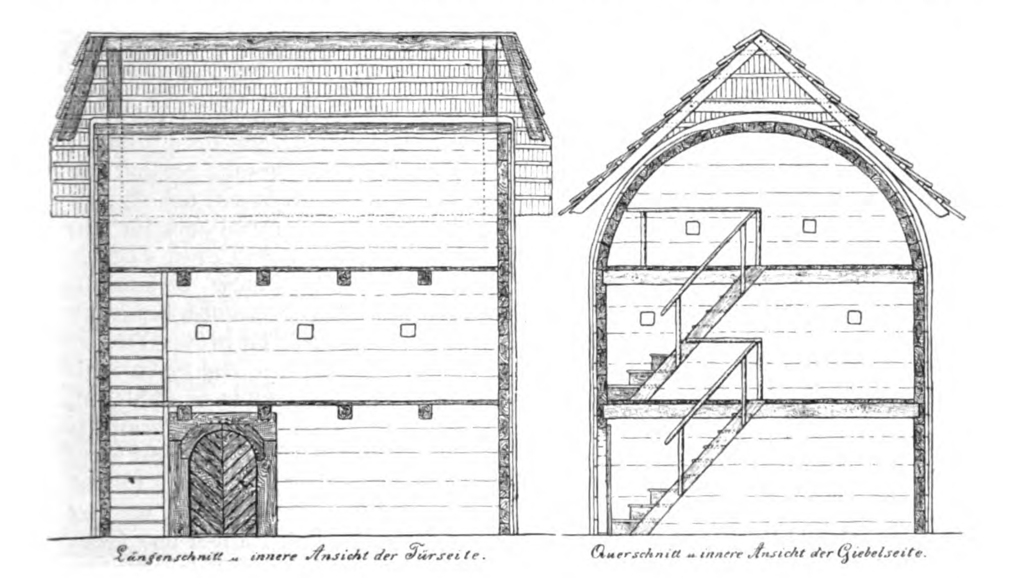
Ehe die Frage erwogen wird, ob diese Bauten irgendeinem Volke eigentümlich sind, wie das Rhamm zugunsten der Slawen annimmt, müssen noch zwei Vorfragen beantwortet werden, nämlich 1., ob die Bauart an sich irgendeine völkische Eigentümlichkeit aufweist und 2., ob ihre Verbreitung in derselben Hinsicht etwas zu beweisen vermag?

Von manchen Seiten wird ohne weiteres die Verwendung von Holz zum Hausbau und insbesondere Blockholz- oder Gehrsaßbau als slawische Eigenart angesehen. Diesen Standpunkt vertritt zum Beispiel eine Dissertation von Dr. Wilhelm Heller vom Jahre 1908 „Die historischen Merkmale der thüringischen und slawischen Holzarchitektur bei dem deutschen Bauernhaus“. Insbesondere die Schrotholzbauten des Wohnraumes will er allein von den Wenden der Lausitz ableiten, deren Häuser durch die das Obergeschoß tragenden Ständer v o r diesen Schrotholzwänden und die bekannte korbbogenähnliche Ausbildung der Verstrebungen der Ständer, gekennzeichnet und allbekannt sind, während er als thüringische und also deutsche Kennzeichen insbesondere das bewegliche Spiel der Stiele und Streben in den Fachwerkswänden ansieht, sowie die durch zwei Geschoße gehenden Stiele i n der Wand. Auch andere neue Beobachter haben sich der Meinung angeschlossen, wie z. B. in den neusten Mitteilungen des schlesischen Bundes für Heimatschutz 1929 Heft 1 zu lesen ist.

Wenn wirklich der Blockbau von den Slawen stammen sollte, dann müßte der ganze Norden, ganz Skandinavien, einst unter slawischem Einflusse gestanden

haben. Es dürfte meines Erachtens aber sich nach den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung wohl anders verhalten. Der eben erwähnte Norden hat den Holzstil sicher erfunden, da er frühzeitig eine hohe Kultur entwickelt hatte. Als diese Kulturhöhe erreicht war, hat er beinahe anderthalb Jahrtausende lang seine Söhne in immer sich erneuernden Zügen über die südlicher gelegenen Länder verstreut, über England und Norddeutschland bis nach dem tiefsten Rußland und zwar nach letzterem gleich schon sehr frühzeitig.

Alle diese nordischen Völker haben doch in tieferstehende Kulturen ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Bedürfnisse und ihre Bildung hineingetragen, und damit



Längenschnitt u. innere Ansicht der Türseite. Querschnitt u. innere Ansicht der Giebelseite.

auch den Hausbau, den sie z. B. im holzreichen Rußland in gewohnter Weise ausführen konnten. Dorthin und weiter südlich auf die Balkanländer ist also zweifellos der Holzbau vom Norden her durch Germanen übertragen worden und auch der Blockbau, der in den oben erwähnten Mitteilungen für Heimatschutz als eine besondere, den Slawen eigentümliche und von ihnen in Schlesien eingeführte Bauweise erklärt wird, tritt uns bereits in der vor- und frühgermanischen Zeit, z. B. auf dem Breiten Berge bei Striegau und auf der Schwedenschanze in Oswitz bei Breslau, hier in der tiefsten Schicht, entgegen. Die Wohnungen der nach 600 n. C. heranrückenden Slawen dagegen müssen bei uns noch lange sehr dürftig gewesen sein, da es bisher nicht gelungen ist, Spuren ihrer Behausungen aufzudecken.

Man wird also, wenn man durchaus einem Volke die Erfindung des Holzbaues und insbesondere des Blockverbandes zuschreiben will, den Germanen den Vorzug geben müssen, die schon früher als andere Mitbewerber um eine solche Priorität in Blockhäusern wohnten. Viel richtiger wird man wohl aber die Verwendung von Holz als Baustoff in allen waldreichen Ländern von vornherein bei einer gewissen Kulturhöhe der Bewohner annehmen müssen. Der Blockbau allerdings ist jedenfalls da erfunden worden, wo Nadelhölzer im dichten Be-

stande grade Hölzer in längeren Abschnitten lieferten und wo zugleich das Klima eine von festen Wänden umschlossene Behausung forderte. Aus beiden Gründen haben die noch heute im Urzustande lebenden Bewohner tropischer Länder trotz der Verwendung von Holz zum Baue ihrer Häuser den Schritt zum Blockbau nicht tun können und brauchen.

Es könnten also auch die Slawen die Erfinder und ersten Erbauer unserer Laimes sein. Auch ihre Verbreitung würde an sich nicht gegen diese Annahme sprechen, denn nach der fleißigen Rhamm'schen Zusammenstellung trifft man gleiche oder ganz ähnliche Bauten wie in Schlesien nur in der Tschechoslowakei und in Ungarn. Aus Polen berichtet Rhamm nur von vereinzelten Vorkommen in Masovien, während den russischen, von denen er ein Bild aus dem Gouvernement Jaroslaw bringt, ebenso wie den litauischen Kleten, der Lehmaußenbelag fehlt. Alle übrigen von ihm sonst zitierten „Speicher" unterscheiden sich grundsätzlich von unseren Laimes, daher sagt er zum Schlusse: „Wir gelangen demnach zu dem Ergebnis, daß sich in bezug auf die Bauart des Kornspeichers, der Zitnica, ungeachtet der ursprünglich gleichmäßigen Benennung, zunächst für die altslawische Periode (unmittelbar vor der Trennung der Stämme) eine Einheit nicht nachweisen läßt und daß der Lehmspeicher (lepenec, lamus) auch für jene Zeit auf einem Teil der westlichen Slawen (Tschechen, Polen und einen Teil der ‚Slowenen') beschränkt bleiben muß. Sodann, daß auch für die urslawische Periode (vor dem Eingreifen der germanischen Einflüsse und der dadurch bewirkten Umbildung des slawischen Bauernhofes) das gleiche Verhältnis die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat." Umgekehrt muß man daraus folgern, daß da, wo die „Einheit der Bauart des Kornspeichers" nachzuweisen ist, wie eben in Schlesien, Ungarn und der Tschechoslowakei, diese Einheitlichkeit einer äußeren Beeinflussung zuzuschreiben ist, die in allen drei genannten Ländern nur von der dort ansässig gewesenen deutschen Bevölkerung ausgegangen sein kann. Hierzu kommt noch eine Beobachtung des Verfassers aus neuester Zeit: In Schlesien, wo der Mittelpunkt des Vorkommens der Laimes in den Kreisen Kosel, Ratibor und Leobschütz liegt, während die angrenzenden Kreise Oppeln, Falkenberg, Brieg, Ohlau, Neustadt, ja selbst Neiße[3]) nur mehr vereinzelt noch Laimes aufweisen, ist aber die Beobachtung zu machen, daß diese Vorkommen sich nur in Dörfern finden, deren Bauart durch die fränkischen zweiteiligen Toreinfahrten als zweifellos deutsch bewiesen wird, oder deren deutsche Anlegung bekannt ist. Die übereinstimmende Benennung, auf die Rhamm anscheinend Wert legt, verliert ihn sofort, wenn man in Dörfern, wie z. B. Pogarell, Kreis Brieg, alte Leute von früher vorhandenen „Laimes" erzählen hört, die nach ihrer Beschreibung vollständig massive Gebäude waren von der Art, wie sie jetzt in anderen Dörfern noch vielleicht als Nachfolger der Holz-Lehm-Speicher vorhanden sind. Auch hier hat sich also der früher durch die verwendeten Baustoffe begründete Sachname auf ein vollständig in Stoff und Aufbau verwandeltes Gebäude übertragen, bei dem selbst

[3]) Im Kreise Neiße sind die Laimes noch viel häufiger, als bisher angenommen wurde. Neben massiven, neueren Bauten gibt es eine große Anzahl im Fachwerkbaue, der mit Lehmwänden ausgesetzt ist. Das Holzfachwerk verschwindet unter dem Lehmverputze. Der Oberstock hat einen hängenden Dachstuhl, außen verbrettert und darauf denselben Lehmverputz, wie die Seiten. Über diesem liegt dann erst das äußere Dach. Die Giebelseiten sind völlig geschlossen. Ein Laimes vom Jahre 1816 hat eine eiserne Zugangstüre und Unterkellerung. Der Belag eines anderen solchen Speichers war beim Brande der daneben stehenden Scheune vollständig hartgebrannt, hatte aber das Fachwerk geschützt.

die Zweckbestimmung hin und wieder sich geändert hat; denn die alten Laimesbauten werden oft zu Auszugsstuben, Ställen oder gar gewerblichen Räumen, z. B. Schlachthäusern, umgebaut.

Da nach Rhamms Schlußbemerkung die Speicher nur in den Ländern zu finden sind, in denen sich in der letzten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends slawische Stämme von tiefer stehender Kultur unter die dort noch ansässigen Germanenreste mischten, bei welchen der Ackerbau bereits hoch entwickelt war und unter Berücksichtigung der oben erwähnten germanischen Herkunft des Holzbaues, so folgt daraus auch ohne weiteres, daß unsere Laimes, deren letzte, aussterbende Reste gerade noch in der heutigen Zeit erfaßt werden können, einen germanischen Baugedanken verwirklichen. In Übereinstimmung mit den Rhammschen Angaben kann Verfasser bestätigen, daß von der ehemaligen deutsch-russischen Grenze ostwärts, mindestens auf der Linie von Warschau nach Slonim und bis zum Serwetsch gleiche oder auch nur ähnliche Gebäude nicht zu finden sind. Die zahlreichen Blockhütten in den Brüchen des Narew, die jedem Durchreisenden in ihrer Gleichförmigkeit auffallen, sind nach Aufbau und Grundriß etwas ganz anderes. Die Bezeichnung der Laimes als slawisch ist daher irreführend.

Schriftennachweis.

1. Dittrich, Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage. Globus-Bd. 70, S. 285.
2. Hellmich, in „Schlesien", eine Landeskunde. Geschichtlicher Teil S. 401.
3. „ Lehmbelag als Feuerschutz. Altschlesische Blätter 1927 Nr. 6.
4. „ Die oberschlesischen Laimes (Speicher) slawisch oder deutsch? Der Oberschlesier 1929 S. 655.
5. Dr. W. Mak, Bestandsaufnahme der oberschlesischen Speicherbauten. Der Oberschlesier 1929 S. 653.
6. Rhamm, K., Zur Entwicklung des slawischen Speichers. Globus-Bd. 77 S. 290 ff.
7. Dr. Frhr. v. Richthofen, Ein Laimes der oberschlesischen Form aus Groß-Schlagendorf in der Zips. Der Oberschlesier 1929 S. 660.

Zur Berichterstattung des Tacitus in der Germania.

Von Diplomlandwirt R. Walther Darré.

(Mit 2 Abbildungen.)

P. C. Tacitus sagt in der Germania, Abschn. 5, über die Rinder der Germanen: „es (d. h. Germanien) ist reich an Vieh, das aber meist von kleinem Schlag ist. Selbst dem Großvieh fehlt das stattliche Aussehen und der stolze Stirnschmuck"[1].

Was Tacitus da sagt, ist im Grunde ganz eindeutig und klar. Er schildert jenes hornlose, kleine, durchschnittlich etwa 112 cm hohe — Schulterhöhe — Hausrind, welches früher offenbar weit verbreitet, heute aber nur noch in gewissen Gebieten des nördlichen Mitteleuropas angetroffen wird. Dieses Rind ist ursprünglich wohl ganz allgemein ein Wald-Rind gewesen, jedenfalls ist es das noch immer dort, wo es heute noch gezogen wird. In Finnland ernähren sich diese

[1]) Ich folge hier der Übersetzung von E. Fehrle, Tacitus, Germania. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geh. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Rinder z. B. nicht auf Grasweiden oder werden mit Wiesenheu gefüttert, sondern gehen im Sommer ausschließlich in der Waldweide und erhalten im Winter getrocknetes Laub (meistens Birkenlaub) als Futter.

Merkwürdig ist aber nun, daß dieses hornlose nordische Wald-Hausrind Anlaß zu ganz eigenartigen Auslegungen der Germania an dieser Stelle gegeben hat. Häufig findet man diese Stelle angeführt als eine unklare Behauptung des Tacitus, der damit nicht Hornlosigkeit der germanischen Rinder gemeint habe,

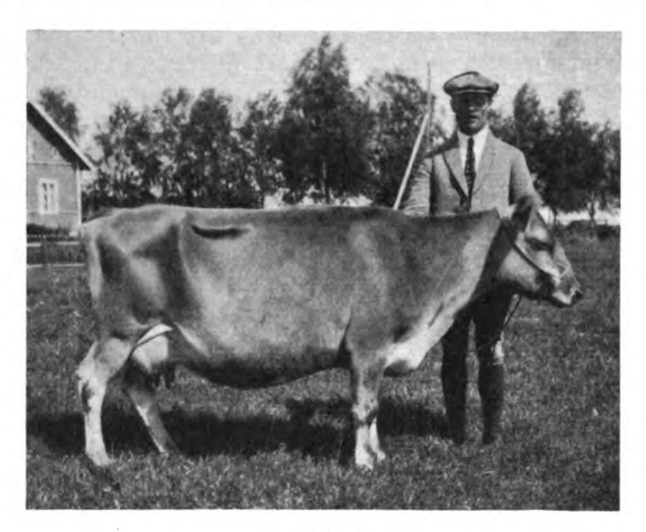


Abb. 1.
Westfinnisches (rehfarbenes) Landrind. ♀

sondern nur eine gewisse Kurzhörnigkeit so kennzeichnete, weil zu seiner Zeit in Italien ein langhörniges Rind üblich und dem Leserkreis seiner Werke mithin vertraut war; Tacitus habe die kurzen Hörner der germanischen Rinder schildern wollen. — Eine solche Auslegung dieser Stelle bei Tacitus ist ganz sicher nicht nur falsch, sie ist auch völlig unnötig, weil nachweislich Italien das kurzhörnige Rind — die bezeichnende Haustier-Leitrasse der Indogermanen — kannte, ehe es Germanen kannte, dann aber auch, weil das hornlose Rind im nördlichen Mitteleuropa gar nichts besonders Außergewöhnliches darstellt.

Wie dieses kleine hornlose Rind der Germanen stammesgeschichtlich erklärt werden kann, ist eine in der Haustiergeschichte noch nicht restlos befriedigend beantwortete Frage. Einige Forscher möchten in ihm die durch die Haustierwerdung übriggebliebenen Reste eines ehemaligen hornlosen Wald-Wildrindes des nördlichen, mitteleuropäischen Laubwaldgebietes sehen. Dem halten andere Forscher wieder entgegen, daß wir bisher noch nirgends Spuren eines solchen Wildrindes angetroffen haben und es sich höchstwahrscheinlich dabei nur um eine mutative Abzweigung vom sonst üblichen kurzhörnigen Hausrind der Indogermanen handelt. Sei dem nun wie ihm wolle, dieses nordische Hausrind besitzt jedenfalls statt der Hörner einen kleinen Höcker zwischen den Ohren, mit dem es stößt; es ist also gewissermaßen ein kleines Einhorn, was auf Abbildung 2 auch ganz deutlich zu sehen ist. Dieser Höcker zwischen den Ohren tritt bei künstlich

hornlos gemachten Rindern — wie es in den V. St. v. N. üblich ist, um die Rinder im Stall enger zusammenstellen zu können — niemals auf. Die Hornlosigkeit vererbt sich auch streng dominant gegenüber dem Horn, so daß die Annahme einer Spontanmutation nicht von der Hand gewiesen werden kann. Daß die hornlosen Rinder aber friedlicher wären wie ihre gehörnten Genossen und daher aus diesen Gründen irgendwie Anlaß zur allgemeinen Überführung in den Haustierbestand gegeben haben könnten, ist einmal deswegen zweifelhaft, weil

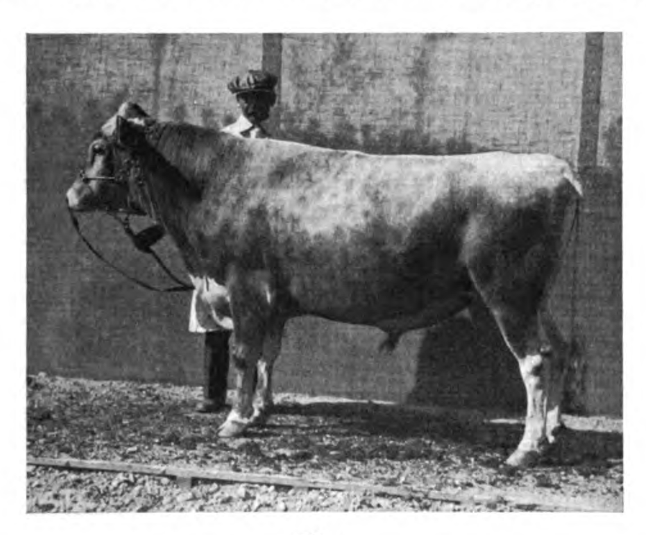


Abb. 2.
Ostfinnisches (rückenscheckiges) Landrind, ♂ (sehr großer Bulle).

hornlose Rinder durchaus nicht friedlicher sind wie die übrigen, eher im Gegenteil angriffslustiger, dann aber auch für mein Gefühl deswegen, weil die Germanen nicht gerade als Angsthasen ihren Haustieren gegenüber bekannt sind[2]).

Hornlose Rinder werden heute in Deutschland nicht mehr gezüchtet, doch finden sich noch hie und da — laut gelegentlichen Mitteilungen der Fachzeitschriften — vereinzelte Tiere in einigen Herden. In England und Skandinavien sind sie häufiger, hier auch noch in einzelnen Unterrassen vertreten. Dagegen sind diese Rinder in Finnland noch heute das eigentliche Rind der Landbevölkerung; in Finnland kommt das Rind in drei Unterschlägen vor. Im Jahre 1927 hatte ich Gelegenheit das hornlose, finnländische Hausrind näher zu studieren und habe das Ergebnis dieser Arbeit in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Tierzucht" vom gleichen Jahre niedergelegt. Aus dieser Arbeit stammen auch die hier gezeigten Bilder, die wohl der eindeutigste Beweis dafür sind, daß Tacitus vollkommen richtig die hornlosen, kleinen, germanischen Rinder gekennzeichnet hat.

[2]) Es wäre nicht so ganz unmöglich, daß das sagenhafte „Einhorn des herzynischen Waldes", von dem uns Cäsar berichtet, in einem hornlosen Wildrind oder verwilderten hornlosen Hausrind jener Gegenden einen Kern von Wahrheit enthielte und Cäsar die Mitteilung nur falsch verstanden hat.

Über die Farbe der Haare und Augen der Schulkinder im Kreise Oldenburg (Holstein).

Von Med.-Rat Dr. Gerhard Simon-Oldenburg (Holstein).

Im Jahre 1872 stellte die D. Anthropologische Gesellschaft den Antrag auf eine Untersuchung der Körpergröße, der Haut-, Augen- und Haarfarbe bei den Rekruten. Dieser Antrag wurde 1874 vom Preuß. Kriegsministerium abgelehnt, während ihm in Bayern und Baden stattgegeben wurde. Man hatte das Alter von 20—23 gewählt, weil in diesen Jahren das Nachdunkeln des Kopfhaares beendet ist. Um aber einmal in großem Umfange der schon damals laut werdenden Beobachtung von der Zunahme der brünetten Menschen auf den Grund zu gehen, beschloß man eine Untersuchung der Schulkinder. Dieses Vorhaben fand allgemeine Zustimmung. Nur Hamburg schloß sich aus, als einziger der 26 Bundesstaaten, weil man in Hamburg der Meinung war, daß dies ein Eingriff in die persönliche Freiheit sei, welche sich nicht mit den bisherigen Überlieferungen des Staates vertrage. Diese Aufgabe könne nur im Wege der Privattätigkeit gelöst werden. Rudolf Virchow (damals der Vorsitzende der Kommission für statistische Aufnahmen der Farbe der Augen, der Haare, der Haut) macht in seinem Berichte dazu folgende bissige Bemerkung: „Es wird für den künftigen Geschichtsschreiber eine Erinnerung mehr sein, wie inmitten einer solchen Arbeit die Kaprice eines Staatsmannes genügt, um die besten Vorsätze auf Vollständigkeit zu kreuzen.“ Deutsch-Österreich, Belgien und die Schweiz beteiligten sich an dieser Zählung, so daß diese Statistik mehr denn 10 Millionen Kinder umfaßt. Auf das Deutsche Reich kamen 6758827 Schulkinder, darunter 75377 jüdische = 1,1%. Die Zählung fand im Jahre 1875 statt und wurde auf Anordnung des Preuß. Kultusministeriums von den Lehrern vorgenommen, die in einem Rundschreiben auf die Gesichtspunkte der Untersuchung und die Kriterien der Farben hingewiesen waren. Die Auszählung hatten die Stat. Landesämter übernommen. Erst 10 Jahre später konnte das Ergebnis auf der 16. Allg. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Karlsruhe bekannt gegeben werden.

Ich hatte gelegentlich der Studien über die Körperbeschaffenheit badischer Rekruten von diesem großen Werke vor etwa 20 Jahren Kenntnis bekommen und war so eingenommen von diesem Ergebnisse, daß ich mir schon damals vorgenommen hatte, wenn möglich, später eine Nachuntersuchung vorzunehmen, um festzustellen, ob der brünette Typ weiter zugenommen habe. Diese Vergleichs-Untersuchungen habe ich 1926 gelegentlich der Impfung bei den Erst- und Wiederimpflingen des Kreises Oldenburg angestellt. Ein Zeitraum von 50 Jahren liegt also zwischen den beiden Untersuchungen. Welche Veränderungen in der Haar- und Augenfarbe sind in diesen zwei Menschenaltern nun zu verzeichnen? Die Hautfarbe habe ich leider nicht mit festgestellt, nur die Haar- und Augenfarbe. Die Trennung der Haare in blonde, braune und schwarze ist schwierig. Schwarz werden von mir nur die rein schwarzen Haare genannt, braun die sehr dunklen, welche aber im Sonnenlicht eine braune Schattierung bieten oder welche an der Sonne oder an der Luft bräunlich werden. Als blond gelten die lichtgelben, weißlich gelben, rotblonden, aschblonden, grau-bräunlichen und lichtbräunlichen Haare, welche an der Luft gelblich werden. Als rot die brandroten Haare. Auch die Untersuchung der Augenfarben macht Schwierigkeiten, die sich verringern,

wenn man die Augen aus größerer Entfernung miteinander vergleicht, weil sich dann das reine Blau sicherer herausstellt.

Die alten, von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Untersuchungen hatten für das ganze Deutsche Reich, für den Staat Preußen, für die Provinz Schleswig-Holstein und für den Kreis Oldenburg folgende Ergebnisse gehabt:

Ergebnis der Zählung von 1875:

	Reich %	Staat %	Provinz %	Kreis %
blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	31,80	35,48	43,43	42,07
" " , braune " , " "	6,20	6,11	5,72	6,66
" " , " " , braune "	1,41	1,26	0,71	0,56
graue " , blonde " , weiße "	23,41	24,10	27,46	27,88
" " , braune " , " "	7,05	6,25	4,87	6,09
" " , " " , braune "	1,91	1,58	0,79	0,75
" " , schwarze " , " "	0,66	0,45	0,12	0,22
braune " , blonde " , weiße "	13,00	12,61	9,30	9,11
" " , braune " , " "	9,70	8,40	5,49	4,68
" " , " " , braune "	3,14	2,47	1,21	1,22
" " , schwarze " , " "	1,21	0,76	0,25	0,23
blonde Haare	—	—	—	79,00
braune "	—	—	—	17,40

Die Impfung ließ zu einer solch umfassenden Statistik keine Zeit. Ich habe mich auf die Feststellung der Haar- und Augenfarbe beschränken müssen. Im ganzen wurden zur Zählung herangezogen 803 Erstimpflinge und 791 Wiederimpflinge, von denen eigentlich nur die letzteren (als im schulpflichtigen Alter befindlich) mit den 9800 Schulkindern aus dem Jahre 1875 verglichen werden können.

Ergebnis der Zählung von 1926:

	Erstimpflinge:	Wiederimpflinge:
Blaue Augen	648 = 80,7%	476 = 60,2%
Graue Augen	65 = 8,1%	195 = 24,7%
Braune Augen	90 = 11,2%	118 = 15,0%
Verschiedene Augen		2
	803	791
Blonde Haare	761 = 94,7%	710 = 90,0%
Braune Haare	17 = 2,1%	59 = 7,5%
Schwarze Haare	0 = 0,0%	0 = 0,0%
Rote Haare	25 = 3,2%	22 = 2,5%

Die Farbe der Haut, der Regenbogenhaut und der Haare ist abhängig von dem Farbstoff (Pigment), der in diffuser oder körniger Form verschieden dicht, verschieden massig, in verschiedener Tiefe vorhanden ist. Diese Pigmentzellen sehen gelb, rotbraun, schwarzbraun aus, nur die Uveazellen sind schwarz. Das

Blau des Auges wird dadurch herbeigeführt, daß Pigmentzellen durch ungefärbte Gewebe („trübes Medium") hindurchscheinen. An der Regenbogenhaut kommen nun zwei Gewebe in Betracht. Die Uwea- oder Traubenhaut mit der epithelialen schwarzen Zellschicht an der hinteren Fläche und das eigentliche Irisparenchym mit braunem Pigment innerhalb von Bindehautgewebskörperchen. Fehlt nun das Pigment im eigentlichen Irisgewebe, so erscheint das durchschimmernde Schwarz der Traubenhaut bei dünner Regenbogenhaut hellblau, bei dicker Regenbogenhaut grünlich, bei geringstem Pigment in der Regenbogenhaut graublau, bei mehr Pigment grau. Ist viel Pigment in der Regenbogenhaut vorhanden, erscheint das Auge braun in allen seinen Abtönungen. Der blonde Typ hat also in Haar, Auge und Haut wenig oder kein Pigment, der brünette Typ in allen mehr oder weniger Pigment. Jedes einzelne Individium besitzt nun die Anlage zu stärkerer Färbung, die mit zunehmenden Jahren erst in Erscheinung tritt. Die Dauerfarbe der Gesamtfarbwirkung der Augen ist meist im 2. Lebensjahr hergestellt. Der Farbenwechsel der Haare umfaßt 15% der Blonden, vollzieht sich langsamer und ist erst meist nach der Geschlechtsreife beendet. Das Nachdunkeln der Haut setzt sich noch länger fort. — Die Feststellung der roten Haarfarbe ist sehr schwierig.

Die blonden Haare haben im Vergleich zu 1875, wo sie 79% im Kreise ausmachten, zugenommen, da sie bei den 12jährigen Schulkindern im Jahr 1926 90% betrugen. Hierbei ist zu bedenken, daß nur die 12jährigen gezählt wurden, die doch schon erheblich nachgedunkelt sind. Die blonden Haare herrschen also weiter vor. Braunhaarig war 1875 im Deutschen Reiche nicht ganz 1/3, in Schleswig-Holstein nur 23%, in unserm Kreise gar nur 17,4% und am wenigsten in Husum. Da im Jahre 1926 nur 7,5% braunhaariger Wiederimpflinge gezählt wurden, ist in unserm Kreise ein Rückgang der Braunhaarigen festzustellen.

Es waren bei der Zählung

	im Reiche 1875 %	im Kreise Oldenburg 1875 %	Wiederimpflinge 1926 %	Erstimpflinge 1926 %
blauäugig . . .	39,55	49,29	60,2	80,7
grauäugig . . .	33,18	34.96	24,7	8,1
braunäugig . .	27,21	15,24	15,0	11,2

Die Blauäugigen haben also zugenommen, die Braunäugigen sind gleichgeblieben, die Grauäugigen haben abgenommen. Die Braunäugigen bilden die kleinste Zahl, wie auch die Braunhaarigen. Die Grauäugigen waren früher 1/3 der Kinder. Dabei ist zu bedenken, daß die Grauäugigen eigentlich mit zu dem brünetten Typ zu rechnen sind, weil ja das Grau durch das vorhandene Pigment in der Regenbogenhaut entsteht. Da ich die Hautfarbe bei meinen Erhebungen leider nicht berücksichtigt habe, kann ich über Vergleiche nicht berichten. Das tut mir leid, weil dies auch ein wesentliches Rassenmerkmal gewesen wäre. Über dem Durchschnitt zeigten im Jahr 1875 den blonden Typ die 7 Schleswig-Holsteinischen Kreise Plön, Segeberg, Flensburg, Husum, Norder-Dithmarschen und Stormarn und Lauenburg mit 45 bis 47%. Der frühere Kreis Hadersleben hatte sogar 52%.

Der brünette Typ war 1875 in Schleswig-Holstein nur mit 6,95% vertreten. Man kann aus der gleichgebliebenen Zahl der Braunäugigen mit einiger Sicherheit schließen, daß er nicht zugenommen hat. Braunäugige und die dazu

gehörigen Grauäugigen machten 1875 etwas über die Hälfte, 50,2% aus. Unter den Wiederimpflingen sind es 1926 aber nur 39,7%, so daß vielleicht auch hieraus geschlossen werden darf, daß die Brünetten in Schleswig-Holstein nicht zugenommen haben.

Die Mischformen machten im Jahre 1875 im Deutschen Reiche bereits 54,15% aus, waren am stärksten in Mitteldeutschland vertreten und betrugen in Schleswig-Holstein immerhin 49,62%, also rund die Hälfte. Von den grauäugigen Schleswig-Holsteinern gehörten 27,46% der hellen Spielform, 5,78% der dunklen an, die in ganz Norddeutschland nirgends bis 10% ansteigt. Dabei mag noch hervorgehoben werden, daß ein Nachdunkeln bei den grauäugigen Mischformen fast gar nicht beobachtet wurde, während es bei den braunäugigen Mischformen verhältnismäßig stark vorkommt.

Aus den vorstehenden Ausführungen ist zu ersehen, wie wichtig solche Feststellungen in bestimmten Zeiträumen sind und wie beachtenswerte Beobachtungen man bei dem sonst recht einförmigen Impfgeschäfte machen kann. Wie wäre es, wenn in ganz Deutschland diese Untersuchungen durchgeführt würden, um die Veränderungen der Erscheinungsform während der letzten 50 Jahre kennen zu lernen?*) Sie würden gewiß bei Eltern, Kindern, Lehrern und den ja jetzt vorhandenen Schulärzten auf größtes Interesse stoßen, sich viel leichter durchführen lassen und das Verständnis für die so notwendige Erforschung in allen Schichten des Volkes erwecken.

Kleine Beiträge.

Deutsche und polnische Vorgeschichtsforschung.

Ein Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Dr. B. von Richthofen-Hamburg und Prof. Dr. J. Kostrzewski-Posen.

Die von einer Anzahl polnischer Vorgeschichtsforscher neuerdings sehr entschieden vertretene Anschauung, daß weite Teile Ostdeutschlands und das heutige Polen zur Urheimat des Slawentums gehörten, ist den Lesern dieser Blätter aus V. und R. IV (1929) S. 38 ff. in ihren Grundzügen bereits bekannt. Nachdem sie als Lehrmeinung von den tschechischen Gelehrten Niederle, Pič und Buchtela im vorigen Jahrhundert begründet wurde, hat sie seit dem Kriege ihren eifrigsten Vertreter in Józef Kostrzewski, dem aus der Kossinnaschen Schule hervorgegangenen Professor für Vorgeschichte an der Universität Posen, gefunden. Der gegenwärtige Stand der Frage innerhalb der polnischen Vorgeschichtsforschung, soweit sie sich mit Kostrzewski und seiner Schule im Einklang befindet, ist etwa folgender:

Die in großen Teilen Mittel- und Ostdeutschlands, Polens, Böhmens und Mährens in der mittleren Bronzezeit auftretende Urnenfelder- oder „Lausitzer"-Kultur, die nach der Ansicht führender deutscher und slawischer Fachleute sich aus der in demselben Gebiete lange vorher ansässigen Entwicklung der älteren Bronzezeit herleiten läßt, wird als kultureller Niederschlag des Urslawentums angesprochen. Hierher gehörige Funde lassen sich

*) Anm. der Schriftl.: Die Schriftleitung begrüßt diese Anregung und wäre bereit, auf etwaige Anfragen ihren Rat zur Verfügung zu stellen, da bei einer solchen Untersuchung jedenfalls einheitlich vorgegangen werden sollte. Es ist selbstverständlich, daß dabei die einzelnen Untersucher von denselben Vergleichsunterlagen, nämlich Haar- und Augenfarbentafeln, wie sie heute bei den Anthropologen im Gebrauche sind, ausgehen. Es wird daher hier auf die im Verlage J. F. Lehmann, München, erscheinende Augenfarbentafel nach Prof. Dr. R. Martin-Dr. Bruno K. Schultz (Glasaugen zu Mk. 100.—) hingewiesen, wie ferner auf die Haarfarbentafel von Prof. Fischer-Dr. Saller.

nach der Zeit um 400 v. Chr. jedoch nicht mehr nachweisen, so daß Kostrzewski und seine Anhänger dazu gezwungen waren, das Fortleben der Urnenfelderkultur unter den diese ablösenden, andersartigen Fundgruppen anzunehmen, bis mit dem frühen Mittelalter der unbestritten slawische Fundstoff das Feld beherrscht. Das bedeutete, daß die „frühgermanische" Kultur der Gesichtsurnen und Steinkisten, die seit langem als germanisch angesehen wurde, und neuerdings mit großer Wahrscheinlichkeit den Bastarnen und Skiren zugeschrieben werden kann (vgl. Tackenberg in V. und R. IV [1929] S. 232 ff.), sowie die zahllosen Altertümer der verschiedenen ostgermanischen Stämme, vor allem der weit nach Polen hinein siedelnden Wandalen (vgl. V. und R. IV [1929] S. 34 ff), zum Kulturgut einer wechselnden „Herrenschicht" gestempelt wurden, unter der das unterdrückte Volk der Urnenfelder ((in Kostrzewskis Sinne „Urslawen") mühselig sein Dasein fristete, bis es nach Abzug der letzten Germanen die Möglichkeit zu neuer Kulturentfaltung und neuem Eigenleben erhielt. In letzter Zeit leugnet Kostrzewski nun nicht nur den germanischen Charakter der frühgermanischen Kultur, in der er die baltische Abzweigung der balto-slawischen Gesamtkultur sehen will, sondern gliedert sogar die meisten Altertümer der Spätlatènezeit (1. Jahrh. v. Chr.) in Ostdeutschland und Polen seiner urslawischen Kultur an, wodurch die vorgeschichtliche „Unterdrückung" des Slawentums sich im wesentlichen nur auf die vier ersten nachchristlichen Jahrhunderte beschränken würde. In diesen Anschauungen wird Kostrzewski durch einige polnische Vertreter anderer Wissenszweige mehr oder weniger geschickt unterstützt, vor allem Historiker und Sprachwissenschaftler, die im „Westslawischen Institut" der Universität Posen zusammengefaßt sind.

An Widerspruch gegen die neue Slawentheorie von den verschiedensten Seiten hat es nicht gefehlt. Vor allem die ostdeutsche Forschung, die mit gleichartigem, oder doch sehr ähnlichem Fundstoffe zu arbeiten gewohnt ist, hat auf die zahlreichen Irrtümer und Fehlschlüsse der Kostrzewskischen Lehrmeinung immer von neuem hingewiesen und umfangreiche Gegenbeweise geführt, so daß wir an dieser Stelle darauf nicht einzugehen brauchen, sondern uns mit der allgemeinen und vollkommenen Ablehnung der neuen Slawentheorie begnügen können. Auch die gegenwärtig führenden tschechischen Archäologen, wie Červinka, Schránil, Šimek u. a. teilen in vollem Umfange die ablehnende Meinung gegenüber der Kostrzewskischen Lehre, worauf besonders hingewiesen sei. Es ist auch gerade deshalb sehr bedauerlich, daß Kostrzewski sich nicht veranlaßt gesehen hat, auf die zahlreich geäußerten Gründe gegen seine fast in allen Fällen recht knapp dargelegten Ansichten mit stichhaltigen Gegengründen zu erwidern und so eine fruchtbringende wissenschaftliche Erörterung zu fördern. Statt dessen griff er dazu, in stets schärfer werdender Tonart auf seiner Ansicht zu beharren, ja er hielt es für richtig das für ihn klargestellte Heimatrecht des Slawentums in politisierender Form zu verkünden, wobei er in einigen seiner Schüler nur zu willige Nacheiferung fand. Hierher gehört vor allem sein eigener Aufsatz „Über unser Recht auf Schlesien im Lichte der Urgeschichte dieser Gebiete", erschienen im Nachrichtenblatt der Polnischen Archäologischen Gesellschaft im Frühjahr 1927. Dieser Aufsatz hat nach Form und Inhalt unangenehmes Aufsehen erregt und zur Folge gehabt, daß die ganze Arbeitsrichtung Kostrzewskis und seiner Freunde, sowie der in letzter Zeit von wissenschaftlichem Brauch vielfach abweichende Ton seiner Ausführungen einer gründlichen Nachprüfung und vernichtenden Kritik unterzogen worden ist. Man hatte auf deutscher Seite lange geglaubt, es handele sich bei Kostrzewski um eine, selbst für einen Forscher von seinem Range verzeihliche, vorübergehende Verkennung der Tatsachen, und sich deshalb nur auf Entgegnungen in fachlichen Einzelfragen beschränkt. Zum Bedauern gerade der ostdeutschen Vorgeschichtswissenschaft, die mit größter Anerkennung der Entwicklung der polnischen archäologischen Forschung verfolgt hat, ist das nunmehr jedoch nicht mehr möglich, weil Kostrzewski den an sich rein wissenschaftlich begonnenen Meinungsstreit auf ein Gebiet geführt hat, auf dem die Ehre der gesamten deutschen Wissenschaft in scharfer und durchaus ungerechtfertigter Weise angegriffen worden ist.

So hat denn Dr. Bolko Frhr. v. Richthofen, als bester deutscher Kenner der vorgeschichtlichen Literatur Polens, die undankbare Aufgabe übernommen der Arbeitsrichtung des Kostrzewski-Kreises entgegenzutreten. Anfang 1929 hat er unter dem Titel „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?, Kritik der vorgeschichtlichen Forschungsmethode an der Universität Posen" (Preis RM. 0,50) eine vom Ostland-Institut[1]) in Danzig

[1]) Auszüge aus polnischen Büchern und Zeitschriften enthalten die vom Ostland-Institut in Danzig in zwangloser Folge herausgegebenen „Ostland-Berichte" (als Handschrift gedruckt), auf die hier besonders hingewiesen sei.

herausgegebene, 80 Seiten starke Schrift veröffentlicht, in der er die oben gekennzeichneten Ansichten Kostrzewskis und seiner Schüler, gestützt auf eine umfangreiche in- und ausländische Literatur, vollständig erschüttert und gleichzeitig die erhobenen Vorwürfe, die deutsche Wissenschaft, im besonderen die Vorgeschichtsforschung, diene politischen Interessen, in scharfer, aber würdiger und sachlicher Form zurückweist. Die ungemein fesselnd geschriebene Arbeit besitzt einen besonderen Vorzug darin, daß sie lange Abschnitte der besprochenen polnischen Aufsätze in wörtlicher Übersetzung enthält, wodurch der Leser sehr viel leichter in die Lage versetzt wird sich ein eigenes Urteil über die geringe Beweiskraft der Kostrzewskischen Ansichten über die slawische Urheimat zu bilden. Die lesenswerte Schrift, für deren Verbreitung in weitesten Kreisen gesorgt werden müßte, schließt mit einem Anhang, in dem v. Richthofen Vorwürfe der Kostrzewskischen Richtung gegen die deutsche Vorgeschichtsforschung zurückgewiesen hat, die neuerdings vom Warschauer Staatskonservator, Museumsdirektor Dr. Jakimowicz, erhoben worden sind.

Besonders wohltuend wirkt es, daß v. Richthofen einen deutlichen Trennungsstrich zwischen Kostrzewski und seinen Anhängern und den übrigen maßgebenden Vertretern der polnischen Vorgeschichtsforschung, Prof. Antoniewicz-Warschau und Prof. Kozłowski-Lemberg, zieht. Beide, von denen Kozłowski einer in der Sache Kostrzewski ähnlichen Meinung huldigt, während Antoniewicz neuerdings die Ansicht vom Urslawentum der Lausitzer Kultur nicht mehr teilt, haben an dem scharfen Ton der Auseinandersetzung keinen Teil und stets in rein wissenschaftlicher Form ihrer von der deutschen Forschung hie und da abweichenden Ansicht Ausdruck verliehen. Wir brauchen wohl nicht zu betonen, daß wir es außerordentlich bedauern, wenn gerade ein Mann von dem erstaunlichen Fleiß und der hohen Begabung Kostrzewskis zur Zeit nicht in einem Atem mit diesen bedeutenden Vertretern der polnischen Wissenschaft genannt werden kann!

Es war zu erwarten, daß eine Erwiderung auf die Schrift v. Richthofens durch Kostrzewski in nicht zu ferner Zeit erfolgen würde. In der Tat enthielt bereits in der Nr. 115 vom 9. März 1929 (d. h. kurze Zeit nach Erscheinen der besprochenen Schrift) der nationaldemokratische „Kurjer Poznański" eine erste, kurze Entgegnung, der man die frische Erregung an der vom Üblichen weit abweichenden, überscharfen und unsachlichen Form und einigen persönlichen Geschmacklosigkeiten gegen v. Richthofen noch stark anmerkt. Kostrzewski bezeichnet hier die besprochene Schrift als ein „politisches Pamphlet schlimmster Art", ein Ausdruck, den ein weniger sachlicher Verfasser als v. Richthofen vielleicht für manche der behandelten Arbeiten Kostrzewskis für angebracht gehalten hätte. Wie wenig Kostrzewski im übrigen gegen die völlige Widerlegung seiner Behauptungen zu erwidern weiß, geht daraus hervor, daß er, der sonst kein Bedenken getragen hat, archäologisch-wissenschaftliche Fragen in der genannten Tageszeitung zu behandeln, „die rein prähistorischen Fragen übergeht", da sie „hauptsächlich nur die Fachleute interessieren können". Statt dessen weist er besonders auf einige wenige, für den Sinn des übersetzten polnischen Textes durchaus nebensächliche Übersetzungsfehler hin, die v. Richthofen übrigens mit selbstverständlicher Gründlichkeit im größten Teil der Auflage seiner Schrift berichtigt hat.

Inzwischen hat sich Kostrzewski in einer deutsch geschriebenen, offenbar für einen internationalen Leserkreis bestimmten Schrift[2]) ausführlicher mit v. Richthofens Arbeit auseinandergesetzt. Er versucht darin zwischen „politischen Fragen" und „wissenschaftlichen Erörterungen" zu scheiden und „zunächst auf die rein politischen und persönlichen Angriffe zu erwidern". Es ist die Frage, ob ein solches Verfahren überhaupt den Fortgang einer Auseinandersetzung günstig beeinflußt und in unserem Falle die Durchschlagskraft der von Kostrzewski vorgebrachten „Gegengründe" auch nur um ein Geringes erhöhen kann. Denn nur eine wissenschaftliche Widerlegung v. Richthofens, die Kostrzewski für spätere Zeiten in Aussicht stellt, hätte zur Klärung der Lage beitragen können, wogegen seine neue Schrift trotz einzelner geschickter Formulierungen allein in der Form den Vergleich mit v. Richthofens Arbeit nicht auszuhalten vermag. Wenn v. Richthofen sich gelegentlich zu scharfer Zurückweisung polnischer Arbeitsergebnisse gezwungen sieht und deren politisierenden Ton kennzeichnet, so zieht er damit gewissermaßen einen Schlußstrich unter die wissenschaftliche Erörterung einer Einzelfrage und gewinnt daraus die Berechtigung zu abschließenden Bemerkungen allgemeiner Art. Auch dort, wo er seine Fachgenossen gegen den Vorwurf der Wahrheitsfälschung verteidigt — denn darin gipfeln die Äußerungen der gekennzeichneten polnischen Arbeitsrichtung! —, ist ihm eine zuweilen

[2]) Vorgeschichtsforschung und Politik, eine Antwort auf die Flugschrift von Dr. Bolko von Richthofen: Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen? Posen 1930 (Verlag v. Jan Stachowski, erschienen Oktober 1929) 32 S.

temperamentvollere Fassung seiner Entgegnung durchaus zuzubilligen. Wir glauben, daß auch Kostrzewski besser getan hätte, auf dem guten Resonanzboden einer wissenschaftlichen Erörterung auf v. Richthofens allgemeine Bemerkungen, sofern sie ihm angreifbar erschienen, zu erwidern. Um so mehr wird man immer wieder die Vorlegung wissenschaftlichen Beweismaterials zur Stützung der unseres Erachtens unhaltbaren Kostrzewskischen Theorie durch Kostrzewski und seine Anhänger fordern müssen!

Nicht eben wirkungsvoll beginnt Kostrzewski seine Ausführungen, wenn er v. Richthofen mangelnder Kenntnis der polnischen Sprache und dadurch verursachter Übersetzungsfehler zu verdächtigen sucht. Abgesehen davon, daß einige Fehler im größten Teil der Auflage durch v. Richthofen bereits berichtigt wurden, die obendrein für den Sinn der abgedruckten polnischen Auslassungen von geringer Bedeutung sind — auf eine Reihe sinngemäß übersetzter Worte, die mit doppelter Bedeutung im Toussaint-Langenscheidtschen Lexikon aufgeführt werden und deshalb nicht dem Übersetzer zur Last gelegt werden können, verlohnt es sich nicht einzugehen —, wäre ein persönlicher Angriff in einer Schrift, die gerade der Zurückweisung solcher Angriffe dienen sollte, wohl besser unterblieben. Wenn Kostrzewski erklärt, er habe die seit Jahren gegen ihn gerichteten Angriffe v. Richthofens unbeantwortet gelassen, statt dessen „positive Arbeit geleistet“ und „in neuen Publikationen weiteres Material zu den betreffenden Streitfragen beigesteuert“, so hätte die Billigkeit zum mindesten einen Hinweis auf die in gleicher Richtung laufende, bedeutende wissenschaftliche Tätigkeit v. Richthofens erfordert. Im übrigen beschäftigt sich aber Kostrzewski sehr stark mit politischen Fragen, deren Verquickung mit wissenschaftlichen Arbeitsergebnissen er vorläufig allerdings leider nur theoretisch mit erfreulicher Deutlichkeit ablehnt. Wenn er allerdings behauptet, daß dies stets seine Meinung gewesen sei und den obengenannten Aufsatz über „Unser Recht auf Schlesien ....“ neuerdings nur auf Oberschlesien gemünzt wissen will, so ist bei der Abfassung dieses Aufsatzes der Wissenschaftler Kostrzewski denn doch das Opfer seiner politischen Interessen geworden! Denn mit der Vorgeschichtswissenschaft und ihren Vertretern in Deutschland hat z. B. die durch kein Zitat belegte angebliche Äußerung Friedrichs d. Gr. anläßlich der ersten Teilung Polens: „Und wozu habe ich meine Historiker, sie werden schon ein Argument finden, das mein Recht auf dieses Land beweist“ Gott sei Dank nichts zu tun! Wenn Kostrzewski auch auf die Masuren- und Kaschubenfrage Bezug nimmt und darauf hinweist, daß die Kaschuben vor 1918 „in 13 Abstimmungen ihrer Zugehörigkeit zum polnischen Volkstum Ausdruck gegeben“ hätten, so wollen wir doch nicht vergessen, daß es bei den letzten Wahlen zum polnischen Sejm gerade Tausende von ihnen waren, die mehreren deutschen Abgeordneten zum Siege verhalfen[3]). Nebenbei bemerkt, geht daraus wohl zur Genüge hervor, daß die Kaschuben sich auch heute als „Minderheit“ fühlen und daher keineswegs als Polen gelten können. Wenn Kostrzewski der deutschen Forschung vorwirft, sie unterschiede aus politischen Gründen nicht zwischen Germanen und Deutschen, und die Bezeichnung „Wiedereindeutschung“ statt „Kolonisation“ für die jahrhundertelang germanisch besiedelten Gebiete für unstatthaft hält, so halten wir uns für berechtigt, darauf aufmerksam zu machen, daß Schlesien z. B. zeitweise von dem slawischen Stamme der Lechen, nicht aber von Polen besiedelt gewesen ist, eine Tatsache, die in Kostrzewskis mehrfach erwähntem Aufsatz aus dem Frühjahr 1927 übrigens auch verschwiegen wird, wo demgegenüber als slawische Bewohner Schlesiens nur „aus dem Dnjepr-Gebiet eingewanderte Polen“ genannt werden. Überhaupt stellen wir fest, daß auch seitens der polnischen Wissenschaft häufig nur oberflächlich zwischen Sorben, Wilzen, Liutizen, Lechen, Pomoranen, Polaben und anderen slawischen Stämmen unterschieden wird, ohne daß wir im gleichen Falle immer ohne weiteres politische Zwecke dabei vermuten wollen. Einen breiten Raum nimmt in der Kostrzewskischen Entgegnung die Frage der Fundortsbezeichnungen in seinen wissenschaftlichen Arbeiten ein. Hier stellt er sich auf den Standpunkt, daß die slawischen Namen für manche Gebiete Ostdeutschlands und des heutigen Polens kraft ihres höheren Alters einen Vorrang besäßen und daher mit gutem Grunde von ihm angewandt würden. Irgendwelche politischen Zwecke verneint er hierfür, was wir mit Befriedigung feststellen, trotzdem wir unserem Erstaunen darüber Ausdruck geben müssen, daß die von Polen und anderen Staaten nach 1919 rücksichtslos geübte, zweifellos politisch zu wertende Ausrottung der deutschen Ortsnamen ausgerechnet im Falle Kostrzewski ihres politi-

[3]) Die 88% Polen — einschl. der gerade gekennzeichneten Kaschuben! — im heutigen Pommerellen verdankt die Bevölkerungsstatistik des polnischen Staates übrigens der seit 1920 zielbewußt betriebenen Ausweisung vieler Zehntausender von Deutschen!

schen Charakters entkleidet werden soll. Im Interesse größerer Verständlichkeit vieler, wertvoller Abhandlungen Kostrzewskis wäre es jedoch trotzdem erwünscht, wenn er sich bei Nennung von Ortsnamen aus dem früheren Westpreußen, Posen und deutschen Oberschlesien zur Beifügung der durch ältere Veröffentlichungen häufig bereits bekannten deutschen Namen entschließen würde, unabhängig davon, ob die slawischen Namen auf ein größeres Alter zurückblicken können, zumal in diesem Falle die deutschen Namen bis vor wenigen Jahren die amtlich gültigen und in allen wissenschaftlichen Arbeiten gebräuchlichen waren. Denn die Zweckmäßigkeit sollte bei wissenschaftlichen Arbeiten vor politischen Erwägungen den Vorrang besitzen[4]). Dafür, daß aber auch Ortsnamen aus nichtpolnischen Gebieten in slawischer Form angewandt werden, fehlt unseres Erachtens jede Berechtigung, zumal sie meist in deutscher Form erstmalig veröffentlicht worden sind und durch die adjektivische polnische Kreisbezeichnung doppelt schwer verständlich sind. Solange aber Kostrzewski slawische Ortsnamen, die seit Jahrhunderten nicht mehr gebraucht werden, mühsam wieder ans Licht zieht und ihren Gebrauch zuungunsten bekannter und amtlich gültiger deutscher Namen vorzieht, darf er sich nicht wundern, wenn seine beruhigende Versicherung, Polen denke nicht an die Annexion weiterer Teile Ostdeutschlands, in weitem Kreise auf Ungläubigkeit stößt; hier keine politischen Ziele zu vermuten, hieße Kostrzewskis Verfahren zur vollendeten Sinnlosigkeit zu machen! —

Es fehlt uns hier der Raum, auf die neuesten Auslassungen des Posener Professors näher einzugehen, dessen von ihm selbst zugegebene publizistische Tätigkeit auf rein politischem Gebiet immerhin den Verdacht gerechtfertigt erscheinen ließ, es könnten seine anderweitig geäußerten Ansichten zum mindesten unbewußt ihren Weg in seine wissenschaftlichen Arbeiten gefunden haben. Nur einige der besonders kraß wirkenden politischen Sätze, zu denen wir selbstverständlich im Interesse der dringend zu wünschenden Beilegung des unseligen Meinungsstreites keine Stellung nehmen wollen, glauben wir den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten zu dürfen. So vergleicht Kostrzewski einige der Richthofenschen Ausführungen mit „den schlimmsten Erzeugnissen der Lügenpropaganda während des Weltkrieges“[5]); ferner heißt es auf S. 19 seiner Schrift: „Wenn jetzt deutscherseits wegen angeblicher Angriffstendenzen Polens Alarm geschlagen wird, so wissen wir genau, daß es nicht“ (Druckfehler! soll offenbar heißen: sich) „hier um ein Manöver handelt, das die eigenen Vorbereitungen zum Revanchekrieg verschleiern soll“[6]).

Wir haben schon mehrfach an dieser Stelle unser lebhaftes Bedauern darüber geäußert, daß an die Stelle der unbedingt notwendigen, engen wissenschaftlichen Zusammenarbeit der deutschen und polnischen Vorgeschichtsforschung ein Meinungsstreit von der gekennzeichneten Schärfe getreten ist; wir vermögen aber Kostrzewski nicht zu folgen, wenn er die Veranlassung dazu in Äußerungen Kossinnas in einigen gemeinverständlichen Aufsätzen — eine Gattung von Arbeiten, der übrigens auch Kostrzewski eine etwas freiere Ausdrucksweise zuzubilligen scheint! — erblickt. Vielmehr verweist neuerdings von Richthofen[7]) mit Recht auf einen bereits 1900 erschienenen Aufsatz des verstorbenen Warschauer Museumsdirektors und Universitätsprofessors E. Majewski, in dem dieser nicht nur Rudolf Virchow, sondern auch einem Manne wie Oscar Montelius, dem Altmeister der schwedischen Vorgeschichtsforschung, über ihre auf der Tagung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte geäußerten Ansichten über die Archäologie der Slawen folgenden, durch nichts begründeten Vorwurf macht: „Die Herren Redner machen den Eindruck kühner und geschickter Advokaten einer zwei-

---

[4]) Ein Beispiel dafür, daß die bisher in polnischen Arbeiten übliche, alleinige Nennung der polnischen Namen leicht zu Irrtümern für den des Polnischen unkundigen Leser führen kann, bietet in Sudeta V (1929) ein Aufsatz von J. Werner, in dem auf S. 161 auf einen Ort im „Distrikt Wolsztyn“ in Polen Bezug genommen wird. Die wenigsten Leser werden soweit einen Begriff über die geographischen Verhältnisse im früheren Posen (heutigen Westpolen) haben, um zu wissen, daß der „Distrikt Wolsztyn“ nichts anderes als der frühere südwestposensche Kreis Bomst-Wollstein ist. Sogar aus Werners Ausführungen über die Bedeutung des herangezogenen Fundes geht das nicht klar hervor.

[5]) Von uns gesperrt!

[6]) Von uns gesperrt!

[7]) Der Oberschlesier XII (1930) vgl. auch eine nach Erscheinen der Kostrzewskischen Schrift gedruckte Erwiderung von Richthofens in „Die Provinz Oberschlesien“, Jahrg. 1929.

felhaften Sache, die sich anstrengen, um den Mangel an Beweisen durch schönrednerische Kunststückchen zu ersetzen[8])."

Wie sich zeigt, ist also die Schärfe des Tones auf polnischer Seite und die Schwere der Vorwürfe gegen die nichtpolnische Forschung nicht erst auf Kossinna zurückzuführen, sondern scheint in Polen schon früher beliebt gewesen zu sein.

Die Leser dieser Blätter werden gleich uns der Meinung sein, daß die Auseinandersetzung mit Kostrzewski und seinen Anhängern eine Pflicht für die dazu Berufenen war. Wir bedauern außerordentlich, daß ein Forscher wie B. von Richthofen seine kostbare Zeit an einen Kreis von Gegnern verschwenden muß, der sich von Tag zu Tag mehr in seine außenseiterische Ansicht zu verrennen droht. Wir rechnen aber auf Zustimmung aller Wissenschaftler, wenn wir bis zu dem Augenblick, an dem Kostrzewski und seine Anhänger zum mindesten einen ruhigeren Ton für erwünscht halten und im übrigen die Auseinandersetzung auf rein wissenschaftliche Fragen beschränken, die Zurückweisung seiner Äußerungen für eine Pflicht der deutschen Vorgeschichtsforschung halten, und danken v. Richthofen für seine aufopfernde und erfolgreiche Arbeit in dieser Richtung, nicht um dem über Gebühr erregten Nationalstolz Kostrzewskis — den Ausdruck Chauvinismus möchten wir in einer sachlichen Erörterung vermieden wissen — in gleicher Weise entgegenzutreten, sondern um die Ehre deutscher Wissenschaft vor allen ungerechtfertigten Vorwürfen zu bewahren. Entschließt sich Kostrzewski und seine Anhängerschaft, wieder den festen Boden ernster, wissenschaftlicher Forschung zu betreten, so wird ihm die deutsche Vorgeschichtsforschung als erste ihren aufrichtigen Beifall zollen und sich der neu erstandenen wissenschaftlichen Zusammenarbeit herzlich freuen! E. Petersen-Breslau.

Besprechungen.

Bryn, H.: Der nordische Mensch. Die Merkmale der nordischen Rasse mit besonderer Berücksichtigung der rassischen Verhältnisse Norwegens. 166 S., 126 Abb., 10 Karten. München 1929. J. F. Lehmanns Verlag. Preis geh. Mk. 9.—, in Leinen Mk. 11.—.

Die europäischen Völker sind anthropologisch in sehr verschieden gründlicher Weise untersucht worden. Skandinavien zählt zu den bestdurchforschten Teilen unseres Kontinentes. Das betreffende Schrifttum ist jedoch größtenteils in den heimischen Sprachen veröffentlicht worden, so daß es den dieser Sprache nicht mächtigen Anthropologen verhältnismäßig schwer ist, sich ein abgerundetes Bild zu verschaffen. Schon aus diesem Grunde wird eine zusammenfassende Darstellung der Rassenverhältnisse eines skandinavischen Volkes, wie in dem vorliegenden Buche diejenigen Norwegens, von großem Werte sein. Dazu kommt, daß es aus der Feder des sehr tätigen Anthropologen Halfdan Bryn stammt, der der norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften als Präsident vorsteht, und der neben dem Ehepaar Schreiner als einer der führenden Anthropologen Norwegens zu gelten hat. Schließlich noch ein wesentlicher Punkt, der das Buch als besonders beachtenswert erscheinen läßt: die nordische Rasse spielt in der Vorstellungswelt der Anthropologen eine ganz besondere Rolle. Wenn die nordische Rasse nun, wie H. Bryn angibt, „sich in vielen Gegenden Norwegens und Schwedens noch beinahe ganz rein vorfindet", so könnte die Kenntnis des „reinen Typus" auch zu einer Klärung der Rassenmischung in anderen Teilen Europas führen.

In dem Buche wird die eigentliche anthropologische Beschreibung des nordischen Menschen (H. Bryn bezeichnet ihn auch nicht sehr schön als „Homo caesius") eingeleitet durch Kapitel, die eine kurze geographische Übersicht über das Land Norwegen, über die Verhältnisse während der letzten Vereisung sowie über die vorgeschichtlichen Funde Norwegens geben (das letztere Kapitel ist von Th. Petersen geschrieben).

Norwegen war während der Eiszeit menschenarm, nur an den Rändern, an der Küste, saß schon eine nicht nordische Bevölkerung, die wohl als Abkömmling der alpinen Rasse des Festlandes anzusehen ist. Mit Abschmelzen des Eises erfolgte dann vom Festlande aus eine Einwanderung von Menschen nordischer Rasse, und zwar nimmt Bryn hier eine Einwanderung in zwei getrennten Wellen an, deren Träger auch schon in dieser frühen Zeit körperliche Verschiedenheiten gehabt haben müssen. Ein südlicher Zweig kam nach Skandinavien vom Süden, von Dänemark her, er wanderte entlang der schwedischen Westküste bis zum Oslofjord und von dort weiter

[8]) Von uns gesperrt!

die Westküste Norwegens hinauf, während der nördliche Zweig von Finnland aus zum mittleren und nördlichen Schweden gelangte und in Norwegen sich in Tröndelag, Möre und Nordland festsetzte. Auf norwegischem Boden blieben die beiden eingewanderten nordischen Bevölkerungsgruppen noch längere Zeit durch den letzten großen Inlandsgletscher getrennt und noch heute ist hier eine deutliche rassiale Grenze zwischen zwei Schlägen der nordischen Rasse vorhanden: Der Süden Schwedens und Norwegens ist das Hauptausbreitungsgebiet des hellblauäugigen-aschblondhaarigen Schlages der nordischen Rasse, nördlich davon im mittleren Schweden und Norwegen ist dessen dunkelblauäugiger-gelbblondhaariger Schlag am stärksten verbreitet (s. Abb. 52, S. 115). Beide Schläge sind außer in der Pigmentierung auch durch eine Anzahl anderer körperlicher Merkmale unterschieden und zeigen auch stärkere seelische Abweichungen, vgl. Volk und Rasse 1929, Heft 3, Seite 158 ff.

Im ganzen ist die nordische Rasse in Norwegen weitaus am häufigsten, geringfügige Beimischungen einer kleinen, dunkelpigmentierten, kurzköpfigen Rasse ist besonders bei der Küstenbevölkerung anzutreffen. Ausstrahlungsgebiete einer kleinwüchsigen Bevölkerung liegen im Norden, in Finnmark (Lappen), und in einigen Gebirgsteilen des südlichen Norwegens. Die z. Z. viel erörterten blonden Kurzköpfe werden von Bryn nicht als selbständige Rasse, sondern als eine Mischung der nordischen mit der kleinen kurzköpfigen Rasse angesehen.

Die vielerlei Beobachtungen über die Bevölkerungs- sowie die Individualmerkmale der nordischen Rasse müssen im Original nachgelesen werden. Das Buch ist reichhaltig mit Karten und Abbildungen versehen. W. Gieseler.

Albert Krebs: Die vorrömische Metallzeit im Westfälisch-Rheinischen Industriegebiet. Aus der Reihe: Wissenschaftliche Heimatbücher für den Westfälisch-Rheinischen Industriebezirk. 121 S., 1 Tabelle, 13 Taf., 2 Pläne. Dortmund 1929. Verlag Fr. Wilh. Ruhfus. Preis geh. Mk. 6.—.

In anregender Form wird die Vorgeschichte des obengenannten Gebietes bis zur Zeit um Christi Geburt behandelt. Man bemerkt deutlich, wie schwer es dem Verfasser geworden ist, über die Klippen: Wanderwege, Ein- und Abwanderungen oder Beeinflussungen der Kulturen hinwegzukommen, zumal die Funde nicht zahlreich genug sind und Bearbeitung des Materials in vielen Fällen fehlt, um alles zu klären. Viele Fragezeichen sind gemacht worden und viele hätten noch gemacht werden können, bei dem, was der Verfasser als eindeutig hinstellt. Die letztere Stellungnahme ist aber verständlich bei einem Buche, das sich mehr an die Allgemeinheit wendet. Als Zusammenfassung des augenblicklichen Standes der Forschung ist das Buch auch für den Fachmann von Wichtigkeit. Für diesen wäre es freilich von Vorteil gewesen, wenn bei den Abbildungen auf den Tafeln die Fundorte in größerer Anzahl angegeben worden wären, als es Krebs getan hat.

K. Tackenberg-Hannover.

Walter Kruse: Die Deutschen und ihre Nachbarvölker. Neue Grundlagen der Anthropologie, Rassen-, Völker-, Stammeskunde und Konstitutionslehre nebst Ausführungen zur deutschen Rassenhygiene. 640 S. 17 Abb. 8 Tafeln. G. Thieme Verlag. Leipzig 1929. Preis Mk. 41.—, geb. Mk. 44.—.

Bereits der Titel verspricht viel und mehr als ein wirklicher Fachmann heute wagen könnte, vorzubringen, denn die Probleme sind zu mannigfach und verwickelt. In langen, leider wenig übersichtlichen Abschnitten werden hier zunächst eine Reihe von Merkmalen, wie Augen-, Haar- und Hautfarbe, Körper- und Gesichtsmaßen und Indizes bezüglich ihrer Verbreitung im deutschen Volke besprochen und die Durchschnittswerte für das ganze deutsche Volk sowie für die einzelnen größeren Landesteile im besonderen angegeben. Als Ausgangsmaterial benützt der Verfasser vorwiegend bereits in der Literatur bekanntes und nur zum geringeren Teile von ihm selbst gemessenes. Die Bedeutung der Feststellung solcher Mittelmaße für große Gebietsabschnitte ist eine sehr beschränkte und wird für ein Gebiet wie ganz Deutschland nahezu wertlos, denn ein Mittelmaß zwischen einer hochgewachsenen, langköpfigen, schmalgesichtigen Bevölkerung und einer von ihr mehrere hundert Kilometer entfernt wohnenden kleineren, kurzköpfigen, mehr breitgesichtigen sagt in Wahrheit nichts. Maße und Zahlenangaben sind geeignet zur Kennzeichnung bestimmter, mehr oder weniger geschlossener Merkmalsgruppen und zur Abgrenzung derselben gegenüber anderen Andersgearteten.

Die Häufigkeitsunterschiede im Vorkommen aller Merkmale innerhalb Europas wie z. B. der Pigmentierung, der verschiedenen Kopf- und Gesichtsformen usw. erklärt Kruse als durch die Umwelt — im wesentlichen das Klima — hervorgerufene Veränderungen. Eine Erbbeständigkeit der Merkmale gibt es für den Verfasser nicht, ja kaum

die Mendelschen Vererbungsgesetze. Sie sind nach seiner Meinung, trotz der unendlich vielen Beweise, welche die Vererbungsforschung erbracht hat, beim Menschen mehr oder weniger kaum von Belang. So soll z. B. der Längen-Breiten-Index aller in Deutschland geborenen Kinder zur Zeit der Geburt nahezu gleich sein. Die Walchersche, längst widerlegte Theorie kommt nun zu neuen, unverdienten Ehren und der Leser erhält den falschen Eindruck, als ob es wissenschaftlich erwiesen wäre, daß die Kopfform durch die harte oder weiche Lagerung des weichen Säuglingsschädels bedingt sei. Auch mit dem Klima soll der Längen-Breiten-Index des Kopfes und die ganze Kopfform etwas zu tun haben, und zwar soll an den Küsten der Index niedriger sein als im Binnenlande. Die diese Annahme Kruses stützende Kartendarstellung zeigt aber, daß es da eine ganze Reihe von Ausnahmen gibt und beweist, daß man es mit einem Trugschlusse zu tun hat. Die Pigmentierung soll durch klimatische Ursachen von Norden nach Süden zunehmen, wobei aber der Verfasser das Mitwirken einer Auslese nicht gelten läßt. Er übersieht dabei die dunkelhaarigen und dunkeläugigen Eskimos, Lappen und nordasiatischen Völker, wie umgekehrt das Vorkommen hellhaariger und helläugiger Menschen in Nord-Afrika, z. B. die Libu der alten Ägypter, die helläugigen Typen unter den Berbern, die Blonden unter den Rehobother Bastards E. Fischers usw. Auf Grund dieser seiner Theorien vertritt der Verfasser auch die Meinung, die Indogermanen seien früher dunkelpigmentiert gewesen, im nördlichen Klima dann ausgebleicht und in solchen Fällen, wo sie in südlichere Wohnsitze zogen, z. B. die Alemannen in Württemberg, wieder dunkler geworden. Eine Mischung mit dunkelpigmentierten Voreinwohnern im Falle des obigen Beispiels will Kruse nicht gelten lassen. Diese Theorie schlägt natürlich jeder Vererbungsregel ins Gesicht und widerspricht allen bisherigen Erfahrungen an menschlichen Rassen-Bastarden. Auch bei den Blutgruppen und ihrer eigentümlichen Verteilung lehnt der Verfasser die Erklärung des heutigen Verteilungsbildes durch Wanderung der Träger dieser Eigenschaften ab und „spricht lieber von einer geographischen Korrelation“.

Es liegt nahe, daß unter diesen Umständen der Begriff Rasse, dessen Abgrenzung Kruse schon in der Einleitung ablehnt, kaum eine Rolle spielt und eine sehr unklare Bedeutung hat. Die Grenze zwischen den Begriffen Rasse und Volk wird vom Verfasser wiederholt übersehen und überschritten. Für ihn gibt es nur eine europäische Rasse im Sinne Linnés oder Blumenbachs, innerhalb derer er zwei Unterrassen, eine nördliche und eine südliche unterscheidet. Die heute beschriebenen europäischen Rassen sind nach Kruse nur verschiedene Konstitutionstypen vorwiegend der nordischen Untergruppe der europäischen Rasse.

Der Abschnitt über Rassenhygiene des deutschen Volkes ist dürftig. Einzig den Geburtenrückgang gibt der Verfasser zu. Die anderen Probleme werden als übertriebene Phantastereien und Neuerungssucht hingestellt. Die Rassenhygiene ist nach Kruse „ein Tummelplatz für allerhand unklare Köpfe, die ihren Mangel an Kenntnissen durch festen Glauben an höchst zweifelhafte Theorien ersetzen“. Diese Äußerung gegenüber den Vertretern einer höchstwichtigen und ernst zu nehmenden Wissenschaft spricht selbst ihr Urteil und bedarf keiner weiteren Erwiderung.

Es würde zu weit führen, alle in diesem 640 Seiten starken Buche, das durchaus keine „Neue Grundlegung der Anthropologie...“ darstellt, besprochenen Gebiete hier anzuführen; immerhin sei hervorgehoben, daß das Buch trotz vieler irriger Auffassungen einzelne Lichtseiten hat und durch seine Materialsammlung von Wert ist.

B r u n o K. S c h u l t z.

Rudolf Muuß: Rungholt. 99 S., 18 Abb. 4 Karten Itzehoe-Berlin, 1928. 2. Aufl., Gottfried Martins Verlag.

Am 16. Januar 1362 wurde Rungholt und mit ihm sechs andere Kirchspiele der Edomsharde in Nordfriesland von einer Sturmflut verschlungen. Vor dieser Zeit gehörte das heute in Inseln zerklüftete Gebiet von Pellworm, Noistrand, Hallig, Südfall usw. noch zum Festlande. 7600 Einwohner fanden bei jenem Unglücke den Tod. Rungholt war der mächtigste und reichste Ort der ganzen Edomsharde. Seinen Reichtum verdankte es zum Großteile der Salzgewinnung und seinem Salzhandel. Auf einem Teile des verschwundenen Rungholt hat sich nach jener Sturmflut, die noch heute bestehende Hallig Südfall gebildet. Seit geraumer Zeit spült nun die Nordsee wieder Teile des verschwundenen Rungholt frei, so daß mittelalterliche Fennen und Äcker, Spuren von Häusern, Brunnen, Deiche und Schleusen wie auch Salzköge, ja sogar Geräte und Skelette sichtbar werden. Diesem wunderbaren, versunkenen und nun wiederkehrenden Lande hat der bekannte friesische Volkskundler vorliegendes Büchlein gewidmet. Er behandelt hier sowohl die historische Überlieferung wie vor allem die wieder-

auftauchenden Gebiete des alten Rungholt, die er zum Teile selbst erforscht hat. Der Leser erhält so ein plastisches Bild von der archäologischen Erforschung dieses Stückes altfriesischen Bodens, welche insoferne auch von praktischer Bedeutung für unseren heutigen Deichbau ist, als der Untergang Rungholts auf eine allgemeine Küstensenkung in der deutschen Bucht, welche auch heute noch nicht zum Stillstande gekommen ist, zurückgeführt werden muß. Die beigegebenen Bilder und Pläne veranschaulichen Bericht und Beschreibung in vorzüglicher Weise.

Bruno K. Schultz.

Joh. Friedr. Pries: Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses zum Querhause und das mecklenburgische Seemannshaus. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde XXVI., Heft 4.) Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf.

Geh. Oberbaurat Pries löst mit dem Erscheinen dieser Studie ein Versprechen ein, das längst fällig und wohl nur durch den Weltkrieg und seine Folgen bisher zurückgestellt war. Wenn auch durch Peßler der äußere Tatbestand festgestellt war, so hat die Forschung in anderen Gebieten doch noch soviel Sondermaterial angehäuft, daß für Mecklenburg eine fühlbare Lücke entstanden war. Das sächsische Haus hatte einst eine weitere Verbreitung im Lande gehabt; wenn es heute in seiner reinen Form bis auf den Westen und Norden zurückgewichen ist, so unterlag es Gesetzen, die sich in den Grenzgebieten des Typus überall bemerkbar machten, und die mit wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen im Zusammenhang standen. Sie haben zunächst verschiedene Abwandlungen entstehen lassen, die teilweise auch den ganzen Organismus änderten und ihn für den Übergang in den mitteldeutschen Typus reif machten. Der Verfasser hat dabei bemerkenswerte Beobachtungen machen können, die auch für die geschichtliche Entwicklung des Hauses von großem Werte sind. So die Durchgangsdiele und, damit im Zusammenhange stehend, das Fehlen des Fletts (auch des Namens!), eine Tatsache, die Lehmann auch für das Holstenland festgestellt hat. Neben der Durchgangsdiele, von der noch immer nicht sicher nachgewiesen ist, ob sie eine ältere oder jüngere Form ist, schildert Pries noch das Vierständer- und das Dreiständerhaus. Das erstere, wohl eine städtisch beeinflußte Form, ist verhältnismäßig selten, das andere dürfte nach dem Verfasser von Amelungsborn, dem Mutterkloster Doberans, beeinflußt worden sein. Daß sich die Dielenhaus-Übergangsform nur wenig nachweisen läßt, dürfte sich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes erklären lassen.

Besonderes Interesse verdient das anscheinend holländisch beeinflußte Seemannshaus in Warnemünde, das aus örtlichen Gründen schmal und tief angelegt ist, und das an die Bauernhäuser in der ehemaligen österreichischen Militärgrenze erinnert, ohne daß an einen Zusammenhang zu denken ist. Von den auf S. 23 beschriebenen, heute wohl verschwundenen sächsischen Arbeiterhäusern sah der Referent noch 1894 Exemplare in Börgerend (Rethwisch) und in Dändorf (Fischland), die von je zwei Arbeitern bewohnt waren, ohne daß er aber mit Sicherheit sagen könnte, ob sie auch von Anfang an für Gutsarbeiter erbaut waren. — Die Studie ist eine sehr dankenswerte Bereicherung des Schrifttums über das Niedersachsenhaus.

R. Mielke.

Rig: Blätter für germanisches Weistum. Mit den Beilagen „Nordungenblätter“ und „Aus dem Reiche der Frau“. 4. Jahrgang. Schweinfurt 1929. Rig-Verlag. Einzelheft 0.75 Mk., Halbjahresbezug 2.10 Mk.

Diese von Georg Groh, einem idealgerichteten, tief religiösen Kämpfer geleitete Zweimonatsschrift erscheint im vierten Jahrgang. Sie will, ohne sich zu eng an die Belange irgendeines „Bundes“ zu knüpfen (aber doch unter starkem Einfluß der „Nordungen“) alle die um sich sammeln, denen eine artgerechte, rassenmäßige Religiosität innerstes Bedürfnis ist, die die christlichen Kirchen als etwas Fremdes, Fremdrassiges empfinden. Für diesen Kreis wurzelt die Weltanschauung durchaus in der Rassenlehre, bes. in der Lehre von der geistigen, seelischen und charaktermäßigen Verschiedenheit der Rassen. Die Zeitschrift wendet sich bewußt gegen den Gedanken, es könne eine alle Völker und Rassen umfassende, für alle gleiche und die religiösen Bedürfnisse aller Menschenrassen befriedigende Religion geben; jede Rasse müsse vielmehr eine andere Religion haben, wie sie eben den ererbten Rassenanlagen entspreche. Diesen Gedankengängen entspringt eine starke Gegnerschaft gegen das Christentum, und besonders gegen seine gerade der nordischen Rasse artfremde Weltabgewandtheit. Groh sagt: „Wir lieben die Schöpfung und sind deshalb unzufrieden mit den Einsiedlern des Weltschmerzes, die uns immer wieder mit stumpfer Gebärde auf ihr alleinseligmachendes Gekeife verweisen.“ „Die alten, die bisherigen Wege haben alle zum Ziel die Sättigung um des Sattseins willen, das aber ist uns in tiefster Seele zuwider.“ Kämpfernaturen, denen der Wert des Lebens nur im Kampf, im Ringen um

das ihnen entsprechende Gotteserlebnis beruht. Zitiert wird unter anderem das Wort Goethes: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen."

Bei dem Ringen um einen deutschen Gottglauben wird an die Überlieferung angeknüpft, an die religiösen Vorstellungen unserer germanischen Vorfahren; erwähnt wird in diesem Zusammenhange der Ausspruch Simrocks: „Mit Erforschung unserer Altertümer ist es nicht schon getan, sie wollen Neuertümer werden, das Erbe der Väter will zu Nutzen der Enkel verwandt sein, die versunkenen, endlich erlösten Schätze unserer Vorzeit dürfen keiner zweiten Verwünschung anheimfallen: wir müssen sie ummünzen oder doch von Rost befreit von neuem in Umlauf setzen; den vaterländischen Göttern genügt es nicht, wenn ihre Bildsäulen in Museen aufgestellt werden, sie wollen in unsern Herzen ihre Auferstehung feiern."

In der Zeitschrift findet sich eine ganze Reihe lesenswerter Arbeiten, die näheren Aufschluß über die Bestrebungen geben. Sehr interessant ist besonders ein langer Artikel des Schriftleiters über die „Geschichte der germanischen Gottgläubigkeit", der selbst vielen, die den Bestrebungen nahe stehen, manches Neue bringen dürfte. Eine Nummer ist dem Mitkämpfer Hildulf R. Flurschütz zu seinem 50. Geburtstage gewidmet; sie bringt tief empfundene Beiträge aus seiner Feder.

Naturgemäß streifen manche Artikel auch das Problem: Kirche und Politik; besonders interessant ist da die Auffassung des Schriftleiters über die „Aussöhnung" von Staat und Kirche in Italien und über die dabei vorhandenen Interessenzusammenhänge und wahrscheinlichen politischen Auswirkungen.

Die Beilage „Nordungenblätter" bringt diesem Kreise entstammende Beiträge und besonders Gedichte, die z. T. von überraschender Tiefe und Schönheit sind.

O. Reche.

Randolf Rungaldier: Österreich, in: Weltpolitische Bücherei, Bd. 4. 52 S. 9 Karten. Berlin 1928. Zentralverlag. Preis Mk. 1.80.

Es ist sehr begrüßenswert, daß einer der ersten Bände der von Grabowski herausgegebenen „Weltpolitischen Bücherei" sich mit dem Probleme „Österreich" befaßt. Jene älteste Ostmark des Deutschen Reiches, welche die Trägerin der zweiten mitteleuropäischen Monarchie war und nach dem Schmachfrieden von St. Germain durch das Verbot der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche zu einem traurigen Pufferstaate verdammt wurde, verdient es besonders im deutschen Mutterlande in weitgehendstem Maße vom geographischen und geopolitischen Standpunkte aus in den Mittelpunkt der Betrachtung gezogen zu werden. Das Buch behandelt u. a. die geographische Lage, die einzelnen Landschaften, Volkstum und soziale Gliederung, Wirtschaft und Verkehr, die geopolitische Bedeutung und das Problem der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reiche. Außer der klaren Feststellung des heutigen Zustandes weist der Verfasser nach Schwierigkeiten hin, die den Bestand dieses Rumpfstaates in Frage stellen, wie er auf der anderen Seite auch alle Möglichkeiten, welche sich bei einer glücklichen Gestaltung der politischen Verhältnisse ergeben würden, darlegt. Die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche ist nach dieser Feststellung eine Lebensfrage für Österreich.

Bruno K. Schultz.

Emil Rybitschka: Im gottgegebenen Afghanistan. 290 S. 74 Abb. 1 Karte. Leipzig 1927. F. A. Brockhaus.

Afghanistan und sein König Aman Ullah haben im Laufe der letzten Jahre die Aufmerksamkeit des Abendlandes in verschiedenartiger Weise erregt. Mit einem Ausdrucke der Achtung und andrerseits des Mitleids muß man dieses Herrschers gedenken, der entgegen der konservativen Tradition seines Landes dieses zu einem modernen Staate machen wollte. In dem vorliegenden Buche erfahren wir, wie eigentlich dieser zwischen dem Machtbereiche Rußlands und Englands liegende, „unabhängige" Staat sich gerade während des Weltkrieges und der darauf folgenden Zeit Dank der Tatkraft und Fähigkeit seines jungen Herrschers zu der Stellung hinaufgearbeitet hat, die noch vor etwa einem Jahre die Anerkennung Europas hervorrief. Der Verfasser war zusammen mit zwei anderen deutsch-österreichischen Offizieren aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Afghanistan entflohen. Seine und seiner Kameraden wechselvolle Erlebnisse schildert er in spannender und anregender Weise. Bald hochgeschätzt und geehrt als Truppeninstruktoren und Berater des Emirs, bald gehaßt und gefürchtet als Angehörige der Mittelmächte und Feinde Englands, das war das wechselvolle Los jener Männer, welche in dem stets zwischen Türkei und England schwankenden Afghanistan eine Zufluchtstätte zu finden gehofft hatten.

Bruno K. Schultz.

Walter Scheidt: Rassenforschung. Eine Einführung in rassenkundliche Methoden.

Leipzig 1927, Verlag Georg Thieme. Kart. 5.80 Mk.

Ausführlich auseinandergesetzt werden hier die vom Verf. angewandten Methoden bei der Beschaffung rassenkundlichen Materials von Lebenden, bei der rechnerischen Aufbereitung desselben und bei der Darstellung der Ergebnisse. Die Ausführungen enthalten z. T. sehr beherzigenswerte Gedanken; besonders betont wird, daß die moderne Anthropologie selbstverständlich nicht mehr ohne Familienforschung auskommt. Wenn aber der Verfasser meint, die meisten früheren Untersuchungen, z. B. die von R. Virchow angeregten großen Feststellungen über die rassenmäßigen Farben der Schulkinder Mitteleuropas, seien nun „aus methodischen Gründen für die rassenkundliche Forschung fast ganz verloren", so heißt das doch das Kind mit dem Bade ausschütten! Besonders ausführlich wird die „rechnerische Aufbereitung" behandelt und die kartenmäßige Darstellung auf Grund tatsächlich gesicherter Unterschiede; nur ist das Lesen dieser Karten recht umständlich.

Um noch einige Einzelheiten hervorzuheben: Scheidt fordert, man solle „diejenigen Merkmale bei der Zählung bevorzugen, deren Erbbedingtheit und geringe parakinetische Beeinflußbarkeit bekannt und deren Auslesewertigkeit wahrscheinlich ist"; leider ist das in der Praxis nicht ganz leicht durchzuführen, und Scheidt folgt dieser Forderung selbst nicht, wenn er unter den „bewährtesten äußeren Rassenmerkmalen" gleich an erster Stelle die gerade stark durch die Umwelt beeinflußbare Körpergröße anführt und empfiehlt.

Sehr begrüßenswert ist, daß der Verf. auch die Notwendigkeit der Feststellung der **geistigen** Äußerungen, der geistigen Rasseneigenschaften erwähnt, deren Unterschiede selbst heute noch von manchen zu leugnen versucht werden. Der Verf. weist in diesem Zusammenhang auch auf eine bisher viel zu wenig beachtete Aufgabe des Rassenforschers hin, nämlich die, „festzustellen, ob die von ihm beobachteten Menschen zu den Trägern (und Schöpfern) des Volkstumes ihres Wohngebietes gerechnet werden dürfen, ob man also ihre körperlichen Rasseneigenschaften mit den seelischen Äußerungen des Volkstumes in Zusammenhang bringen kann, wenn sich etwa herausstellen sollte, daß sich örtliche Unterschiede der körperlichen Rasseneigenschaften mit solchen des Volkstumes ganz oder annäherungsweise decken".

Leider ist die „Rassenforschung" vom Verf. zu eng gefaßt; ich vermisse vor allem die von R. Pöch eingeführte recht interessante Ergebnisse bringende „Somatomorphologie" und die „Rassenphysiologie" einschließlich der Blutgruppenforschung. Fast ganz übergangen sind auch die Methoden zur Untersuchung des Skelettmaterials. Der Verf. konzentriert die Darstellung auf die Beobachtung Lebender.

Die Arbeit kommt für Nichtfachleute nicht in Betracht, da sie zu viel voraussetzt; desto auffallender ist, daß zwar am Ende ein Verzeichnis der hauptsächlichsten benutzten Literatur mitgeben ist, daß aber im Texte — gleich als ob es sich um eine ausgesprochen populäre Schrift handle — jeglicher Hinweis darauf fehlt, inwiefern die Literatur benutzt wurde; der nicht ganz den Stoff beherrschende Leser kommt auf diese Weise zunächst leicht zu der Anschauung, daß alle Gedanken vom Verf. stammen. Ganz besonders befremdlich ist aber, daß der Verf. nicht eine einzige Veröffentlichung, nicht einmal das allen Fachleuten unentbehrliche „Lehrbuch der Anthropologie" seines Lehrers Rudolf **Martin** erwähnt. O. Reche.

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume. Herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. Schriftleiter: Gierach-Reichenberg, Jantzen-Breslau, Mak-Gleiwitz. 1. Jahrgang. Breslau 1928. Verlag: Wilh. Gottl. Korn. Preis Mk. 4.—.

Das Jahrbuch entstand aus den schlesischen Kulturwochen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Sendung des schlesischen Stammes für die deutsche Kulturarbeit im Osten klar herauszuarbeiten und über alle Staatsgrenzen hinweg wirksam zum Ausdrucke zu bringen. Ebenso wie die Kulturwochen stellt sich das Jahrbuch auf den Standpunkt wissenschaftlicher Volkskunde und deutscher Kulturbodenforschung. Es umfaßt eine Fülle wertvoller und guter Aufsätze, welche die wissenschaftlichen und künstlerischen Werte des jungen schlesischen Kulturgebietes zum Ausdrucke zu bringen suchen. Einzelne Arbeiten verdienen besonders hervorgehoben zu werden, so die von Schwarz über „Schlesische Sprachgemeinschaft". Sie zeigt, wie viel an Forschung noch in den östlichsten Sprachinseln schlesischen Stammes nachzutragen ist: die Verbreitung der Schlesier in Südwestpolen, Wolhynien und der Polesie, wo sie wegen des ihrer Mundart eigentümlichen Wortes „ock" (für „nur") den Spitznamen der Ockerlinger oder Hockerlinger bekommen haben. Die Arbeit von Jungbauer „Der Berggeist Rübezahl" zeigt die entwicklungsgeschichtlichen Wandlungen der bekannten schlesischen Sagengestalt recht klar und räumt mit einer Reihe von Deu-

tungen und Forschungsirrtümern in wissenschaftlich einwandfreier Methode auf. Klapper berichtet zusammenfassend über Johann von Neumarkt, den Humanisten und Kanzler Karls IV., Mak über das slawische Volkslied in Oberschlesien, Bimler über schlesische Fayencen. Schlesien als Kulturlandschaft umreißt Patscheider in einer knappen, des weiteren Ausbaues werten Arbeit, Olbricht ergänzt das Bild nach der entwicklungsgeschichtlichen Seite hin usw. Auch die bildende Kunst der Gegenwart, die Wirtschaftslage und Deutschtumsarbeit im abgetrennten Gebiete Oberschlesiens, der Abstimmungskampf usw. werden knapp und sachlich geschildert. Literarische Beiträge von Hadina, Jaksch, Keller, Kurpium, Molo, Niebuhr u. a. ergänzen den guten Eindruck des Buches, das auch mit einer Anzahl beachtenswerter Bilder ausgestattet ist.

Eine kleine Auslassung sei um der künftigen Ausgestaltung des Jahrbuches willen besonders erwähnt: es ist das Sprachinselvorland im beskidisch-westgalizischen Raume zu wenig berücksichtigt worden. Zahlenmäßig ist dieser Wunsch eigentlich unbegründet, vom Gesichtspunkt der Gegenwartslage dieser Sprachinseln aus aber berechtigt. Sie befinden sich derzeit in einem Stadium kultureller Passivität und geduldiger Hinnahme der staatlichen Maßnahmen, die von einem unberechtigten Mißtrauen gegenüber kulturellen Wechselbeziehungen geleitet werden. So ergibt sich eine fühlbare gegenwärtige Vereinsamung, die leicht zu einer dauernden werden und für das geistige Leben in den Sprachinseln von Schaden sein könnte. Es wäre für die Schlesischen Kulturwochen und das Schlesische Jahrbuch eine beachtenswerte Aufgabe, dazu beizutragen, diese Gefahr abzuwenden. A. K.

Paul Stinzi: Die Sagen des Elsasses. Kolmar, Société d'édition Alsatia 1929. 300 Seiten und etwa 25 Bilder.

Das Buch enthält 250 Sagen, davon 125 aus dem Oberelsaß und die andere Hälfte aus dem Unterelsaß. Seinen Stoff schöpft es hauptsächlich aus dem Stoeberschen Sagenbuche, dem es rund 180 Nummern entlehnt hat. Stoebers Arbeit erschien erstmalig 1836 und dann erweitert durch die Mitwirkung mehrerer Elsässer Dichter 1852 unter dem Titel „Die Sagen des Elsasses". Typisch für die Wandlungen in diesem entrissenen deutschen Grenzlande ist, daß die damalige Ausgabe Jakob Grimm gewidmet war. 1892 und 1896 wurde das Buch durch Curt Mündel in neuer, vermehrter Auflage herausgegeben.

Was Paul Stinzi an dem Buche neues geleistet hat, ist mithin leicht zu erfassen. Er hat die bedeutendsten Sagen „getreu dem Original" wiedergegeben, kleinere Erzählungen etwas zusammengefügt und andere, z. Teil in freier Übersetzung und Bearbeitung beigefügt. Etwa 10 Nummern sind neu gesammelt, 17 nach gedruckten französischen Quellen übersetzt und 43 stammen aus Kalendern, Zeitschriften sowie anderen Veröffentlichungen.

Das ist alles. Die Anordnung der Sagen ist rein geographisch und wird gekennzeichnet durch das Fehlen jeglicher organischen Gruppengliederung. Dazu kommt noch, daß die Ergebnisse der gegenwärtigen Sagenforschung, ihre Methoden unberücksichtigt geblieben sind.

Damit ist natürlich die zweite Forderung, die sich für eine solche Sammlung aus einem Grenzgebiete des deutschen Volksbodens ergibt, für diese Herausgabe erst recht nicht in Betracht kommend. Daß es im Elsaß Wechselbeziehungen zum französischen Sagengute geben dürfte, daß einzelne Motive volklicher Sonderprägung über die Sprachgrenze hinüberwandern und hie und da die Sagenbildung beeinflussen können, das alles ist ja mit einer Reihe anderer Momente das Eigentümliche, Charakteristische für ein Grenzland. Und dies gegenseitige Verhältnis zweier benachbarter, volklicher Vorstellungskreise in den Rahmen der Forschung hineinzuziehen ist gerade die Aufgabe solcher aus dem Grenzlande stammender Arbeiten und Werke.

Die beigegebenen Bilder leiden unter dem schlechten Drucke. Trotz alledem vermittelt das Buch ein gut Stück Elsässer Volkskunde und zeigt manche Stammeseigentümlichkeiten auf. Es ist aus sorgenvoller Heimatliebe heraus geschrieben und dem elsässischen Volke zugeeignet worden. Möge es in diesem Sinne wirken und nach des Herausgebers Wunsch Heimattreue und Vätererbe bewähren helfen.

Alfred Karasek.

Leopold Weber: Grettir, der Wolfsgenoß. Eine isländische Sage. 112 S. Stuttgart 1929. K. Thienemanns Verlag. Halblein. Mk. 2.—, Ganzlein. Mk. 3.—.

Wir verdanken dem Verfasser schon eine ganze Anzahl von Neuschöpfungen alten Sagengutes, das unter seinen Händen so vertiefte Gestalt gewinnt, daß sich das Wertvollste seines Schaffens wohl erst dem gereiften Menschen erschließt. Der vorliegende Band, der zunächst für das Mittelklassenalter (der höheren Schule) gedacht ist, enthält die Saga von Grettier, einem der

berühmtesten isländischen „Waldgänger“, an den sich unter anderem das Grendelmotiv des Beowulf angeheftet hat. Eine Kämpfernatur, kommt er durch falschen, aber durch seine gewalttätige, rücksichtslose Wesensart mitverursachten Verdacht in die große Acht; auf harten Wegen fristet er sein Leben, bis er zuletzt einem heimtückischen Anschlag erliegt. Es ist ein erschütterndes Schicksal, packend erzählt; hineingestellt in ein fesselndes Bild der isländischen Sagazeit, das ein echtes Stück germanischen Volkslebens dem Leser nahebringt.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

K. F. Wolff: Der heutige Stand der Rassenforschung. Leipzig 1928, Verlag C. Kabitzsch. — Eine Reihe von Auseinandersetzungen mit seinen zahlreichen Gegnern. Überzeugendes kann ich in den Ausführungen nicht finden; der Verf. bleibt bei seiner stark bekämpften Meinung stehen.

O. Reche.

Paul Zaunert: Hessen-Nassauische Sagen. Erschienen in der Reihe: Stammeskunde deutscher Landschaften. Herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. Jena 1929. Verlag Eugen Diederichs. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Das Werk entspricht vollkommen den Erwartungen, die man an diese Sammlung stellt, die gegenwärtig unter dem geänderten Titel „Stammeskunde deutscher Landschaften“ herauskommt.

Das Buch bietet eine erschöpfende und ausgezeichnete Zusammenfassung des Sagengutes von Hessen-Nassau. Es ist aus einer langjährigen Sammlung und Sichtung des Stoffmaterials heraus geworden, die Bearbeitung eine sorgfältige und straffe. In einem klaren und sachlichen Vorwort führt uns Zaunert unaufdringlich in das Stoffgebiet ein, das vor allem als Mittelpunkt des Verbreitungsbereiches der Frau-Hollen-Sagen Aufmerksamkeit verdient. Ebenso zeigen, neben den mythischen, die geschichtlichen Sagen manche landschaftlichen Sonderheiten und überraschen durch ihre Geschlossenheit wie auch ihre Fülle, die freilich hinter der des Rheinlandes noch zurücktritt. Bilden die beiden Hauptabschnitte des Buches, mythische und geschichtliche Sagen, das Bild einer schon abgeschlossenen Entwicklung, so entspringt der dritte Hauptabschnitt dem zur Sage verdichteten Volksglauben und erscheint am meisten mit der Gegenwart verbunden.

Die Ausstattung des Buches ist, wie die aller Bände der Reihe, eine sehr sorgfältige und gediegene. Zu wünschen wäre nur, daß die ganze Sammlung, die gegenwärtig noch nicht die Anteilnahme findet, die sie verdient und sich deshalb mehr auf Westdeutschland zu beschränken scheint, doch eine ihrem Wert entsprechende Aufnahme fände. Sie würde dann wohl auch, dem ursprünglichen Plane des Verlages und Herausgebers gemäß, weiter nach dem Osten und Südosten über die Reichsgrenzen hinausgreifen und so mit der Zeit ein monumentales und geschlossenes Abbild gesamtdeutschen Sagengutes ergeben. Alfred Karasek.

Zu Rudolf Muchs Besprechung meiner Schrift „König Oswald“ in dieser Zeitschrift Heft 3, S. 187 f.

Es freut mich, daß Much an meiner Schrift „Balder und der weiße Hirsch“ anerkennt, daß sie „als interessante Belegsammlung bis heute ihren Wert behalten hat“. Er nimmt auch meine Gleichung Tragemund = Traugemund an und läßt Oswalds Hirsch nach meiner Auffassung als „Meisterstück der Goldschmiedekunst“ gelten. Aber für den Leserkreis von „Volk und Rasse“ ist durch seine Besprechung meine Arbeit abgetan. Doch sei mir wenigstens gestattet, einige seiner Bemerkungen zu berichtigen. Er sagt: „Ebensowenig wie auf die Sonne läßt sich der Hirsch des Oswald auf Balder deuten, was für den Verfasser ziemlich aufs selbe hinausläuft.“ Das ist nicht mein Standpunkt und jenes tat ich nicht. Ich habe klar und deutlich ausgeführt, daß der Hirsch als das Tiergewand des Helden zu deuten sei; von der Sonne sage ich in diesem Sinne nichts, auch kann mir beides nicht „auf dasselbe hinauslaufen“. Dann: „Ostara ist in Loschs Augen dasselbe wie Nanna“: nicht dasselbe, sondern ursprünglich dieselbe Gestalt. Doch müßte ich, um hier meine Ansicht genau zu geben, eine Ausführung über die nordische Verschiebung des Jahreszeitenzum Weltzeitenmythus Balders machen, wozu hier nicht der Ort ist. Endlich: „Von Freyr, — den er aber von Balder trennt — ist solche Tiergestalt gelegentlich vorauszusetzen, da, wo er den Riesen Beli mit einem hjartarhorn statt eines Schwertes tötet, ohne daß ich ihn deshalb hier hereinziehen möchte.“ Wäre Freyr an dieser Stelle selber in Tiergestalt gedacht, so müßte die jüngere Edda das genauer ausgedrückt haben; sie sagt aber nur drap,

d. h. erschlug. Übrigens steht hier Freyr nach der erwähnten Verschiebung als Erbe des älteren Jahreszeitengottes Balder, von dem auf ihn und auf Odhin auch das Roß Blutighuf übertragen worden ist.

Friedrich Losch.

Bemerkungen zu Loschs Erwiderung.

In Loschs Erwiderung auf meine Besprechung glaube ich eine Annäherung an meinen Standpunkt zu erkennen und, wenn ich den seinen nicht richtig beurteilt haben sollte, so bin ich doch nur auf Grund seiner eigenen Äußerungen zu meiner Annahme gelangt.

S. IV in der besprochenen Schrift sagt er: „Höher steht die Tiersymbolik, die Erscheinung und Vorgang in Tiergestalt darstellt, z. B. den Sonnenschein als Hirsch mit leuchtendem Geweih." S. 113: „Da im Oswald nach meiner Ansicht der Held selbst in Tiergestalt erscheint, so ist er als ältere Lichtgottheit und nach dem Merseburger Zauberspruch als Seitenstück zu dem schwäbischen als Vertreter Balders aufzufassen..."

Dazu halte man aus „Balder und der weiße Hirsch" z. B. S. 150: „Denn die Sonne steht zu Balder, dem persönlichen Sonnenschein, in engster Beziehung..." oder S. 185: „könnte der Gedanke, daß Balder als Tagesgott auch Richter ist, nicht in der Redensart liegen: Die Sonne bringt es an den Tag?"

Ostara kann ich aus den von mir angedeuteten Gründen nicht nur nicht als dasselbe, sondern auch nicht als ursprünglich dieselbe Gestalt wie Nanna gelten lassen.

Ob die jüngere Edda im Bericht über Freyrs Kampf mit Beli noch Hirschgestalt des Gottes voraussetzt, ist ungewiß und eine Frage für sich. Aber der Ausdruck drap erlaubt keineswegs den Schluß, daß dabei nur an ein erschlagen in unserem Sinne gedacht wurde. Ich verweise auf die Wörterbücher und führe hier nur an, daß bei Falk-Torp, Norw.-Dän. Et.-Wb. als Bedeutungen von anord. drepa angegeben sind: „stechen, stecken, stoßen, schlagen, aus der Stellung bringen, töten". Nach meiner Meinung sind bei dem Kampf, in dem Freyr den Riesen Beli mit dem hjartarhorn tötet, beide Gegner als tiergestaltig vorzustellen. Denn Beli, gen. Belja, ist nomen agentis zum Zeitwort belja, das „brüllen (von Rindern)" bedeutet. Wie der Held in einem der Grimmschen Märchen wird der Gott seinen dämonischen, in Stiergestalt auftretenden Gegner in Hirschgestalt bekämpft und überwunden haben.

Rudolf Much.

Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Die 51. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft findet vom 4. bis 7. August 1930 in Mainz statt, wo sie vor 60 Jahren gegründet wurde. Die Tagung wird eine Eröffnungssitzung, eine Hauptsitzung und mehrere Fachsitzungen umfassen; anschließend sind Besichtigungen vorgesehen. In der Hauptsitzung wird das Thema „Die wissenschaftlichen Museen und ihre Aufgaben" behandelt werden. Referate sind von Vertretern der Völkerkunde, der Volkskunde und der Vorgeschichte zugesagt. — Die Anmeldung von Vorträgen nehmen entgegen:

für Anthropologie: Professor Dr. O. Aichel, Anthropologisches Institut der Universität Kiel;

für Ethnologie: Professor Dr. G. Thilenius, Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstraße 14;

für Urgeschichte: Professor Dr. H. Seger, Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau I, Graupenstraße 14.

Die allgemeine Geschäftsleitung führt das Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstraße 14, die örtliche das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz.

Wir machen unsere Leser auf die dieser Nummer beiliegenden Prospekte der Hanseatischen Verlags-Anstalt A.-G., Hamburg 36 und des Verlages O. Gmelin, München, ganz besonders aufmerksam.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, Münch[en]
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, München N 23. — Verlag: J. F. Lehmann, München.

. Jahrgang Heft 2 April (Ostermond) 1930



Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethlefffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

5. Jahrgang Heft 2 April (Ostermond) 1930

Die Naturwissenschaften und unsere Weltanschauung.

Von Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz.

Der Wert der Wissenschaften überhaupt und der Naturwissenschaften im besonderen für die Weltanschauung könnte ein geringer scheinen, wenn man das Glauben, den Willen, das Gemüt, die Persönlichkeit als das Erste und Entscheidende, das Wissen, die Erkenntnis, die Bildung, das geordnete Gedankengebäude als Zweites, Abgeleitetes oder Nebensächliches betrachtet. Die Urgewalten der Menschenseele sind in den Wissenschaften so zurückgedrängt und gebändigt, daß nur noch der Sinn für die Wirklichkeit, der Wille zur Wahrheit, in ihnen gilt. Wem das Künstlerische, das Religiöse, das Irrationale eins und alles ist, dem werden die Wissenschaften, und besonders die scheinbar so ganz nach außen gerichteten Naturwissenschaften, zunächst wenig bieten können.

An Lanzen, die heutzutage für das Irrationale eingelegt und gebrochen werden, ist wahrlich kein Mangel — die Splitter liegen in populärwissenschaftlichen Schriften haufenweise herum, die Reaktion auf die Übergriffe materialistischer Aufklärerei ist in vollem Gange. Sie ist nötig, aber sie soll nicht über-

trieben werden. Wohl ist es wahr, daß die inneren Regungen dem Erfassen des Äußeren erst Sinn und Richtung geben, jedoch sie allein wären recht gegenstandslos ohne die eben erst zu meisternde Mannigfaltigkeit der äußeren Welt, und die Wissenschaften sind es, die dieses Meistern in vollem Bewußtsein der ihm gesteckten Grenzen anbahnen. Gehen sie dabei auch fast alle vom Äußeren, von der „bloßen" Erfahrung, aus, so führen sie doch alsbald recht tief ins Innere und zeitigen Ergebnisse, die fest und unbeugsam sind und an denen schon genug irrationale Wallungen zerschellt sind. Freunde im andern Lager sind den Wissenschaften daraus wohl selten erwachsen; aber darauf kann Der nicht allzusehr Rücksicht nehmen, dem es um Wahrheit zu tun ist. Die Wissenschaften sind zwar nicht selbst die Wahrheit, aber sie sind ein Unterpfand für sie, ja nach der keineswegs unbegründeten Meinung Vieler vielleicht das einzige, das wir überhaupt haben. Jedoch auch wenn wir uns darauf beschränkten, in den Wissenschaften lediglich Orientierungsmittel zu sehen, wäre dennoch klar, daß eine unorientierte, auf die Ergebnisse der Wissenschaften auch nur teilweise verzichtende Weltanschauung ein Blindgänger sein müßte.

Zwei Hauptrichtungen lassen sich einander gegenüberstellen: einerseits das Bestreben, die Wissenschaften, und unter ihnen besonders die Naturwissenschaften, weltanschaulich auszuwerten und dadurch ein übergeordnetes, umfassendes Gedankengebäude zu gewinnen, das meist als Philosophie, oder im Hinblicke auf die Naturwissenschaften als Naturphilosophie, bezeichnet wird, und andererseits Philosophie als ursprüngliche, innerlich gegebene Welteinstellung und Überzeugung, die in den Wissenschaften bloß nach Bestätigungen sucht. Das eine kann man den empirischen, von der Erfahrung ausgehenden und zugleich synthetischen Weg nennen, das andere den dogmatischen oder apriorischen. Keinen von beiden gedenke ich hier einzuschlagen. Nicht als Naturforscher sondern als Kulturforscher ergreife ich das Wort. Die weltanschaulichen Beiträge der Naturwissenschaften will ich nicht abschließend verarbeiten, sondern es sollen bloß etliche von ihnen, die besonders wichtig scheinen, an Hand des Aufbaues der Wissenschaften zur Erwägung und Beachtung bereitgestellt werden angesichts einer Zeit, die vom Irrationalen vielleicht nur deshalb so schwärmt, weil sie sich ihm nicht tief genug verbunden fühlt, und die dabei Gefahr läuft, sich über ermittelte Wirklichkeiten nur allzuleicht hinwegzusetzen. Eine gewisse Eingelebtheit in die Probleme muß ich voraussetzen. Und da bei dem herrschenden Spezialistentum Bildung, die ebenso mit den Wissenschaften von der unbelebten wie von der belebten Natur und zugleich den Geisteswissenschaften rechnet, heute, so gewandt man auch mit den Hülsen allgemeinster Begriffe zu hantieren und Riesenkräfte des Geistes vorzutäuschen weiß, doch recht selten ist, muß ich bitten, gerade jene Teile meiner Ausführungen, die den eigenen Hauptgebieten des Lesers jeweils ferner liegen, mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Versuch einer Zusammenfassung in so engem Rahmen wie dem vorliegenden stellt an den Darsteller und den Leser seine Ansprüche, zumal ich nicht bloß fremde, bekannte Ansichten bringe, sondern auch Eigenes, das noch nirgends steht, als Ertrag meines Lebensweges zu sagen habe.

Ob man nun von der Erfahrung zu etwas fortschreitet, das über sie hinaus oder „hinter" sie führt (Metaphysik), oder ob man von etwas ausgeht, das man schon im voraus, also „vor" ihr (a priori) ansetzen zu dürfen glaubt, um von da aus zur Erfahrung zu kommen — in beiden Fällen ist die Frage bedeutsam, ob es

Wissenschaften gibt, die nicht auf Erfahrung gegründet sind. In Betracht kommen die Metaphysik als Herzblatt der Philosophie, die Mathematik, die Logik. Und wir können an diesen dreien nicht vorbei, sondern müssen auf sie eingehen, weil auch die Naturwissenschaften mit ihnen auf das Innigste verknüpft sind. Die Auseinandersetzung muß auf Grundgedanken der kritischen Philosophie Bezug nehmen.

Kant schrieb ein Werk: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Er war überzeugt, daß alle Metaphysik a priori (nicht aus Erfahrung) zu begründen sei. Das Vorbild war ihm die Mathematik mit ihren unter Beweiszwang gestellten Lehrsätzen. In jeder besonderen Naturlehre soll nur so viel eigentliche Wissenschaft anzutreffen sein, als darin Mathematik anzutreffen ist. Dem kann man zur Probe entgegenstellen: In jeder Naturlehre ist nur so viel eigentliche Wissenschaft, als darin Erfahrung (Beobachtung, Experiment) enthalten ist. Allerdings wird man finden, daß bei Kant auch die Erfahrung Apriorisches enthält. Im übrigen ist nicht einzusehen, weshalb Metaphysik nicht auch a posteriori, aus Erfahrung, gewonnen werden könnte. Es wäre gewiß möglich, den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft naturwissenschaftliche Anfangsgründe der Metaphysik gegenüberzustellen. Was die Naturlehre über Moleküle, Atome, Elektronen usw. aufstellt, das sind alles aus Beobachtung und wissenschaftlich geleitetem Versuche (Experiment), also aus der Erfahrung, gewonnene und über sie hinausführende, also metaphysische Aufstellungen. Ebenso sind Begriffe wie Kraft, Stoff, Energie usw., ohne die die Naturlehre nicht auskommen kann, bekanntlich metaphysische Begriffe.

Freilich versteht Kant, und mit ihm die neuere Philosophie, unter Metaphysik auch noch etwas Anderes. Ihre Hauptgegenstände sind ihm Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Aber sie sind ihm mehr Forderungen (Postulate) als Gegenstände, nicht etwas Erweisbares, sondern etwas, das man nicht umhin kann, anzunehmen. Der Zwang, der auf sie hinführe, sei ein sittlicher. Sie folgen ihm aus der Moral und begründen sie ihm zugleich. Man sieht: Diese Art Metaphysik steht der Theologie näher als den Erfahrungswissenschaften und ist von metaphysischen, d. h. über die Erfahrung hinausgreifenden, Ansätzen der Wissenschaften leicht zu unterscheiden. Sofern sie auf Beweisbarkeit verzichtet, steht sie auch abseits von den Wissenschaften überhaupt. Als Beispiel für eine nicht auf Erfahrung gegründete Wissenschaft kann sie nicht in Betracht kommen.

Anders liegen die Dinge bei der Mathematik. Daß sie auf Erfahrung überhaupt nicht beruhe, wird sich allerdings nicht verfechten lassen. Aber es ist richtig, daß sie den Boden der Erfahrung sehr rasch verläßt und zu starker Schematisierung schreitet, die dahin führt, daß es die Gegenstände, von denen sie handelt, alle nicht gibt. Vielmehr sind es lauter von ihr selbst erzeugte Gegenstände, die Zahl ebenso wie der Punkt und alles, was aus ihnen entsteht. Da wir selbst alle diese Gebilde nach von uns z. T. mit Rücksicht auf die Erfahrung gesetzten Regeln bilden, bleibt alles faßbar, beherrschbar, anwendbar. Doch ist die Geometrie nicht mehr so „rein“ wie die Arithmetik. Der Begriff der Größe im Raume ist, wie der Raum selbst, im Grunde physikalisch. Im übrigen erfolgt die Verknüpfung der mathematischen Begriffe nach den Grundsätzen der Logik. Sehen wir also von dem Erfahrungseinschlage der Mathematik ab, so bleibt die Logik das Beispiel einer vielleicht ohne Rücksicht auf Erfahrung oder unabhängig von ihr oder vor aller Erfahrung geltenden Wissenschaft.

Daß die Bewegungen des Geistes, mit denen wir die Welt erfassen, auf

Begriffe bringen, beurteilen und erschließen, dieser gegenüber als etwas Selbständiges dargestellt werden können, zeigt sich in der Logik, die dies eben tut. Aber vorgezeichnet sind diese Bewegungen ebenso durch den, der sie ausführt, wie durch das, dessen sie sich zu bemächtigen trachten. Eins ohne das Andere hat keinen Sinn, sondern Eins ist ins Andere eingepaßt und eingefügt. Hinter der Logik stehen Psychologie und Biologie; die Psychologie, sofern das nicht schematisch dargestellte, wirkliche Denken ein anders verlaufendes ist als das logische, und die Biologie, sofern dieser Verlauf zu den Lebensnotwendigkeiten des Menschen gehört und sich erst in den höchststehenden Völkern zum wissenschaftlichen Bewußtsein seiner selbst erhebt. Das wird um so deutlicher, wenn man von der Logik den Schleier wegzieht, unter dem sie seit den Sophisten und Aristoteles liegt, die ein Hilfsmittel des Denkens, die Sprache, für das Denken selbst nahmen und Kategorien aufstellten, die auf Zufälligkeiten des Sprachbaues beruhen.

Die Frage, was man unter apriorischen Wissenschaften verstehen könne, läßt sich natürlich hier nicht voll entwickeln; bloß soviel davon sollte berührt werden, als nötig schien, um die allgemeinen Wissenschaften, oder gewisse Ansätze zu ihnen, soweit zu beleuchten, daß das Verhältnis der Naturwissenschaften zu ihnen in Grundzügen hervortritt. Bei der Welt, wie sie ist, bei der Erfahrung, stehen bleiben, will keine Wissenschaft. Jede trachtet, wie die Philosophie im Ganzen, über das Gegebene hinauszukommen, durch Zusammenfassung und Wesenserforschung. Das ist ein Grundtrieb unseres Geistes, und auch ihn könnte man als das Apriorische bezeichnen. Daß wir die Welt mit unserem Denken in Angriff nehmen und damit manche Strecke weit vorwärts kommen, dafür gibt jeder Tag neue Beispiele; die Welt ist denkbar, wenn auch bei weitem nicht zu Ende denkbar. Ebenso sind die Dinge in ihr zählbar und meßbar, obgleich wir auch damit kein Ende finden. Logik und Mathematik liefern die Vorschriften für dieses Denken, Zählen, Messen. Insofern und dadurch, daß sie sich in ihrem eigenen Denkbereiche halten, stehen sie außerhalb der übrigen Wissenschaften, ja außerhalb der Welt, was besonders hinsichtlich der Mathematik schon dadurch verdeutlicht wird, daß sie offensichtlich bloß Gedankendinge betrifft.

Die übrigen Wissenschaften müßten, wenn man sie ihren gegenseitigen Beziehungen entsprechend ausbreiten könnte, einen Aufriß der uns bereits greifbaren Teilgebiete des Weltganzen von all den Seiten her ergeben, die der Betrachtung schon zugänglich geworden sind. Leider läßt sich ein System der Wissenschaften als eine Art Weltbild nicht darlegen. Dazu hat der Gegenstand, die Welt, für uns zu viele Seiten, die Betrachtungsweisen sind zu verschiedenartig und untereinander kaum vergleichbar, die Ergebnisse, die mit ihnen erzielt wurden, reichen auch jeweils sehr ungleich weit. Außerdem haben die Wissenschaften das Bestreben, aus ihrem Gesichtswickel das Weltganze, und nicht etwa bloß ihren Teil der Welt, zu erfassen. Als Beispiel dafür mögen zwei stark voneinander verschiedene Wissenschaften dienen: Geographie und Anthropologie. Obgleich die Geographie bloß die Erde beschreiben will, muß sie, um das zu tun, ins Weltall schweifen; die ersten Blätter der Atlanten veranschaulichen das, und jede Karte zeigt Linien, deren Sinn über die Erde hinausweist. Sie muß aber auch auf alles eingehen, was es in und auf der Erde gibt, auf die Geschichte der Erde (Geologie) und auf die Lebewesen, welche die Erde bevölkern, insbesondere auf den Menschen, die Staaten, die Kulturen. So greift sie in alle Wissenschaften, in die Naturwissenschaften ebenso wie in die Geisteswissenschaften, über, und die ganze

Welt spiegelt sich in ihr. Ähnlich umfassend ist die Anthropologie. Ihr Gegenstand, der Mensch, hat die ganze Welt erobert, auch geistig, alles Wissen um die Welt ist Menschenwissen. Faßt man es so, so gibt es nichts, was nicht auch in die Anthropologie gehört. Freilich wird man nicht immer so weit gehen und, um den Gegenstand zu meistern, auch die Beschränkung suchen. Da aber bei sehr vielen Wissenschaften die Abgrenzung schwierig ist und fließend, und da sie sich im Gegenstande, wie z. B. eben auch Geographie und Anthropologie, mannigfach überdecken, sind die Versuche, die Wissenschaften einzuteilen, von einer gewissen Willkür nicht losgekommen. Auch die Zusammenfassung der Naturwissenschaften zu einer Einheit, der man die übrigen Wissenschaften am besten wohl als Geisteswissenschaften gegenüberstellen wird, ist solcher Art; denn wir werden weder der Natur grundsätzlich das Geistige, noch dem Geiste grundsätzlich das Natürliche ferne halten wollen.

Deutlicher und, da es hier vor allem um die Naturwissenschaften geht, auch angebrachter dürfte es sein, sich zunächst an die beiden großen Hauptgebiete dessen zu halten, was wir Natur nennen: an das Belebte und das Unbelebte. Die Lebewesen und das Leben selbst sind eine Erscheinung, die sich mit keiner anderen vergleichen und von keiner ableiten läßt. Sie hat das Besondere an sich, daß wir jeder sie nicht bloß von außen beobachten, sondern auch in uns selbst erfahren können. Dennoch vermögen wir weder durch diese innere Erfahrung, noch durch äußere Beobachtung sie zu erfassen. Die unbelebte Natur hingegen ist uns zwar durch unsere Sinne gegeben, aber wir müssen weit über dieses Gegegebene hinausgreifen und es auf wesentliche Bestandstücke zurückführen, um zu allgemeingültigen, notwendigen Ergebnissen zu gelangen.

Zu den Wissenschaften von der belebten Natur (allgemeine Biologie) gehört auch die Selbstdarlegung des Lebens in seinen Äußerungen. Der Schluß von diesen Äußerungen auf das ihm zugrunde Liegende, auf das Wesen, ist ebenfalls ein Hinausgreifen über die Erfahrung, also metaphysisch-transzendent. Er ist das Gegenstück zum Schlusse der Naturlehre (Physik) auf metaphysische Gründe. Nur ist er der Schluß eines lebendigen Wesens auf irgendwie zuletzt doch ihm Wesensverwandtes, während die Wissenschaften von der unbelebten Natur grundsätzlich kein in ihr sich ausdrückendes Wesen voraussetzen, wohl aber stillschweigend uns selbst als diejenigen, die forschend an das Unbelebte herantreten.

Die Selbstdarlegung des Belebten erfolgt durch seine Gestalten und durch den Gebrauch, auf den sie abgestimmt sind. Daher untersucht die Biologie, wie ein Lebewesen auf seine Umwelt anspricht, was von ihr ihm bemerkbar wird und wie es daraufhin handelt, wirksam wird. Daraus ergibt sich der Unterschied zwischen Merkwelt und Wirkwelt (Jacob Frh. v. Uexküll). Wesentlich für uns, die wir auf die Beiträge der Naturwissenschaften zu Fragen der Weltanschauung achten, ist hierbei, daß die Biologie also Welten unterscheidet und dem Begriffe Welt seinen Sinn von dem merkenden und wirkenden Lebewesen her gibt. Bei niedrigen Lebewesen ist die Merkwelt oft sehr klein, umfaßt bloß ganz wenige Merkmale; aber beim Menschen erreicht sie höchste Mannigfaltigkeit, und durch die Wissenschaften wird sie noch unerhört erweitert und planmäßig ausgebaut. Erst beim Menschen auch tritt gesteigerte Bewußtheit auf, das Vermögen, das Gemerkte, Beobachtete, mit Begriffen zu erfassen.

Zwei Arten der Selbstdarlegung des Lebendigen sind hervorzuheben: erstens unser Seelenleben, das von der Psychologie untersucht wird und das ein günstiger Sonderfall ist, indem wir nicht eine fremde Merkwelt bloß von außen aus dem Ansprechen auf Reize oder Schemen erschließen, sondern, weil es sich um die des Menschen handelt, sie auch aus eigener, innerer Erfahrung annähernd nacherfahren können, und zweitens die Geschichte der Lebewesen und insbesondere die Geschichte der Menschheit, ihrer Völker, der Staaten, der Kulturen, der Gemeinschaften und der führenden Einzelnen, als Selbstdarlegungen des Lebens, der Arten, der Völker, als etwas Biologisches, als eine Äußerung ihres Wesens. Die Bezeichnung Naturgeschichte, etwa im Sinne einer allgemeinen Biologie und im Gegensatze zur Naturlehre (Physik), erweist jetzt ihren Sinn; denn in der Tat gibt es ohne das Leben bloß einen Verlauf der Natur, der erst zur Geschichte wird, sobald er seinen Zeugen hat. In die Selbstdarlegung des Lebens in der Geschichte der Menschheit aber spielen auch bereits geistige Werte, historische Begriffe, wie Volk, Staat, Kirche, Religion, Kultur, Sprache und viele andere als das Geschehen vom Wollen und Denken her mitbestimmend, als Beweggründe der Geschichte, herein. Gerade damit nun beschäftigen sich die Geisteswissenschaften.

Vom Lebendigen her gesehen sind die Geisteswissenschaften in der Tat nur eine Unterabteilung der Wissenschaften von der belebten Natur. Aber da hier in der Reihe der Lebewesen etwas Neues, sich selbständig Auswirkendes auftritt, der Menschengeist, so ist es doch voll berechtigt, die Geisteswissenschaften als die zweite große Gruppe der Wissenschaften den Naturwissenschaften gegenüberzustellen. Dazu drängt auch ihr unerschöpflicher Reichtum an Tatsachen, die, da sie sich auf das innerste Menschenwesen beziehen, auch untereinander eine deutlich abgegrenzte Einheit bilden. Aber man muß sich klar machen, daß auch das Umgekehrte gilt: auch die Naturwissenschaften kann man als Teil der Geisteswissenschaften betrachten. Denn auch die Naturwissenschaften sind ein Teil der Selbstdarlegung des Menschengeistes, ein geistiges Verarbeiten der uns aufgegebenen Welt. Die Geschichte der Naturwissenschaften ist daher ein Teil der Geschichte der Wissenschaften überhaupt und weiterhin der Geistesgeschichte und Menschheitsgeschichte.

Auch für die Wissenschaften von der unbelebten Natur gilt es, daß sie als Wissenschaften etwas rein Geistiges sind, und es läßt sich deutlich erkennen, wie die aufs Geistige hinführenden Anlagen des Menschen sich in ihnen darlegen. Die Hauptgebiete der Naturlehre berühren sich nicht zufällig so nahe mit der Einteilung unserer Sinne: Akustik, die Lehre vom Schalle, entspricht unserem Ohre; Optik, die Lehre vom Lichte, unserem Auge. In anderem wird die Berührung allerdings etwas unbestimmter. Man kann Chemie, die Lehre von den Verbindungen der einfachen Stoffe (Elemente), noch von der Ferne her zu Geschmack und Geruch, Zunge und Nase, stellen; denn das sind die „chemischen“ Sinne, die einzigen, denen Beimischungen und Verbindungen unmittelbar wahrnehmbar werden. Der Elektrizität, dem Magnetismus entsprechen vielleicht bei anderen Lebewesen aufnehmende Organe. Wichtiger ist, daß der Wärmelehre der Temperatursinn zugehört und daß die Mechanik offenbar im Tastsinn, Bewegungssinn, und statischen Sinne wurzelt. Ihre Körper bestehen aus Stoff, der beim Zugriffe Widerstand leistet, sind in den Raum eingeordnet, bewegen sich. Das Ertastbare an ihnen ist hier entscheidend, nicht das Sichtbare, die wechselnde Farbe. Auch ist der Raum der Mechanik, und von hier aus der physikalische Raum über-

haupt, im wesentlichen der Tastraum. In ihm trifft es zu, daß ein Gegenstand nicht kleiner wird, wie weit man ihn auch entferne, daß also die Größe absolut ist oder, anders ausgedrückt, Parallelen sich nie schneiden. Hingegen im Raume des Auges z. B. wird ein Gegenstand, wenn man ihn entfernt, kleiner und verschwindet alsbald, wie die Perspektive erkennen läßt. Hier ist die Größe also nicht absolut und Parallele schneiden sich schon im Endlichen (im Fliehpunkte). Da der Raum der Physik, der Tastraum, zugleich auch der der Geometrie und ein physikalischer Einschlag in dieser ist, können die Wissenschaften von der unbelebten Natur ihre aus den Sinneswahrnehmungen vereinfachte Welt streng mathematisch und messend ausbauen. Aber dieser Ausbau ist bloß Hilfsmittel und nicht das Wesen der Sache, er dient weit mehr der Selbstzucht und Klärung als unmittelbar der Erkenntnis. Große, neue physikalische Einsichten wie Julius Robert Mayers Lehre von der Energie konnten ohne besonderen mathematischen Apparat errungen werden; zur Durcharbeitung und Bewährung bis in die Feinheiten hinein ist und war aber allerdings Messen und Rechnen immer unerläßlich.

Mayer legte die Schranken der von den Sinnen her aufgebauten Einzelgebiete der Physik nieder, indem er zeigte, wie aus Bewegung Elektrizität, Licht usw. die Wärme und aus dieser wieder die anderen Energieformen hervorgehen können. Der Schleier der Maja zerriß und das Unwandelbare in der Flucht der Erscheinungen trat auf neue Weise zutage. Neben die Unverringerbarkeit der Größe im Raume und neben die Unzerstörbarkeit des Stoffes trat die Unverlierbarkeit der Energie. Deutlich schwebt das Ziel vor, die Gegebenheiten der Sinne bloß als Anlaß zu benützen, um über sie hinweg in eine übersinnliche, von den Eindrücken der Sinne und vom Beobachter möglichst unabhängige Wirklichkeit einzudringen. Insbesondere zwei Schritte auf dieses Ziel hin hat man seither außerdem noch zu tun unternommen. Einerseits stellt sich der Stoff, die Masse, als etwas der Energie Verwandtes, diese als etwas wie er Wägbares heraus; auch kann man den Stoff als Häufung von Energie denken. Andererseits wird versucht, den bisher vom Tastsinne aus angenommenen Raum zu einem Raum-Zeit-Kontinuum zu erweitern, das so eingerichtet wird, daß Raumgrößen und Zeitgrößen darin sich ähnlich ändern und sogar verschwinden können, wie im optischen Raume die Raumgröße bei hinreichender Entfernung verschwindet. Diese über Newtons Relativitätstheorie hinausgehende auf Gaussens Schultern ruhende Einsteinsche ist zugleich ein Versuch, die Unabhängigkeit vom Beobachter, auch in der Mechanik, beim Beschreiben von Bewegungen auf die Spitze zu treiben. Wie weit sie physikalische Wirklichkeit gestaltet, wird sich erst noch zu bewähren haben (die bisherigen Ergebnisse scheinen nicht unbedingt dafür zu sprechen). Aber Relativismus ist sie nicht. Werden auch Raum und Zeit zu Funktionen des Physischen, das sich in Raum und Zeit abspielt, so bleibt doch dieses und seine Gesetzmäßigkeit unangetastet, ja es gewinnt noch an Gewicht; und die bisherigen Gesetze der Physik stellen sich sogar als bloße Sonderfälle, also noch verallgemeinerbar heraus.

Wir sehen, wie die Physik die Merkwelt des Menschen vereinfacht und — zu überwinden trachtet. Es heißt, das Große dieses aufs Unmögliche gerichteten und doch in allen seinen Schritten auf Erfahrung, Beobachtung, Versuch, Messung gegründeten und wieder zu ihr zurückführenden, an ihr sich bewährenden und zu neuen Erkenntnissen sich entzündenden Unterfangens völlig verkennen, wenn man der Physik vorwirft, daß ihre vereinfachte Welt eine verarmte, verödete sei, nicht mehr farbig, nicht mehr tönend, ein sinnloser Tanz der Moleküle, Atome,

Elektronen; Qualitäten seien dieser Wissenschaft überhaupt verschlossen, ohnmächtig stehe sie vor dem Rätsel der Sinnesempfindungen. Solche „Einwände“, so oft sie auch geäußert werden, sind tiefer Unverstand. Das Rätsel der Sinnesempfindung gehört nicht in das Gebiet der Wissenschaft von der unbelebten Natur; denn Sinnesempfindung setzt Leben voraus, ist die Antwort eines Lebenden auf einen Reiz. Auch rückt sie erst von der Wissenschaft vom Leben her in den größeren Zusammenhang des Rätsels der Merkwelten überhaupt ein. Der weitgehende Verzicht auf die Sinnesqualitäten geschah aus ganz klaren wissenschaftlichen Antrieben, und die Physik verdankt ihm ihre Erkenntnisse. Aber kein Physiker hat mit diesen Erkenntnissen die Sinnesempfindungen erklären wollen, an die er, wenn er die Vorgänge „Draußen“ untersucht, längst nicht mehr denkt, obgleich sie es waren, die ihn auf das „Draußen“ geführt haben. Diese Entgleisung war vielmehr materialistischen Philosophen vorbehalten. Die Welt des Physikers verarmt, verödet nennen, heißt, einen künstlerischen Maßstab an sie anlegen, d. h. etwas in die Wissenschaft hineintragen, das nichts mit ihr zu tun hat. Es ist, wie wenn umgekehrt der Physiker dem Maler vorwürfe, daß seine Welt eine verarmte ist, weil sie sich in der Bildfläche befindet, den Raum verzerren muß und Bewegung überhaupt nicht darstellen kann. Falsch ist es aber auch, zu meinen, daß der Physik, weil sie über die Sinne hinausgreift, Qualitäten überhaupt verschlossen seien, daß sie im Quantitativen sich erschöpfe. Vielmehr sahen wir, daß sie sich auf weite Strecken hin — bis J. R. Mayer — von den Sinnesqualitäten leiten ließ und das ihnen entsprechende, aber über sie hinausreichende Wirkliche untersuchte. Auch diese Wirklichkeiten sind Beschaffenheiten (Qualitäten), und die Sinnesqualitäten sind durchaus nicht die einzigen Beschaffenheiten, die es gibt. Es gibt auch Formen, Gestalten, Beziehungen, Verhältnisse; hier setzt das mathematische Erfassen ein, als Hilfsmittel, Qualitäten zu erfassen, Wesenheiten immer eindringlicher zu bestimmen. Die Physik untersucht aber auch Strukturen: nicht nur den Bau der Sonnensysteme im großen, oder der Kristalle, sondern ebenso den der Materie im kleinen. Das Einmalige, Besondere beschäftigt sie ebenso wie das Allgemeine. Und während die Sinne den Grundstoffen ratlos gegenüberstehen, erschließen sich der Physik die Elemente als großes, geordnetes System von Vielfachen der Atomgewichte und der ihnen entsprechenden Energien im Zusammenhange mit dem Baue der Materie. Wer aber an die in solchen Ergebnissen und Ansätzen enthaltenen Aufdeckungen von Wesenheiten, Zusammenhängen und Gesetzen die Fragen nach dem Sinne der Welteinrichtung und des Weltgeschehens heranbringt, um zu zeigen, daß alle diese Einsichten doch grundsätzlich nie an die eigentlichen, letzten Fragen heranführen können, der legt wieder der Wissenschaft von der unbelebten Natur Absichten unter, oder verpflichtet sie auf Ziele, die ihr als Wissenschaft gar nicht vorschweben können. Denn wiederum stammt aller Sinn, wo immer wir auf dergleichen stoßen, von einem Lebendigen, das ihn gibt und setzt — Physik aber ist Wissenschaft vom Unbelebten. Daher forscht sie nicht nach einem im Unbelebten sich ausdrückenden überweltlichen Lebendigen, sondern nach Wesenheiten, Zusammenhängen, Gesetzen.

Die Mittel der Begriffsbildung, die so weit führen, haben den Zweck, die Erfahrung zu klären, zu erweitern, zu vertiefen. Alles beruht auf Beobachtung und Versuch, beide werden durch Messen geprüft. Die durchdachten Versuchsanordnungen, deren man sich dabei bedient, das Fernrohr, in das Galileis Gegner, das

Mikroskop, in das Goethe und die Feinde des Bazillen-Aberglaubens zu sehen sich weigerten, die Verfeinerungen des Wägens und vieles andere Handwerkzeug des Naturforschers, kann man sehr wohl als „Hebel" und als „Schrauben" bezeichnen, mit denen der Natur schon manches Geheimnis abgerungen worden ist. Nur mit so strengen Mitteln und durch die Selbstzucht, die sie bringen, führt die innere Schau, in der sich der Naturforscher mit dem Künstler allerdings berührt, zu wissenschaftlichen, wirklich „angemessenen" Begriffen. Dabei kann der Ausbau dieser Begriffe (die Induktion) durch immer neue Beobachtungen so weit fortschreiten, daß ganze Gruppen von Erfahrungen aus den ausgebauten Begriffen dargestellt werden können (Deduktion), wo dann Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit der Begriffe für das erfaßte Naturgeschehen und (apodiktische) Gewißheit für die in diesen Gesetzen liegende Naturerkenntnis die Folge ist. Dabei macht es nichts aus, ob viele Fälle beobachtet wurden (inductio per enumerationem simplicem) oder nur einer, sondern die Klarheit und Eindringlichkeit der Beobachtung entscheidet. Um je allgemeinere Naturgesetze es sich aber handelt, desto schwerer sind auch ihre Voraussetzungen und die Grenzen ihrer Gültigkeit zu fassen. Sie werden erst greifbar, wenn der Ausbau der Begriffe wieder erhebliche Fortschritte gemacht, einige Rätsel gelöst und viel mehr neue aufgegeben hat.

Schlimmer als die Grenzen der Geltung, die den physikalischen Erkenntnissen gezogen sind, ist ihre Lückenhaftigkeit, und daß sie immer wieder gerade an den Stellen ausstehen, an denen wir das am schwersten empfinden. Kein Geringerer als Isaak Newton bekannte schließlich, bloß einige Schalen und Muscheln am Rande des Ozeans des Unergründlichen gefunden zu haben. In dieselbe Richtung weist ein Ausspruch Kants: die Beobachtungen und Berechnungen der Sternkundigen haben uns viel Bewunderungswürdiges gelehrt, aber das Wichtigste ist wohl, daß sie uns den Abgrund der Unwissenheit aufgedeckt haben, den die menschliche Vernunft sich ohne diese Kenntnisse nie so groß hätte vorstellen können. Trotz der Fortschritte, die seither die Naturlehre zu verzeichnen hat, ist dieser Abgrund heute eher noch breiter und tiefer geworden. So könnte man also fragen: wozu diese Forschung, wenn sie, je weiter sie führt, desto weniger endgültige Befriedigung spenden kann? Aber Wissen um die Grenzen und Lücken des sich stetig mehrenden Wissens ist doch immerhin etwas sehr Anderes als Unwissenheit. Trotz aller höchst nötigen Bescheidenheit im Einschätzen des Erreichten, und trotz aller Sehnsucht angesichts der dem Erkennen entgegenwachsenden Unerschöpflichkeiten des Gegenstandes sind wir im Besitze der Wissenschaft eben doch ungeahnt bereichert.

Wie stark der von uns unabhängige, im Forschungsgegenstande, dem Unbelebten selbst, liegende Einschlag der physikalischen Erkenntnisse ist, geht daraus hervor, daß sie sich immer wieder in neuen Erfahrungen bestätigen. Sie stimmen nicht bloß gedanklich zueinander, sondern auch zum Verlaufe der Natur, in dem das eintritt, was sie vorauszusagen gestatten. Weit führt das ja nicht, aber eine gewisse, und vor allem theoretische Befriedigung darüber ist doch wohl berechtigt. Allerdings setzt hier mit dem Erfolge die Gefahr ein. Der Erfolg liegt darin, daß man nun aus wissenschaftlicher Einsicht Bedingungen setzen und Wirkungen herbeiführen, die Natur „beherrschen" kann; der großen Erweiterung unserer Merkwelt, die die Naturlehre gebracht hat, schließt sich jetzt eine zwar nicht ebensoweit reichende, aber doch beträchtliche Erweiterung unserer Wirkwelt in

Gestalt technischer Nutzanwendungen an. Entsprechendes findet sich zwar auch bei den übrigen Wissenschaften, aber nirgends wieder in solchem, die Umgebung des Menschen mitbestimmenden Umfange. Das Werkzeug tritt, zur Maschine gesteigert, dem Menschen als scheinbar selbständiges Wesen gegenüber. Die Gefahr ist deutlich. Sie liegt im Überschätzen und Verkennen dieser Erfolge und vor allem in falschen Analogieschlüssen. Läßt sich die vom Menschen zweckdienlich gemachte, aber allerdings nicht zielstrebige Maschine nicht etwa doch noch weiter verfeinern und steigern, so daß sie noch selbständiger, den Lebewesen noch ähnlicher oder gar lebendig wird? Und sollte man nicht umgekehrt das Belebte auf das Leblose zurückführen können? Dann gäbe es nur eine Wissenschaft, die Naturlehre; die Naturgeschichte und auch die Geschichte der Menschheit mit all ihren Unerklärlichkeiten könnte dann vielleicht auf die klaren Gesetze der Naturlehre gebracht, der Bau des Lebens aus Baustufen der unbelebten Materie abgeleitet werden.

Aber gerade die zwei Wissenschaften, die zunächst für solche Ableitungen in Betracht kämen, nämlich die organische Chemie und die Physiologie, beide im Physischen wurzelnd, zeigen, wie wenig von hier aus für das Belebte zu gewinnen ist. Die organische Chemie behandelt die vom Lebenden abgesonderten Reste und Schlacken oder Stoffe, die diesen Resten und Schlacken ähneln; Einiges davon kann sie sogar herstellen. Aber man sieht, daß sie bloß das Abgestorbene erfaßt, nicht das Leben. Das Leben erzeugt diese Stoffe, aber es wird nicht deutlich, daß es aus ihnen hervorgehen könnte. Wichtig ist immerhin, daß es sich hier um die verwickeltsten bisher bekannten Stoffe handelt und daß sie auch chemisch eine einheitliche Gruppe bilden. Das Physisch-Leibliche an den Lebewesen hebt sich dadurch von allem anderen Physischen als etwas Gesteigertes ab. Das Steigernde werden wir geneigt sein, im Leben selbst, in dessen Eigengesetzlichkeit und Zielstrebigkeit zu suchen; wir werden es uns nicht als Stoff, sondern eher als am Stoffe angreifende Kraft denken. Man könnte hoffen, daß daran die Physiologie näher heranzuführen vermöchte, denn sie beobachtet das physische Geschehen im Lebendigen, während es lebt. Leider beschränkt sie sich darauf, zu beschreiben, Zusammenhänge klarzustellen; aber eigentlich erklären kann sie nicht. Sie steht vor lauter Vorgängen, die zwar oft physikalisch verfolgbar, die aber auf diese Weise nicht zu erschöpfen sind. Das gilt von der Zweckmäßigkeit, aber auch von der Weisheit der Organe. Überall ragt das Seelische herein, zu dem vom Physischen kein Weg hinüberführt; der Reiz bleibt etwas wesentlich anderes wie die Empfindung, der Anblick der Speise etwas wesentlich anderes wie die Absonderung der Magensäfte, — so wichtig es auch ist, daß wir eins ans andere gekettet wissen.

Alle Versuche, die Grenzen zwischen Belebtem und Unbelebtem zu verwischen und zu überschreiten, haben sich noch als verfehlt erwiesen. Die Tatsachen des Lebens stehen ihnen entgegen und nötigen die Wissenschaften vom Leben zu großer Selbständigkeit. Wohl ist die belebte Materie gleichsam nur eine Randerscheinung der unbelebten, nicht die Welt füllend, ja vielleicht nur auf einzelnen Weltkörpern vorhanden, und wohl gelten die Gesetze der Physik auch für die Lebewesen; aber das Lebendige in seiner Eigenart wird dadurch nicht erfaßt. Die Hoffnung des Materialismus, das Leben aus Unbelebtem abzuleiten, beruht auf grundsätzlichem Verkennen. Es gibt keine Übergänge vom Unbelebten zum Belebten. Dem seinem äußeren Anblicke nach entfernt an die Pflanze erinnernden

Kristall fehlt alles, was das Leben kennzeichnet, ebenso der sich bewegenden, von oberflächlichen Enthusiasten so oft dem Tiere verglichenen Maschine, deren Geist der Geist ihres Schöpfers ist und die diesen, also Leben, voraussetzt. Der Kristall kann in kleinere zerspalten, aber er kann sich nicht fortpflanzen; sein Wachsen ist bloß ein Anfügen von Gleichem, kein Verarbeiten, Eingliedern und Abstoßen von Fremdem; er hat keine vom Ganzen abhängenden und wieder auf es hinarbeitenden, selbstbewegten, zweckbestimmten Teile. Man nehme einer Maschine ein Rad, eine Stange — und sie kann es nicht ersetzen; oder man hälfte sie — und nie werden daraus von selbst zwei neue ganze. Aber das Lebendige kann das alles und verrät damit, daß in ihm etwas vom Unbelebten völlig Verschiedenes waltet.

Was ist nun das Unterscheidende? Die Seele? Aber gibt es sie? Man sträubte sich dagegen, daß Glaube und Überzeugtheit verlangt und nicht Tatsachen, Beobachtungen, vorgeführt wurden, ferner dagegen, daß der unter Glaubenszwang gestellte Begriff Bestimmungen enthielt, die nicht nur über das Tatsächliche und Beobachtbare hinausgehen, sondern die auch ersichtlich zu wenig Fühlung damit haben; so kam endlich sogar eine Abneigung zustande, die seelischen Tatsachen und die Ergebnisse der Selbstbeobachtung überhaupt noch zu ihrem Rechte kommen zu lassen; es wurde immer schwerer, sich Unbefangenheit zu bewahren.

Auch die Wissenschaften verraten eine gewisse Befangenheit in dieser Frage durch ihre Abneigung, sich in Betrachtungen über etwas einzulassen, das so vielen Mißverständnissen ausgesetzt ist. Doch war die Zurückhaltung sehr nützlich, ja zunächst nötig. Man kann in den einschlägigen Einzelwissenschaften in der Tat auf lange Strecken ohne die Seele auskommen und den Gegenstand damit mehr fördern als durch verfrühte Annahmen. Selbst die wissenschaftliche Seelenkunde (Psychologie) hat viele, namhafte Vertreter zu verzeichnen, die „Seelenkunde ohne Seele" betrieben und sich auf die Untersuchung der seelischen Erscheinungen, des Psychischen, beschränkten, also auf die Empfindungen, das Erinnern, die Vorstellungen, Gefühle, Begehrungen usw., ohne an die Frage nach dem all das untereinander Verbindenden, es Erleidenden und Betätigenden, heranzutreten. Dasselbe gilt für die Physiologie, die zwar immer wieder auf das Seelische stößt und es sogar gelegentlich zu lokalisieren versucht, deren fester Grund aber das von außen Beobachtbare und Meßbare der leiblichen Vorgänge ist. Ebenso vermeiden Biologen (z. B. J. v. Uexküll) die Tierpsychologie, indem sie betonen, daß Schlüsse von der Menschenseele auf die Tiere äußerst unsicher und, um je entferntere Arten es sich dabei handelt, um so unwahrscheinlicher sind. Man beschränkt sich darauf, Verhaltungsweisen zu beobachten und aus ihnen „Merkmale" und Merkmalreihen oder Merkmalgruppen (zeitliche und räumliche „Schemata") festzustellen, um möglichst voraussetzungslos in den Bau uns unbekannter Merkwelten einzudringen. Aber das bedeutet doch nicht, daß der Seelenbegriff in seiner Erstreckung auf alles Lebendige hier als solcher abgelehnt würde; was man mit Recht vermeidet, ist nur, ihn voreilig mit vom Menschen hergenommenen Inhalten zu füllen.

Trotzdem ist dieser Zustand, der für Einzelgebiete fast Notwendigkeit ist, für das Ganze nicht haltbar. Die seelischen Erscheinungen sind das Einzige, das wir unmittelbar besitzen, und ohne sie besäßen wir nichts; es gäbe keine Welt und keine Wissenschaften. Empfindungen, Gefühle, Begehrungen, Vorstellungen usw. kollern auch nicht als klebrige Dominosteine, deren einer den anderen in einem mechanischen Spiele unter äußerem Anstoße nach sich zieht, überdeckt, ver-

drängt, durcheinander, sondern in ihnen regt sich ein Merken, Erinnern, Wählen, Wollen, und die Selbstbeobachtung, auf die hier alles zurückgeht, kann in diesen Regungen nicht bloß selbsttätiges Zugreifen und Fallenlassen, Weiterführen und Gestalten unterscheiden, sondern sie kann auch feststellen, daß all das ebenfalls noch seelisch ist und nicht physisch oder physiologisch, der Empfindung gleichartig und nicht dem Reize, dem Hunger und nicht dem Magensafte. Man kann sich nicht auf die Dauer darum drücken, daß es das gibt, worauf man überall stößt. Die Seele und das Seelische sind grundlegende Erscheinungen des Lebens, also müssen sich die Wissenschaften vom Leben mit ihnen auseinandersetzen, nicht erst aus weltanschaulichen, sondern schon aus rein wissenschaftlichen Gründen. Freilich ist äußerste Vorsicht geboten. Wir dürfen Begriffe und Worte nicht ungeprüft hinnehmen, und einige Blicke auf ihre Geschichte werden nicht überflüssig sein.

Es ist ein alter, unter den Völkern weit verbreiteter und im Volke noch keineswegs erstorbener Glaube, daß im Leibe des Menschen ein Tierlein wirkt, eine Maus, eine Schlange, eine Biene, ein Vogel, eine Spinne u. dgl., oder daß sich im Auge das verkleinerte Urbild des Menschen findet, der Puruscha der Inder, die Kore oder Pupille der Griechen und Römer. Das Tierlein kann den Schlafenden durch eine der Leibesöffnungen verlassen, und was es dann auf seinem Laufe sieht, das ist der Traum, wie dies z. B. die Sage von König Guntram voraussetzt. Im Tode scheidet das Tierlein, die Seele, endgültig vom Leibe. Es lag nahe, auch die Tiere mit solch einem Tierlein als Seele auszustatten, und der Glaube an die Wanderung der Seele durch verschiedene Tierformen hat hier eine seiner Wurzeln. Versetzen wir uns in das Denken von Jägervölkern, so können wir auch begreifen, daß man meinte, die Tiere oder ihr Wesenskern gelangen durch ihren Tod als Speise in den Samen des Mannes und den Leib der Frau zu neuer Geburt. So bemächtigen sich theologische Systeme des volkstümlichen Gedankens. Aber auch die Philosophie langt nach ihm und münzt ihn in ihrem Sinne um. Herakleitos verglich die Seele als Sonne der kleinen Welt (d. h. des Mikrokosmos) mit einer Spinne in ihrem Netze (man vergleiche den Namen „Sonnengeflecht"). Die nach außen strahlenden Fäden des Netzes bilden in diesem Gleichnisse die Gänge oder Wege (wir würden sagen: Nervenbahnen) nach, durch die die Dinge (Eindrücke, Reize) in das Innere gelangen. Auch an Querverbindungen zu denken, wird uns durch das Netz nahegelegt und wir beachten natürlich auch, daß es ein Erzeugnis der Spinne ist. Die Spinne in der Mitte kann nun dem Reize, ihrer Beute, auf die sie durch die Erschütterung des Fadens aufmerksam wird, entgegeneilen oder davor zurückzucken. Sie läuft nicht mehr hinaus, sich ihr Erlebnis zu suchen, wie Guntrams Maus, sondern bleibt im Innern, und ihre Tierform ist bloß mehr Sinnbild des aufgeschlossenen Wartens, des Ergreifens, Fliehens, der Selbsttätigkeit. Ein tiefer führendes Gleichnis für das Wesen der Seele ist in den viertelhundert Jahrhunderten seither noch nicht gefunden worden und es behält seinen hohen Anschauungswert, wenn wir auch das „Netz", die Nervenbahnen und den Leib, uns schließlich doch nicht als Erzeugnis der Seele („Spinne") denken werden (s. u.). Der Mann oder das Mädchen (Spiegelbild) im Auge ist Heraklits Gleichnisse gegenüber eine recht ausdruckslose Wiederholung dessen, was zu erklären ist. Und noch lebensferner sind die theologischen Vorstellungen von einer präexistenten und postexistenten, d. h. einer schon vor dem Leben und auch noch nach dem Tode vorhandenen, also vorherbestehenden und fortbestehenden immateriellen Substanz, die schließlich doch nur den Leib verfeinert nachbildet und unse-

rem Geist das Geheimnis, wie sie im materiellen Leibe wirken oder von ihm Einwirkungen empfangen soll, nicht näher bringt.

Wir können am Lebendigen kein Hinzutreten oder Weggehen von etwas es Belebenden beobachten, sondern nur ein dauerndes, stetiges sich Fortsetzen durch Wachstum, Spaltung, Zeugung, und daneben ein Aufhören durch Vernichtung oder Ermatten, Altern. Daher kann die Naturwissenschaft nicht mit einer Seele rechnen, die hinzutritt, weggeht und unabhängig von dem Lebewesen, zu dem sie doch eigentlich gehört, bestehen oder sogar, wie es die Seelenwanderung annimmt, zu verschiedenen Lebewesen gehören kann. Ebensowenig kann sie annehmen, daß die Seele bloß bestimmten Lebewesen zukomme oder daß es in Hinblick auf sie Wesensunterschiede gebe, denen nicht auch Wesensunterschiede an den Lebewesen selbst entsprächen. Dahin wäre z. B. zu zählen, daß bloß der Mensch eine Seele habe, oder daß bloß die Seele des Menschen unsterblich sei: Denn wenn auch der Abstand des Menschen vom Tiere ein sehr erheblicher ist, so ist er doch kein unendlicher wie der zwischen sterblich und unsterblich, seelenlos und beseelt. Man kann geltend machen, daß erst der Mensch Selbstbewußtsein besitzt, und daß das nicht bloß eine Steigerung von früher schon Vorhandenem, sondern etwas seiner Beschaffenheit nach Neues ist. Aber wo wäre das beim Lebendigen anders? Jede Steigerung setzt bei ihm zugleich etwas Neues, auch der Beschaffenheit nach, ja es gehört das zu den Eigentümlichkeiten des Belebten. Zudem ist der Sprung von den Ansätzen des Selbstbewußtseins bei den höheren Tieren zum ausgeprägten Selbstbewußtsein des Menschen kein so übergroßer. Etwas organisch Neues entspricht ihm nicht, einen Unterschied, der in die Seele als Grundstoff oder Grundkraft hinabreicht, kann diese Bewußtwerdung nicht setzen, und schon gar nicht einen so tiefen wie den zwischen ja und nein, zeitlich und ewig. Auch fehlt es nicht an Einschnitten die noch tiefer reichen als der durch die Bewußtwerdung gesetzte, und doch wird man sich mit Recht hüten, zu weitgehende Folgerungen aus ihnen herzuleiten, sondern man wird nur so weit gehen, als es die Art des organischen Unterschiedes nahelegt. Ein solcher Fall ist das Auftreten des Nervensystems. Erst der Nerv ermöglicht Reizbahnen und Empfindungen. Ohne ihn besteht bloß Reizbarkeit und, wenn wir etwas zuordnen wollen, wofür das Wort sich leichter findet als die Vorstellung: Empfindlichkeit. Und trotzdem werden wir auch da nicht plötzlich auf Seelisches und Seele verzichten, wofern wir diese Begriffe nur überhaupt in naturwissenschaftlichem Sinne verwenden können.

Wie ein naturwissenschaftlich begründeter Begriff der Seele beschaffen sein könnte, tritt aus den bisherigen Forderungen bereits in Umrissen hervor. Danach ist die Seele nicht ein vornehmer Gast oder ein Verbrecher, der nur vorübergehend und zu seiner Besserung sich in dem ihm fremden Kerker des Leibes aufhält, sondern Leib und Seele müssen genau zusammengehören, so daß eins ohne das andere nicht bestehen kann und daß sie einander, ineinandergreifend, entsprechen und ergänzen. Darin liegt auch, daß die Seele nicht den Leib abbildend zu wiederholen, der Leib nicht bloß die Seele auszudrücken hat. Sondern die Seele ist ebenso die tatsächliche, individuelle Einheit des psychischen Lebens und Erlebens, das in den psychischen Erscheinungen wirkt, wie der Leib die tatsächliche, individuelle Einheit des physischen Lebens und Erlebens ist, das in den physischen (physiologischen) Erscheinungen wirkt. Es folgt weiter, daß wir nicht bloß leibliche, sondern auch seelische Lebenseinheiten und nicht bloß einen Ausbau

und Aufbau des Leibes aus sich stets erneuernden Zellen, sondern auch einen Ausbau und Aufbau der Seele aus entsprechenden, sich erneuernden bewußten, unterbewußten und unbewußten hypothetischen, aber nicht nur hypothetischen Einheiten ansetzen müssen; denn die Reizbarkeit der lebendigen Zelle ist Tatsache und das Unterbewußte und Unbewußte sind ebenfalls nicht bloße Konstruktion. Auch Nebenbewußtes, das in das Hauptbewußtsein gelegentlich einstrahlen kann, ist schwerlich zu umgehen. Wie der Leib als Zellenstaat ein einheitlicher Organismus ist, so ist auch die Seele als ein solchen hypothetischen seelischen Einheiten und Komplexen übergeordnetes Gebilde etwas Einheitliches; unüberbrückbare Schranken von Welt zu Welt bestehen nur zwischen getrennten Seelen, die auch getrennten Leibern zugehören. Die Seele ist nicht im selben Sinne erfahrbar wie der Leib, den wir am Andern unmittelbar und an uns vollständig wenigstens durch Spiegel sehen können, sondern die fremde Seele ist überhaupt nur aus Äußerungen und die eigne bloß in ihrer Wirksamkeit durch Selbstbeobachtung faßbar. Aber trotzdem ist sie nicht Konstruktion, denn die seelischen Tatsachen sind das einzige uns unmittelbar Gegebene, und auch von unserem Leibe wüßten wir nichts ohne sie.

Die hier dargelegte Ansicht unterscheidet sich stark von Schillers Satze, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut, aber noch stärker von der materialistischen These, daß die Seele sich aus dem Leibe und dieser sich aus dem Unbelebten erkläre. Schüfe sich die Seele erst den Leib, dann könnte sie auch ohne ihn sein. Was die Seele „schafft", d. h. auferbaut, ist aber nicht der Leib sondern die Welt, die Welt als Vorstellung — freilich schafft sie es aus den Empfindungen nur dem entsprechend, was der auf diese Weise ebenfalls erst vorgestellte Leib durch Reize aus der metaphysischen Außenwelt vermittelt. Die Seele schafft also weder den Leib — wie könnte sie das auch, wo doch vom Psychischen zum Außenweltlichen, Metaphysischen keine Brücke führt —, noch schwitzt der Leib die Seele aus — wie könnte er das auch, wo doch vom Physiologischen zum Seelischen, z. B. vom Reize zu den Empfindungen keine Brücke führt —, sondern Leibliches und Seelisches sind einander auf lange Strecken verfolgbar zugeordnete und doch voneinander grundverschiedene Regungen desselben in ihnen sich regenden Lebewesens. Nennt man den Leib die Äußerung, dann kann man die Seele die Innerung dieses Lebewesens nennen. Es ist nicht die Seele, die im Leibe wirkt und ihn überphysisch macht, und es ist auch nicht der Leib, der der Seele anhaftet und sie ans Physische bindet, sondern beide sind einander beigeordnet und, sofern sie dasselbe „hinter" ihnen eigengesetzlich Wirkende, Metaphysische darlegen, sogar ineinander verschränkt, was sich das eine Mal so darstellen kann, als beeinflusse der Leib die Seele, und das andere Mal so, als wirke die Seele auf den Leib. Und es ist auch nicht Zufall, daß J. v. Uexküll den Wiederaufbau des Leibes durch das Wachstum aus der befruchteten Keimzelle am besten durch ein dem Seelenleben entnommenes Gleichnis verdeutlichen kann: durch das Wiederholen einer Melodie aus dem Gedächtnisse. In Wirklichkeit besteht offenbar eine tiefe innere Entsprechung zwischen Vererbung und Gedächtnis. Es dürfte schwer sein, sie unmittelbarer zu fassen als durch die Beziehung auf das sich nach beiden Seiten hin eigengesetzlich auswirkende Leben. So nötigt uns auch das Lebendige, über die Erscheinungen des Lebens hinaus ins Metaphysische zu greifen. Am ausdrücklichsten tut das die Vererbungslehre mit ihren Begriffen Anlage und Erbeinheit (Gen). Dabei muß man nicht nur leibliche sondern auch seelische Anlagen annehmen, den Begriff der Anlage mithin auf beide Regungen des eigengesetzlichen Lebewesens erstrecken. Das spricht für gemeinsame Verwurzelung von Leib

und Seele im metaphysischen Wesen. Und daß die seelischen Anlagen nach denselben Gesetzen vererben wie die leiblichen, spricht nicht dagegen. Schlüsse vom Leibe auf die Seele, gemäß den beobachteten mannigfachen Entsprechungen beider, die man als psychophysischen (genauer: psychophysiologischen) Parallelismus zusammenfaßt, werden deshalb stets wieder die Forschung leiten. Führt doch nichts sonst auf die fremde Seele hin als ihre Äußerungen im Leiblichen und in Leiblich-Geistigem, wie z. B. in der Sprache. Materialismus darf man in solchen Schlüssen nicht wittern. Denn der Leib ist eben nicht bloß physikalisch-naturgesetzliche Materie, sondern (ebenso wie die ihm entsprechende Seele) Auswirkung eines eigengesetzlichen Überphysischen. Vererbungslehre und Rassenkunde, physische Anthropologie und Physiognomik — sie alle setzen das stillschweigend voraus und erforschen das Leibliche als Ausdruck eines sich in ihm bloß andeutenden, nicht erschöpfenden Wesens.

Wie man sich nun aber das Metaphysisch-Eigengesetzliche des Lebens und seine Darlegung in die zwei Erscheinungsreihen des Leiblich-Physiologischen und des Seelisch-Weltgestaltenden vorstellen soll, muß offen bleiben. Aber in beiden Reihen tritt das Schöpferische des Lebens zutage, allerdings in der leiblichen bloß durch den Aufbau des Leibes und seine Einfügung in die Wirkwelt. Bei den verwickelten Lebensformen übernimmt jedoch alsbald die andere Reihe, das Seelische, die Führung. Nichts kann das so verdeutlichen wie das Verhältnis zwischen Reizbarkeit und Empfindlichkeit, Reiz und Empfindung. Schon der Reiz ist nicht etwas bloß durch den Leib Hindurchgehendes, sondern etwas, worauf bereits vom Leibe überphysische Antworten erteilt werden. So kann der Verlust einer Leibeshälfte der Reiz sein, sie wieder durch die andere zu ergänzen, und es gilt ganz allgemein, daß der Reiz einen Verbrauch und das Wiederherstellen des Verbrauchten bedeutet. Das setzt sich ins Seelische hinein fort. Längere Reizung einer Netzhautstelle mit „rotem“ Licht hat den Verbrauch der Rotgrün-Substanz zur Folge, das Rot ergraut, und wenn der Reiz endlich aufhört, entspricht dem Wiederherstellen des Verlustes das grüne Nachbild (Hering). Aber wie selbständig verhält sich die Seele zu dem ihr aus der metaphysischen Welt zuströmenden Stoffe, den sie als Empfindung entfaltet! Sie kann ihn aufnehmen oder fallen lassen, indem sie auf ihn achtet oder unaufmerksam bleibt. Ferner, und das ist noch wichtiger, sie kann ihn aus dem Gedächtnisse als Vorstellung wiederholen. Auch hier treffen wir nicht auf bloßes Erleiden, sondern auf etwas Selbsttätiges. Dazu gehört auch die Nutzanwendung aus dem Gemerkten, das Wiederherstellen des seelischen Gleichgewichtes mit schöpferischem Ergebnisse. Aus der Wahrnehmung folgt ein Urteil, ein Entschluß, eine Handlung. Während in der metaphysischen Außenwelt, aus der der Reiz stammt, Ursache und Wirkung herrschen, gilt für die Seele, aber nicht ausschließlich alles Seelische bestimmend, der Beweggrund und seine Folge. Auch das Seelische hat seine Ausmündung in die Merkwelt, wie es seine Anregung von der Außenwelt die sich ihm als Merkwelt darstellt, empfängt. Die eigentlich schöpferische Betätigung des Seelischen tritt aber in dem Auferbauen dieser Merkwelt zutage. Einzig und allein das Seelische ist uns unmittelbar gegeben. Und ein wichtiger Teil davon, die Empfindungen, sind der Rohstoff für jenes Auferbauen. Die Merkwelt ist erfüllt mit physischen Tatsachen, mit Körpern und deren Bewegungen. Aber das ist nichts anderes als auf Sinneseindrücken beruhende Vorstellung, die im Gegensatze zum Traum und der Halluzination ein Physisches erst dadurch ist, daß in ihr Außenweltgesetzliches, vom Beobachter Unabhängiges, sich kund-

tut. Hier setzt die Wissenschaft vom Unbelebten ein und baut die Merkwelt, die Sinne fortsetzend und überwindend, aus.

Der Gegensatz: Physisch-Psychisch (Seelisch) ist also kein voller Gegensatz. Auch das Physische ist für uns zunächst ein Psychisches, nur ein besonderes, nämlich ein solches mit metaphysisch-physikalischem Knochengerüst, das es durch seine gesetzmäßige Verknüpfung bewährt; denn es zwingt zum Ausbaue der Außenwelt (Merkwelt). Ist aber dieser Ausbau vollzogen, dann ist diese Welt ein Großes, der Seele eben wegen der darin herrschenden Unabhängigkeit von ihr Fremdes, das sie da auferbaut und sich gegenübergestellt hat. Nur an einer ganz kleinen Stelle berührt es sich mit ihrem Wesenskerne, nämlich dort, wo auch der ihr zugehörige Leib in diese merkweltlich-außenweltlichen Zusammenhänge eingeordnet ist. Der Gegensatz: Leiblich (physisch-physiologisch) = Seelisch (Psychisch) hingegen ist ganz anders geartet. Er bezieht sich auf ein zugrundeliegendes gemeinsames Wesen, das sich nach beiden Seiten hin regt, und das Seelische ragt über das Leibliche nicht seinem Bestande nach sondern dadurch hinaus, daß dieser Bestand zum Teile auch ein solcher von weltumfassenden Inhalten ist.

Der Versuch, den weltanschaulichen Kern der Naturwissenschaften herauszuheben, kann nur von der reichhaltigen Menschenseele und ihrer Steigerung zu dem sich seiner selbst bewußt gewordenen Menschengeiste ausgehen. Hier kreuzen sich die Linien, die von der kleinen Welt in die große, die Welt als Vorstellung, hinausführen und von der großen, der metaphysischen Außenwelt, in die kleine hereinleiten; hier wird auch der Unterschied zwischem Belebtem und Unbelebtem und ihre Beziehung aufeinander in reichster Entfaltung deutlich. Aber unbeschadet dieser Ausblicke bleibt das in Leib und Seele aufspaltende Leben stoffgebunden, wie der beharrende, farbige Regenbogen an die fallenden farblosen Tropfen gebunden ist. Es bleibt auch in seinen einzelnen Vertretern sterblich, obgleich es aus einer unbestimmten, weit zurückliegenden Ferne kommt und in eine ebensolche Ferne ohne Begrenzung weiterstrebt. (Fortsetzung folgt.)

Friesische Stammesart.

Von Dr. Rudolf Muuß, Tating.

Mit 8 Abbildungen.

Es ist vielleicht ein wenig vermessen, über die Stammesart der Friesen zu schreiben. Denn es gibt heute nur wenig Menschen, welche alle drei, räumlich so weit getrennten Friesenstämme gut kennen; über die friesischen Schädel oder über die vielen friesischen Mundarten gibt es mannigfaches Schrifttum. Aber über das friesische Haus — gerechnet von Stavoren bis Sylt — gibt es noch nichts Zureichendes; zur friesischen Volkskunde gibt es einige Arbeiten. Über den friesischen Menschen findet man nur hin und wieder etwas gesagt.

Trotzdem wird man feststellen dürfen, daß der Friese und seine Wesensart auch heute in Mitteleuropa ziemlich bekannt sind. Der schweigsame, zuverlässige Mensch der Nordseemarschen und Nordseeinseln hat überall seinen Platz ausgefüllt, gleichviel ob er im 18. Jahrhundert die Hamburger und Amsterdamer Wal-

fischfahrer befehligte, oder ob er durch Beruf, Amt oder Heirat aus seiner Heimat hinausgeführt wurde oder daheim blieb. Der Friese ist ein Mensch vom „Lei-



Frauen aus Ostfriesland. Kreidezeichnung von Heinrich Meckel.

stungstypus" — mit H. Clauß zu reden —. Und das gilt vom Ostfriesen so gut wie vom Nordfriesen oder dem Westfriesen in der niederländischen Provinz Friesland.

So ähnlich die Landschaft bei den drei friesischen Stämmen ist, so verwandt mancherlei kulturelle Erscheinungen sind, so verschieden ist die Geschichte

der drei Stämme gewesen. Heute wohnen die **Westfriesen** in den Niederlanden (250—300 000 Menschen mit ziemlich einheitlicher Sprache, zumal dieser Stammesteil seit 300 Jahren eine nennenswerte Literatur hat). Die **Ostfriesen** sind ihnen an Zahl annähernd gleich; sie sprechen — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — alle plattdeutsch und gehören politisch seit fast 200 Jahren zu Preußen. Die **Nordfriesen** sind seit dem Mittelalter von jenen kulturell und wirtschaftlich abgetrennt gewesen. Ein Drittel von etwa 50 000 Blutfriesen spricht heute noch eine der 7—8 verschiedenen nordfriesischen Mundarten. Die alten friesischen Bauernharden haben 1435 ihre Selbständigkeit aufgegeben und teils zum Herzogtum Holstein, teils zu Schleswig-Gottorp gehört, seit 1721 war Nordfriesland wie das Herzogtum Schleswig in Personalunion mit dem dänischen Königreich verbunden; seit 1866 gehört es zur preußischen Provinz Schleswig-Holstein.

Abgesehen von einigen Wissenschaftlern, insbesondere von Sprachforschern, beschäftigte sich früher niemand besonders mit den abgelegen wohnenden Friesen. Auch die Entstehung zahlreicher Badeorte in den friesischen Siedlungsgebieten brachte keine unmittelbaren Beziehungen zwischen den drei friesischen Stämmen. Erst die wissenschaftlichen Friesenkongresse in Jever (1925) und Ljouwert (Leeuwarden, 1927) haben da Wandel geschaffen; der kommende Friesenkongreß (Husum 1930) wird weiter dazu beitragen, daß die friesischen „Köpfe" sich näher kennenlernen. Eben diese Kongresse, sowie die gleichfalls wissenschaftlichen Zwekken dienenden Ferienkurse in Ljouwert haben die Friesen selbst erkennen lassen, daß Aussehen und Art, Wohnkultur und manches mehr sehr ähnlich ist; daß die Macht des Blutes stark ist. Diese Erkenntnis kam — gefühlsmäßig — wohl zuerst auf dem II. Friesenkongreß (1927) zum Ausdrucke.

Mannigfache Verschiedenheiten sind daneben vorhanden; ebenso wie die Friesen und die ihnen benachbarten und verwandten **Niedersachsen** sich ähneln und doch wieder verschieden sind.

Mit diesen Einschränkungen sei der Versuch gemacht, die Stammesart des Friesen, insbesondere des Nordfriesen zu schildern.

Wenn das Gespräch irgendwo auf Friesenland kommt, so werden in der Regel zwei Sprichworte als für sie kennzeichnend genannt werden: das Wort der Freiheit

„Lewer duad ús Slaw"

und das Wort der Weite:

„Rúm Hart, klar Kimming!

Beide sind im Lauf der Jahre fast zu geflügelten Worten geworden, die auch weit außerhalb des friesischen Stammesbodens bekannt sind und gebraucht werden.

Ich möchte zwei weniger bekannte Kennzeichnungen hinzufügen:

Audax, incipiens est Frisia, casta, rebellis.
Sunt Frisones fortes et sunt ad bella leones.

Der berühmte Amrumer Friesenführer Knut Jungbohn Clement schrieb vor etwa achtzig Jahren:

„Des Friesen Charakter ist steif, widersätzig, starkgläubig, aber nicht leichtgläubig, ehrlich und treu, gesetzt und gefestet, dreist und unternehmend; sein Urteil scharf, sein Gemüt tief; blinde Folgsamkeit ist ihm zuwider."

Jedes dieser vier Worte spiegelt ein Stück friesischer Wesensart. Das friesische Blut muß sich einst zu großer Gleichmäßigkeit entwickelt haben. Dazu

kommt die Gleichartigkeit der Landschaft — im weitesten Sinne des Wortes: — die drei friesischen Stämme waren und sind Kinder der Marsch und des Meeres, Menschen der Einsamkeit und des Nebels. Trotz und Freiheit sind die großen, vielleicht gefährlichen Worte, die über ihrer — äußerlich völlig verschiedenen — Geschichte stehen.

In Nordfriesland wohnt der kleinste der drei Friesenstämme. Vielleicht war hier vor zweitausend und mehr Jahren die Urheimat aller Friesen, bis Sturmfluten sie verjagten [1]). Einen Teil trieb das Schicksal in südliches Land. Zuerst der Schrecken des römischen Reiches, wurden sie zuletzt von Marius bei Aquae Sextiae vernichtet. Ein zweiter Stammesteil wanderte bis zur Rheinmündung und fand neue Wohnstätten in ähnlicher Landschaft zwischen Rhein und Ems oder Weser. Einige wenige blieben auf den hohen Geestinseln hier; es scheint, daß Sylt, Föhr und Amrum von Urfriesen besiedelt sind, welche sich sprachlich und z. T. auch äußerlich von den Festlandsfriesen unterscheiden. Von diesen nimmt man an, daß sie von südfriesischen Rückwanderern abstammen, welche etwa im VI.—VIII. Jahrhundert von der Ljouwer oder Ems her wieder über die deutsche Bucht zurückgefahren sind, und das Gebiet zwischen Eider und Wiedau, vielleicht noch weiter nach Norden hin, besiedelt haben. Das Gebiet westlich der heutigen Geest Schleswigs muß also damals ziemlich menschenleer gewesen sein.

Wie weit das Festland, richtiger das Mündungsgebiet der großen schleswigschen Flüsse (Eider, Treene, Milde, Arlau, Soholmer Au, Wiedau) damals nach Westen reichte, kann heute noch keiner sagen. Sicher ist, daß westlich von Amrum und Sylt Siedelungsspuren alter Zeit gefunden wurden, und daß fast überall im Halligenmeer Reste mittelalterlicher Kultur liegen. Während der Steinzeit mag die Küste etwa dort verlaufen sein, wo heute die 5-m-Tiefenlinie verläuft (vgl. die Steinzeitfunde beim Baue der Husumer Schleuse in über 5 m Tiefe). Seit 5000 v. Chr. (Beginn der Litorinazeit) ist unsere ganze Westküste, — wahrscheinlich weit größere Gebiete nach Osten und Süden zu — in langsamer geologischer Senkung begriffen; sie beträgt etwa 20—30 cm im Jahrhundert, — für die niedrig liegenden Marschen eine Besorgnis erregende Tatsache! Nichtbedeichtes Land freilich (Halligen, Vorland) wächst infolge von Überschlickung bei Sturmfluten stets um annähernd den Betrag der Landsenkung. Wer die Abbruchkante einer unserer Halligen gesehen hat, weiß, daß die Halligen Schichten zeigen, wie ein Baum Jahresringe hat. Die Halligen sind nicht die Reste alten Landes, wie man irriger Weise heute noch oft hört, sondern die Halligen sind ständig neu und höher wachsendes Land. Ebenso wächst das Watt in strömungsstillen Gegenden, besonders vor den Festlandsseedeichen ständig bis zu etwa 0,60 m Höhe über das gewöhnliche Hochwasser auf. Die untergegangenen Wälder vor Goting, Habel und Gröde, die Kulturspuren des Mittelalters bei Habel und besonders bei Südfall (Rungholt) in 1,70—2,30 m Tiefe unter Hochwasser beweisen eindeutig, daß das Siedelungsgebiet des Friesen in vorgeschichtlicher, wie in geschichtlicher Zeit sich senkte, und damit — was für das Wesen des Friesen entscheidend ist — immer wieder ein Raub des Meeres wurde.

Mehrere hundert Quadratkilometer ehemaligen Marschlandes hat der „blanke Hans“ dem Friesen genommen. Land, in dem einst Menschen friesischer Sprache

[1]) Es sei hier auf die ausführliche Darstellung Prof. O. Reches „Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen“, Volk und Rasse Bd. 4 S. 129 und 103 ff., hingewiesen, wo auch auf die vorgeschichtlichen Verhältnisse Frieslands eingegangen wurde.

und friesischen Blutes ihrer Arbeit nachgingen. Mochte auch mancher Koog dem Meere neu abgerungen werden, so bedeuten doch die großen Sturmflutkatastrophen einen ständigen Verlust an Menschen, Land und Vermögen. Die Jahre 1362 (Rungholt), 1634 (Nordstrand) und aus neuerer Zeit 1717 und 1825 sind düstere Zeiten der Geschichte Nordfrieslands. Daß die Nordsee auch heute noch ein ungezähmtes Element ist, haben die Sturmfluten von 1916, August 1923, 1926 und die Doppelflut im November 1928 gezeigt.

Es wird sich kaum jemals feststellen lassen, wieviele Nordfriesen es etwa zur Zeit der Einführung des Christentums (um 1100) oder vor dem Untergange

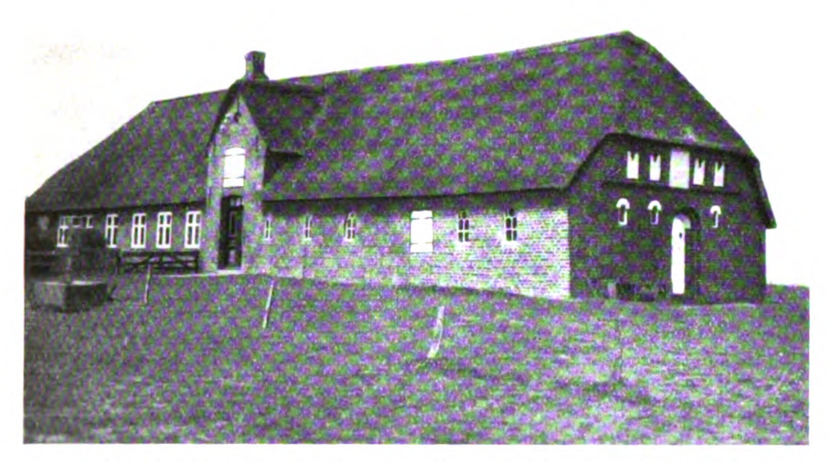


Friesenhaus in Deezbull bei Niebüll, L-förmig angebauter Wirtschaftsteil; seit 1929 vom Friesischen Vereine angekauft und als Museum eingerichtet.

Rungholts (1362) gegeben hat. Wir sehen nur, daß die ständigen Veränderungen der Westküste das friesische Siedelungsgebiet ständig verkleinert haben. Eine Ausdehnung auf die östlich vorgelagerte Geest ist ebensowenig erfolgt, wie ein Vorrücken nach Norden. Vielmehr hat das Fehlen friesischen Schrifttums bzw. einer Schriftsprache schon im Spätmittelalter dem Niederdeutschen ein kulturelles Übergewicht gegeben. Nicht einmal die beiden friesischen Rechtsurkunden von 1426 sind friesisch, sondern niederdeutsch abgefaßt. Daher ist nicht zu verwundern, daß das Niederdeutsche ständig vordrang; Eiderstedt und die Gegend um das seit 1400 aufblühende Husum haben ihre friesische Mundart zuerst (vor 1750) verloren. 1842 wurden von dem Dänen Worsaae noch 27 000 Friesen errechnet (abgesehen von 2500 Helgoländern). 1864 wurde ihre Zahl mit 28 000 angegeben. Heute ist es nur noch etwas mehr als die Hälfte dieser Zahl. Die sehr genau durchgeführte Sprachzählung des „Nordfriesischen Vereins“ hat 1927 reichlich 15 000 Sprachfriesen ergeben, davon etwa 3600 Kinder. Für eine volkskundliche Untersuchung kommen natürlich die Blutfriesen (etwa 35 000) ebenso in Betracht wie die Sprachfriesen.

Es ist die Tragik in der Geschichte Nordfrieslands, daß die Sturmfluten einerseits, die plattdeutsche — und neuerdings auch die hochdeutsche Sprache andererseits das Friesentum langsam zerstören. In Ostfriesland ist dieser Vorgang bereits abgeschlossen. Nur drei kleine Dörfer im Saterland sprechen noch etwas friesisch; auf den Düneninseln sind die letzten friesisch Sprechenden im Aussterben. Die Umgangssprache ist dort plattdeutsch. In Westfriesland ist das Holländische über die Städte in die Schulen ins westfriesische Sprachgebiet ein-

gedrungen. Man befürchtet dort, daß die in Arbeit befindliche Trockenlegung der Zuidersee die Gefahr verstärken wird. — Ganz abgesehen von den allgemeinen, Volkstum zerstörenden Mächten einer nivellierenden Zivilisation, die durch die Haupt- und Badeorte eindringt; Kino und Radio wirken hier in verstärkter Weise kulturzerstörend! Gleichgültigkeit der Bevölkerung, mangelnde Pflege andererseits haben verursacht, daß die friesischen Mundarten heute als letzte Reste einer sterbenden Sprache angesehen werden müssen. Eine Erhaltung der heute noch vorhandenen nordfriesischen Sprachreste ist um so schwieriger, als die mundartlichen Unterschiede so groß sind, daß ein Sylter den Festlandsfriesen kaum versteht, und



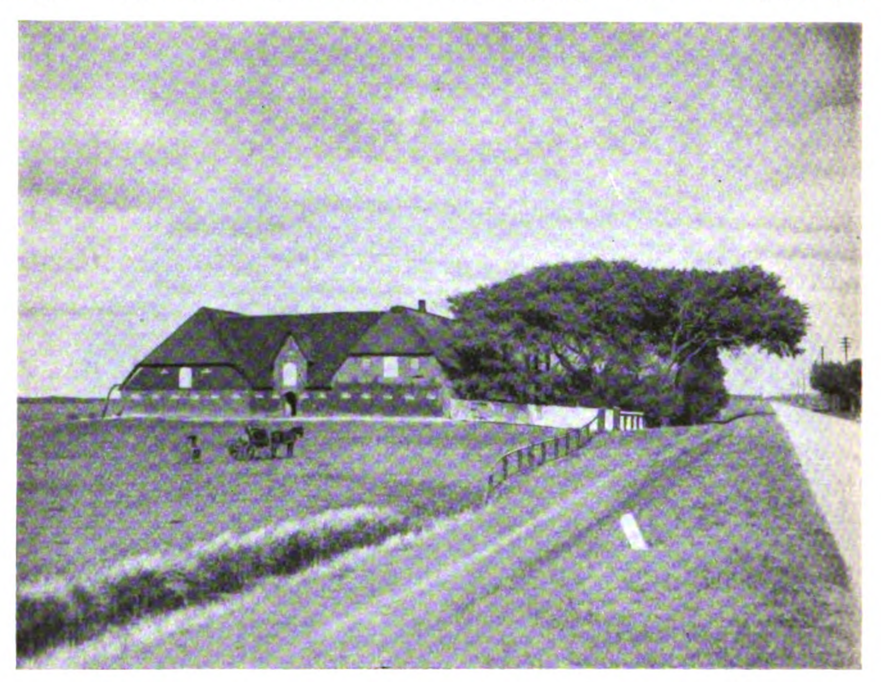
Nordfriesisches Langhaus aus Klockries bei Lindholm, 17. Jahrhundert, alte Blendnischen, Giebel über der Haustüre.

daß diese beiden sich mit dem Föhringer besser auf plattdeutsch als auf friesisch verständigen. Bestünde statt der 6—8 Mundarten ein Einheitsfriesisch oder wenigstens ein Hochfriesisch (über den Dialekten), so wäre der Druck von friesischem Schrifttum sowie die Erhaltung der Sprache leichter. Infolge jahrhundertelanger Vernachlässigung und Gleichgültigkeit stehen die heutigen Freunde friesischer Sprache vor fast unmöglichen Aufgaben!

Nur friesisch sprechende Menschen gibt es nicht; es wird auch kaum jemand auf den sinnlosen Gedanken kommen, um des Friesischen willen das seit Jahrhunderten bestehende Band mit der deutschen Kultur zu zerschneiden. Wie Clement schon vor 80 Jahren, also vor der staatlichen Zugehörigkeit Nordfrieslands zu Deutschland die Friesen als Deutschlands Ehrenvolk bezeichnete, so gilt auch heute noch, daß gut friesisch zugleich gut schleswig-holsteinisch und gut deutsch bedeutet.

Seit mehr als tausend Jahren hat der Friese als Seemann, wie als Bauer mit dem „blanken Hans", der Nordsee, zu kämpfen gehabt. Oft unterlag der Mensch den entfesselten Gewalten des Meeres. Andererseits zeugt die heutige Meeresküste auch von der zähen Landgewinnungs- und -verteidigungsarbeit des

Friesen. Kaum $1/_{50}$ der deutschen Nordseeküste hat natürlichen Uferschutz (Düne oder Kliff). Über 640 km (von 658) der Küste sind durch Deiche, die „goldenen Ringe“ des Friesen, gesichert; sie wehren dem Meer den Einbruch in die fruchtbaren Köge der Marsch. Welche Arbeit in ihnen steckt, ermißt man erst ganz, wenn man hört, daß die alten Deiche fast ausschließlich von Menschenhand aufgeschüttet worden sind. Man hat berechnet, daß in einem Kilometer Seedeich 150—180 000 cbm Erde stecken. Dabei gibt es Deichstrecken, die in 5—10 km Länge durch freies, sturmflutbedrohtes Vorland gezogen wurden! Erst seit 1610



Nordfriesischer neuerer Marschhof „Kiek in die See“ hinter dem alten Seedeiche, zwischen Deezbüll und Emmelsbüll; voll ausgebautes Viereck mit Hofplatz in der Mitte.

kennt man die Schiebkarre bei den Deicharbeiten. Die großen Maschinen der heutigen Technik sind erst bei den jüngsten Kögen verwandt worden (Pohnshalligkoog, Sönke Nissenkoog). Und selbst diese Deiche haben noch Mühe genug gekostet.

Der Stolz auf das mühevoll dem Meere abgerungene fruchtbare Land und die trotzige Sicherheit hinter dem 5—8 m hohen Erdwall (Deich) schufen das selbstbewußte Friesenwort:

Deus mare, Friso litora fecit.

(Gott schuf das Meer, der Friese das Land.)

Die Geschichte der Marsch gibt dem Friesen wohl ein Recht zu einem so frisozentrischen Worte. Für ihn ist die Geschichte — im Wesentlichen — ein ununterbrochener Kampf um das Land mit dem Meere. Und wer die reichen friesischen Bauernhöfe inmitten fruchtbarster Marschweiden gesehen hat, der begreift, daß hier ein anderes, gleichfalls stark selbstbewußtes Wort entstehen konnte, das den Gegensatz zum mageren Geestboden und dem ärmlichen Geestbauern ausdrückt:

Der Sohn eines reichen friesischen Bauern wollte in die Welt hinaus, um dort zu lernen; der Vater riet ihm ab, gutmütig und selbstbewußt zugleich: „Mien Söhn! wat wullt du dor buten? Hier is de Masch! Un de ganze anner Welt is bloots Geest!“ (wobei man bedenken wolle, daß die sandige Geest in alter Zeit wirklich ärmlich war; heute ist mancher Geesthof im Ertrage der Marsch schon nachgekommen. Künstlicher Dünger und andere neue Kulturmethoden haben den Ertrag gut bewirtschafteter Geesthöfe vervielfacht, während die Fettweiden der Marsch unverändert den gleichen Ertrag geben, wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten, ohne daß sie irgendwie bearbeitet worden sind. — Am deutlichsten wird einem die Fruchtbarkeit der dem Meere abgerungenen Marsch, wenn man die Haferfelder in neubedeichten, jungfräulichen Kögen sieht.)

Zähe und trotzig, selbstbewußt und frei sitzt der friesische Marschbauer auf seinem baumumstandenen Marchhofe, zum Charakter geworden durch den Kampf seiner Ahnherren mit dem Meere. Leibeigenschaft hat es hier nie gegeben, wohl aber ausgeprägte **Selbstverwaltung**. Deichwesen und Wasserlösungen, Landgewinnung und — in alter Zeit — Landverteidigung gegen die Feinde erforderten selbständig denkende, verantwortungsfrohe Menschen. Es bleibt bedauerlich, daß die Selbstverwaltung der friesischen Harden in preußischer Zeit fast ganz beseitigt worden ist. Weit geht der Blick in der ebenen Marsch, weit wird das Herz auf dem Seedeiche. Nur Fremde nennen die Marsch eintönig und langweilig. So schwer der „Butenminsch“ sich an die Landschaft im Koog gewöhnt, so schwer lernt er die Menschen im Koog kennen und verstehen. Mancher, der durch Beruf oder Heirat nach Friesland kam, hat jahrelang in innerer Einsamkeit zugebracht, ehe er den Friesen nahe kam. Mancher blieb immer fremd. Nur die Oberflächlichkeit großstädtischer Badegäste vermeint, dies herbe und verschlossene Land nach einem dreiwöchigen Kuraufenthalte kennengelernt zu haben. Nur wer sein Leben lang den Klang der fernen Brandung im Ohre hatte, nur wer weiß, daß das Meer seit mehr als einem Jahrtausende Nordfrieslands Geschichte und Schicksal ist, gewinnt ein persönliches Verhältnis zu dieser eigenartigsten Landschaft Schleswig-Holsteins, das doch — als Völkerbrücke — an charaktervollen Stämmen keinen Mangel hat.

Ebbe und Flut, Aufbau und Zerstörung sind die ewigen Kräfte und Gesetze um Friesland. Keine andere Landschaft hat solche Stürme und Sturmfluten auszuhalten gehabt, wie diese. Kein Landesteil hat ein so wechselndes Aussehen auf den Karten, wie das „amphibische“ Land, das „aestuarium“, das Pytheas von Massilia schon vor 2250 Jahren so beschrieben hat, wie wir es heute kennen.

Weit geht der Blick über Marsch und Meer, — weit wurde Denken und Sinnen des Friesen. Der **Inselfriese** erlebte das Meer als Fischer und Seemann täglich, noch persönlicher als der Marschfriese hinter seinem Deich. Das Meer war ihm Freund und Feind. Es trug ihn in weite Ferne; es lockte ihn zur Auswanderung (bis in diese Tage eine Ursache starker Volkstumsverluste!). Ein großer Teil der Seefahrer und Auswanderer kehrt — vom Heimweh geführt — später wieder in die alte Heimat zurück. In früherer Zeit fuhr fast die ganze männliche Bevölkerung der friesischen Inseln zur See. Im XVIII. Jahrhundert wurde ein Drittel aller Hamburger Schiffe und die Hälfte aller niederländischen Grönlandfahrer von Föhringern oder Syltern befehligt!

	Jahr	Gesamtbevölkerung	Zahl der Seefahrer
Sylt	1771	2814	700
Föhr	1769	6186	1600
Hooge	1763	480	96,

also 20—25% der Gesamtbevölkerung fuhr zur See. Jeder Konfirmand wußte, auf welches Schiff er käme. Die Landarbeit lag daher vielfach in den Händen der Frauen und zugewanderter — jütischer — Knechte.

Bei den Gefahren der Seefahrt ist es kein Wunder, daß viele Inselfriesen den Seemannstod fanden. Im 18. Jahrhundert „blieben“ allein 12—1300 Sylter auf See. Auch die Grabsteine auf dem Amrumer Friedhof in Nebel reden z. T. eine erschütternde Sprache von Leid und Tod der damaligen Seefahrer [2]).



Nordfriese aus Deezbüll.

Ein Teil Spitzbergens hieß in der Zeit der Walfischfänger „Neufriesland“; viele Insulaner kamen manches Mal um die ganze Erde herum und wenn alte Kapitäne sich unterhielten, reichte das Gespräch nach Rio und Kap Horn, nach Sydney und Yokohama. Allerlei Mitbringsel aus fernen Ländern schmücken noch heute die Stuben, und der kostbare Filigransilberschmuck an der schönen Föhringer Frauentracht enthält noch heute manche Münze aus Übersee, die ein Ahnherr mitbrachte. Die Einfahrt zum Hofe wird hin und wieder von alten Walfischknochen gebildet, ein stummes und doch beredtes Zeugnis von der gefahrvollen Arbeit vergangener Geschlechter.

Wie die großen Muscheln das Rauschen überseeischer Meere bewahren, so klingen die Stimmen der Tiefe, des Meeres, der Brandung in der Seele des Friesen nach, schwermütig und friedlich zugleich:

Glück un Nood
de gaht
as Ebb un Flood.

Die vielen Deichbauten, Landaufteilungen und Wasserlösungen zwangen die Festlandsfriesen zum Rechnen, die Seefahrt bewirkte, daß die Inselfriesen sich eingehend mit Navigation, Mathematik und nautischen Instrumenten beschäftigten. So mag die besondere Veranlagung der Friesen für Mathematik und verwandte Gebiete zu erklären sein. Ob die häufige Begabung für Zeichnen und Malen damit zusammenhängt, ist schwer zu sagen. Sicher ist, daß der kleine Landstrich an unserer Westküste eine verhältnismäßig große Zahl bedeutender Maler hat: die beiden Feddersen, Oluf Braren, Jessen-Deezbüll, Jacob Alberts, Ingwer Paulsen u. a.

Dichterische und musikalische Leistungen sind selten; das alte Wort: Frisia non cantat! besteht im Wesentlichen zu Recht.

Westfriesland hat seit dem 17. Jahrhunderte zahlreiche und bedeutende Dichter gehabt (G. Japix, die Brüder Helbertsme, heute Douwe Kalme, Fedde Schurer u. a.).

In ostfriesischer Mundart gibt es außer mittelalterlichen Rechtsaufzeichnungen nichts Nennenswertes. Nordfriesland hat seit reichlich 100 Jahren friesische Schriftsteller: Jay K. Hansen (1767 Vesterland) und sein Sohn L. K. Hansen

[2]) Th. Möller, „Die Grabsteine auf dem Friedhof in Nebel“ (1929).

(1800—1879 Keitum), ferner der Küster Momme Nissen aus Stedesand (1822 bis 1902) dessen „Friesenspiegel“ (freske Sjemstin) wohl in absehbarer Zeit neu herausgegeben wird.

Von den Lebenden sind zu nennen Rektor P. Jensen, Lehrer N. A. Johannsen (Verfasser verschiedener Volksstücke) und sein Sohn Rektor A. Johannsen (Gedichte: Ût min Schatull; Volkslieder: Sjong, Dôlkjen, sjong). Ein „Ferreng-ômreng Liedjenbuck“ hat Studienrat L. C. Peters herausgegeben. Ein neues Sylter Liederbuch wird demnächst erscheinen. Der „Nordfriesische Verein“ hat außerdem ein „Frasch Lesebôck“ für die Schulen erscheinen lassen und bringt auch in seinem Jahrbuch regelmäßig friesische Prosa und Lyrik. Eine Reihe plattdeutscher Schauspiele sind ins Festlandfriesische umgedichtet und wiederholt aufgeführt worden.

Seit einigen Jahren sind wiederholt friesische Gottesdienste bei den Jahresfesten des „Nordfriesischen Vereins“ gehalten worden.

Seit die Schulen sich der verschiedenen friesischen Mundarten annehmen (wie das im niedersächsischen Sprachgebiet schon länger geschieht) wird die Zahl derer, die friesisch nicht nur sprechen, sondern auch lesen können, zunehmen. Vielleicht läßt sich so der schnelle Rückgang der friesischen Mundart in den letzten 50 Jahren noch etwas ausgleichen. Eine starke Durchsetzung des Friesischen mit plattdeutschen und hochdeutschen Wörtern und Redensarten ist schon länger zu beobachten.

Komponisten von einiger Bedeutung hat Nordfriesland gar nicht hervorgebracht. Als Lyriker ist Theodor Storm wohl mehr Niedersachse, denn Friese. Sein friesisches Erbteil ist seine Schwermut und ein Teil seiner ethischen Worte. So der inhaltsschwere Vierzeiler:

Der eine fragt, was kommt danach?
Der andere fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht!

Ebenso die Worte an seine Söhne:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue!
Doch weil Wahrheit eine Perle
Wirf sie auch nicht vor die Säue!
Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht, doch zu Zeiten
Sind erfrischend, wie Gewitter,
Goldene Rücksichtslosigkeiten!
. . . .
Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber!

Das Wort des Friesen gilt. Ja, ja — nein, nein. Schweigsam und wortkarg ist er vor allem gegen den Fremden — wie der niedersächsische Bauer meistens auch.

An der Treppe des alten Rathauses in Emden liest man: „in spe et silentio fortitudo nostra“. (Hoffen und Schweigen ist unsere Stärke!) Ähnlich steht

in der Keitumer Kirche: „Veel weeten un wenig seggen“. Beide Worte sind bezeichnend.

Auch hier klingt der ererbte Trotz, die zähe Freiheitsliebe des Friesen durch. Landschaft und Geschichte haben diese beiden Eigenschaften hier noch stärker entwickelt als bei dem benachbarten — und in mancher Beziehung ähnlichen — Niedersachsen. In Friesland ist das Selbständigkeitsgefühl noch stärker ausgeprägt, und vor allem nicht durch die ruhigere Art und Gelassenheit des Niedersachsen gemildert.

Pidder Lyngs stolzes Freiheitswort „Lewer duad üs Slaw!“ hat noch heute seinen guten Klang, nicht nur als Ausdruck des individuellen Freiheitswillens. Das Wort wird ebenso wie früher auch heute noch gebraucht, wenn es um Freiheit des Ganzen geht (Abstimmungskampf, Notlage des Bauernstandes). Wenn Liliencron in seiner bekannten Ballade auch den Schluß der alten Überlieferung über Pidder Lyng umgebogen hat (Lyng wurde nicht getötet, sondern entkam den Behörden; um 1500 scharte sich eine Piratenbande um ihn, mit der er die Nordsee unsicher machte; sein Feldzeichen war Galgen und Rad. Er soll einmal eine holländische Flotte von 18 Schiffen gekapert haben. Als er auch auf seiner Heimatinsel raubte, fing man ihn; er wurde nördlich von Keitum gehenkt!) so gibt er das Gefühl des Friesen dem Fremden gegenüber doch deutlich wieder. „Friso pro libertate mortem appetit“ meldet schon die alte Chronik — entsprechend dem Grundzug der friesischen Geschichte. Noch heute grüßt der friesische Führer seine Landsleute mit den alten Worten: „Eala frea Fresena“ (etwa: Heil, freie Friesen!) Während des ganzen Mittelalters haben die reichen friesischen Bauernharden ihre Selbständigkeit und ihre Sonderrechte den Fürsten und der Kirche gegenüber gewahrt. Letztere hat nur selten den „Zehnten“ bekommen. Ebenso scheint es, daß die Friesen allein damals das Vorrecht behielten, daß die Priester in ihrem Lande verheiratet sein durften, während überall sonst der Zölibat eingeführt war und Geltung hatte. In Friesland erbten Priesterkinder vielfach Amt und Stelle des Vaters. Rom hat den freiheitlichen Charakter des Friesenstammes anerkannt — der Not gehorchend. In einer alten Ostfriesischen Urkunde heißt es von ihnen: „homines satis voluntarii sunt“ (die Friesen sind ziemlich eigenwillige, starrsinnige Leute), eine zeitlos richtige Kennzeichnung des Stammes.

Das Christentum fand hier erst sehr spät (um 1100) Eingang. Heimlich lebte der alte Götterglaube noch lange. Daß die Friesen den Apostel Bonifatius bei Dokkum erschlugen, ist bekannt. Kennzeichnend ist auch die Sage vom Häuptling Redberd (Radbod), der den Fuß aus der Taufe zurückzog, weil er lieber mit seinen Vorfahren in der Hölle, als ohne sie im Himmel der Christen sein wollte. Das Recht auf Blutrache blieb bis in die Reformationszeit hinein bestehen. Als die politische Selbständigkeit der nordfriesischen Harden 1435 nicht mehr zu halten war, haben sie sich ihre alten Privilegien bestätigen lassen, und sie haben es sich auch in viel späterer Zeit große Geldsummen kosten lassen, daß man ihnen die Vorrechte der Landschaften ließ. Teile des alten (1426 zuerst schriftlich niedergelegten) friesischen Rechtes haben sich bis 1900 erhalten. Deichrecht und Strandrecht und manche für die Marschlandschaft eigentümlichen Sonderbestimmungen sonst gelten noch heute.

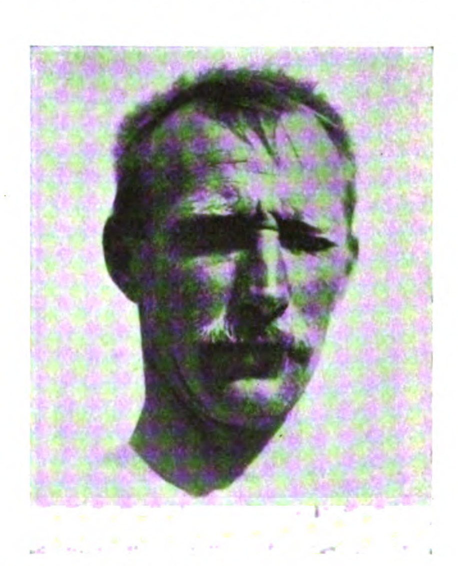
Der Friese läßt sich nicht leicht beeinflussen oder imponieren. Unbekümmert um das, was „man“ sagt, lebt er sein Leben nach seinem eigenen Kopfe. „Ich

selbst sein“, ist friesische Art. Das führt oft zu Verschlossenheit, insbesondere gegen den Fremden, zu Schroffheit, ja gelegentlich zu Formlosigkeit.

Von dem Sylter Strandvogte Taken wird berichtet, daß er auf der Bank seiner Wohnstube liegen blieb, wenn der Landvogt kam, denn er wollte niemandem untertan sein.

Ausgeprägtes Freiheitsgefühl und Rechtsempfinden haben Uwe Jens Lornsen, den „Landvogt von Sylt“ zu dem gemacht, was er für die Geschichte unserer Heimat bedeutet. Freilich zeigt sein Leben auch die Kehrseiten seiner starken





Nordfriesischer Bauer (aus L. F. Clauß 1929, „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker“). J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis geb. M. 13.—.

Eigenschaften, nämlich Empfindlichkeit und Anmaßung. Während die Saat seiner Schriften und seiner Tat reifte, endete sein leidvolles Leben in Dunkelheit. Und wir kennen manchen, dessen Leben zwar nicht die großen Wirkungen hatte, dessen Gesamtart der trotzig-schwermütigen Art Lornsens verwandt war, und der gleichfalls durch eigene Hand endete.

Der friesische Deichvogt hat den Seeadler mit gespreizten Flügeln über der Tür. Das friesische Wappen zeigt den halben Adler. Der Sage nach soll Karl der Große den Friesen den Adler verliehen haben.

Meer und Strand erforderten besonderes Eigentumsrecht. Fremdes Eigentum gilt in Friesland als unverletzlich. Die Wäsche blieb nachts draußen; man schlief bei offenen Türen. Auf Sylt hat man erst nach der Erbauung des Hindenburgdammes sich gezwungen gesehen, nachts die Türen zu schließen. Der Damm führte Bettler und Landfremde auf die vorher so schwer zu erreichende Insel. Diebstähle und andere Eigentumsvergehen sind unter der einheimischen Bevölkerung eine Seltenheit. Nur Strand und Watt haben ihr eigenes Recht. Das mag damit zusammenhängen, daß das Meer dem Friesen von jeher oft sein Eigentum raubte; es nahm ihm sein Netz, sein Schiff, sein Land, oft genug das Leben. So sah und sieht er eine Art ausgleichender Gerechtigkeit in den Gaben des Strandes. Nicht nur der Fisch und der Bernstein gehören

dem Fänger oder Finder nach friesischem Empfinden. Auch alles andere, was das stürmische Meer an seinen Strand wirft, gehört dem Finder: Treibholz und Fässer, so gut wie gestrandete Schiffe. Strandgut ist Niemands Besitz; es ist herrenlos, bis ein „Strandläufer“ es findet und zeichnet. Daß der Fiskus oder — früher — der Herzog einen Teil des Strandgutes für sich beanspruchte, hat dem Friesen nie in den Kopf gewollt. 1444 versuchte Adolf sich $^2/_3$ des Strandgutes zu sichern. Er wird diesen Anteil trotz der im Schleswiger Rathaus abgeschlossenen „Strandordnung“ wohl nie erhalten haben. In alter Zeit soll um einen „gesegneten Strand“ gebetet worden sein; es wird behauptet, daß die Friesen bei dieser Stelle des Kirchengebetes nicht an ihre Fischzüge gedacht hätten, sondern an Schiffsstrandungen. Dies wenig menschenfreundliche Gebet hat man etwas zu entschuldigen gesucht, indem man meinte, die Worte seien so zu verstehen: Wenn Gott doch ein Schiff stranden lassen wolle, so möge er das wenigstens an ihrem Strand geschehen lassen (damit nicht das Nachbardorf den Vorteil habe). Bei der Leidenschaft, mit der noch heute „gestrandet“ wird, ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß die Vorfahren der Friesen sich bei dem Gebet um einen „gesegneten Strand“ recht heidnische Gedanken gemacht haben. Leider fehlt immer noch eine ausreichende Untersuchung über die rechtliche und die volkskundliche Seite des friesischen Strandrechts.

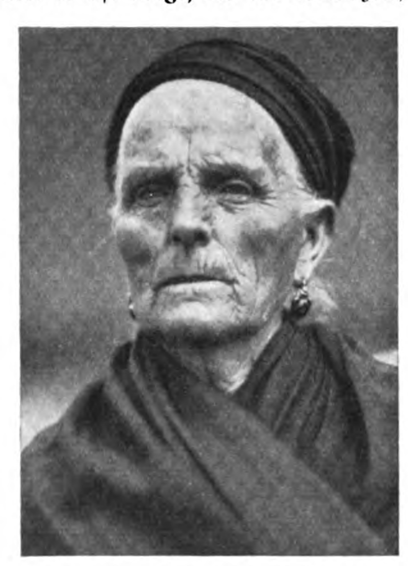
Wer in Nordfriesland als Gast war, weiß, daß man dort nahrhaft und reichlich ißt. Die Salzluft scheint reichliche, fette Nahrung zu fordern. Auf den großen Höfen rechnet man beim Einschlachten wohl ein Pfund Fleisch pro Kopf und Tag (Rind, Schwein, Schaf), — eine für Vegetarier erschreckliche Menge! So läßt sich nachrechnen, daß ein nicht unerheblicher Teil der auf den Fennen fettgegrästen Ochsen im Lande bleibt und verzehrt wird. Der Rest wandert über den berühmten Husumer Fettviehmarkt in die Großstädte. Daß es in Friesland viele trunkfeste Leute gibt, ist bekannt: „Sunt potatores sub coelo non meliores“ (es gibt keine besseren Zecher unter dem Himmel) heißt es schon früh. Sicher ist, daß manchem „Butenminschen“ das friesische Nationalgetränk, der Teepunsch, schlecht bekommen ist, wenn er ihn in den gleichen Mengen zu sich nahm, wie der Einheimische es gewohnt ist und dem Gast aufnötigte. Der Teepunsch ist starker, mit Kandis gesüßter Tee, der einen „Schuß“ von etwa einem Drittel Arrak oder Kümmel erhält. Er wird aus flachen Tassen getrunken. Beim Zutrinken wird die Untertasse mit erhoben und mit dieser angestoßen. Da im ehemals westjütischen Siedelungsgebiet (Geest) der Kaffeepunsch als Nationalgetränk vorherrscht, so läßt die ursprüngliche Siedelungsgrenze sich heute noch am Nationalgetränk mit einiger Sicherheit ermitteln. Früher ist der Alkoholverbrauch in Friesland recht groß gewesen. Das schlechte Wasser auf den Inseln und meist auch in der Marsch bedingte wohl den Genuß starker Getränke. Noch heute wird in manchen Häusern das Wasser der Marschgräben unfiltriert im Haushalt verwendet! Auf den Halligen steht nur das Wasser des „Seethings“ zum Trinken zur Verfügung. Die Alluvialmarsch hat nur vereinzelt lebendige Quellen aus dem untergelagerten Diluvium.

Die friesische Frau hatte früher infolge des Seemannsberufes und der damit verbundenen langen Abwesenheit der Männer Haus und Landwirtschaft selbständig zu versorgen. Ackerbau, Viehzucht, Haushalt und Kindererziehung lagen fast ausschließlich in ihrer Hand. Diese große Leistung brachte der friesischen Frau eine geachtete, dem Manne gleichberechtigte Stellung ein. Um so eher, als der Friese so schon ausgeprägtes Empfinden für das Recht der Persönlich-

keit hat. Die Frau hatte unbestritten das Regiment im Hause. Sie behielt es oft auch dann, wenn die Walfischfänger für einige Wintermonate nach Hause kamen. Der Grütztopf im friesischen Wappen redet davon, daß friesische Frauen einmal in einer Schlacht ihren „Mann gestanden" haben.

Andererseits hat die Inselfriesin viel einsames Warten, viel Kummer, manchen schweren Schicksalsschlag zu tragen gehabt. Lange Zeiten des geduldigen, oft sorgenvollen Wartens gehörten zu ihrem Leben. In einem Zeitalter, das nur mangelhafte Postverbindungen besaß, dauerte es oft lange, bis ein Lebenszeichen





Nordfriesische Bäuerin (aus L. F. Clauß 1929, „Von Seele und Antlitz der Rassen u. Völker").

aus der Ferne kam, bis eine sichere Todesbotschaft über einen lange Vermißten eintraf. Manche Frau hat von Deich oder Düne den Mann oder Sohn oder Vater noch am heimischen Strand Schiffbruch leiden und ertrinken sehen müssen. Wiederverheiratung einer Witwe war selten. So war viel stille, schwer erkämpfte Ergebung in den Willen der Vorsehung und viel Schwermut das Schicksal der Friesin. Beides hat sie nachlebenden Geschlechtern vererbt.

Im Hause herrschen Reinlichkeit und Ordnung. Das Messing-, Kupfer- und Zinngeschirr blitzt. Die Diele ist sauber geschrubbt, vielfach mit weißem Sand bestreut. Die Blumen im Fenster und im Garten ergänzen das freundliche Bild des Hauses. Allen Unbillen der Witterung zum Trotze hat man selbst auf der kleinsten Hallig ein Stück Blumengarten.

In ganz Schleswig-Holstein gibt es keine Trachten mehr, außer auf einigen nordfriesischen Inseln.

So zähe hat man hier bisher an der alten Sitte gehalten. Jeder wird Bilder der hoheitsvollen und doch anmutigen Trachten der Mädchen und Frauen von Föhr, Amrum und den Halligen in Erinnerung haben. Auf dem Festland und auf Sylt waren die Trachten ausgestorben. Die Heimatbewegung der letzten Jahre hat an beiden Stellen zu einem gewissen Wiederaufleben des Verschwundenen geführt. Auf Sylt wurde eine — heute noch umstrittene — reformierte Tracht

bei der Einweihung des Hindenburgdammes und später getragen. Auf dem Festland hat man die Kleider und Halstücher der Großmutter aus den Truhen herausgeholt und trägt sie hin und wieder bei Festen und an heimatlichen Theaterabenden. Seit 1927 ist auch die Alt-Eiderstedter Tracht des XVII. Jahrhunderts wieder aufgelebt.

Als Alltagstracht werden sie alle kaum zu brauchen sein, schon weil sie unpraktisch und schwer sind. Dagegen ist zu hoffen und auch wohl zu erwarten, daß die Trachten an Festtagen häufiger getragen werden, und daß ein Rückgang der noch lebenden Inseltrachten aufhört. Soweit dieser Rückgang aus Gleichgültigkeit entstand, wird die Heimatarbeit der verschiedenen Vereine hier helfen können, ebenso wie bei den friesischen Mundarten. — Natürlich darf eine Volkstracht niemals zur Reklame für einen Badeort werden! Soweit es sich aber bei der Renaissance der Trachten um ehrliche Freude am alten — überlieferten Gut der Väter (richtiger der Mütter!) handelt, um neuerwachten Sinn für Heimat, Geschichte und die tiefen Kräfte des Volkstums, wird man diese Bestrebung unterstützen können und müssen.

Weite und Einsamkeit, Meer und Stille gaben und geben Friesland seinen Charakter; sie gaben dem Friesen seine S c h w e r m u t. Jahraus, jahrein geht der Westwind über Marsch und Inseln, über Watten und Deiche. Einsam liegen die Marschhöfe; doppelt einsam sind die Halligen. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren manche Gegenden im Winter kaum begehbar. — Mancher scheiterte mit seinem Schiffe, mancher verirrte sich bei plötzlich einsetzendem Nebel im weglosen Watt. Mancher geht sein Leben lang wie im Nebel und kann sich nicht zurecht finden. G r ü b e l n über Schicksal, Menschen und Gott, ist friesisches Erbteil. Mancher löst die Rätsel des Seins nie. Mancher geht still aus einem Leben, das ihm keinen rechten Sinn zu haben scheint. Jeder Friese kennt die dunkeln Stunden, die durch Schwermut und Verzweiflung zum Selbstmord führen können.

Meer und Nebel, Schweigen und Einsamkeit zeugen auch das unheimliche „zweite Gesicht". Es findet sich in Nordfriesland, wie in andern Ländern der Küste (Jütland, Norwegen, Schottland) und zwar in der doppelten Form als telepathisches Fernsehen und als Vorahnung. Schon die alten friesischen Chroniken berichten von „Sehern". Heute beginnt diese Erscheinung seltener zu werden, als sie in Zeiten größerer Ruhe und Innerlichkeit gewesen zu sein scheint. Aber das „Melden" auf See Ertrunkener, oder das „Vorspuken" eines Leichenzuges sind heute noch bekannte Erscheinungen, an deren tatsächlichem Vorkommen so leicht keiner zweifelt. Es wird an der Zeit sein, diesen eigenartigen Erscheinungen einmal näher auf den Grund zu gehen. Es handelt sich dabei um Gehörs-, Gesichts- und Gefühlshalluzinationen, die der psychologischen Forschung, vielleicht sogar dem Experiment, mindestens aber der exakten Beobachtung durchaus zugänglich sind, aber infolge der zu rationalistischen Arbeitsweise vieler Psychologen noch immer sehr vernachlässigt, wenn nicht gar abgestritten worden sind. Gerade in einer Zeit, welche das technische „Fernsehen" mit Hilfe elektrischer Wellen möglich gemacht hat, scheint es angebracht, diesem psychischen Fernsehen besonders sensibler Menschen in einigen eigenartigen Landschaften — wie der friesischen — einmal nachzugehen.

Die R e l i g i o s i t ä t dieser durchwegs ernsten Menschen nordischer Art ist stille Ehrfurcht vor den ewigen Mächten, vor dem Schöpfer des Alls, dem Lenker der Welten. Man hat ein starkes Gefühl für das Schicksalmäßige im Menschen-

leben. Man fügt sich — oft mit stoischem Gleichmute — dem unausweichlichen Willen der Mächte, über die der Mensch kein Herr sein kann. Wie man in Ebbe und Flut von Jugend auf an die große Gesetzmäßigkeit der umgebenden Natur gewöhnt ist. Man fürchtet Gott, den Weltenwalter, mancher trotzt ihm wohl innerlich, wie der Friese seit Urväterzeiten dem Meere und menschlichen Feinden seiner Freiheit getrotzt hat. Das ausgeprägte Selbstbewußtsein des Friesen macht oft auch vor Gott nicht Halt. Manch einer wagt es — ohne Pharisäismus — am Ende eines arbeitsamen und rechtschaffenen Lebens im Bewußtsein eines guten Gewissens zu denken und zu sprechen:: „Mit em dor bäben käm ik licht torech". Und wenn ein anderer Bauer selten zur Kirche ging und entschuldigend meinte: „Singen mach ik nich, un Sünnen heff ik nich", so steckt in solcher groben Redeweise neben viel Selbstüberhebung auch ein Körnchen Wahrheit. Mancher von diesen trotzigen Menschen ist mehr ein Mann des ersten als des zweiten Artikels, und hat in vielen Dingen — wie der niedersächsische Bauer auch — seinen eigenen Glauben. Wenn er an Festtagen oder bei Beerdigungen an seinem altherkömmlichen Kirchenplatz sitzt, so ist er mit seinen Gedanken über Schicksal, Mensch und Gott oft weit ab von den Gedankengängen, die er von der Kanzel her vernimmt. Vielleicht in der Art des „Heliand". Freilich ohne daß ihm das irgendwie klar bewußt wird. Hier lebt ein gut Stück altgermanischer Religion, wie denn auch das alte Heidentum sich auf den friesischen Inseln am längsten hielt, wohl bis fast an die Reformation heran. Die Verbundenheit mit Meer und Marsch geht in die religiösen Gefühle und Vorstellungen hinein. Die herbe, ja harte Art alttestamentlicher Frömmigkeit ist dem Friesen verwandter als die Religion der Liebe und Erlösung. Er ist Tatmensch, und seine Religion mag man als Tatreligion bezeichnen. Ein guter und rechtschaffener Mensch hat für Zeit und Ewigkeit genug getan: „Wenn der jüngste Tag kommt, läßt der Herrgott sich die Menschenhände zeigen; wer von Arbeit und Mühe harte, rauhe Hände hat, darf sich im Himmel ausruhen. Wer aber feine, weiße Hände hat, muß Gott erst noch sein Herz zeigen", sagt ein frommes friesisches Wort.

Durch seine natürlichen Anlagen, durch Landschaft und Geschichte wurde der Friese, was und wie er ist: zähe und hartnäckig, trotzig bis zum Eigensinn, ehrlich und treu, aber rechthaberisch; verschlossen und doch weich. Voll Freiheitsliebe, voller Schwermut, kalt und scharf im Urteil, von tiefem Gemüte. Verschiedenste und scheinbar sich widersprechendste Gefühle und Anlagen vereinen sich zu einem Ganzen, machen den Friesen zu einem Charakter, den man in aller Welt — trotz all seiner Ecken und Härten — schätzt, weil sein Wort gilt.

Der Magdeburger Genealogische Abend.

Durch Zusammenschluß von Freunden der Personen- und Familiengeschichte wird hier Erleichterung und Vereinfachung aller einschlägigen Forschungen erstrebt. Aus dem Kreise des Magdeburger Genealogischen Abends ging u. a. die Anregung zur Veröffentlichung des I. Bandes des Magdeburger Geschlechterbuches hervor. In diesem Buche ist die Stammfolge und Geschichte folgender Magdeburger Familien enthalten: Baensch, Bonte, Charles, Coqui, Drenckmann, Duvigneau, Everth, Faber, Fabian, Fabricius, Fischer, Gericke, Gerike (P. O.), Gruson, Hauswaldt, Hennige, Hubbe, Hugershoff, Lepper, Mittag, Nathusius, Pinkernelle, Silberschlag und Wapler. Für den in Bearbeitung begriffenen II. und III. Band (Magdeburg Stadt bzw. Land) können noch einige Familien berücksichtigt werden. I. Vorsitzender des Magdeburger Genealogischen Abends, Oberstleutnant Bansa, Goethestr. 14 (Fernspr. 3 44 44).

Vom Sagengute der Vorkarpathendeutschen.

Ein Beitrag zur Sagenforschung in den deutschen Sprachinseln des Ostens.

Von Alfred Karasek-Langer.

I. Zur Einführung.

Was in diesem Versuche herausgearbeitet werden soll, sind Gesichtspunkte, die sich an Hand des Sagengutes der Vorkarpathendeutschen ergeben. Mit ihnen wird sich eine in die deutschen Sprachinseln des Ostens vorstoßende Sagenforschung auseinandersetzen müssen. Dennoch dürfen sie noch nicht als einwandfrei feststehende Ergebnisse, sondern nur als einfache Beobachtungen gewertet werden. Zur Herausarbeitung wissenschaftlicher Erkenntnisse ist das in den vielen Sprachinseln gesammelte Sagenmaterial noch zu gering; es fehlen außerdem auch die notwendigsten örtlichen Untersuchungen. Dazu kommt, daß die von Prof. Lehmann-Reichenberg erstmalig geforderte und von Ing. Kuhn in seinen Arbeiten planmäßig ausgebaute vergleichende Sprachinselforschung erst allmählich ihre Arbeitsmethoden zu entwickeln beginnt.

Plan und Verfahren der volkskundlichen Forschung muß in den Sprachinseln anders sein als im geschlossenen deutschen Volksgebiete. Sicherlich beeinflussen die Methoden, die in den deutschen Grenzländern angewendet werden, auch die vergleichende Sprachinselforschung; aber sie entsprechen ihr doch nicht vollkommen. So trifft z. B. der lebendige Entwicklungsstrom des Mutterlandes auf die eigene Volksgrenze in weit reicherem Ausmaße und bedeutend früher, als auf die Sprachinseln. Ja, es gibt sogar eine ganze Reihe von Sprachinseln, bei denen jegliche Verbindung mit dem Mutterlande abgebrochen ist und die als Volkssplitter sich selbst überlassen sind. Außerdem sind auch die Wechselbeziehungen zur slavischen Umwelt viel stärker und einflußreicher als in den Grenzgebieten geschlossenen Volkstums.

Das Beispiel der deutschen Kolonien Galiziens soll hier dargestellt und in seinen Sonderheiten gezeichnet werden. Bei dieser Untersuchung ist zu berücksichtigen, daß Galizien zwei unterschiedliche deutsche Einwanderungen erlebt hat: eine mittelalterliche und eine jüngere nach 1772. Beide Kolonisationen stehen äußerlich in keinem Zusammenhange und ergänzen einander nicht. Die mittelalterlichen deutschen Menschen kamen nicht allzu weit über die östliche polnische Volksgrenze hinaus und siedelten sich nur in geringer Anzahl auf ukrainischem Volksboden an. Der Verfall und Rückgang des mittelalterlichen Deutschtums im gesamten Osten griff auch auf Galizien über. Es blieb nur im Westen des Landes die Bielitz-Bialaer Siedlungsgruppe mit der ihr vorgeschobenen Wilmesauer Sprachinsel erhalten, alles übrige Deutschtum ging verloren. Durch die Teilung Polens kam dann Galizien an Österreich und es begann jene staatliche Kolonisation, die auch die josephinische genannt wird. Zahlreiche Sprachinseln entstanden und blieben größtenteils bis zur Gegenwart erhalten. Die um jene Zeit schon ziemlich dichte Besiedlung des Landes war wesentlich bestimmend für die streuförmige Verteilung des galizischen Deutschtums in Form vieler kleiner, für sich gelegener deutscher Dörfer. Auch die nachfolgende Privatansiedlung und die Einwanderung der Deutschböhmen im 19. Jahrhundert schufen kein geschlossenes, größeres Sprachgebiet, sondern nur verhältnismäßig kleine Einheiten.

Neben der räumlichen Zersplitterung leidet das Deutschtum Galiziens auch unter einer stammlichen Scheidung in drei verschiedenen Gruppen. Die Altkolonisten im Westen sind Schlesier, die zur josephinischen Zeit eingewanderten Menschen aber Westdeutsche, vor allem Pfälzer, Schwaben und Hessen. Die von privaten Grundherrn nach 1810 ins Land gerufenen Einwanderer endlich sind Deutschböhmen, welche der Mehrzahl nach aus dem Böhmerwalde und dem Egerlande stammen. Nur eine kleine Anzahl, heute meist schon zugrunde gegangener Deutschsiedlungen aus der nachjosephinischen Zeit, beherbergte Sudetendeutsche des schlesischen Stammes.

Bei der Beurteilung des Sagengutes der Vorkarpathendeutschen ist noch zu berücksichtigen, daß Galizien von Polen und Ukrainern bewohnt wird. Ein Teil der Sprachinseln liegt im polnischen Volksgebiete, die Mehrzahl aber im ukrainischen. Dadurch ergibt sich ein Unterschied in der slawischen Umwelt, der auch auf die Sprachinseln einwirkt.

Eine echte[1]) Sprachinsel unterscheidet sich von ihrer andersvolklichen Umwelt nicht nur durch die Verschiedenheit der Sprache. Es gibt noch eine Reihe anderer Unterscheidungsmerkmale, vor allem solche der stofflichen Volkskultur. Dorf-, Flur- und Hausformen z. B. stellen in den meisten Sprachinseln scharfe und sich nur selten wandelnde Kulturgrenzen dar. Andere Kulturgrenzen liegen im Soziologischen und Seelischen. Sie sind viel schwerer zu erfassen, zumal sie leichter vor- oder rückflutend sein können. Dennoch gehören sie trotz ihrer starken Beweglichkeit zum Gesamtbilde der Kulturgrenzen einer Sprachinsel und kennzeichnen den Reifeunterschied zwischen den beiden Völkern. Dieser und die volkliche Sonderart spiegeln sich auch in dem Sagengute einer Sprachinsel, das mit dem der andersvolklichen Umwelt verglichen wird, ziemlich klar wieder. Es ergeben sich bei diesem Vergleiche Sagentypen, welche die Sprachinselmenschen besitzen und die ihrer Umwelt unbekannt sind und umgekehrt. Es gibt außerdem Sagenarten, die bei den Sprachinseldeutschen oder in deren alter Heimat nur mehr in Bruchstücken vorhanden, schon im Schwinden begriffen sind, während sie die slawische Umwelt in reicher Fülle besitzt. Es ist darum auch auf die Häufigkeit des Vorkommens bestimmter Typen zu achten und zu versuchen, die Ursachen dieser Häufungen festzustellen.

II. Allgemeines zur Entwicklung des Sagengutes in den östlichen Sprachinseln.

Die Auswanderer brachten in die neue Heimat bestimmte Glaubensvorstellungen und einen ihnen eigenen Sagenschatz mit. Beide, Glaubensvorstellungen und Sagen, waren durch die Landschaft und den deutschen Stamm bedingt, aus denen die Kolonisten herausgerissen und in eine neue Lebenslage versetzt wurden. Ihre andersvolkliche Umwelt war ihnen vorderhand fremd und unverständlich. Es dauerte daher eine geraume Zeit, bevor sie sich in die neue Heimat hineinfanden, die Sprache ihrer Nachbarn kennen und sich mit ihnen verständigen lernten. In dieser Zeit der Entwicklung blieb ihr Sagengut seinem Inhalte wie auch seiner äußeren Form nach ziemlich unverändert.

---

[1]) Hier folge ich der Begriffsbestimmung einer *echten* Sprachinsel, wie sie Walter Kuhn in seiner Arbeit „Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel", in den „Deutschen Blättern für Polen", Verlag d. Histor. Gesellschaft f. Posen, Jahrg. 3, Heft 2 (1926), gegeben hat.

Nach und nach verblaßten die Erinnerungen an die Landschaft und die Menschen der alten Heimat. Die daran gebundenen Vorstellungen wurden immer unwirklicher und verloren an Bildhaftigkeit. Hand in Hand damit löste sich auch die Sage formal langsam von der früheren Umwelt und deren Menschen los. Es ist dies ein Entwicklungsvorgang, der in seinen Hauptzügen mit dem dritten im Neulande geborenen Geschlechte als beendet angesehen werden kann und der zur Zersetzung der alten äußeren Formen der Sage führt. Jede junge Sprachinsel bietet hiefür etwa bis in die Zeit von 60 bis 90 Jahren nach ihrer Gründung eine Fülle von typischen Beispielen. Es finden sich immer mehr Sagen, die ihrem äußeren Gewande nach in der neuen Gegend daheim sind und sie verdrängen jene Erzählformen, die meist so beginnen: „In der alten Heimat ....", „In Deutschland ....". Man kann in dieser Zeit auch Übergangstypen finden, ebenso Sagen, die in beiden Formen erzählt werden.

Es lassen sich hiebei geradezu verschiedene Sagenschichten feststellen, die mit den einzelnen Erzählergenerationen im engsten Zusammenhange stehen. Am geringsten äußert sich natürlich der Einfluß der neuen Umwelt bei der ältesten Sprachinselgeneration, deren Sagenschichte sich in dieser Zeitspanne von der der jüngeren Geschlechter im Formalen unterscheidet. Genauere örtliche Untersuchungen darüber stehen noch aus und wären recht wertvoll.

Mit der zunehmenden Kenntnis der Sprache des anderen Volkes setzt auch ein, allerdings anfangs nur schwer feststellbarer Einfluß desselben ein. Je kleiner eine Sprachinsel ist, desto stärker äußert sich natürlich meist der Einfluß der slawischen Umwelt. Er ist am besten durch einen ihm eigentümlichen Zug zum Ausgleiche gekennzeichnet. Als Ausgleich bezeichnen wir die Stärkung der den beiden Völkern gemeinsamen Glaubensvorstellungen und der ihnen entspringenden Sagen. Weil der umwohnende Slawe solche Sagen auch kennt, erlebt und erzählt, so gewinnen sie an Wahrheitswert. Ihr Fortleben in der Sprachinsel bleibt auch bei mangelnder Anregung aus deutschen Quellen gesichert, ja sie treten gegenüber den eigentlich deutschen Sagen immer mehr in den Vordergrund. Es handelt sich dabei fast überall um dieselben Gruppen, die teilweise den primitiven, teilweise den gemeinsamen christlichen Glaubensvorstellungen entsprungen sind. Es sind die Geschichten von wiederkehrenden Toten, Spuk-, Teufels- und Hexensagen, die, um nur ein paar Beispiele zu nennen, dadurch emporgetragen werden. In keinem Grenzlande des deutschen Volksbodens tritt dieser Vorgang so klar und scharf zutage, er ist mithin eine typische Sprachinselerscheinung.

Ein Überhandnehmen rein slawischen Sagengutes, andersvolklicher Glaubensvorstellungen ergibt sich nur in den seltensten Fällen. Vor allem kommen hiefür jene winzigen Streusiedlungen in Betracht, in denen es notwendigerweise zu Mischehen, zu blutsmäßiger Slawisierung kommt. In ihnen leben eine Zeit lang deutsches und slawisches Sagengut neben einander. Wie dann bei gänzlicher Slawisierung solcher Streusiedlungen die weitere Entwicklung vor sich geht, wann die deutschen Sagentypen endgültig verloren gehen, ist noch unbekannt und nirgends untersucht. Wie wohl es von Wert wäre, zu wissen, ob im Sagenschatze der am Ausgange des 17. Jahrhunderts polonisierten Głuchoniemcy (= Taubdeutschen) Mittelgaliziens noch Überreste, Nachklänge deutscher Sagenarten zu finden sind.

Während dessen bleiben in den kleinen, abgelegenen Sprachinseln die Sagen volklicher Sonderprägung, die der slawischen Umwelt fremd sind, ohne äußeren

Zustrom. Da es nur durch die Kraft der vorhandenen Glaubensvorstellungen zur Neubildung von Sagen kommen kann, so treten neue Motive kaum auf und es werden bloß vorhandene Formen zu persönlichen Erlebnissen umgebildet. So zeichnen sich in diesem Entwicklungsabschnitte die kennzeichnend deutschen Sagen der Sprachinsel durch eine weitgehende Gleichartigkeit, ja Einförmigkeit vor allen anderen Gruppen aus.

Sind aber die vorhandenen Glaubensvorstellungen zu schwach, so versiegt allmählich die Sage volklicher Sonderprägung und geht schließlich ganz verloren. In den jungen Sprachinseln findet sich kein Beispiel des Versiegens, aber unter den alten Sprachinseln, die seit dem Mittelalter bestehen, gibt es schon solche, in denen dieser Vorgang beendet erscheint.

In den größeren und abgeschlossenen Sprachinseln äußert sich in weitaus späteren Entwicklungsphasen ein ähnlicher Drang nach Überwuchern einzelner Sagengruppen. Er ist, auf einem anderen Gebiete volklicher Überlieferungen, am besten im Liederschatze der Gottscheer Sprachinsel ausgeprägt. Hier waren die südslawischen Einflüsse nicht ausschlaggebend und doch kam es zur Häufung einzelner Motive, besonders aber zum Überwuchern bestimmter Anfangsstrophen, die in den meisten Gottscheer Liedern Eingang gefunden haben. Die Ursachen dieses Vorganges sind in der Armut der Sprachinsel an schöpferischen Gestaltungskräften und dem fehlenden Zustrome binnendeutschen Liedergutes, das den Gottscheern angemessen wäre und haften bliebe, zu suchen. Wir können hier von geistiger Inzucht sprechen. Es ist dies der typische und gesetzmäßige Endprozeß eines Entwicklungsvorganges im Volksgute einer Sprachinsel, die keinerlei aus dem Mutterlande und der fremden Umwelt kommenden Einflüsse und keine Neubelebung ihres Erbes an Überlieferungen kennt.

Rein und für sich allein finden wir die geistige Inzucht nur selten ausgeprägt. Am ehesten tritt sie in den größeren Sprachinseln aus dem Mittelalter oder in solchen, die von ihrer Umwelt durch einen schroffen Kulturabfall geschieden sind, auf. In Galizien äußert sie sich meist in Verbindung mit dem schon gekennzeichneten Zuge zum Ausgleiche. An und für sich kommt die geistige Inzucht nur in den ältesten der Sprachinseln vor und erscheint ziemlich verschieden gerichtet, bald Sage, bald Lied oder andere Überlieferungen aufgreifend.

Ein eigenartiges Beispiel für das Überwuchern einzelner Sagengruppen bietet das verhältnismäßig recht junge wolhynische Deutschtum. Es ist von seiner ukrainischen Umwelt noch zu streng abgeschlossen, als daß hier der Ausgleich mit dem Sagengute der Ukrainer maßgebend wäre. Außerdem aber ist es in seiner eigenen Sagenentwicklung formal erst auf der Stufe des Heimischwerdens in der wolhynischen Landschaft angelangt. Wenn trotzdem unter diesen Menschen eine Fülle von Alpsagen samt zahllosen Spielformen derselben lebendig ist und andere Typen fast überwuchert werden, so klärt sich der Widerspruch bei der Feststellung, daß die Deutschwolhynier schon vor ihrer Einwanderung Sprachinseldeutsche waren. Sie kamen meist aus Kongreßpolen und ihr Sagengut hat schon dort die Wandlung zur Häufung der Alptypen mitgemacht.

Die Endstufe der bisher beobachteten Entwicklungsreihe des Sagengutes verkörpern einzelne, aus dem Mittelalter stammende, deutsche Sprachinseln des Ostens. Durchgreifende Wandlungen treten in deren Sagengute nicht mehr auf und man kann von einem beginnenden Vergreisen dieses Zweiges der volklichen Überlieferungen sprechen. Diese Endstufe scheint von allen größeren mittelalterlichen Sprachinseln in der Bielitz-Bialaer Gruppe am schärfsten ausgeprägt zu sein.

Hier ist der Ausgleich durch wechselseitige Beeinflussung von Deutschen und Polen schon zu einem merklichen Abschlusse gelangt: es gibt in der Sprachinsel nur mehr einige verkümmernde Sagentypen, die unter den umwohnenden Polen nicht bekannt sind. Wesentlich ist jedoch: während in der Sprachinsel die beiden Völkern gemeinsamen Sagen herrschend geworden sind, besitzt die slawische Umwelt, die ja zum geschlossenen polnischen Volksgebiete gehört, daneben noch eine Menge anderer Sagentypen. Diese haben in der Sprachinsel, trotz deren über 600 jährigen Bestand, nie dauernd Fuß fassen können und blieben jenseits der Sprachgrenze. In wie weit das Sagengut der ostschlesischen und westgalizischen Polen unter deutschem Einflusse steht, bedarf erst einer genaueren Untersuchung. Polnische Forscher Westgaliziens haben diesen Einfluß angedeutet, aber noch nicht in exakter Beweisführung oder größerem Zusammenhange klargestellt.

Wiewohl die Bielitz-Bialaer Sprachinsel zum schlesischen Sprachgebiete gehört, fehlen ihr jene im übrigen Schlesien lebendigen und den Polen unbekannten Sagengestalten, wie etwa die vom Nachtjäger, Fenixmännchen, Erdmännchen, Zwergen, Buschweibeln usw. Ob sie jemals in der Sprachinsel vorhanden waren und durch den Ausgleich mit der slawischen Umwelt verloren gingen, wird kaum zu klären sein. Tatsache bleibt nur, daß in den jungen Sprachinseln derlei deutsche Typen in Fülle vorhanden sind und daß auch in fast allen anderen mittelalterlichen Sprachinseln des Ostens und Südostens, wie etwa der Zips, Kremnitz-Proben, Siebenbürgen, der Gottschee usw., Bruchstücke solcher Sagengruppen vorzufinden sind. So scheint die Bielitz-Bialer Sprachinsel den am weitesten entwickelten Typus unter den alten Sprachinseln darzustellen. Trotzdem zeigt sich noch ein Unterschied gegenüber der slawischen Umwelt, der für die Sagenforschung jenseits des geschlossenen Volksbodens von Bedeutung sein dürfte. Gekennzeichnet wird dieser Formenunterschied vor allem durch folgende Tatsachen:

a) die Verschiedenheit der Reife zwischen der Sprachinsel und ihrer polnischen Umwelt, vor allem den goralischen Beskidenbewohnern. Diese Spannung in der Reife drückt sich in den herrschenden und fehlenden Glaubensvorstellungen (Vampyr-, Werwolfsglauben und anderen unter den Polen) aus. Sie bringt es mit sich, daß der polnische Bauer in seinen Sagen und Glaubensvorstellungen einfacher ist, als sein deutscher Nachbar, zäher an ihnen hängt, lebendigere und motivreichere Formen besitzt, ausgeprägtere Erlebnisse mitmacht. Dies alles kann aber durch städtischen Einfluß und sonstige äußere Ursachen stark mitbedingt sein.

b) Das Fehlen von polnischen, der Umwelt bekannten Sagengruppen, die die Sprachgrenze nicht überschritten haben (Hagelmänner, Scherenmann usw.)

c) Die starke Fülle an Geschichtssagen in der Sprachinsel, die eine deutsch-protestantische Färbung besitzen und sogar in dieser Form von der slawischen Umwelt vielfach übernommen wurden (Sagengruppen um Gustav Adolph, Reformationszeit).

Ein Vergleich mit der wendischen Volksinsel im deutschen Sprachgebiete ergibt einen eigenartigen Gegensatz, der sich nur aus der volklichen Sonderart heraus erklären läßt. Die Wenden haben, trotzdem sie etwas früher als die Beskidendeutschen zu Sprachinselmenschen wurden, die ihnen eigentümlichen, slavischen Natursagen (Připołdnica, Dźiwica, Wurlawy usw.) erhalten, die Deutschen der Bielitz-Bialaer Sprachinsel ihre hingegen nicht. Dafür aber fand bei den Wenden eine stärkere Übernahme deutscher Geschichtssagen statt und gab der ganzen Schichte ihrer historischen Sagen ein deutsches Gepräge, während bei den Beskidendeutschen der Vorgang umgekehrt ist: die Sprachinsel schafft Geschichts-

sagen deutscher Färbung und gibt sie zum Teil an ihre slavische Umwelt weiter. Es scheinen nach diesem Vergleiche für die Sprachinseln die slawischen Natur- und die deutschen Geschichtssagen die größere Lebenskraft zu besitzen.

Bei Kümmerformen von Sprachinseln geht die Entwicklung ungewöhnlich rasch vor sich, so daß zu gleicher Zeit Anfangs- und Endformen nebeneinander beobachtet werden können. Wir besitzen in der kleinen westgalizischen Streusiedlung Zabnica südlich der Bielitz-Bialaer Sprachinsel ein ganz typisches Beispiel. Dorthin kamen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa 12 deutschböhmische Familien schlesischen Stammes. Mischehen trugen slawisches Sagengut in diese winzige Sprachinsel. Heute, knapp vor ihrer gänzlichen Slawisierung, zeigt sie ein eigenartiges Bild: typisch deutschschlesische Sagen vom Nachtjäger, den Buschweibeln, Windmandl, Windweibl usw. werden neben rein polnischen vom przystemp[2]), wobiec[3], nocznicy[4]), den Wettermachern und anderen erzählt. Die Sagenentwicklung zeigt noch starke Züge aus der alten deutschböhmischen Heimat, ist formal erst beim Heimischwerden in der Beskidenlandschaft angelangt. Die der slawischen Umwelt fremden Sagen bestimmen, im Gegensatz zum Typus der großen altschlesischen Bielitz-Bialaer Sprachinsel, noch wesentlich das Bild der Überlieferungen.

III. Unterschiede im Sagengut der einzelnen Siedlungsgruppen.

Das von uns unter den Vorkarpathendeutschen gesammelte Sagenmaterial umfaßt etwa 730 Nummern bei den ostschlesisch-westgalizischen Altkolonisten, 600 bei den galizischen Pfälzern und 250 bei den galizischen Deutschböhmen. Es ermöglicht mithin eine genauere Untersuchung der örtlichen und stammlichen Unterschiede. Dennoch sollen, um den Rahmen der Arbeit nicht zu sprengen, nur die Sondermerkmale der drei Hauptgruppen: Südwestdeutsche, Deutschböhmen und Schlesier, herausgearbeitet werden. Unberücksichtigt bleiben die feineren Verschiedenheiten zwischen den im Lande ansässigen Böhmerwäldlern und Egerländern einer-, Pfälzern, Hessen usw. anderseits. Die Verwandtschaft zwischen diesen im Mutterlande benachbarten Stämmen ist schon dort eine ziemlich starke. Im Karpathenvorlande aber haben außerdem noch durch den Ansiedlungsprozeß und die bisherige Sprachinselentwicklung weitgehende Vermengungen zwischen Böhmerwäldlern und Egerländern, ebenso zwischen Pfälzern, Hessen und Württembergern stattgefunden. Dagegen ist eine Zusammenwürflung von Böhmerwäldlern und Pfälzern oder Pfälzern und Schlesiern in ein und derselben Siedlungsgruppe nicht erfolgt, weder zur Zeit der Einwanderung, noch während der Gründung von Tochtersiedlungen[5]).

Es zeigt sich, daß die stammlichen Unterschiede im Sagengute der Vorkarpathendeutschen stofflich leicht zu erfassen und vielfach dieselben wie in den Her-

---

2) Eine Art Hexenkraut.
3) Zauber oder Wechselgeld.
4) Nachtlichter = Irrlichter.
5) Eine einzige Ausnahme bildet die schon stark polonisierte Siedlungsgruppe um Kamionka-Strumilłowa, in der Deutschböhmen, Pfälzer und Schlesier zusammenleben. Das dort von uns gesammelte Sagenmaterial ist zu dürftig, um daraus entwicklungsgeschichtliche Schlüsse ziehen zu können. Zur Geschichte, stammlichen Gliederung und Polonisierung dieser Siedlungsgruppe vgl. Ing. Walter Kuhn: Die deutschen Siedlungen bei Kamionka-Strumilłowa, Deutsche Blätter in Polen, Jahrg. V, Heft 11.

kunftgebieten der Kolonisten sind. So besitzen die Deutschböhmen Galiziens an nur ihnen eigentümlichen Sagengestalten: die Holzfräuleins, den Bimetzschnitter, den Hausgeist Wolperl, Tillertänzer; Sagen vom Wunderberg, Berg Tabor, Kaiser Karl und seinem schlafenden Heere, Spielberg u. a. mehr. Die Kolonisten aus Südwestdeutschland[6]) kennen für sich allein Sagen vom Rotmännche, Schwarzmännche, Hepp-Hepp, Muhkalb, Nachtweib, Feldweib usw., die schlesischen Neukolonisten wiederum Sagen vom Buschweibl, Windmandl u. a.

Darüber hinaus zeigen aber auch die diesen drei Siedlergruppen gemeinsamen Sagentypen Formen stammlicher Sonderprägung. So ist z. B. die Gestalt des wilden Jägers bei den schlesischen Neukolonisten im Beskidischen nur als „Nachtjäger" bekannt, bei den Südwestdeutschen im Dobromiler Bezirk (Steinfels, Obersdorf, Makowa usw.)[7]) tritt an seine Stelle das „Wildkehr" oder „Willkür", bei den Deutschböhmen Ostgaliziens die „Wilde Jagd". Das Alpdrücken wird bei den schlesischen Neukolonisten durch den „Alp", bei den Pfälzern durch das „Drückemännche" oder die „Mahr", bei den Deutschböhmen durch die „Drud" verursacht. Solcher, aus der alten Heimat mitgebrachter Sonderheiten in gemeinsamen Sagentypen gibt es noch eine ganze Reihe.

Wesentlich für die Entwicklung des deutschen Sagengutes in Galizien ist, daß sich die oben angeführten stammlichen Unterschiede nur in den seltensten Fällen verwischen. Ursachen dafür sind: a) der zeitliche Abstand zwischen den einzelnen Kolonisationswellen (13., 18. und 19. Jahrhundert), b) die räumliche Verteilung in viele kleine, weit auseinanderliegende Sprachinseln und c) teilweise auch die bis in die Gegenwart hinein wirkende religiöse Scheidung in Katholiken, Protestanten und Mennoniten. So sind die den katholischen Deutschböhmensiedlungen zunächst gelegenen pfälzischen Ortschaften fast durchwegs evangelisch und das religiöse Moment wirkt hier noch trennender als das stammliche. Aus all diesen Tatsachen heraus findet kein gegenseitiges Verstärken des der slawischen Umwelt fremden Sagengutes statt; seine Abgeschlossenheit bleibt erhalten. Und damit wird auch sein künftiges Schwinden unterstützt.

Um diese, für die Vorkarpathendeutschen typische Unberührtheit der stammlichen Erbwerte besser zu verstehen, soll hier das Beispiel, das uns das wolhynische Deutschtum bietet, zum Vergleiche herangezogen werden. Dort sind bei der Landnahme stammlich verschiedene Menschen bunt durcheinander gewürfelt worden. Die Einwanderung verlief fast durchwegs gleichzeitig, absolut nicht nach Stämmen geschieden. Eine räumliche, wie auch religiöse Trennung in dem Maße, wie in Galizien, gibt es nicht. Die Deutschwolhynier wohnen in viel kompakteren Massen und sind durchwegs evangelisch, allerdings tritt unter ihnen das Sektenwesen stark hervor und schafft Spaltungen. Stammlich am meisten durcheinander gemengt wurden die Niederdeutschen und die Schlesier. Sie haben auch ihre Mundart am frühesten zugunsten einer stark „wolhynisch" gefärbten hochdeutschen Umgangssprache aufgegeben. Nur die sogenannten „Schwaben", galizische Pfälzer und aus der Lodzer Gegend (Kongreßpolen) eingewanderte Südwestdeutsche, haben sich etwas abgeschlossener erhalten. Aber auch ihrer Mundart Tage dürften gezählt sein und ihr Sagengut gleicht sich langsam dem der anderen Deutschwolhynier an.

---

[6]) Die im Folgenden wegen des starken Überwiegens des pfälzischen Elementes unter ihnen einfach Pfälzer genannt werden sollen.

[7]) Die angeblich „echte", d. h. mit anderen Südwestdeutschen nicht vermischte, Württemberger sind.

Es überwiegt in Wolhynien, entsprechend der prozentuellen Beteiligung der einzelnen Stämme, niederdeutsches Sagengut. Die schlesischen Sondertypen sind stark zurückgedrängt worden und die der Südwestdeutschen dürften auch bald schwinden. Dagegen haben sich norddeutsche Sagentypen ziemlich klar erhalten, so z. B. der Schimmelreiter, der Alp aus „Engelland", Alp als Siebrand und derlei mehr. Am meisten an Lebensraum haben bei diesem Entwicklungsprozeß die den deutschen Stämmen Wolhyniens gemeinsamen Sagengruppen gewonnen, unter ihnen auch solche, welche die umwohnenden Ukrainer nicht kennen. So sind z. B. die Sagen vom Nachtjäger, der wilden Jagd in breiter Schicht zu finden, viel lebendiger, als in den Herkunftsgebieten der Deutschwolhynier: in Kongreßpolen und Nordostgalizien. An ihr Schwinden ist in absehbarer Zeit nicht zu denken; es zeigt sich hier, daß durch die Stammwerdung des „Deutschwolhyniers" die deutschen Natursagen, die ein volkliches Unterscheidungsmerkmal gegenüber den benachbarten Ukrainern bedeuten, verstärkt und widerstandsfähiger geworden sind.

Zu besprechen sind nun noch die formhaften Verschiedenheiten im Sagengute der Vorkarpathendeutschen. Die Deutschböhmen besitzen die reichste Fülle an typisch deutschen Natursagen. Ein statistisches Beispiel über den Reichtum an Geschichten von der wilden Jagd deutet den Unterschied an: von 102 in der Siedlungsgruppe Felizienthal, Annaberg, Karlsdorf usw.[8]) gesammelten Sagen berichten 14 von der wilden Jagd. Davon spielen 4 noch in der alten, sudetendeutschen Heimat, 9 sind von den Erzählern oder ihren nächsten Verwandten selbst erlebt worden und nur 1 ist allgemein gehalten. Vergleichen wir damit die in der etwas nördlich gelegenen pfälzischen Siedlungsgruppe um Drohobycz und Stryj[9]) gesammelten 137 Sagen, so finden sich nur 5, die Motive der wilden Jagd (feurige Kalesche in der Luft, nächtliche Wagenzüge durch die Scheune, den Stall) enthalten. Alle 5 sind in der ostgalizischen Landschaft daheim, 4 vom Erzähler oder seinen Angehörigen erlebt worden. Verloren gegangen sind der Name und typische Einzelmotive der wilden Jagd, der Übergang zu gewöhnlichen Spuk- und Teufelsgeschichten ist gegeben.

Hier setzt dann der Ausgleich mit slawischem Sagengute ein: nächtliche Wagenzüge, feurige Kutschen und Teufelsfahrten sind dem Ukrainer faßbarer als die Gestalt des wilden Jägers. Er weiß zu solchen Erlebnissen ein paar formal verwandte Geschichten zu berichten[10]) und hilft so indirekt den Zersetzungsprozeß, dem die Natursagen infolge mangelnden Zustromes so wie so leicht verfallen, noch beschleunigen[11]).

---

[8]) Im Bezirke Skole, südlich von Lemberg in den ostgalizischen Karpathen gelegen.

[9]) Brigidau, Gassendorf, Gelsendorf, Josefsberg, Königsau, Neudorf und Neu-Oleksice.

[10]) Vgl. dazu ukrainische Sagen, wie Nr. 26, 35, 36, 56, 89 uff. der Huatjuk'schen Veröffentlichung in Bd. XII der Ethnographischen Sammlung der Ševčenkogesellschaft in Lemberg. Es besteht freilich zwischen ihnen und den oben genannten Geschichten von nächtlichen Wagenzügen uff. noch ein starker Unterschied der Form, wie auch ihrem ganzen Gehalte nach, aber trotzdem ist eine gewisse Annäherung unverkennbar.

[11]) Ein paar Randbemerkungen über den Einfluß christlicher Glaubensvorstellungen auf die Entwicklung des Sagengutes in den Sprachinseln und den Ausgleich. Die Christianisierung von Sagentypen, die Ablösung vieler Sagengestalten durch den Teufel, der ihre Funktionen übernimmt, ist ja bekannt und in jeder landschaftlichen Sagensammlung durch eine Reihe von Beispielen belegt. Dieser Vorgang, bei zwei benachbarten Völkern mit gemeinsamer christlicher Religionsanschauung stärker auftretend, muß auf ihr Sagengut gleichmachend einwirken. Er läßt die Verschiedenheit der mythischen Glau-

Von den rund 250 Sagen der Deutschböhmen Galiziens wurden uns noch 57, also etwa 22%, als „in der alten Heimat geschehen" erzählt. Unter den rund 600 pfälzischen Sagen spielt kaum 1% in der alten westdeutschen Heimat und unter den schlesischen Altkolonisten gibt es nicht einmal eine Andeutung, daß sie Sagen besessen haben könnten, die in einer anderen Landschaft daheim waren. Es zeigt sich hier scharf und eindeutig das fast endgültig vollzogene Heimischwerden der Pfälzersage in Galizien. Von den 5 noch in Westdeutschland handelnden Geschichten ist eine schon vor etwa 20 Jahren aufgezeichnet worden, die 4 andern stammen aus Theodorshof, der letzten Neugründung aus Deutschland kommender Einwanderer. Es entstand im Jahre 1824, also verhältnismäßig spät. Bei den Deutschböhmen finden wir, vor allem bei der älteren Erzählergeneration, in fast allen Kolonien Sagen, die sich formal noch nicht von der alten Heimat losgelöst haben.

Ein weiterer Unterschied stammlicher Herkunft ist auch der: Der Deutschböhme Galiziens ist im Durchschnitt viel leichter zum Erzählen zu bringen, als der Pfälzer. Er ist reicher an Sagen, weniger kritisch, seine Glaubensvorstellungen sind stärker ausgeprägt, seine Erzählungen motiv- und handlungsreicher. Der schlesische Neukolonist wiederum neigt, bei einer ziemlich lebendigen Phantasie und einer Fülle eigener Sagen, rascher zur Annahme slawischer Glaubensvorstellungen. Sie scheinen ihm vertrauter, leichter faßlich zu sein als dem Pfälzer und Böhmerwäldler. Es ist auch so: die Pfälzer kamen aus einem alten Volksgebiete von kultureller Reife und ziemlich abgeschlossener Entwicklung; die Böhmerwäldler aber aus einem Lande, das als deutscher Volksboden erst 6—8 Jahrhunderte später erschlossen wurde und die Schlesier endlich sind der jüngste der deutschen Stämme. Sie zeigen in ihrer Volkskunst neben Zügen aus dem Fränkischen, Hessischen, Thüringischen und Flämischen auch wendische, polnische und tschechische, also slawische Einflüsse[12]). Ebenso erinnert vieles in ihrem Sagengute an die Nähe der slawischen Nachbarn[13]); darum erscheint auch die leichtere Annahme slawischer Glaubensvorstellungen in Galizien verständlich. Schwerer aber ist ihr eigenartiges Versagen als Neukolonisten zu deuten, das verhältnismäßig rasche Schwinden ihrer Sprachinseln, das durch wirtschaftlichen Niedergang, Abwanderung oder Polonisierung verursacht wird.

Es wäre noch einiges zu den unmittelbaren Einflüssen der slawischen Umwelt auf die einzelnen Siedlungsgruppen zu sagen. Am schärfsten äußern sie sich natürlich in den Einsiedlungen deutscher Menschen in slawische Dörfer und den Kümmerformen von Sprachinseln. Das Beispiel von Zabnica ist schon auf S. 101 erwähnt worden, ganz das gleiche Bild bieten die wenigen Deutschen von Hundstal (Psia dolina) in den Beskiden östlich der Babiagóra. Beide Siedlungen

bensvorstellungen langsam undeutlicher werden und zerstört allmählich volkliche Sonderprägungen. In den Grenzgebieten zweier Völker verliert derjenige Sagentypus, der einer fortgeschrittenen Christianisierung anheimgefallen ist, an Sonderart und wirkt auf den Nachbarn nicht mehr so fremdartig. Die um diesen Sagentypus sich gruppierenden Motive, die sich alsdann an die Gestalt des Teufels knüpfen, werden bedeutend leichter Wandermotive, als etwa Motive um die Gestalt des wilden Jägers. Damit werden auch die Sagengrenzen zwischen beiden Völkern unklar, die Übernahme häufiger. Weit wirksamer als an der Grenze zweier Völker kann sich dieser Vorgang natürlich in Sprachinselgebieten, besonders kleinen, äußern.

[12]) Vgl. Grundmann, Hahm: Schlesien. Bd. 8 der „Deutschen Volkskunst", hrsg. v. E. Redslob, München. S. 8.

[13]) Vgl. in Kühnau, Schlesische Sagen, die Häufung der Wassermannssagen gegen die polnische Sprachgrenze zu u. a. m.

wurden durch Schlesier gegründet und liegen im polnischen Sprachgebiete. Letnia in Ostgalizien, im Drohobyczer Bezirke, ist durch eine Einsiedlung von Pfälzern in ein ukrainisches Dorf zur Kümmerform geworden. Die wenigen Deutschen zeigen typische Ausgleichsformen: es treten sogar Mischehen auf, Kleidung und Hausrat stehen unter ukrainischem Einflusse und ihr Sagengut ist bar der deutschen Natursage. Dafür haben sie einzelne slawische Glaubensvorstellungen angenommen, erzählen Geschichten vom Schreck, ruhlosem Geist im Zicklein, der weißen Frau mit Sense und goldenen Eckzähnen usw.

Anders ist die Sachlage bei den echten Sprachinseln. Hier sind die slawischen Einflüsse weitaus geringer, am geringsten unter den Böhmerwäldlern und Egerländern. Die pfälzischen Sprachinseln sind im polnischen Volksgebiete den slawischen Einflüssen bezüglich der Sage stärker ausgesetzt, als im Ukrainischen. Hier äußert sich der Reifeunterschied zwischen dem westlich eingestellten Polen und dem Ukrainer: Letzterem gegenüber fühlt sich der einfache deutsche Bauer noch viel überlegener, als gegenüber dem Polen und ist darum auch für ukrainische Einflüsse schwerer zugänglich. Typisch für diese Tatsache ist ja, daß sich der Deutsche in Ostgalizien, also auf ukrainischem Volksboden, eher polonisiert als ukrainisiert[14]). Stärkeren polnischen Sageneinflüssen ist die Sandetzer Sprachinselgruppe ausgesetzt. Sie wurde in einem schon durch die mittelalterliche deutsche Kolonisation erschlossenen Gebiete angelegt und war darum gleich von allem Anfange an benachteiligt: die umwohnenden Polen besaßen eine starke Widerstandsfähigkeit, das Gebiet war dicht besiedelt und wirtschaftlich fortgeschritten. Von den kleinen deutschen Siedlungseinheiten gingen viele nach kurzer Scheinblüte ein. Die übrigen[15]) zeigen in ihren Sagen ziemliche Änderungen gegenüber den übrigen Pfälzersiedlungen aus der josephinischen Zeit. Es fehlen die sonst fast überall vorhandenen Sagen vom Nachtweib, den Wichtelmännerchen, dem Rotmännche. Erhalten haben sich noch Sagen von der wilden Jagd und vom Hepp-Hepp, einem Feldgeist. Eingedrungen sind Sagen vom Wassermann, der meist „topielec“ genannt wird; gehäuft haben sich auch Sagen von der weißen Frau als Todankünderin. Einzelne Hexengeschichten von Goralen (polnischen Bergbewohnern) sind im Umlauf, daneben aber gibt es noch ziemlich viel Geschichten von weißen oder kopflosen Geisterpferden, die mit Motiven und Sagen von der wilden Jagd in Verbindung gebracht werden.

In den pfälzischen Siedlungen Ostgaliziens sind die slawischen Einflüsse weitaus geringer. Sie erstrecken sich vor allem auf deutsche Zuwanderer aus ukrainischen Dörfern, meist Handwerker, die lange Zeit in einem Ukrainerdorf ihr Gewerbe ausübten[16]). Trifft man beim Sagenaufzeichnen in den Pfälzersiedlungen auf solch einen Rückwanderer, dann stößt man hie und da auf slawische Glaubensvorstellungen, die aber nur in den seltensten Fällen im Dorfe heimisch werden, meist Erzählerbesitz bleiben. Eingedrungen in die Deutschsiedlungen in den Ostkarpathen, auch in die der Deutschböhmen, sind Sagen von dem ukrainischen

[14]) Vgl. das schon genannte Beispiel von Kamionka-Strumiłłowa, wo die Deutschen sich trotz ihrer ukrainischen Umwelt stark polonisiert haben.

[15]) Deutsch-Biczyce, Deutsch-Dąbrówka, Deutsch-Gołkowice, Hundsdorf, Olszanka, Stadlau, Unterbach.

[16]) Sie bilden einen natürlichen Menschenspeicher für die deutschen Kolonien in Galizien und füllen die durch Auswanderung geschwächten Orte wieder auf. Ihre Zahl dürfte um 1900 herum am größten gewesen sein, 1921 sind es unter den Evangelischen Galiziens noch 15 186, also rund 48%. Ihr Sagengut harrt noch der Sammlung und Untersuchung.

I. Tabelle des Sagengutes verschiedener Siedlungstypen.

Vorkommende Sagenarten	Siedlungstypen							
		Südwestdeutsche				Einsiedlungen		
	Felizienthaler Gruppe	Malowa und Steinfels	Bruckenthaler Gruppe	Dornfelder Gruppe	Sandetzer Gruppe	Jabnica	Letnia	Kunzendorf (Lipnik)
	ausgedrückt in Prozenten							
Wilde Jagd, Nachtjäger, Willkür, Wildbeer	12,7	17,6	—	—	3,9	2,9	—	—
Buschweibel, Holzfräuleins	3,8	—	—	—	—	2,9	—	—
Wichtelmännerchen, Zwerge	3,9	1,7	—	5,5	—	—	—	—
Hepp-Hepp, Nachtweib	—	1,7	—	—	1,9	—	—	—
Rot- und Schwarzmännche	—	3,5	—	1,4	—	—	—	—
Windmandl	—	—	—	—	—	4,3	—	—
Mubkalb	—	—	21,6	—	—	—	—	—
Beiläufige Summe	20 %	24 %	22 %	7 %	6 %	10 %	—	—
Schlafendes Heer, Wunderberg, Weltschlacht	7,8	—	—	—	—	5,7	5,0	0,9
Geschichts- und Ortssagen	6,9	1,7	—	18,0	1,9	2,9	10,0	23,3
Beiläufige Summe	15 %	2 %	—	18 %	2 %	9 %	15 %	24 %
Gespenstische Tiere, Spuk	6,1	17,6*	2,8	8,2	20,7*	4,3	15,0	12,0
Irrlichter, unerlöste Seelen	6,9	12,3	10,3	2,8	7,5	1,4	5,0	7,8
Goldfeuer, Schätze, Räuber	12,7	1,7	2,8	2,8	1,9	18,5	5,0	9,5
Alp, Drückemännchen, Drud, Mahr	13,7	7,1	21,6	5,5	1,9	10,0	—	6,9
Teufelsgeschichten	2,0	5,3	5,4	8,2	5,7	5,7	15,0	2,6
Wiederkehrende Tote, Todanzeigen	2,9	12,3	8,2	10,0	11,3	7,2	5,0	2,6
Weiße Frau	1,0	3,5	2,8	1,4	7,5	1,4	10,0	0,9
Bann, Zauber, Freimaurer	2,9	5,3	5,4	18,0	15,0	8,6	5,0	7,8
Hexen, Milchzauber	5,9	3,5	13,5	12,6	9,5	7,1	10,0	11,2
Beiläufige Summe	54 %	69 %	73 %	70 %	81 %	64 %	70 %	61 %
Wassermann, topielec	—	—	—	—	11,3	7,1	—	7,8
Schreck, Ruhlose Geister	—	—	—	—	—	—	10,0	0,9
Mittagsgespenst, Wirbelwind	—	—	—	—	—	—	5,0	1,6
Hagelmänner	—	—	—	—	—	5,7	—	—
Beiläufige Summe	—	—	—	—	11 %	13 %	15 %	10 %
Sonstiges	10,8	5,2	5,6	5,6	—	4,3	—	4,2
Zahl der in der betreffenden Siedlungsgruppe aufgezeichneten u. zum Vergleich herangezogenen Sagen	102	57	41	72	54	70	25	116

* Vorherrschen von Sagen über weiße und kopflose Geisterpferde, die auch mit Motiven von der wilden Jagd im Zusammenhang stehen.

II. Tabelle des Sagengutes der jungen galizischen Sprachinseln und ihrer deutschen Nachbarn.

Vorkommende Sagenarten	Bielitzer deutsche	Junge Sprachinseln Galiziens	Deutschtum Wolhyniens und der Polesie	Anmerkungen
Wilde Jagd	—	27	59	
Schimmelreiter, Feurige Kalesch, Wagen in der Luft	3*	17	14	* Letzte Spuren einer untergehenden Sagengruppe.
Buschweibl, Feldweib, Holzweibl, Nachtweib	—	11	2	
Zwerge, Wichtelmänner, Kobolde, Riesen	—	18	6	
Hepp-Hepp, Bimetzschnitter, Hockauf	—	8	1	
Rot- und Schwarzmännche	—	9	4	
Feuermännchen	5*	1	1	* Auf die Stadt Bielitz beschränkte Sagengestalt.
Muhkalb	—	8	—	
Windmandl, Windische Braut, Windschlange	5	10	7	
Wilder Mann	5	2	1	
Summe	18	111	95	
Geschichts- und Ortssagen	137*	52	9	* Sagenzyklus vom Schwedenkönig usw.
Schlafendes Heer, letzte Weltschlacht, letzte Dinge	3	18*	4	* Unter den Deutschböhmen Sagen vom schlaf. Kaiser.
Summe	140	70	13	
Gespenst. Tiere, Spuk, Schuld und Sühne	54	86	62	
Hausspuk, -geister	8	24*	14	* Hausteufel, oft stark ukrainischer Einschlag.
Drach, Nahrungsgeist	1	12	7	
Goldfeuer, Vergrabene Schätze, Räuber	60*	47	41**	* Zyklus vom Räuberhauptmann Klimczok. ** Keine Räubersagen.
Irrlichter, erlöste und unerlöste Seelen, Irrwurz usw.	51	69	39	
Alp, Wechselbalg	42	64	91*	* Starke Häufung der Alpsagen.
Teufel, Freimaurer	29	39	35	
Wiederkehr. Tote, Todanzeigen	74	82	58	
Weiße Frau*	22	21	1	* Polnischer, ukrainischer Einfluß mitwirkend.
Bann, Zauber	41	68	68	
Hexen	37	71*	29	* Starke Häufung der Hexengeschichten.
Summe	429	583	445	

Vorkommende Sagenarten	Beskiden-deutsche	Junge Sprachinseln Galiziens	Deutschtum Wolhyniens und der Polesie	Anmerkungen
Wassermann, topielec . . .	45	16*	3	* In der stark polonisierten Sandezer Gegend und Kümmerformen von Sprachinseln
Werwolf, wolkolak	3	1	10	
Mittagsgespenst	4	—	—	
Berggeist	9*	—	—	* In die Anhalt-Gatscher Sprachinsel aus d. Polnischen eingedrungen, urspr. deutsche Sagengestalt (starbnik).
Straschak, Schreck, Bida . .	5	3	—	
Hagelmänner, pierony . . .	—	7*	1	* Meist in der Zwergsiedlung Jabnica.
Kottun, Weichselzopf . . .	1	—	2	
Summe	67	27	16	
Sonstiges	18*	7	7	* Viel Glockensagen.
Legenden, Fabeln, Schwänke usw.	61	60	54	
Summe der zum Vergleich herangezogenen Sagen . .	733	858	630	

Räuber Dobusch, über den unter den Kleinrussen eine stattliche Fülle von Geschichten im Umlaufe ist.

IV. Randbemerkungen zu den Sagentabellen.

A. Tabelle des Sagengutes der verschiedenen Siedlungstypen:

Diese Tabelle soll ein Versuch sein, die bisher gekennzeichneten Unterschiede im Sagenbestande der einzelnen Siedlungsgruppen Galiziens statistisch zum Ausdrucke zu bringen. Es lassen sich auf diese Weise nur gröbere Unterscheidungsmerkmale (Vorhandensein und Fehlen einzelner Sagenarten) veranschaulichen, inhaltliche Verschiedenheiten mußten unberücksichtigt bleiben. Solch eine Tabelle zeigt zum Beispiel gar nicht, daß die weiße Frau in Kunzendorf als todanzeigende weiße Gestalt, in Letnia aber mit Sense und goldenen Eckzähnen gesehen wurde. Sie zeigt nicht, daß es sich in Jabnica beim Schlafenden Heer um die Soldaten der hl. Hedwig (poln. Einfluß), in Felizienthal um den Wunderberg und die Soldaten Karls des Großen handelt, der mit dem Großvater Napoleons kämpft und derlei mehr.

Trotz dieser Fehlerquelle ergibt die Tabelle doch ziemlich anschauliche Aufschlüsse. Die einzelnen Sagengruppen wurden nicht organisch, sondern nach folgenden Gesichtspunkten angeordnet: Zuerst kommen jene, die dem umwohnenden Slawen so fremd sind, daß er auf ihre Entwicklung in der Sprachinsel keinen Einfluß nehmen kann, dann die Fülle der Glaubensvorstellungen und Spukgeschichten, die beiden Völkern gemeinsam sind und daher sich gegenseitig stark ergänzen und zum Schlusse jene, bei deren Bestand in der Sprachinsel der slawische Einfluß eine große Rolle spielt, wobei aber nicht gesagt sein soll, daß es sich um dem deutschen Volke fremde Sagenarten handelt.

Zum Vergleiche wurden möglichst typische Vertreter der einzelnen Siedlungsgruppen und -arten gewählt:

1. Die Felizienthaler Gruppe entspricht den auf ukrainischem Volksboden gelegenen deutschböhmischen Siedlungen, deren kulturelle Entwicklung noch keine sichtbare Beeinflussung durch städtische Zivilisation oder slawische Umwelt aufweist. Felizienthal, Karlsdorf und Annaberg, die den Kern dieser Siedlungsgruppe darstellen, entstanden um 1835. Die Ansiedler kamen aus dem Egerlande, wie auch dem Böhmerwalde, und sind Katholiken.

2. Makowa und Steinfels, zur Bandrówer Siedlungsgruppe gehörig, wurden 1783 gegründet. Die Ansiedler kamen aus Südwestdeutschland und sollen in ihrer überwiegenden Mehrheit Württemberger Schwaben sein. Makowa und Steinfels liegen in dem ukrainischen Gebiete Mittelgaliziens, das von zahlreichen polnischen Sprachinseln durchsetzt ist. Ein, zwei deutsche Gemeinden in ihrer Nachbarschaft (katholische) gelten auch schon als ziemlich polonisiert. Die Kolonisten sind evangelisch und gehören zu den Ansiedlern südwestdeutscher Herkunft, die kulturell von der Stadt am wenigsten beeinflußt worden sind.

3. Die Bruckenthaler Gruppe entstand um 1786. Bruckenthal und Wiesenberg, die den Kern der Gruppe ausmachen, zählen zu den kulturell fortschrittlicheren katholischen Kolonien südwestdeutscher Herkunft. Trotzdem stehen sie, verglichen mit den evangelischen Kolonien, etwa erst auf der Reifestufe von Brigidau, also etwas über Makowa und Steinfels. Die Einwanderer sollen aus der Gegend von Mainz, Köln und Trier stammen, einige französische Familiennamen weisen auf lothringischen Einschlag hin. Die Siedlungen liegen auf ukrainischem Volksboden.

4. Die Lemberger Gruppe umfaßt vor allem Sagen aus Dornfeld, Lindenfeld und Reichenbach. Diese Orte entstanden um 1786. Es überwiegt bei ihnen das pfälzische Element. Die Kolonien sind evangelisch und zählen zu den zivilisatorisch am höchsten stehenden jungen Sprachinseldörfern Galiziens. Der städtische Einfluß Lembergs macht sich stark fühlbar und die ukrainische Umwelt ist von polnischen Einsprengungen durchsetzt.

5. Die Sandetzer Gruppe liegt im polnischen Sprachgebiete. Gegründet wurden die deutschen Kolonien um 1784, die evangelischen Einwanderer sind Südwestdeutsche. Das mittelalterliche Deutschtum der Gegend war zur Zeit ihrer Einwanderung schon längst polonisiert. Einige der deutschen Gründungen von 1784 sind längst eingegangen, bei den übrigen macht die Polonisierung Fortschritte. Starker städtischer Einfluß begünstigt diese Entwicklung, ebenso die wirtschaftliche Proletarisierung in einzelnen Gemeinden.

6. Zabnica, eine schwache deutschkatholische Einsiedlung in ein großes polnisches Beskidendorf in Westgalizien. Entstanden um 1850 herum, die Einwanderer sind Schlesier und stammen aus der Gablonz-Reichenberger Gegend in Nordböhmen. Mischehen mit den umwohnenden Polen, die ebenfalls katholisch sind, bilden die Regel und werden bald die gänzliche Polonisierung der wenigen deutschen Waldarbeiterfamilien mit sich bringen. Eine starke Abwanderung in der ersten Zeit des Bestehens trägt wohl die Hauptschuld an dem raschen Schwinden der Einsiedlung.

7. Letnia, eine Einsiedlung südwestdeutscher Menschen in ein ukrainisches Dorf. Um 1812 besteht die deutsche Einsiedlung schon, die heutigen Deutschen stammen meist aus dem benachbarten Josefsberg. Mischehen mit Ukrainern und damit verbundene Slawisierung kommen vor, bedrohen aber noch nicht den

deutschen Bestand. Die Kolonisten sind evangelisch, während ihre ukrainischen Nachbarn dem griechisch-unierten Glauben angehören. In ihrer kulturellen Reife stehen die Deutschen in Letnia weit unter denen von Makowa und Steinfels.

8. Kunzendorf, eine große deutschschlesische Gemeinde bei Biala in Westgalizien, hart an der Grenze von Ostschlesien. Die erste urkundliche Erwähnung des Dorfes geschieht 1326; Kunzendorf gehört zu der aus dem Mittelalter stammenden Bielitz-Bialaer Sprachinsel. Es zeigt auch deren Kulturformen und sein Sagengut stimmt mit dem der anderen Dörfer der Sprachinsel stark überein. Die Kunzendorfer sind zum Großteil katholisch, doch ist die Trennungslinie zwischen den katholischen und evangelischen Deutschen des Dorfes bei weitem nicht so scharf als in Ostgalizien, hat besonders volkskundlich wenig Bedeutung. Der städtische Einfluß ist stark, heute ist Kunzendorf (polnisch Lipnik genannt) zu Groß-Biala eingemeindet. Den rund 4000 Deutschen des Dorfes stehen etwa 5000 Polen gegenüber, die hauptsächlich städtische Fabrikarbeiter und Kleinhäusler sind.

B. Ergebnisse.

Es sollen hier kurz und schlagwortartig die wichtigsten Feststellungen, die sich aus der I. Tabelle ergeben, zusammengefaßt werden.

Die Summe der in den einzelnen Siedlungstypen vorhandenen (und den umwohnenden Slawen fremden) deutschen Natursagen (Wilde Jagd bis Muhkalb) ergibt: a) Ein Abnehmen derselben von den jungen, geschlossenen Sprachinseln zu den Einsiedlungen in slawische Dörfer und zu den mittelalterlichen Deutschorten hin. b) Unter den jungen Sprachinseln südwestdeutscher Herkunft ein Schwinden von den durch Stadt und slawische Umwelt unbeeinflußten zu den kulturell hochstehenden (Dornfelder Typus) und den stark slawisierten (Sandetzer Typus) hin. Es wirken mithin drei Faktoren zerstörend auf die deutsche Natursage: längere Abgeschlossenheit vom Mutterlande, slawischer Einfluß und städtische Zivilisation.

Die Summierung der Sagen vom schlafenden Heer mit denen der Geschichte und Landschaft ergibt ein Hervortreten der Deutschböhmen, der kulturell hochstehenden Dornfelder Gruppe, der Einsiedlung Letnia (hier handelt es sich aber meist um übernommene ukrainische Geschichts- und Ortssagen) und der alten Deutschsiedlung Kunzendorf.

Die den Deutschen und Slawen gemeinsamen Sagengruppen (Gespenst. Tiere bis Milchzauber) machen allüberall über die Hälfte des Sagenbestandes aus. Unter den Ansiedlungen südwestdeutscher Herkunft zeigt sich ein Anwachsen derselben gegen den Sandetzer Typus zu.

Slawische Sageneinflüsse (Wassermann bis Hagelmänner) beginnen erst beim Sandetzer Typus aufzutreten und schwellen gegen Letnia zu an[17]). Es zeigt sich hier das gerade Gegenbild zu den deutschen Natursagen.

Die Tabelle zeigt außerdem noch ziemlich deutlich, wie rasch bei Einsiedlungen in slawische Dörfer und Kümmerformen von Sprachinseln der in Abschnitt II angegebene Entwicklungsvorgang verlaufen kann. Zabnica, im Jahre 1847 gegründet, stellt noch eine Übergangsform dar, Letnia, schon 1812 vorhanden, hat gegenwärtig die Entwicklungsstufe des mittelalterlichen Kunzendorfer Typus erreicht.

[17]) Es muß nochmals ausdrücklichst betont werden: auch das deutsche Volk kennt Wassermannssagen. Aber in Galizien handelt es sich um Übernahmen aus dem Slawischen, darum auch der häufige Gebrauch des Namens topielec, utopiec.

C. Tabelle des Sagengutes der jungen galizischen Sprachinseln und ihrer deutschen Nachbarn. Diese Tabelle ist nach denselben Gesichtspunkten gegliedert, wie die vorhergehende, nur sind die Zahlen der einzelnen Sagenarten absolut angegeben, nicht prozentuell. Es soll durch die Tabelle der Unterschied zwischen den jungen galizischen Sprachinseln (entstanden nach 1781) und den westgalizischen Altkolonisten aufgezeigt werden. Der genaueren Kennzeichnung wegen wurde aber das Sagengut der ganzen Bielitz-Bialaer Sprachinsel (kurz „Beskidendeutsche" genannt) herangezogen, nicht bloß das ihres galizischen Anteils. Ebenso wurde das Sagengut der jungen wolhynischen Sprachinseln in die Tabelle mit einbezogen; es zeigt, daß die sich ergebenden Unterschiede zwischen jungen und alten Sprachinseln nicht auf ein einzelnes Siedlungsgebiet und bestimmte Stämme beschränkt sind, sondern gesetzmäßig zu sein scheinen.

Die so gefundenen Zahlenergebnisse decken sich durchwegs mit denen der vorhergehenden Abschnitte des Aufsatzes und denen der ersten Tabelle. Die deutsche Natursage ist in beiden jungen Sprachinselgebieten stark vertreten, unter den beskidischen Altkolonisten hingegen nur mehr in kargen Bruchstücken zu finden. Die Geschichts- und Ortssagen sind bei den Beskidendeutschen reichlich vorhanden und nehmen nach dem wolhynischen Deutschtum zu reißend ab. Es macht sich hier der Unterschied zwischen den 150 Jahren, die seit der Entstehung der jungen galizischen Sprachinseln verflossen sind, und den 75 Jahren seit der Entstehung des wolhynischen Deutschtums fühlbar. — Die primitiven Sagengruppen machen in allen drei Siedlungsgruppen über die Hälfte des ganzen Bestandes aus; slawische Sageneinflüsse nehmen von der ältesten Sprachinselgruppe zur jüngsten hin ab.

*

Benutztes Schrifttum und Quellennachweis:

Abkürzungen:

D. Bl. i. P. = Deutsche Blätter in Polen, Posen, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen.
H. u. V. = Heimat und Volkstum, Sonntagsbeilage der Schlesischen Zeitung, Bielitz, Polnisch-Schlesien.
O. Vbl. = Ostdeutsches Volksblatt, Lemberg, Galizien, Dom-Verlagsgesellschaft.
Sch. u. Sch. = Schaffen und Schauen, Mitteilungsblatt f. Kunst u. Bildungspflege i. d. Wojewodschaft Schlesien, Kattowitz, Verband deutscher Volksbüchereien.

I.

Hanslik, Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden, Gotha, Perthes 1908.
— Kulturformen der Bielitz-Bialaer Sprachinsel, in der Festschrift 3. Erinnerung a. d. Universitätsferialkurse f. Lehrer 1906. Bielitz, Pädag. Verein.
Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bd. III. Gotha, Perthes 1911.
— Die Deutschen in Galizien und der Bukowina, Frankfurt a. M. 1916.
Karasek, Grundsätzliches zur Sagensammlung der Karpathendeutschen. O. Vbl. vom 25. Mai und 30. Mai 1928.
Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Deutschtum und Ausland, Bd. 26/27. Münster 1929.
— Biologische Grundfragen des Deutschtums in Galizien, D. Bl. i. P. Jahrg. VI, Heft 11.
— Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel, D. Bl. i. P. Jahrg. III, Heft 2. 1926.
Lehmann, Deutsches Volkstum auf Vorposten, Prag, Haase.
Schweda, Die Sagen von der wilden Jagd und vom schlafenden Heer in der Provinz Posen. Gnesen, Lange 1915.

Wittstock, Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen, Stuttgart, Engelhorns Nachf. 1895.

II.

Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Wachtl-Brodek, II. Teil. Volkskunde, Landskron, Czerny 1926.
Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Graz 1895.
Karasek, Sage und Volkstum, D. Bl. i. P. Jahrg. III, Heft 3.
— Sagen und andere volkliche Überlieferungen — der Deutschen Wolhyniens, D. Bl. i. P. Jahrg. III, Heft 11/12.
— Deutschschlesische Sagen aus der Pokesie, H. u. V.
— Der Schwed, ein heimischer Sagenzyklus, H. u. V. vom 27. Sept., 4. Okt., 11. Okt., 25. Okt. 1925.
— Wilmesauer Sagen, aus den volklichen Überlieferungen einer deutsch-kath. Sprachinsel in Westgalizien. Ostschlesische Post, Bielitz vom 11. Okt., 18. Okt., 25. Okt., 1. Nov., 15. Nov. 1925.
— Die wandernde Seele, H. u. V. Nr. 264, 271, 285, 292, 299 vom Jahre 1926.
— Sagen der Bielitz-Bialaer Sprachinsel, Sch. u. Sch. Jahrg. II, Heft 9/10 (Glockensagen), Jahrg. IV, Heft 1.
— Von den volklichen Überlieferungen der Anhalt-Gatscher Sprachinseln in Polnisch-Oberschlesien, Sch. u. Sch. Jahrg. IV, Heft 3.
— Deutschböhmische Sagen aus Galizien, Winkelried, Gossengrün b. Eger, 1. Maiheft 1926.
— Die Ansiedlung deutschböhmischer Waldarbeiter in unseren heimischen Beskiden, H. u. V. Nr. 49, 56, 63 vom Jahre 1928.
Karasek-Lauder-Kuhn-Lanz, Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala, Plauen, Günther Wolff 1923.
Karasek-Strzygowski, Ostschlesische Sagen und Schwänke für die Schule, Verband deutscher Volksbüchereien, Kattowitz 1928.
— Sagen der Beskidendeutschen, erscheint 1930 in der Reihe der Ostdeutschen Heimatbücher, Kattowitz-Plauen.
Kühnau, Schlesische Sagen I—III, Leipzig 1910—1913.
—
Lehmann-Jandl, Landskroner Sagenbuch, Landskron, Czerny 1921.
Lehmann, Beim Kratschenwirt, Landskron, Czerny 1922.
Müller, Siebenbürgische Sagen, Kronstadt, Gött 1857.
Peukert, Schlesische Sagen, Kronstadt, Gött 1857.
Schulenburg, Wendisches Volkstum, 1882.
Siebert, Wendische Sagen, Diederichs 1925.
Tschinkel, Die Sage in der Sprachinsel Gottschee, Ztschr. f. österr. Vkd. X, Wien 1904, S. 42 ff.

III.

Hnatjük, Galizisch-ruthenische Volkslegenden und Sagen, Bd. XII, Bd. XIV der Ethnographischen Sammlung der Sevčenkogesellschaft, Lemberg 1904.
Jungbauer, Böhmerwaldsagen, Jena, Diederichs 1923.
Karasek, Deutsche Sagen aus Galizien, O. Vbl. Folge 35, 36, 37 vom Jahre 1925.
— Sagen von der wilden Jagd in Galizien, O. Vbl. vom 14. Febr., 21. Febr. 1926.
— Von Zwergen und Riesen, O. Vbl. vom 21. April, 28. April 1926.
— Das schlafende Heer im Wunderberge, Aus den volklichen Überlieferungen deutschböhm. Siedlungen in Galizien, O. Vbl. vom 15. Mai, 21. Mai 1927.
— Materialien zur Sagenforschung in Kleinpolen (-Galizien); Wechselbeziehungen zwischen d. alten u. neuen Heimat, O. Vbl. Folge 13, 1928.
— Das Sagengut der deutschböhmischen Siedlungen Galiziens, Karpathenland, Reichenberg, Jahrg. I, Heft 3 und 4.
— Die Sage vom Mubkalb in Galizien, Oberd. Ztschr. f. Vkd., Jahrg. II, Heft 2.
Karasek, Kuhn, Lück, Vom Deutschtum in Wolhynien, Sonderfolge der D. Bl. i. P. Jahrg. III, Heft 11/12, 1926.
Kuhn, Das Schrifttum über die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien, Karpathenland, Jahrg. II, Heft 2 und 3, 1928.

Kleine Beiträge.

Der Mensch und seine Entwicklung.

Die Zahl guter Bücher, die über die Abstammung des Menschen, die Entstehung seiner Rassen und die Rassenverhältnisse der ganzen Erde überhaupt richtig und eingehend Auskunft geben, ist gering. Um so begrüßenswerter ist daher das Erscheinen des III. Bandes des von C. W. Schmidt herausgegebenen Werkes „Natur und Mensch“ *), in welchem der bekannte, nun leider verstorbene Wiener Rassenforscher Gustav Kraitschek den Menschen vom Standpunkte der Rassenforschung und Fritz Cappeller den Menschen in seinen allgemeinen körperlichen Eigenschaften darstellt. Für unsere Leser sind beide Teile von gleicher Wichtigkeit, der erste von Kraitschek verfaßte aber zweifellos von größerem Interesse.

In Anbetracht dieses Umstandes und weil Kraitschek nicht mehr unter den Lebenden weilt, und er auch das Erscheinen dieses seines letzten zusammenfassenden Werkes nicht mehr erlebt hat — merkwürdigerweise wird davon in dem Buche nirgends eine Andeutung gemacht — ist es bei dieser Gelegenheit wohl angebracht, auf das Leben und Wirken Kraitschek's einen Blick zu werfen. Gustav Kraitschek war am 23. September 1870 zu Wien geboren. Er verbrachte seine Kindheit und Jugend bis zum Abschlusse seines Gymnasialstudiums in Baden bei Wien, wo sein Vater das Amt eines Notars ausübte. Dann bezog er die Universität zu Wien und widmete sich dem Studium der Geographie und Geschichte. Nach Abschluß seiner Studien und Erlangung des Doktorgrades — seine Dissertation behandelte den Sturz des Kaisers Mauritios — wirkte Kraitschek als Mittelschulprofessor für Geographie und Geschichte am Staatsgymnasium in Landskron (1898—1903) und von da ab bis zu seinem Tode an der Bundesrealschule in Wien V. Er starb vor nun 3 Jahren am 15. März 1927 an den Folgen einer Herzmuskelentzündung.

Schon frühzeitig, ehe man in weiteren Kreisen des deutschen Volkes etwas von Rassenkunde wußte, befaßte sich Kraitschek mit den Fragen dieser Wissenschaft und nahm gerade auch als Historiker zu ihnen Stellung. Ein Verzeichnis seiner Schriften rassenkundlichen Inhaltes, welches diesem Beitrage angefügt ist, gewährt Einblick in die eifrige schriftstellerische Tätigkeit dieses Forschers und in die Hauptfragen, die ihn beschäftigten. Außer der reinen Feststellung der Rassenverhältnisse, wie sie sich im Laufe der Zeiten ergeben haben, ging Kraitschek besonders der Frage nach der Rassenzusammensetzung der indogermanischen Völker und der Bedeutung und Auswirkung der ursprünglich gemeinsamen Anlagen derselben im Verlaufe ihrer Geschichte nach. Ein Wesenszug, der Kraitscheck und seine Arbeiten kennzeichnet, ist die Gründlichkeit, Geradheit und Einfachheit. Der letztere Zug, welcher sich im persönlichen Auftreten mit vornehmer Bescheidenheit paarte, mag außer dem Umstande, daß Kraitschek mehr die Stellung eines Privatgelehrten auf dem Gebiete der Anthropologie einnahm, die Ursache sein, daß sein Name nicht so bekannt ist wie er es verdient. Letzten Endes war sein Wirken getragen von großer Liebe zu seinem Volke, wenn er dies auch nicht auffällig herauskehrte, Liebe zur Jugend dieses Volkes und Sorge um die geistige Entwicklung und Zukunft derselben.

Die vorliegende große Arbeit Kraitscheks — sie wurde bereits 1924 druckfertig dem Verlage übergeben — gliedert sich in vier große Abschnitte, in welchen das Problem der Rassenbildung und der Abstammung des Menschen, die Entwicklung des Menschen und seiner Kultur, die heutigen Menschenrassen und schließlich die kulturelle und geistige Eigenart der heutigen Rassen behandelt werden.

In der Frage der Abstammung des Menschen schließt sich Kraitschek durchaus der Auffassung des verstorbenen Straßburger Anatomen Gustav Schwalbe an, nach der die Affen der Neuen Welt als erste sich vom gemeinsamen Primatenstamme trennten, dann später die niederen Ostaffen. Der Stamm der Anthropoiden entwickelte sich mit dem menschlichen gemeinsam, bis schließlich auch er sich spaltete und Menschen und Menschenaffen getrennte Entwicklungswege einschlugen. Kraitschek gibt dann weiter eine Schilderung der Geschichte des Menschengeschlechtes an Hand der ältesten Funde, angefangen vom Pithekanthropus über den Fund von Mauer, die Neandertalrasse bis zu den Rassen des jüngeren Abschnittes der Altsteinzeit, die wir als die Stammformen der heute lebenden Menschenrassen auffassen müssen. Eine unmittelbare Abstammung dieser sogenannten

*) G. Kraitschek u. F. Cappeller, Der Mensch und seine Entwicklung. Natur und Mensch, Bd. 3 W. de Gruyter & Co., 1929. 422 S., 243 Abb. im Text, 24 Taf. Preis: RM. 32.—.

„Jung-Paläolithiker" von der Neandertalrasse lehnt Kraitschek, wie die heutige Forschung überhaupt, ab. Die auf Klaatsch zurückgehende Aufstellung einer „Aurignac-Rasse" hätte besser unterbleiben sollen, da die Rassenverhältnisse im jüngeren Teile der Altsteinzeit sehr verwickelt sind und wir vorläufig zu wenig Funde gleicher Typen besitzen, um die in Frage kommenden zwei Skelete, es handelt sich um die von Combe Capelle und Brünn, schon als Rasse aufstellen zu können, und weil außerdem die Namengebung einer Rasse nach einem Kulturabschnitte Verwirrung bringt, wenn wir nicht das sichere Zeugnis haben, daß diese Rasse auch die alleinige Trägerin der betreffenden Kultur war. Sehr wertvoll ist der fernere Überblick über die Menschenformen der späteren vorgeschichtlichen Zeitabschnitte, der jüngeren Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit und ihre mutmaßliche Rassenzugehörigkeit. Neben den körperlichen Eigenschaften dieser Menschen, soweit uns ihre Skelette darüber Auskunft geben, geht Kraitschek aber auch auf die wesentlichen kulturellen Stufen der einzelnen Abschnitte und ihre Kennzeichnung ein. Besondere Aufmerksamkeit widmet Kraitschek der Indogermanen-(Arier-)Frage. Er führt bei den einzelnen indogermanischen Völkern den Nachweis, daß wir es mit einem ursprünglich nicht allein sprachlich, sondern auch der Rasse nach einheitlichem Volke zu tun haben, wobei er außer der überlieferten Beschreibung der körperlichen Merkmale auch die Kennzeichnung des geistigen Wesens in Betracht zieht. Er kommt zu dem Ergebnisse, das heute von weiten Kreisen der Wissenschaft geteilt wird, daß es sich um die nordische Rasse handelt. Ein eigener Abschnitt über die Germanen geht auf die rassischen und kulturellen Verhältnisse unserer Vorfahren im besonderen ein.

Bevor Kraitschek die heute lebenden Rassen behandelt, setzt er noch kurz die wesentlichen Beobachtungsmerkmale am menschlichen Körper und die grundsätzlichen Fragen: Rasse und Volk, Rasse und Sprache, Rassenmischung und Vererbung auseinander. In der Einteilung der heutigen Rassen stimmt Kraitschek im wesentlichen mit den führenden heutigen Forschern überein. Er unterscheidet Primitive: Australier und Melanesier, Weddaartige, Negritos, zentralafrikanische Pygmäen und Buschmänner, dann die Negerrasse, die mongolische Rasse und die Europäiden, welch letztere in die nordische, mediterrane (mittelländische), vorderasiatische (kaukasische) und die dinarische Rasse zerfallen. Die alpine Rasse und Deniker's Ostrasse faßt Kraitschek als „primitive Elemente der europäischen Rassenmischung" zusammen. Er betrachtet dann die einzelnen Völker Europas und untersucht sie auf die wesentlichsten Bestandteile ihres Rassengemisches. Besonders beachtenswert sind die Ausführungen über die kulturelle und geistige Eigenart der heutigen Rassen und die Wesensverwandtschaft zwischen dem alten Persertum und Germanentum.

Die anschließenden Ausführungen F. Cappellers über den menschlichen Körper ergänzen und vervollständigen das nun entworfene Bild in besonderer Weise, indem der Verfasser die stammesgeschichtliche Entwicklung sowie den Bau und die Funktion des menschlichen Körpers übersichtlich zur Darstellung bringt.

Bedauerlich sind eine Reihe störender Druckfehler an Eigen- und Völkernamen in dem von Kraitschek verfaßten Teile, was vermutlich darauf zurückzuführen sein dürfte, daß offenbar kein mit dem Arbeitsgebiete des Verfassers gründlich Vertrauter die Korrektur gelesen hat. Im ganzen betrachtet, ist das Erscheinen dieses Bandes der Reihe „Natur und Mensch" aber außerordentlich zu begrüßen. Hingewiesen sei auch noch auf die schöne und sorgfältige, teils farbige Bebilderung im Texte und auf Tafeln.

Rassenkundliche Arbeiten Gustav Kraitscheks:

1899, Europäische Menschenrassen. Zschr. f. Schulgeographie Bd. 21, H. 3.
1899, Über die Urheimat der Arier. Zschr. f. Schulgeographie Bd. 21, H. 9.
1901, Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. Jahresber. d. Gymnas. Landskron.
1901, Der alpine Typus. Zentralbl. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. H. 6.
1901, Die anthropologischen Verhältnisse Italiens. Zschr. f. Schulgeographie Bd. 23.
1902, Die Menschenrassen Europas, I. Teil. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 1, Nr. 7.
1903, Die Menschenrassen Europas, II. und III. Teil. Politisch-anthrop. Revue, Jhg. 2, Nr. 1 und Nr. 7.
1904, Der physische Typus Alexander d. Gr. Politisch-anthrop. Revue, Jhg. 2, Nr. 11.
1905, Kulturgeschichte der Germanen. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 4, Nr. 1.
1905, Neue Forschungen über die nordische Urzeit. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 4, Nr. 4.
1906, Die anthropologische Geschichtstheorie. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 5.

1907, Neue Arbeiten über die Vorgeschichte Europas. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 6, Nr. 3.
1908, Probleme der vorgeschichtlichen Völkerkunde Europas. Politisch-anthrop. Revue.
1914, Zur anthropologischen Stellung der frühneolithischen Kulturen Dänemarks und Südskandinaviens. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 12, Nr. 10.
1914, Beiträge zur Frage der Rassenmischung in Mitteleuropa. Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien Bd. 44.
1920, Die deutsche Besiedlung Böhmens im 13. und 14. Jahrhundert. Politisch-anthrop. Revue Jhg. 19, Nr. 8.
1923, Die nordische Rasse. Mitt. Anthrop. Ges. Wien Jhg. 53.
1923, Rassenkunde. Burgverlag, Wien.
1928, Rassenkundlicher Abschnitt in: Österreich, sein Land, sein Volk und seine Kultur.
1929, Der Mensch und seine Entwicklung. Natur und Mensch Bd. 3. W. de Gruyter, Berlin.
Bruno K. Schultz.

Kelten und Germanen.

An die Kelten- und Germanenfrage haben sich beinahe schon alle wissenschaftlichen Fächer herangewagt, die Archeologie, die Geschichte, die Sprachforschung, die Rassenkunde und leider daneben auch eine Unzahl von Pseudogelehrten. Ich nenne nur die Namen Guido List und Kaspar Stuhl.

Was Gustav Neckel mit seinem unter obigem Titel erschienenen Buche*) will, ist eindeutig und liegt auf einer durchaus geraden Linie: Kampf gegen die unselige Keltomanie und gegen die linguistische Substratlehre für Nordeuropa. Der Hauptwert liegt aber in dem positiven Schaffen, in der Zusammenfassung der Forschungsergebnisse der einzelnen, bisher getrennt arbeitenden Wissenszweige. Dadurch, daß Neckel von einer höheren Warte aus das vornimmt, was man „Zusammenschau" nennt, kommt er zu klaren, stellenweise neuen Ergebnissen, aus denen die Einzelforscher wiederum ersehen und lernen können, wie die verschiedenen Teilergebnisse sich gegenseitig beweiskräftig stützen.

Einen besonderen Hauptabschnitt widmet Neckel dem Alter und der Entstehung des Germanentums. Er setzt sich dabei ganz entschieden mit E. Norden „Die Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania" auseinander und kommt schließlich zu dem Ergebnisse: „Der Satz von dem späten, der ältesten Keltenerwähnung um Jahrhunderte nachhinkenden Auftreten der Germanen in den antiken Quellen muß dahin geändert werden, daß wirkliche Klarheit über Kelten und Germanen bei allen schreibenden Griechen und Römern wahrscheinlich niemals bestanden hat, daß aber trotzdem zutreffendes Wissen über Germanen im klassischen Süden ebenso alt ist, wie über Kelten. Kelten und Germanen tauchen gleichzeitig auf. Daß es um 600 v. Chr., und sogar viel früher, sowohl Germanen wie Kelten wirklich gegeben hat, als ein deutliches Zweierlei, kann keinem Zweifel unterliegen, denn die Trennung der indogermanischen Völker und Sprachen muß erheblich älter sein. Hierüber herrscht unter den Sprachforschern Einhelligkeit unbeschadet aller Meinungsverschiedenheiten in bezug auf die Urheimat und die Gründe der Differenzierungen."

In einem eigenen Abschnitte behandelt Neckel in Anlehnung an R. Much den Germanennamen; darin findet sich der beachtliche Satz: „Die persischen Germanen des Herodot können also einer jener indogermanischen Stämme gewesen sein, die in grauer Vorzeit Iran kolonisierten, und sie können ihren Namen aus der nordeuropäischen Heimat mitgebracht haben, wo ihre zurückgebliebenen Stammesgenossen ihn später zu welthistorischer Bedeutung bringen sollten."

Bei den sprachlichen Gründen, die Neckel im Abschnitte „Urheimat und Rasse" anführt, entspricht eine Stelle nicht den Tatsachen, wenn er sagt: „Vielleicht sind das Zäpfchen-r und die stimmlosen Medien Erbstücke aus der vorgermanischen Zeit Süddeutschlands." In Süddeutschland wird nicht Zäpfchen-r, sondern Zungen-r gesprochen; dem Altbayern klingt Zäpfchen-r gekünstelt oder „preußisch". Den Beweis liefert ein einfaches mundartliches Lautgesetz: Im Süden Bayerns gibt es am Nordrand der Alpen ein weites Gebiet, wo r in der Stellung vor einem Dentallaut zu sch wird, was nur bei Zungen-r möglich ist; dafür

*) Gustav Neckel: „Germanen und Kelten". Historisch-Linguistisch-Rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrisis. Verlag K. Winter, Heidelberg 1928. 142 S. Preis geh. 3.— RM.

wieder liefert ein kleines Gebiet den weiteren Beweis, wo infolge Zäpfchen-r dieses in denselben Stellungen zu stark gutturalem ch geworden ist.

In demselben Abschnitte rechnet Neckel auch mit den Verfechtern der Substrattheorie ab und macht richtig darauf aufmerksam, daß schon Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" wenigstens darauf hingewiesen hat, daß auch andere als nur die sprachlichen Dinge beachtet werden müssen und nennt dabei besonders Sitte und Hausrat. Bei allen soziologischen Veränderungen hat man in einer ungerechtfertigten Großzügigkeit das „autoritative Individuum" zu wenig beachtet. Man ist heute gerade durch die neuzeitliche Mundartforschung davon überzeugt, welch tiefgreifende Veränderungen unter Umständen von einem Einzelwesen ausgehen können. Was Neckel im Anschlusse daran über den Wortschatz sagt, verdient höchste Beachtung. Seine Stellung zur Rassenforschung ist gekennzeichnet durch den Satz: „Für unser Problem handelt es sich um die Rassentatsachen als relativ konstanten Faktor."

Neben dem wissenschaftlichen Werte des Buches, zufolge dieser allgemeinen Zusammenschau, tritt aber noch eine ganz besondere Bedeutung wegen seines ethischen Gehaltes und der unermeßlichen Ausblicke, die Neckel aus der grauen Vorzeit heraus entwickelt und weit in die Gegenwart, ja stellenweise darüber hinaus, fortsetzt. Darin liegt, um ein billiges Modewort zu gebrauchen, seine „aktuelle Durchschlagskraft". Was dabei von der „vielberufenen deutschen Treue", von der Ritterlichkeit, von Mut und Tapferkeit gesagt wird, ist nicht einer Verhimmelungsabsicht des eigenen Volkes entsprungen, sondern fußt auf eingehendem, gründlichem Quellenstudium.

Dem Satze: „Ein Wiener Litterat hat das Wort geprägt: Wir spielen alle, klug ist, wer es weiß!" fügt Neckel folgende Anmerkung bei: „Es klingt nach einem Hofmannsthalschen Blankvers, aber es ist von Artur Schnitzler, dem Dichter des ‚Reigens', jenes schwermütigen Hohenliedes fleischlicher Erhitzung und Schwäche, das als Kunstwerk unangreifbar ist (und insofern sehr anders dasteht als Hasenclevers ‚Besserer Herr' oder das ‚Duell am Lido' von Rehfisch, zwei jener dramatischen Geschmacklosigkeiten, die sich nach dem Reigenskandal über uns ergossen haben), aber in der Substanz so skandalös ungermanisch, daß man es allenfalls in Port au Prince hätte aufführen sollen, aber nie öffentlich in Deutschland."

Fast unmittelbar daran schließt sich der Satz: „Rechtsanwälte, die für eine von ihnen selbst mißbilligte Sache plädieren und also Überzeugung und Pathos simulieren; Politiker, die heute vor der Volksvertretung eine Heeresvorlage oder einen Flottenbau vertreten und morgen anderswo pazifistische Reden halten; Staatsmänner, die im internationalen Kreise eine andere Gesinnung zur Schau tragen, als innerhalb derselben Woche zu Hause: diese alle sind ungermanische Typen, denn sie agieren Komödie, ohne daß das Publikum Theaterzettel hat . . . . Reiner germanisch gebliebene und stärker germanisch bestimmte Bevölkerungen lehnen diese Phänomene als unerfreulich ab und sind immun gegen ihren Einfluß, wofern sie nicht über die Natur derselben getäuscht werden, was oft vorkommt und leicht möglich ist."

Darauf sei besonders hingewiesen, nachdem es in unseren Tagen ein französischer Gelehrter in Straßburg fertig bringt, in einem wissenschaftlich-medizinischen Werke Tacitus den ungeheuerlichen Satz einfach zu unterschieben „Germanus crudelis, depredator et mendax". Was der von Haus aus verlogene Gallier als Wesensmerkmal dem Germanen, der sich nach seiner Meinung seit Tacitus nicht verändert habe, anhängt, fällt doppelt schwer auf ihn selbst zurück, denn weder bei Tacitus, noch sämtlichen anderen über die Germanen schreibenden römischen Schriftsteller ist dieser Satz belegt, also freie, beabsichtigte Erfindung. —

Gerade darin, daß Neckel die historisch und teilweise sogar prähistorisch gegebenen Tatsachen bis zur Gegenwart in ununterbrochenen Linien weiter verfolgt und Einst und Jetzt in Gegenüberstellung bringt, liegt die außergewöhnliche Bedeutung des Buches. Dieser wird in keiner Weise Abbruch dadurch getan, daß vielleicht infolge der Spärlichkeit der frühesten Quellenbelege da und dort eine gewagt scheinende Behauptung aufgestellt ist.

Wer überhaupt noch an deutsches Wesen glaubt, dem gibt das Buch unendlich viel und es verdient, wie kaum ein anderes, daß es im deutschen Volke bekannt und verbreitet wird.

Friedrich Lüers.

Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer.

Die Schriftenreihe „Frühgermanentum", durch die der Verlag Eugen Diederichs die ältesten Schriftquellen der deutschen Geschichte einem weiteren Kreise von Lesern zu erschließen bestrebt ist, bringt in zwei stattlichen Bänden unter obigem Titel die Lebensbeschreibungen der „Apostel Deutschlands", die Heinrich Timerding übersetzt und eingeleitet hat[1]). „Timerding zeigt, daß die Germanen durch den christlichen Wandlungsprozeß in ihre geschichtliche Aufgabe: die Übernahme des westlichen Imperiums, erst hineinwachsen mußten und daß diese innere Umwandlung des Volkes nur durch geistige Kräfte möglich war. So ist die Christianisierung eine notwendige Entwicklungsstufe des germanischen Volkstums. Die Berichte enthalten eine Fülle von Tatsachenmaterial über die vorchristlichen Religionsgebräuche und Sitten der Germanen."

Die eben angeführten Worte sind der Verlagsanzeige entnommen. Es muß hier die Frage aufgeworfen werden, ob diese Kennzeichnung des Werkes in der Tat gerechtfertigt ist. Um gleich mit dem letzten zu beginnen: an der „Fülle von Tatsachenmaterial" wird der ernsthafte Leser eine Enttäuschung erleben. Was die Heiligenleben über das vorchristliche Germanentum aussagen, hätte sicher auf ein bis zwei Bogen Platz gehabt, und dann noch einer Prüfung auf seinen Quellenwert bedurft. Heiligenleben sind keine gewöhnlichen Geschichtsquellen; sie sollen ja nicht Wissen, sondern Glauben verbreiten. Timerding weiß die dichterische Schönheit und den geistesgeschichtlichen Wert dieser Erzählungen sehr treffend hervorzuheben; es hätte aber klar ausgesprochen werden sollen, daß gerade das vorchristliche Germanentum hier der Lage der Dinge nach nur einseitig geschildert werden kann. Daß Widukind sich auf Antrieb des Teufels gegen Karl den Großen empört, ist eine Motivierung, die den Gedankenkreis des Erzählers trefflich kennzeichnet. Wie groß war die Versuchung, bei einer Niederschrift, die zumeist nur auf mündlicher Mitteilung oder kargen Aufzeichnungen beruhte, die Verdienste des gefeierten Heiligen zu erhöhen, die Grausamkeit der Heiden in gegensätzlicher tiefster Schwärze zu malen? Es wäre ganz falsch, dies als Fälschung in unserem Sinne zu betrachten; der Erzähler überschritt gewiß nie die Grenzen dessen, was er der Wunderkraft seines Heiligen zutraute. (Eine Ausnahme davon bilden Legenden wie die von St. Goar, die in ihrer anmutigen Darstellung gewiß ein literarisches Kleinod ist, aber für die Bekehrungszeit nicht den geringsten Quellenwert besitzt; es ist unverständlich, daß sie an dieser Stelle Aufnahme gefunden hat.)

So ist es denn kein Wunder, daß die hier übertragenen Geschichten dem, der aus ihnen den Geist der „christlichen Frühzeit" kennen lernen will, nur einen sehr beschränkten Ausschnitt aus dem Leben jener schicksalsvollen Jahrhunderte geben. Gewiß, der Glaubensmut und die Hingabe der Bekehrer an ihr Werk kommen voll zur Geltung. Es soll dies keineswegs unterschätzt werden. Timerding wendet sich nicht mit Unrecht in der Einleitung gegen eine manchmal vertretene Anschauung, daß die Bekanntschaft mit dem Christentum einen Bruch der natürlichen Entwicklung der Germanen bedeutet habe. Er hätte für seine Ansicht gerade den Umstand geltend machen können, daß die neue Lehre nach so kurzer Zeit über so entschiedene und ausgezeichnete Vertreter unter den erst bekehrten Völkern verfügen konnte. Ihre Leistungen für die christliche Kirche halten den Vergleich mit solchen von Männern romanischer Abstammung sehr wohl aus. Diese Leistungen sind es aber ganz überwiegend, die den Inhalt der Heiligenleben bilden; schon die äußeren Lebensverhältnisse der Heiligen sind meist nur knapp berücksichtigt. Was für die Zustände innerhalb der germanischen Stämme abfällt, sind gelegentliche Streiflichter, die gewiß gerade als unbeabsichtigte Beobachtungen bisweilen Quellenwert beanspruchen dürfen; wer aber den Bericht über St. Audoen als fränkische Geschichte, das Ende Emmerams in der Fassung Arbeos als wahre Begebenheit nehmen wollte[2]), käme zu sehr irrigen Schlüssen.

Der Versuch, die christliche Frühzeit Deutschlands weiteren Kreisen nahezubringen, ist an sich durchaus zu begrüßen. Es ist lediglich zu bedauern, daß er mit so einseitigem

---

[1]) Bd. I. Die fränkische Mission. 277 S., 9 Taf. Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 12.—. Bd. II. Die angelsächsische Mission. 227 S., 8 Taf. Geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 10.—.

[2]) Das entscheidende Zeugnis für die Tatsache der Ermordung Emmerams, der „Bischofsparagraph" der Lex Baiuvariorum, hätte in den Vorbemerkungen genannt werden sollen.

Quellenmaterial gemacht wird. Das Empfinden dafür scheint dem Herausgeber keineswegs gefehlt zu haben; in seiner Einleitung zum ersten und in den Vorbemerkungen zum zweiten Band (über die Bekehrung der Angelsachsen) macht er deutlich Versuche, diesem Mangel abzuhelfen. Abschnitte aus der Chronik des Fredegar und aus den Fuldaer Annalen beizugeben, war dagegen keine recht glückliche Ergänzung. Wenn schon einmal auf Zeugnisse dieser Art übergegriffen wurde, weshalb fehlt dann z. B. die Bekehrung Chlodwigs in den Texten? Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Absteckung des ganzen Rahmens unglücklich gewesen ist. Für ein Quellenwerk über die christliche Frühzeit Deutschlands war so manches entbehrlich, was die vorliegenden Bände enthalten; wie gezwungen ist z. B. — von schon berührten Punkten abgesehen — die Einbeziehung des Eligiuslebens. Dagegen war die Beschränkung auf Deutschland, die doch hinsichtlich gewisser westfränkischer Gestalten nicht eingehalten wurde, sehr unzweckmäßig. Wo gibt es einen deutschen Bericht von der Innigkeit der Erzählung über Caedmon, den angelsächsischen Hymnendichter? Aus England wären auch noch andere wertvolle Beiträge zu gewinnen gewesen. Um ferner einen wirklichen Einblick in das vorchristliche Denken der Germanen zu gewähren, waren Ausschnitte aus nordischen Quellen unentbehrlich, auch wenn diese erst späteren Jahrhunderten angehören. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Buch wie Kummer, Midgards Untergang (vgl. Volk und Rasse 3, 1928, 189) anscheinend ganz ohne Einfluß auf die Gestaltung der Einleitung geblieben ist, und daß sogar Andreas Heuslers Forschungen nicht verwertet worden sind. Ohne ausführliche Heranziehung der angelsächsischen und altnordischen Quellen läßt sich die geistige Haltung des vorchristlichen wie des frühchristlichen Germanentums nicht hinlänglich aufzeigen. Gewiß sind Vorbehalte bezüglich der Übertragung solcher Schilderungen auf die Vorfahren der heutigen deutschen Stämme am Platze. Eine vollkommene Ausschaltung dieser Berichte aus einer Sammlung mit der Aufgabe der vorliegenden ist indessen auf keinen Fall das Richtige, und es ginge nicht an, zum Ersatz auf andere Veröffentlichungen desselben Verlages zu verweisen. Das Bild des germanischen und deutschen Frühchristentums muß aus der Zusammenschau des gesamten einschlägigen Materials aufgebaut werden. Es ist sehr die Frage, ob der dargebotene Abdruck der Heiligenleben eine zweckmäßige Einführung in die frühdeutsche Geistesgeschichte darstellt. Wo kommt zum Beispiel das Problem des christlichen Herrschers zur Geltung? Zwei so bedeutende Gestalten wie Kaiser Karl und König Alfred sollten in einer solchen Quellensammlung nicht fehlen.

Das Bestreben, zu den Quellen zurückzuführen, ist an sich gewiß sehr zu begrüßen. Allerdings kann man sich heute bereits die Frage vorlegen, ob denn nicht bereits des Guten etwas zu viel geschieht. Kann ein Leser mit Durchschnittsbildung wirklich z. B. an Hand der vorliegenden Bände in den Geist dieser Zeit eindringen? Der Herausgeber hat sich sehr darum bemüht, dies durch Einleitungen und Vorbemerkungen zu erleichtern. Es scheint mir aber doch, als ob zur Verständlichkeit des Textes ein Anhang von Anmerkungen (statt der spärlichen unter den Quellen) nötig gewesen wäre. Was wird sich der Leser unter dem Dreikapitelstreit denken, der die abendländische Kirche einst entzweit hat? Viel schwieriger aber, als das Verständnis solcher Einzelheiten, ist die Beurteilung der einzelnen Erzählungen. Auch auf die Gefahr hin, daß der beliebte Vorwurf wissenschaftlichen Hochmuts erschallt, behaupte ich, daß die Übersetzung allein nicht zur Erschließung dieser schwierigen Quellen genügt. Die Stellungnahme des Herausgebers ist aber in dieser Sache zu zurückhaltend — anscheinend in der Absicht, um den Genuß der Stimmungswerte nicht zu beeinträchtigen. Letzten Endes bedeutet dies aber doch, daß der unvoreingenommene und voraussetzungslose Leser ein verzeichnetes Bild der Zeit erhält, die ihm eben durch diese Bücher erschlossen werden soll.

Einige befremdende Äußerungen in der Einleitung, die im übrigen manchen sehr beachtenswerten Gedanken enthält und als ein wertvoller Beitrag zu dem ganzen Problem gelten darf, können hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. „Mag die ursprüngliche Anlage in ihnen, d. h. den Germanen, nicht schlechter gewesen sein als bei anderen Völkern, ein harter Daseinskampf und unaufhörliche Kriegszüge hatten alle schlimmen Triebe in ihnen entfesselt. Übereinstimmend ist in allen Nachrichten über sie die Klage über ihre Grausamkeit und unbezähmbare Wildheit, über ihre Unzuverlässigkeit und Hinterlist, ihre Habgier und Raublust. Wo sie die Herrschaft erlangten, bedrückten sie die unterworfene Bevölkerung und zerfleischten sich untereinander." Dem Verfasser dieser Zeilen steht hier das Merowingerreich im Stadium des inneren Chaos vor Augen, wie es Gregor von Tours und der sogenannte Fredegar schildern. Wie wollen sich aber seine Worte auf das Reich Theoderichs anwenden lassen? Gehört auch Tacitus Germania zu den Zeugnissen für die Blütenlese der oben aufgezählten Eigenschaften? Sehr großen

Wert scheint der Herausgeber ja gerade nicht auf sie zu legen. Wir werden uns hüten, in romantischer Weise ein nie vorhandenes Germanenideal zu zeichnen, wie es unkritischere Zeiten tun durften; aber wir werden auch gegenüber einer Methode vorsichtig sein, nach der unsere Ururenkel die Gesittung der Deutschen von 1914 aus einer englischen Kriegsgeschichte studieren müßten. Die Neigung zum Generalisieren macht sich überhaupt an manchen Stellen der Einleitung unangenehm bemerkbar; so etwa, wenn (ohne Anführung von Belegen) schlechthin gesagt wird: „Die Germanen brauchten nach der Einführung des Christentums nicht mehr daran zu denken, ihr liebstes Kind opfern zu müssen, um die drohenden Naturgewalten zu versöhnen." Der voraussetzungslose Leser muß hier auf den Gedanken kommen, daß eine ganz allgemein verbreitete Übung war, was in Wirklichkeit ein ganz selten bezeugter Brauch ist. Oder aber, wenn von einem durch Sichelopfer erwiesenen Ackerbaukultus die Rede ist; hier würde man gerne wenigstens aus einer Anmerkung erfahren, worauf diese weittragende Feststellung beruht, da bisher die sogenannten Depotfunde dieser Art nicht sakral gedeutet zu werden pflegen.

Eigenartig berühren einzelne überraschend positive Angaben. Die Christianisierung der Angelsachsen sei ein Akt der Staatsweisheit gewesen, da sie ein schon christliches Land erobert hätten. Das trifft nicht zu; ein Blick in die Britannische Geschichte des Nennius hätte den Herausgeber über das Schicksal dieses Christentums hinreichend aufgeklärt. Von einem „phallischen Kult" bei den Germanen der letzten vorchristlichen Jahrhunderte zu reden, liegt kein Grund vor, und die Annahme eines Saturnkults in spätrömischer Zeit ist denkbar unglücklich, um von dem angeblichen Gott Krodo zu schweigen. Daß die Hermunduren sich in Augsburg zur Römerzeit niedergelassen hätten, ist eine kaum verzeihliche Flüchtigkeit. Der Verfasser behauptet, der heidnische Germane hätte seine Götter nicht geliebt; allerdings weiß er an einer anderen Stelle, Donar sei mehr geliebt, Wotan mehr gefürchtet worden. Das ist fast nur zu verstehen, wenn die letzte Überarbeitung gefehlt hat. Über Einzelheiten in der Wiedergabe von Quellenstellen soll hier nicht gerechtet werden; vielmehr sei ausdrücklich anerkannt, daß sich der Herausgeber um gute, fließende Wiedergabe bemüht hat, auf die es für den weiteren Leserkreis ja in erster Linie ankommt. Einer gut lesbaren Übersetzung für solche Zwecke mag man manches nachsehen, was man an einer wissenschaftlichen Arbeit beanstanden müßte. Dagegen ist vom Herausgeber einer solchen Sammlung allseitige Berücksichtigung der neueren wissenschaftlichen Literatur zu erwarten; hieran fehlt es z. B. bei der Rupert- und Pirminlegende.

Gerade weil es ein Werk ist, das unter Umständen das Urteil weiterer Kreise und das geschichtliche Bild unserer Vorfahren beeinflussen kann, dürfen diese Bedenken hier nicht zurückgehalten werden; gerade wenn man die Absicht eines solchen Unternehmens bejaht, ist man berechtigt zu betonen, daß die Erziehungsarbeit, die ein solches Buch ausgesprochen beabsichtigt, nur bei sorgfältiger Planung und Durchführung derartiger Werke gelingen kann. Ich bedaure, dies im vorliegenden Fall nicht zugeben zu können.

H. Zeiß, Frankfurt a. M.

Der Osebergfund.

Der Fund von Oseberg (Fjord von Oslo) betrifft die Kunstgeschichte, zumindest dem ersten Eindrucke nach: ein Wikingerschiff um 850 v. Chr., selbst prächtig geschmückt und eine Schiffsladung von Kunstwerken enthaltend, einen Prunkwagen, drei herrliche Schlitten, fünf absonderliche Tierkopfpfosten, verzierte Betten, viel anderes Schnitzwerk, Geräte, geopferte Tiere. So lag es nahe, den durch sein gehaltreiches Werk über altnordische Kunst bekannten Verfasser dafür zu gewinnen, den Osebergfund, der wohl mit Recht als eine der wichtigsten Quellen germanischer Altertumskunde der Spätzeit bezeichnet wird und viel zu wenig bekannt ist, einem größeren Leserkreise näher zu bringen[1]). Gestützt auf die bisherigen drei Bände der norwegischen Veröffentlichung hat nun v. Sch. die wichtigsten Fundstücke auf 28 Tafeln und in 31 Textbildern gebracht und erläutert und auf 74 Seiten die Lage des Fundes, seinen Inhalt, die Konservierung, den geschichtlichen Hintergrund — es handelt sich um den Grabhügel der Königin Asa, der Großmutter Harald Schönhaars —, die Wikinger und ihre Kunst im Rahmen der nordischen und germanischen Kunst (Jungsteinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit) und mit besonderer Anwendung auf die Kunst-

[1]) F. Adama van Scheltema (München-Gauting), Der Osebergfund (= Führer zur Urgeschichte, hrsg. von Hans Reinerth, Bd. 7). Benno Filsers Verlag, Augsburg 1929. 79 S., 31 Abb. im Text und 52 Abb. auf XXVIII Tafeln. Preis M. 3.50.

werke von Oseberg behandelt, im Anschlusse an die in seinem Werke entwickelten kunsthistorischen Theorien und an Haakon Sheteligs III. Band des norwegischen Osebergwerkes. Ich hatte vor zwei Jahren in Oslo mehrmals Gelegenheit, die Fremden, besonders Amerikaner, in den Räumen der Altertumssammlung vor den Schätzen des Fundes in ihrer völligen Ratlosigkeit, aber auch in ihrer durch den außerordentlichen Gegenstand erregten Wißbegierde zu beobachten — der „Führer" fehlte offensichtlich. Aber die Norweger wissen, weshalb sie ihn noch nicht geschrieben haben. Der Fund hat zu viele Seiten, und wenn er auch schon vor 25 Jahren gehoben wurde, so will doch gut Ding Weile haben, und vieles harrt noch tieferdringender Verarbeitung; einer der wichtigsten Bände der Veröffentlichung steht noch aus. Das vorliegende Büchlein kann also nur etwas Vorläufiges sein. Trotzdem wird es vielen ganz Neues bringen und einen starken Eindruck von den hohen Eigenwerten spätgermanischer Kunst. Es ist daher auf das lebhafteste zu begrüßen. Ein Gesamtbild des Fundes und seiner vielseitigen Bedeutung gibt es aber auch in dem Ausmaße, das schon jetzt zu erreichen gewesen wäre, leider nicht. Ein so wichtiger, tadellos erhaltener Gegenstand wie der sogenannte „Buddha"-Eimer, der mit seinen merkwürdigen Henkelfiguren beste keltische Arbeit ist und ausländische Beziehungen lebendig veranschaulicht, blieb ungewürdigt und unabgebildet. Sehr empfindlich fehlt ferner jedes Eingehen auf die Gewebe, denen der IV. Band des Osebergwerkes gewidmet sein wird. Hans Dedekam, der ihn schreiben sollte, ist vor zwei Jahren gestorben, hat aber doch an verschiedenen Stellen bereits Proben dieser ältesten Bildwebereien Europas gebracht und nähere Angaben über die Reichhaltigkeit des Geretteten gemacht, aus denen zu erkennen ist, daß es sich um einen Stoff von ganz besonderer Bedeutung handelt. Einzelne dieser Gewebe führen uns zum ersten Male kultische Begehungen des ausklingenden germanischen Heidentums vor Augen, den Baum mit den Gehenkten, Aufzüge usw., und das durfte nicht glatt übergangen werden. Diese Bildwebereien der Oseberglönigin setzen sich, wie E. Salvén gezeigt hat, ähnlich in mittelalterlichen Teppichen (z. B. von Overhogsdal) fort, wie die Schnitzereien von Oseberg in der Kunst der Stabkirchen (Urnes usw.). Sie, wie auch der bloß aus einer Beschreibung bekannte Figurenfries in der Halle des Olaf Pfau auf Island und manches Verwandte vertreten eine heimische Bildkunst, die v. Sch.s Theorie von der reinen Zierkunst des Nordens ähnlich nachdrücklich durchbricht, wie es schon etwa zwei Jahrtausende früher die nordischen Felsritzungen und die norwegischen Felsmalereien und Tierplastiken tun, an denen er ebenfalls vorbeigeht. Die Versuche, in der Zierkunst der Germanen Analogien zur „barocken" Skaldendichtung zu finden (Schmarsow, Panzer, Heusler, Naumann), scheint v. Sch. nicht zu kennen, denn dort, wo er selbst derartige, wenn auch anders gerichtete Analogien („korrelative geistige Formen") aufzudecken versucht (z. B. S. 52 f.) oder vom „Gesamtorganismus" der „Kulturgestalt" spricht (S. 34—42), hätte er doch wohl zu ihnen Stellung nehmen müssen. „Die anatomische Methode der Skandinavier" (S. 54), die sich in die Motive vertiefen, ist mindestens so wichtig wie v. Sch.s Einfühlen in das „animalisch beseelte Traumgespinst" (S. 55) und nicht bloß „zerstörend"; denn sie war es, durch die Bernhard Salin seine Stilgeschichte der Tierzier begründete, auf der auch v. Sch. fußt, und mancher Leser hätte wohl gerne mehr über die sonderbaren Einzelheiten dieses Zierwerkes erfahren, als jetzt so weit Ausholendes über sein kunsttheoretisch erschlossenes und stark abstrakt erörtertes Verhältnis zur Fläche, über die Vernichtung des Grundes, die „Krankheit", die ihn in Gestalt „karolingischer" Männlein zerfrißt, usw. Die Tierkopfpfosten sind nicht schlechthin Löwenköpfe, sondern mindestens zwei davon, der erste und der letzte des Barockmeisters, sind, wie das Gebiß ausweist, aber auch die Schädelform, deutlich Hundsköpfe (Wolfsköpfe), und wenn Landsleute der Osebergkünstler um 834 an der Loire heeren (S. 32), so ist das doch zu nahe an der Zeit des Fundes, um „karolingische" Löwen daraus zu begründen oder gar Osteinflüsse auf Oseberg und seine Vorstufen in nordischem Zierwerk und Brauchtume auszuschließen; weisen doch die Ynglingen auf Schweden und den Wendelfund. Meine den Beziehungen von Oseberg zu Wendel und der religionsgeschichtlichen Stellung des Grabbrauches von Oseberg gewidmeten Arbeiten im Mannus scheinen v. Sch. entgangen zu sein. Daß die Runeninschrift von Oseberg (850 !) die älteste norwegische sei (S. 13), ist falsch; es gibt viel ältere, bis ins 2. Jahrh. n. Chr. hinauf (Øvre Stabu). Auch beweist der Prunkwagen, den Halfdan der Schwarze die Ragnhild heimholen schickt (S. 277), nichts dagegen, daß der Wagen von Oseberg wahrscheinlich ein Kultwagen ist. Hier unterschätzt v. Sch. den kulturgeschichtlichen Gesamteindruck und das Religiöse des Fundes; zu einem Versuche, daran heranzuführen, kommt es nicht. Und doch lag dafür viel Stoff vor. Man denke an Balders Beisetzung im brennenden Schiffe, an Brunhilds Tod und an den Bericht des Arabers Ibn Fadhlan über die Bestattung eines Wikingerhäuptlings um 916 an der Wolga,

an den schon Otto Schrader wichtige und weit ausholende Betrachtungen über Hochzeit und Tod im Brauchtume und Glauben der indogermanischen Völker geknüpft hat. Dazu kommen, um nur einiges vom wichtigsten herauszuheben, die eigenartigen Tierkopfpfosten, die als eine Art Standarten beim Begräbnisse der Osebergkönigin getragen worden sein müssen und die paarweise mit Dämonen verscheuchenden Rasseln verbunden waren, und die Schlitten des Oseberggrabes, zu denen die Verwendung des Schlittens beim Runenzauber (Eggjumstein, Norwegen) und bei Begräbnissen in Rußland und anderwärts zu vergleichen ist. Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie über das Kunstgeschichtliche hinaus doch auch noch zahlreiche andere, diesmal leider nicht zur Geltung gekommene Kulturwerte des Osebergfundes zu heben und dem Verständnisse zu erschließen gewesen wären. Wolfgang Schultz, Görlitz.

Das Gesicht des deutschen Hauses.

Es gibt Begriffe und Dinge, von denen man im heutigen Deutschland nicht reden darf, ohne das Mißfallen der „Gutgesinnten" zu erregen; es gibt Worte, deren bloße Erwähnung Stirnrunzeln der Machthabenden hervorruft. Daß es sich dabei zu allermeist um vom deutschen Standpunkte wichtige und wertvolle Dinge handelt, ist das Kennzeichnende am Geisteszustande des deutigen Deutschland.

Ein solches Unterfangen ist es z. B. von Rasse oder von Überlieferung zu sprechen und sie in Beziehung zu anderen Kultur- und Wissensgebieten zu setzen.

Es liegt nun eines der besonderen Verdienste des Buches*) „Das Gesicht des deutschen Hauses" von Paul Schultze-Naumburg darin, daß er den unvergleichlichen Wert der Überlieferung als Grundlage des baukünstlerischen Schaffens feststellt, und dem Einflusse der Biologie, Anthropologie, Soziologie und Rassenkunde auf die Entwicklung der Bauüberlieferung wie auf die Persönlichkeiten der ausübenden Baukünstler seine umfassende Bedeutung zuerkennt.

Schultze-Naumburg führt damit unbeirrbar und folgerichtig seinen vor dreißig Jahren begonnenen Kampf gegen die verächtliche, minderwertige Architekturklitterung des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts fort, im Verlaufe dessen er durch seine Kulturarbeiten zum Erzieher des nachfolgenden Architektengeschlechtes ward. Seit jener Zeit hat die Gegnerschaft jener, welche die Überlieferung verneinen, zugenommen, wie allerdings auch der Eifer ihrer Vertreter wuchs. Mit Fug und Recht stellt sich nun Schultze-Naumburg mit seinem Worte „von dem lebendigen Schatze alles Könnens und Wissens, den nie ein Einzelner aus sich heraus plötzlich erfinden kann, sondern welcher Ergebnis und Erbe langer Zeitalter . . . ist", vor diese höchsten Werte, die den Sinn unseres Lebens bedeuten und schält heraus, welche Kräfte am Werke sind, welche Erbanlagen auch Deutsche zu Gegnern einer nordischen Bauentwicklung machen, welche Mittel — fast immer unarischer Beschaffenheit — ihnen dabei dienen und wie der alte Fehler, Fremdes anziehender zu finden als Eingeborenes, in dieser Rechnung wieder sein Gewicht hat.

Wenn heute manche Kreise der Architektenschaft die Erleuchtung aus fremden Ländern, aus uns fremden Rassen und Rassenzusammensetzungen herkommen zu sehen meinen, wenn manche in den Architekturmoden, die ihren kurzen Lebenstag nicht zum wenigsten der Journalistik verdanken, den Beginn eines neuen Stiles zu erblicken glauben, so ist Schultze-Naumburg nur zuzustimmen, wenn er diese krampfartig, jedes zweite Jahr sich ändernden Ansätze in eine Linie mit den Stilkopien des vergangenen Jahrhundert setzt, ganz abgesehen davon, daß es eine nationale Würdelosigkeit bedeutet, wenn Architekten und Architekturzeitschriften sich in der Aufnahme fremden und fremdrassigen Architekturgutes nicht genug tun können. Vielleicht sind jene seit dem Ausklange des Biedermeiers andauernden, in immer rascher überstürzender Folge sich gegenseitig verdrängenden „Moden" nur eine Folge der das Rassengemisch Deutschlands umgebenden, veränderten Umwelt und des einander immer wieder entgegengesetzten Wollens der verschiedenen Rasseneinsprengsel.

Das Schlagwort von der „neuen Sachlichkeit" kennzeichnet Schultze-Naumburg in unübertrefflicher Weise, im Besonderen im 4. Kapitel, „Die handwerklichen und bautechnischen Grundlagen". Sie ist eine aus tieferen Gründen kommende Abänderung oder Ver-

*) Paul Schultze-Naumburg: Das Gesicht des deutschen Hauses. Kulturarbeiten, neue Ausgabe Bd. 4. Callweys Verlag, München 1929, 194 Seiten, 210 Abb., Preis geh. 11.— Mk., geb. 13.— Mk.

drehung einer ursprünglich von ganz anderer Seite erhobenen Forderung und in ihrer jetzigen Formel ihrer stilbildenden Kraft beraubt.

In der Folge müßten ihre Anhänger letzten Endes die großartige Sinnbildlichkeit der dorischen Ordnung als unsachlich bezeichnen, weil dort die einstigen Tramköpfe (Triglyphen) konstruktiv nicht mehr ihre Aufgabe erfüllen, sondern, zu übergroßen Maßen angewachsen, dieselbe nur mehr versinnbilden.

Die von Schultze-Naumburg erstrebte ruhige Entwicklung zu einem der heimischen Art entsprossenen, echten Stile hatte sich — nicht zuletzt durch das Verdienst seiner „Kulturarbeiten" — vor dem Kriege bereits angebahnt.

Wer Sinne hatte, sie wahrzunehmen, der konnte ihr geruhiges Werden über die Krampfzustände der gut beginnenden, aber später entgleisten Sezession, des Jugendstils, der so sehr mißverstandenen Heimatkunst (deren Auswüchse ihren schärfsten Richter eben wieder in Schultze-Naumburg fanden), des Kubismus u. a. m. hinweg wohl beobachten.

Die Folgen des Niederbruchs von 1918 mit der Niederhaltung des bestrassigen Bevölkerungsteiles haben sie wieder zurückgeworfen.

Im Hinblick zu dieser Stilbildung auf lange Sicht ist Schultze-Naumburgs Buch geradezu als jener Punkt zu betrachten, von dem aus man einen neuen Aufstieg erwarten darf. Wie vor 25 Jahren seine „Kulturarbeiten" in den Händen aller ihrer Art bewußten Architekten, ebenso wie in den Büchereien aller Architekturmeisterschulen und Lehrkanzeln zu finden waren, so sei dem vorliegenden Bande einer tapferen Lebensarbeit der Erfolg gewünscht, den die deutsche Kultur braucht, welcher ein neues und echteres „Gesicht des deutschen Hauses" sehr not tut. Dieses „Gesicht" in seinen Bedingtheiten zur Vergangenheit und zur Gegenwart überzeugend vor unsre Augen gestellt zu haben, ist das Verdienst des erprobten Vorkämpfers; — es aber einer Menge von widerspruchslustigen Gegnern in seinen schweren Verpflichtungen gegenüber einer — wills Gott — deutscheren Zukunft, gegenüber Volk und Rasse, — verfochten zu haben, ist das zweite größere Verdienst.

Schließlich bleibt noch übrig zu sagen, wie sehr es den von der Rassenkunde her Kommenden zusagt, wenn der rechnende, logisierende Verstand, wie er z. B. in den flachen Dächern der „neuen Sachlichkeit" aufscheint, vor der aus undeutbaren Zusammenhängen und Tiefen quellenden schöpferischen Kraft einer Rasse in die gebotenen Schranken zurückverwiesen wird.

Eine gewisse Presse freilich wird darin wenig Gutes finden können.

Der ungeteilten Zustimmung zu den großen Zügen der erreichten Kulturschau vermag es nichts abzutragen, daß im Einzelnen eine schärfere Formelung des Überlieferungsbegriffes zu wünschen wäre, jener Überlieferung, die fast unverändert auch die Stilepochen überdauert, etwa im Sinne der Gedanken Albrecht Haupts in seinem Buche „Die älteste Baukunst, im Besonderen die der Germanen" und daß die Zusammenhänge von weiter her als vom 16. Jahrhunderte erfaßt zu werden verdienen.

Es sei mit einem prächtigen Worte Schultze-Naumburgs geschlossen: „Wir wollen es manchem Mitbürger glauben, daß für ihn nichts verloren ginge, wenn diese deutsche Welt versänke. Wir anderen erkennen bewundernd den waltenden Sinn einer geheimen Ordnung, die . . . . aus Vielartigem einen Rhythmus schafft, der das gesamte Bild zum Singen und Klingen bringt, zum deutschen Liede ertönen läßt."

Wien. Ernst Pallme König.

Besprechungen.

Carl von Behr-Pinnow: Menschheitsdämmerung? Eine Darstellung der menschlichen Vererbung und ihrer Bedeutung für das Volkswohl. Verlag von Georg Stilke, Berlin 1929. 156 Seiten. Preis: geb. 4 Mk.

Eine gut geschriebene, allgemeinverständliche Vererbungslehre und Eugenik, der man weite Verbreitung wünschen muß. — Über kleine naturwissenschaftliche Mängel wird man gern hinwegsehen. — Sehr gut ist das, was Verfasser über die Verbesserer der modernen Ehe sagt: Sie gleichen schlechten Ärzten, welche jede kleine Krankheit so lange kurieren, bis ein großes Leiden daraus wird. — Allenthalben finde ich in dem Büchlein eine ruhige und richtige Art, die verschiedenen Probleme zu besprechen, den festen Glauben an die Möglichkeit einer Aufartung, der zum Schlusse in die Hoffnung ausklingt, daß wir die Menschheitsdämmerung werden vermeiden können.

Lothar Gottlieb Tirala.

R. Benz: Die Grundlagen der deutschen Bildung. E. Diederichs Verlag. Jena 1928. Preis geh. 1.50 Mk., Lwd. 2.80 Mk.

Die deutsche Bildung steht unter der Herrschaft fremder Begriffe, welche der Deutsche nicht loswerden kann; dadurch, daß er sie auf Neues und Werdendes überträgt, muß das neue Werdende verwirrt und unkenntlich werden. Der Deutsche hatte bisher — trotz Nietzsche und Lagarde — keine arteigene Bildung, sondern nur eine nach fremden Mustern, deren der deutschen Art wesensfremde Eigenart in ihrem Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Weltbildes klar herausgearbeitet wird. Die gewonnene Erkenntnis gibt die Grundlage für eine deutsche Kultur, indem sie die neue Einsicht in die Gesetze deutscher Sprache und Kunst auf die Formen der Arbeit, der Wirtschaft, des Rechts und der Sitte anzuwenden sucht. G. Moser.

Eugen Diesel: Die deutsche Wandlung. Das Bild eines Volkes. Cottasche Buchhandhandlung, Stuttgart. 1929. 373 Seiten. Preis geb. 6 Mk., Glanzleinen 8 Mk.

Nach dem Zusammenbruche unsres Volkes war die Frage nach den tieferliegenden Ursachen der Katastrophe ganz natürlich. Aus der volklichen Betäubung heraus machten viele äußere Geschehnisse dafür haftbar; den wenigsten aber war es Überzeugung, daß nicht wir allein, sondern die Welt in einer großen Umwandlung stand, in der manche liebgewordene und — wie es schien — echtdeutsche Züge recht verzerrt aussahen und gern über Bord geworfen wurden. Eugen Diesel hält uns einen Spiegel vor, in dem nach dem Vorwort nur durch „Auge und Ohr" ein Bild Deutschlands und seiner Bevölkerung gezeigt ist. Der Verfasser hat scharf in diesen Spiegel geblickt, aber bisweilen übersehen, daß der Spiegel Unebenheiten hat und manches ein wenig verzerrt zeigt. Dazu neigt er dahin, nur das Gegenwärtige zu sehen, und die Vergangenheit, die im langsamen Werden ausreifenden Züge gering einzuschätzen, oder sie wenigstens als Gestaltungsmächte nicht voll in Rechnung zu stellen. Dies muß der Referent, der im übrigen den Ausführungen des Verfassers zustimmt, vorausschicken, wenn er auch in dem technischen Zukunftsbilde, das Diesel entwirft, nur eine, freilich starke, aber keineswegs eine von der Vergangenheit abgerissene Linie erkennt. Die Maschinenwelt ist gewiß nicht unser Schicksal (S. 336), wie es Diesel voraussieht, der, wie es der Schluß zeigt, unmerklich von der Arbeit abgeglitten ist zu den technischen Erfolgen, die zweifellos unser Leben stark bestimmen werden, die aber für Kultur, Form, Lebensanschauung, Rhythmus, Vaterland, Politik nicht solche Bedeutung haben wie die Arbeit.

Es ist ein Genuß in dem sehr geistvoll geschriebenen und von scharfen Beobachtungen oft blitzgleich erhelltem Buche zu lesen, und eine Freude, den zugespitzten Bemerkungen zu folgen — auch dann, wenn sie sich einmal überschlagen. Der Verfasser sieht in der gegenwärtigen Umwandlung und Umschichtung (auch der anderen Kulturvölker) den Anbruch einer neuen Zeit, in der die Technik kultur- und menschenformend als erste Kraft wirkt und einen neuen deutschen Typus schafft, in dem Deutschgefühl, Rhythmus und Wellen in einem höheren Sinne schwingen als in den stammesartlichen, ständischen und geographischen Engen der Vorkriegszeit. In dieser Zukunft müssen Stammesart und vielfach auch die Individualität untergehen, müssen Züge des deutschen Volkstums erlöschen, andere vorhandene, die verkümmert sind, aufleben und erstarken. Ähnliche Vorgänge werden auch bei anderen Völkern sich ereignen, die aber nicht mehr jugendkräftig genug sind, um mit dem deutschen diese Höherstellung zugleich zu erreichen. Das „sachlich (und fachlich) tüchtige" Berlin wird im Mittelpunkte dieser deutschen Neukultur stehen, obschon es heute keineswegs erfreuliche Ansätze zeigt. Aber der Verfasser rechnet mit Jahrzehnten, mit über dem lebenden Geschlecht hinausgehenden Fernsichten. Manchmal — wie bei der Stellung Berlins — muß man ein neues Fragezeichen machen. Es ist doch nicht so ganz sicher, daß die Mammutstädte wirklich die künftige Siedlungsform des in der Hauptsache durch die Arbeit gebundenen Zukunftsmenschen sein werden. So sehr Diesel den Einfluß der geographischen Umwelt für die Vergangenheit anerkennt, so sehr erscheint er ihn infolge der von ihm geschilderten Beweglichkeit des künftigen Deutschen zu unterschätzen. Das in den deutschen Landschaftsstufen sich verengende Stammesleben, das anscheinend übrigens erst im Mittelalter hervortritt, liegt nicht in einem geschichtlich übersteigerten Bewußtsein, sondern in den engen Beziehungen zu der Umwelt, die auch Radio, Flugzeug, Film und andre Errungenschaften der Technik solange nicht verkümmern lassen, als die deutsche Jugend noch ihre Kindheit in einem Orte verlebt. — Die Einwendungen des Referenten sollen nicht von dem Lesen abhalten; er wünscht das Buch im Gegenteil in recht vielen Händen. Es enthält viele scharfe Beobachtungen und gute frische Gedanken, mit denen sich möglichst viele auseinandersetzen sollten. R. Mielke.

Wahrhold Drascher: Auslanddeutsche Charakterbilder. Strecker und Schröder, Stuttgart 1929. 178 Seiten. Preis: geh. RM. 5.—, Leinen geb. RM. 7.—.

Ein sehr zeitgemäßes Buch, das auf Grund eingehender, die Welt umspannender Kenntnis die so brennend gewordenen Fragen des Auslanddeutschtums beleuchtet. Nach Schilderung der wichtigsten Typen unserer über das Ausland verbreiteten Volksgenossen, des hanseatischen Überseekaufmanns, des Kolonialdeutschen, des Diplomaten, des Abenteurers und Auswanderers geht es auf die ungeheuer wichtige Rolle ein, die die deutsche Frau als Mittelpunkt der Familie bei ihrer Deutscherhaltung spielt. In dem Abschnitte „Der Auslanddeutsche als Volks- und Staatsbürger" kommt die Tragik des Pflichtenkonflikts zwischen der nur zu oft erzwungenen Staatsangehörigkeit und dem angestammten Deutschtum zu lebendigem Ausdrucke. Im Schlußabschnitte „Der auslanddeutsche Führer" werden die verschiedenen Arten des Führertums und ihre an inneren Konflikten so überreichen Wirkungsmöglichkeiten vorgeführt. Alles höchst anschaulich und eindringlich und in flüssiger, bisweilen glänzender Darstellung. Alles auch durchdrungen von dem Gedanken, daß die Erhaltung der Auslanddeutschen in ihrer angestammten Sprache und Art eine unserer wichtigsten Aufgaben geworden ist und daß ein immer festerer Zusammenschluß des gesamten Deutschtums über die ganze Welt ein mächtiger Hebel für unsere Wiederaufrichtung werden kann.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß ein solches Buch geschrieben werden konnte. Kannte man doch den Begriff „Auslanddeutscher" vor gar nicht langer Zeit nur in ganz engen Kreisen! Erst seitdem der Weltkrieg und die im Frieden fortgesetzten Mißhandlungen des Deutschtums uns über alle Erdenräume mehr und mehr zusammenschließen zu einer großen weltumspannenden Leidensgemeinschaft, ist der Sinn für die zukunftreichen Aufgaben, die uns das Auslanddeutschtum stellt, entschieden im Wachsen. Möge dies schöne warmherzige Buch ihn weiter steigern und schärfen helfen.

H. Witte.

Heimat. Vorarlberger Monatshefte. Heimatkundliche Mitteilungen des Vorarlberger Landesmuseums und der Heimatmuseen. Herausgeber: Vorarlberger Landesmuseum, „Heimat"-Verlag. Innsbruck. Jährlich 12 Hefte. Bezugspreis RM. 4.50 für das Jahr.

Aus der großen Reihe guter Aufsätze können hier nur einige der wichtigsten aufgeführt werden. Mit volkskundlichen Dingen beschäftigen sich Ringler (Tiroler Volkskunstmuseum), Baldauf (Das Einsiedler Trachtentreffen) und Sander (Das Heimatmuseum in Schwarzenberg). Wertvolle Beiträge zur Naturgeschichte des Vorarlberger Gebiets liefern die Aufsätze von Falger (Systematische und biologische Gruppierung der Vögel Vorarlbergs), Henrich (Die Zirbe in Vorarlberg) und Srbik (Über die geologische Erforschung des Bregenzer Waldes. Mit Literatur). Von der Vielseitigkeit der besprochenen Zeitschrift gibt auch eine interessante Arbeit W. Scheidt's über familienkundliche Aufgaben des Heimatschutzes eine Vorstellung. Es ist selbstverständlich, daß auch die Geschichte des Vorarlberger Gebietes in einer Reihe zum Teil recht beachtenswerter Aufsätze die notwendige Behandlung findet.

Aus dieser kleinen Blütenlese mag man sich immerhin eine angemessene Vorstellung bilden von der außerordentlich anregenden Vielseitigkeit der Vorarlberger Monatshefte, die sich insbesondere von dem häufig von Heimatzeitungen begangenen Fehler einer Beschränkung auf ein allzu kleines Arbeitsgebiet (geographisch und stofflich) geschickt bewahrt haben.

Günther Spannaus, Leipzig.

Hans Heyck: Deutschland ohne Deutsche. Ein Roman von übermorgen. L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1929; 312 Seiten. Preis brosch. Mk. 4.—, Leinen Mk. 6.—.

Eine treffliche Reiselektüre — dieser Roman aus dem Jahr 2075; seltsam nur, daß man ihn in Bahnhofsbuchhandlungen so wenig findet; sollte der Inhalt daran schuld sein, der dem Durchschnittsbürger etwas peinlich ist? Alle Kennzeichen unsrer Zeit werden überboten: Übersteigerung des Technischen; geistige Bevormundung der Masse durch volksfremde Cliquen (nicht nur durch Pressemache und Schlagwörter, sondern „drahtlos durch Ganglienfernsteuerung"), Zersetzung der Rasse und damit der Moral bis ins kleinste bayrische Dorf — die Welt regiert von 5 fast zu rasseechten Juden.

Die Fabel des Buches: Der Bayer Linus Koppelhuber mit seinem Projekt, durch den Erdmittelpunkt einen Schacht zu bauen, ist von Presse und Großkapital entdeckt; der Bau des Schachts ist begonnen und schreitet von einer Spannung zur andern. Während Koppelhuber der Mittelpunkt des Weltinteresses ist und damit Anlaß zur grenzenlosen Furcht der um ihre Stellung besorgten Weltherrscher, tut er etwas Unerwartetes: da keine Hoffnung mehr ist, Deutschland vom fremden Geiste frei zu machen die Masse für deutsche Belange zu erwärmen, sammelt er

ganz im Geheimen die rassisch Unzersetzten in Nordland zu einer bäuerlichen Gemeinschaft. Als der Schacht in die Luft fliegt und mit ihm die drei Weltherrscher und Koppelhuber selbst, hinterläßt er seinem Neffen ein blühendes Land in Skandinavien, besiedelt von den Deutschen, die noch zu retten waren aus dem Völkerbrei.

Obwohl das Buch reich an Sensation ist, hat es doch einen recht ernsten und beachtlichen Hintergrund. Bohlender.

O. Kankeleit: Die Unfruchtbarmachung aus rassehygienischen und sozialen Gründen. J. F. Lehmanns Verlag. München. 1929. 112 Seiten, 7 Abb., 10 Tabellen. Preis geh. 5.50 RM., geb. 7.— RM.

Der Verfasser berichtet übersichtlich über die neuen rassenhygienischen Gesetze in Europa und Amerika. Die Gefahren der Umvolkung durch die stärkere, ungehemmte Fortpflanzung der Minderwertigen wird mit eigenen Statistiken belegt. Im einzelnen wird durch Eheverbote eine Fortpflanzung der Minderwertigen nicht zu verhindern sein, zu einer ausgedehnten Asylierung fehlen die Anstalten und die Mittel, zumal die rassenhygienischen Bedenken gegen die Fortpflanzung Minderwertiger bei der heute empfohlenen offenen Fürsorge nicht beseitigt sind. Rassenhygienisch kann nur die Sterilisation in Frage kommen, deren Methoden ausführlich erörtert werden. Auch in Deutschland bricht sich die Überzeugung Bahn, daß man allmählich zu einer gesetzlichen Regelung der unsicheren Rechtsverhältnisse kommen müsse. Sachliches Wissen und Freihalten von fanatischen Übertreibungen wird die Bedenken der Gegner in die gebührenden Grenzen zurückweisen. 100% Sicherheit gibt es weder in der Biologie, der Medizin, noch im menschlichen Leben. Die Ergebnisse in anderen Ländern überträgt K. in fünf Leitsätzen auf die deutschen Verhältnisse, denen man sich anschließen kann. G. Moser.

Hjalmar Kutzleb: Steinbeil und Hünengrab. Deutschland in der Vorgeschichte. 211 Seiten mit 21 Abb. auf 4 Taf. und im Text. Hanseatische Verlagsanstalt (Hamburg-Berlin-Leipzig) 1929. Kart. RM. 6.—, Ganzl. RM. 7.50.

Das angezeigte Buch kommt einem weitverbreiteten Bedürfnis entgegen, indem es eine äußerst anregend geschriebene, knapp gefaßte und durch wenige, aber gut gewählte Abbildungen erläuterte Übersicht über den Stand unserer Kenntnis von Deutschlands Vorzeit bietet. Man muß als Fachmann gespannt sein auf die Art und Weise, in der sich Kutzleb mit dem für einen Laien schwer zu beherrschenden Stoff und den zahlreichen, widerstreitenden Ansichten der Forschung abfindet.

In 37 Abschnitten behandelt Kutzleb die vorgeschichtliche Entwicklung Deutschlands vom Ende der Eiszeit bis zur germanischen Völkerwanderung. Jeder Abschnitt enthält neben der Darstellung bekannter vorgeschichtlicher Denkmäler und ihrer Bedeutung eine Fülle beachtenswerter neuer Ansichten, aus denen hervorgeht, wie gut dem Verfasser die Verarbeitung seiner Quellen gelungen ist. Das selbständige Urteil, verbunden mit der Unbefangenheit des schulmäßig in keiner Beziehung beeinflußten Laien, führen zu vielen einleuchtenden Anschauungen, die auch dann, wenn sie mit Zweifel aufgenommen werden, dem Fachmanne reiche Anregung bieten. Das Schönste, das zu uns aus Kutzlebs Buche spricht, ist die warme Begeisterung für das deutsche Volk und seine Kultur, deren Quellen er mit Recht zu einem guten Teile in der Vorgeschichte sieht. Dabei hält er sich z. B. bei der Behandlung des germanischen Altertums gleich weit von einer einseitigen Überschätzung des Einflusses der Mittelmeerkulturen und des klassischen Altertums wie von einer unbeweisbaren kulturellen Vormachtstellung des Nordens. Mit Recht lehnt er jedoch auch die These von einem „primitiven Embryonalismus" des Germanentums ab, dessen seelische Züge er mit klaren Strichen zu zeichnen versucht. Aus scharfen Vorwürfen gegen die Traditionsfeindschaft der Gegenwart mit ihrer dauernden Vernichtung wertvollsten Denkmälerbestandes spricht die ganze Liebe eines in seinem Volke verwurzelten Menschen zum Riesensteingrab ebenso wie einem alten Märchen, das uralte Fäden aufzeigt, die uns noch heute mit der Vergangenheit verknüpfen. So ist das Buch ein lebendiger Künder deutscher Vorzeit, dem wir weiteste Verbreitung wünschen.

E. Petersen, Breslau.

Mein Heimatland. Badische Bl. f. Volkskunde, ländl. Wohlfahrtspflege, Familienforschung, Heimatschutz und Denkmalspflege, i. A. d. Landesvereins Badische Heimat herausg. von Erich Busse, Freiburg i. Breisgau.

Jahresheft Badische Heimat. Zeitschrift f. Volkskunde, ländl. Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalsschutz. Im Auftrage d. Landesvereins Badische Heimat herausg. Verlag von G. Braun, Karlsruhe. Mit der

erstgenannten Zeitschrift zusammen erhältlich gegen Mk. 6.— Mitgliedsbeitrag jährlich vom Landesverein Badische Heimat.

Die **Badischen Bl. f. Volkskunde**, acht Hefte jährlich, gehen weit über das hinaus, was man nach dem am Eingange erwähnten Titel erwarten sollte. Neben einzelnen Aufsätzen über Teilgebiete aus der Badischen Volkskunde (Flurnamenforschung, Dialektproben, Sitte und Brauch, Trachtenkunde, Volksglauben usw.) finden sich u. a. größere Arbeiten zur Volkskunde und Geschichte abgesprengter alemannischer Bevölkerungselemente in Jugoslawien sowie z. B. ein Aufsatz über Heimatpflege und Forschung in Finnland.

Besonders erfreulich ist, daß man ein Gebiet nicht vergessen hat, das in hohem Maße geeignet ist, Heimatstolz, Familienüberlieferung und schließlich auch das Vaterlandsgefühl neu zu beleben und mit neuem Inhalte zu erfüllen, nämlich die moderne Familienforschung. Am Schlusse fast jedes Heftes hat sie einen entsprechenden Raum gefunden.

Eine gute Ergänzung zu den Badischen Bl. f. Volkskunde bildet die jährlich erscheinende **Badische Heimat**, ebenfalls vom Landesverein Badische Heimat herausgegeben. Sie enthält gute Beschreibungen einzelner Gaue und Städte des Badener Landes mit vorzüglicher Bildausstattung.

Beide Zeitschriften könnten und sollten für andere deutsche Länder ein Vorbild sein, das zur Nachahmung anspornt.

Günther Spannaus.

H. Paull: Die Lebenskrisis des deutschen Volkes. Geburtenrückgang, Fürsorgewesen und Familie. F. Dümmlers Verlag. Berlin-Bonn. 1930. 89 S. Geh. 3,50 Mk.

Es ist heute Tatsache geworden, daß nicht mehr Kinder geboren werden, als dem Willen der Eltern entspricht; wieviel dies sein werden, hängt davon ab, ob die Liebe und der Wille zum Kinde sich heben lassen und ob die wirtschaftlichen Verhältnisse für die Aufzucht einer größeren Kinderzahl günstiger gestaltet werden können. Der herrschende Materialismus läßt über der Mehrung materiellen Reichtums die Erhaltung der Art vernachlässigen. Im Gegensatze zu den Bestrebungen, die Familienbande zu lockern, muß die Anschauung, daß Hausbegründung und Kinderzeugung sittliche Notwendigkeit und Bürgerpflicht sind, Allgemeingut werden. Die sittliche Grundlage ist die lebenslängliche Einehe, nur sie wirkt staatserhaltend, nur sie ermöglicht den kulturellen Aufstieg. Die Sozialgesetzgebung, welche bisher von der biologischen Halbheit, dem Einzelindividuum, ausging, muß auf der biologischen Einheit, der Familie, aufgebaut werden und muß auch im Industriestaate für Lebensmöglichkeit und Schutz der wertvollen Familie sorgen. Hinter den Ausführungen merkt man den erfahrenen Sozialarzt, der die Ursachen und Auswirkungen der Zeitströmungen aus eigener Erfahrung kennt.

G. Moser.

Ernst Petersen: Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Vorgeschichtliche Forschungen 2. Band, 2. Heft. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1929. 194 Seiten, 36 Tafeln. Preis 28 Mk.

Die Arbeit ist Petersens Dissertation. Er behandelt darin Entstehung, Entwicklung und Ausgang einer einheitlichen Kultur in der Zeit von 950 bis 300 vor Christi Geburt, die als älteste ostgermanische zu bezeichnen ist, und die von Westpreußen und Pommern ausgehend im Laufe der obengenannten Zeit außer in den erwähnten Landesteilen noch in Posen, Schlesien, Polen und Galizien anzutreffen ist. Außer dieser Zeit sind bisher gewöhnlich nur Einzeltypen näher untersucht worden, wie die Geschichtsurnen oder Teilgebiete, wie Schlesien. Petersen gibt die erste große Zusammenfassung, er kommt zu vielen und neuen Ergebnissen. Als wichtigstes ist zu erwähnen, daß er die Entstehung der frühgermanischen Kultur in der Periode V der Bronzezeit in Pommern und Westpreußen aus altgermanischer Kultur beweisen kann. Etwa um 300 v. Chr. hören die Friedhöfe der Frühgermanen auf belegt zu werden; das Volk dürfte abgewandert sein. Da nach der Entwicklung und Ausbreitung von Nord nach Südosten die Zugrichtung gegeben ist, nimmt Petersen eine Weiterwanderung nach Südosten, nach der Ukraine, an. — Zu den wichtigen Ergebnissen kommt noch hinzu, daß die Arbeit sachlich und klar geschrieben ist, so daß man sie als sehr gute Gesamtleistung werten kann.

36 Tafeln mit vielen Abbildungen erläutern den Text; dabei fällt unangenehm auf, daß die Buchstaben zur Bezeichnung der einzelnen Gegenstände gewöhnlich zu groß gewählt sind, was eigentlich bei einem Verlage wie W. de Gruyter nicht vorkommen sollte. K. Tackenberg.

Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Herausgegeben von E. Fischer. Bd. XXVII, H. 1. Stuttgart 1928, Verlag E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. Brosch. 18.— Mk.

Wie der Herausgeber in einem besonderen diesem Bande vorausgeschicktem Vorwort

betont, soll die Zeitschrift jetzt — im Zusammenhange mit der Übernahme des neuen Berliner anthropologisch-biologischen Forschungsinstitutes durch ihn — stärker die biologische Richtung in der Anthropologie betonen, die sich immer mehr Bahn bricht. Dabei soll aber selbstverständlich die bisher die Zeitschrift beherrschende morphologische Richtung nicht ganz in den Hintergrund treten, und so enthält auch schon die mir vorliegende erste Nummer des neuen Jahrganges Arbeiten beider Gruppen. Aus dem reichen Inhalt seien hier nur einige Einzelheiten hervorgehoben: K. Saller behandelt in einer sehr interessanten Zusammenstellung die Wachstumsveränderungen der Kopfmaße und Kopfproportionen an einem 10- bis 20jährigen Schülermaterial, das von dem Lübecker Schularzt Dr. Rudolphy untersucht wurde. Als wichtigste Resultate ergaben sich die folgenden: bei diesem (hauptsächlich nordischen) Schülermaterial erfolgt der Wachstumsabschluß der untersuchten Kopfmaße (Kopflänge, Kopfbreite, Stirnbreite, Morphol. Gesichtshöhe, Jochbogenbreite, Unterkieferwinkelbreite, Nasenhöhe, Nasenbreite) erst nach dem 20. Lebensjahre! Die Wachstumsschnelligkeit der verschiedenen Kopfmaße ist sehr verschieden, und so erfolgt bis über das 20. Jahr hinaus eine ständige Verschiebung der Kopfproportionen, z. B. auch des Längenbreiten-Index, der durchschnittlich mit zunehmendem Alter kleiner wird. Am stärksten wächst in den untersuchten 10 Jahren die Nase. Die schnell wachsenden Nasenmaße waren bei den Untersuchten variabler, als die langsam wachsenden Kopf- und Gesichtsmaße; Unterschiede verschiedener Individuen in Einzelmaßen seien daher für die variableren Maße geringer zu bewerten, als für die weniger variablen Maße. W. Scheidt handelt über „Annahme und Nachweis von Rassenvermischung" und tritt für die „selektionistische Definition des Rassenbegriffes" ein. Gegen die Arbeit von F. Bachmaier über „Kopfform und geistige Leistung" möchte ich einige Bedenken äußern. Zunächst würde ich bei der Gleichsetzung von „geistiger Leistungsfähigkeit" eines Schülers und seiner „Schulleistung" zurückhaltender sein; letztere ist in unendlich vielen Fällen durchaus kein „Gradmesser" für die wirkliche Leistungsfähigkeit, und zwar weil sie durch unendlich zahlreiche und selten genau kontrollierbare Umwelteinflüsse z. T. sehr stark beeinflußt wird. Dazu kommt, daß der unvermeidliche Massenbetrieb der Schule oft von den Bestbegabten innerlich abgelehnt wird; aus Mangel an Interesse, aus Langeweile, zeigen daher oft die Besten recht kümmerliche „Schulleistungen" und werden daher von ihren Lehrern erheblich untertaxiert. Sodann ein zweiter methodischer Fehler: nicht berücksichtigt wird in der Arbeit die außerordentlich wichtige Tatsache, daß die Rassen, auch die europäischen und die in der Münchener Bevölkerung enthaltenen, verschieden schnell körperlich und geistig reifen; so sind die Angehörigen der nordischen Rassen in bestimmten Altersstufen zweifellos geistig noch nicht so weit, wie die der anderen Rassen, später diesen dagegen überlegen; man kann also ohne Berücksichtigung dieser Tatsache nicht so ohne Weiteres und schematisch die gleichartigen Schüler miteinander vergleichen. In der Hauptsache auf diese beiden methodischen Fehler dürfte es zurückzuführen sein, wenn die Arbeit nur höchst undeutliche Beziehungen zwischen Kopfform und geistiger Leistung ergibt; bei einer anderen Methodik werden sie vermutlich deutlicher hervortreten, besonders wenn man nicht mit dem viel zu komplexen und unübersichtlichen Sammelbegriff der „geistigen Leistung" oder gar „Schulleistung" operiert, sondern die Einzelfähigkeiten berücksichtigt. — Ein illustrierter Aufsatz von E. Fischer berichtet über das neue, mustergültig ausgestattete „Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik" in Berlin-Dahlem. Am Schluß folgen Bücherbesprechungen, aus denen die grundsätzliche Ablehnung des Buches von F. Weidenreich „Rasse und Körperbau" erwähnenswert ist.

O. Reche.

Helmut Preidel: Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger. Bd. I: Die Kulturen. Joh. Stauda Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe. 1930. 398 S. mit 374 Abb. Bd. I u. II geh. RM. 30.—, Ganzl. RM. 36.—.

In der von Prof. H. Hirsch-Wien herausgegebenen „Ostmitteldeutschen Bücherei" ist der erste Teil eines bereits seit längerer Zeit angekündigten Werkes erschienen, das für die Germanenforschung von größtem Wert sein wird. In ihm legt Preidel das gewaltige Fundmaterial vor, das der Boden Böhmens aus germanischer Zeit geliefert hat. In seiner ganzen Reichhaltigkeit zeugt es für Dauer und Bedeutung der germanischen Besiedlung dieses Landes, das bereits in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung als Kerngebiet des Marbodbundes eine Sonderstellung einnahm und anderthalb Jahrhunderte später der Schauplatz der Markomannenkriege Marc Aurels war. So ist es kein Wunder, daß Preidel eine fast unendliche Fülle von Bodenfunden verschie-

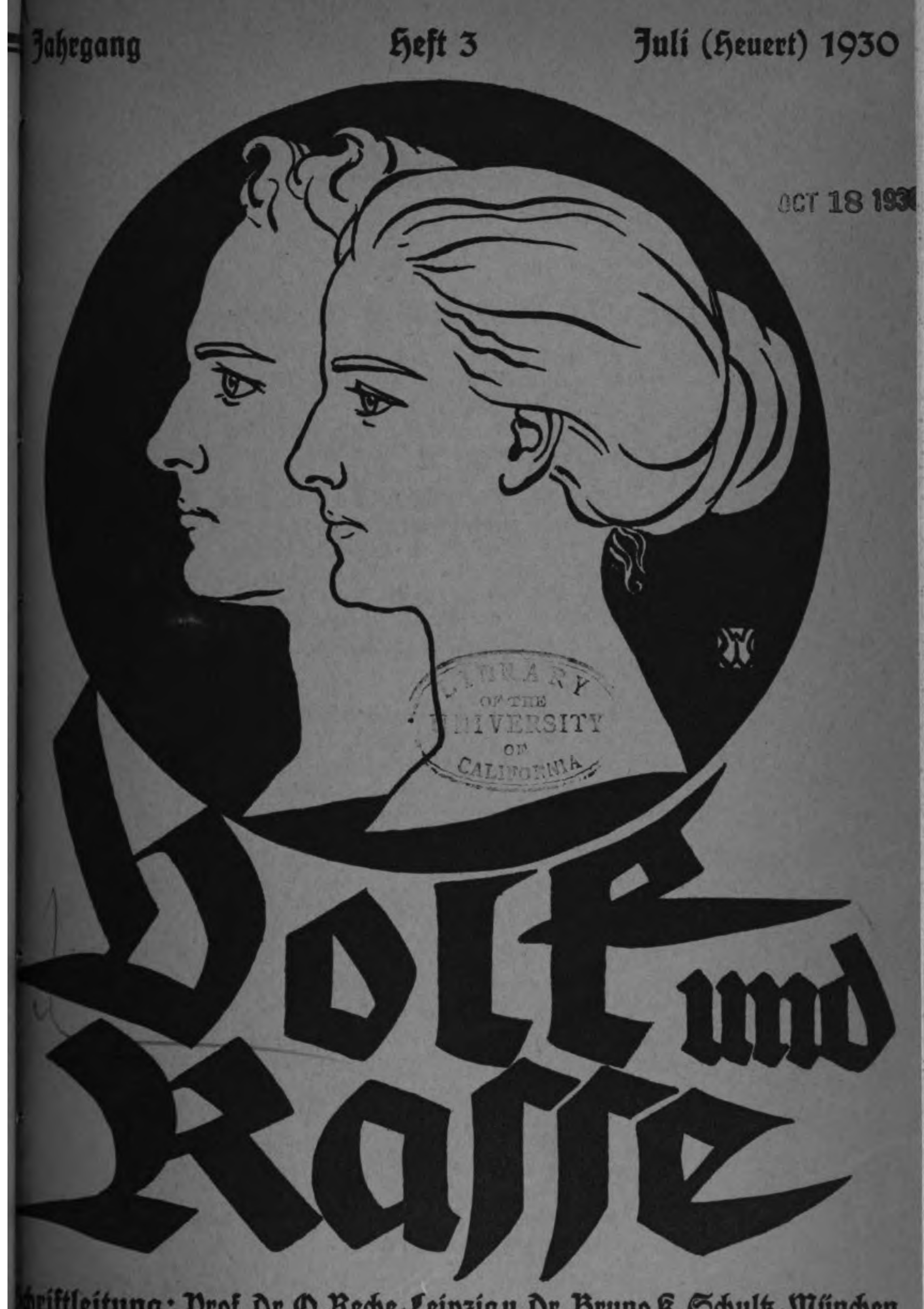
densten Inhalts zur Verfügung stand, die, in zahllosen Sammlungen verstreut, mit unendlichem Fleiße und in gründlichster Kleinarbeit geordnet und der Öffentlichkeit vorgelegt zu haben, sein dauerndes Verdienst bleiben wird. Nacheinander werden Fibeln — in besonders vielen Spielarten vertreten —, Keramik, Bronzegefäße, Glasgefäße, die verschiedensten Geräte, Waffen und Schmuckstücke behandelt; daran schließen sich Abschnitte über den Grabgebrauch und die aus Böhmen bekannten Münzfunde. Hinter der Besprechung jedes Typs findet sich ein Verzeichnis seiner dem Verfasser bekannt gewordenen Vertreter im behandelten Gebiete mit genauen Nachweisen. Eine kurze Zusammenfassung der bereits am Schlusse dieses Bandes hervortretenden Entwicklungsstufen, sowie ein umfangreiches Verzeichnis der geschlossenen Funde, wieder mit lückenlosen Schrifttumsnachweisen ausgestattet, bilden den Beschluß. Wie der Verfasser diese wahrhaft verwirrende Fülle des Materials geordnet und übersichtlich zur Darstellung gebracht hat, verdient das uneingeschränkte Lob jedes Beurteilers und gibt ein hervorragendes Beispiel von der Exaktheit moderner archäologischer Arbeitsweise. Die Einzelbehandlung befaßt sich vor allem mit den typologischen Merkmalen jeder Fundgruppe, versucht ihre zeitliche Stellung festzulegen und gibt im anhängenden Verzeichnis ein Bild ihrer Verbreitung. Ein Blick in die Tabelle der geschlossenen Funde unterrichtet den Leser jederzeit über die Vergesellschaftung jedes Stückes mit anderen Altsachen und gibt Aufschluß, ob ein Grab- oder Siedlungsfund zur Erörterung steht.

Es ist im Rahmen einer kurzen Besprechung natürlich unmöglich, der außerordentlich eindrucksvollen Arbeit in ganzem Umfange gerecht zu werden, zumal der zweite Band des Preidelschen Werkes noch aussteht, in dem der Verfasser die reichen Schlußfolgerungen aus der typologischen Betrachtung ziehen wird. Allerdings wird er in manchen der geäußerten Anschauungen Widerspruch finden, so z. B., wenn er (S. 15) die latènezeitlichen Fibeln auf germanischem Boden zum größten Teil als wenig abweichend von den keltischen Vorbildern bezeichnet. Demgegenüber kennt man doch schon aus der Frühlatènezeit aus Norddeutschland gewisse Formen, die in germanischer Hand eine deutliche Umbildung erfahren haben, wobei hier nur auf die sogenannten „altmärkischen" und „Kaulwitzer" Fibeln, oder die eisernen Tierkopffibeln mit mehrgliedriger Armbrustkonstruktion hingewiesen sei. Bei der Behandlung der Fibeln der frühen Kaiserzeit werden vor allem Zweifel laut werden, ob tatsächlich den einzelnen Typen eine so geringe Blütezeit wie 30 Jahre zugestanden werden kann, wie es Preidel schon in seiner Dissertation (Mannus XX, 1928, S. 78—117) ausgeführt hat. Vielmehr deutet die Mehrzahl der Funde immer wieder darauf hin, daß die kleinste erkennbare chronologische Einheit für die römische Kaiserzeit ein Jahrhundert bildet. Auch die ins 2. Jahrhundert verlegte Einbürgerung der „Fibel mit umgeschlagenem Fuß" wird manchem fraglich erscheinen, vor allem die nicht recht einleuchtende Ansicht, daß dieser Spangentypus bei den Westgermanen etwa ein Menschenalter früher als bei den Ostgermanen aufgekommen sei (vgl. S. 48); dabei hält auch Preidel an der Herkunft des Typs aus Südrußland fest. Auch die sogenannte „Markomannenfibel" (Typ Abb. 38) dürfte sich kaum allein auf das 2. Drittel des 3. Jahrhunderts festlegen lassen, tritt sie doch z. B. in dem Gräberfeld von Kostelec (Mähren) mit frühestens dem 4. Jahrhundert angehöriger Keramik auf. Unter der Keramik glauben wir in den Gefäßen aus den Bodenbacher Gräbern nicht nur Mittel- und Spät(?)-latèneformen zu erkennen, sondern würden Formen wie Abb. 86 und 87, soweit sie nicht mit Sicherheit jüngere Beigaben enthalten, durchaus noch der Jastorf b-Stufe (etwa 400 bis 300 v. Chr.) zuweisen. Damit stehen ältere germanische Fundstücke aus Mähren und Ungarn im Einklang, wie überhaupt die Bodenbacher Gruppe keinen zeitlich so einheitlichen Eindruck macht, wie es Preidel annimmt. Daß übrigens gerade in der Datierung einzelner keramischer Formen und gewisser Beigabentypen auch sonst zuweilen Unstimmigkeiten bestehen, sei nur kurz angedeutet.

Daß mit diesen wenigen Bemerkungen das Urteil über den Wert des Preidelschen Werkes keinerlei Einschränkung erfährt, braucht wohl nicht betont zu werden. Mit Spannung wird man nunmehr dem für dies Frühjahr angekündigten zweiten Bande entgegensehen, der außer der eingehenden Zusammenfassung der Ergebnisse hoffentlich auch eine Reihe von Verbreitungskarten wichtiger Fundgruppen nebst der ethnologischen Auswertung des Materials bringen wird.

E. Petersen, Breslau.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse“: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, Münch[en]
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans Freimark, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.



chriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

5. Jahrgang | Heft 3 | Juli (Heuert) 1930

Ist der Bauernstand im Lande Ratzeburg vor dem 30jährigen Kriege seßhaft?

Von Archivrat Dr. C. A. Endler, Neustrelitz.

Mit einer Landkarte.

Das Land Ratzeburg, heute der wesentliche Teil von Mecklenburg-Strelitz, gehört erst seit 1648 zu Mecklenburg und bildete vorher ein selbständiges Bistum. Seine wirtschaftliche Struktur ist bis heute eine völlig andere geblieben als die des übrigen Mecklenburg. Während hier der Großgrundbesitz überwiegt und den Bauern, der überhaupt erst im Laufe dieses und des vorigen Jahrhunderts in der Form der Erbpacht seinen Hof als Eigentum erhielt, völlig zurückdrängt, befindet sich in Ratzeburg der weitaus größere Teil des Landes in bäuerlichem Besitz, und zwar seit Jahrhunderten in ununterbrochener Folge. Nur drei Rittergüter, von denen zwei in entlegenen Exklaven liegen, weist Ratzeburg auf. Auch sie waren einst landesherrlicher Besitz, und erst im 16. Jahrhundert gelangten sie in Privathand. Sie waren noch lange fast reine Bauerndörfer, und 1840 erst ist dort der letzte Bauer gelegt. Die Zahl der Pachthöfe ist ebenfalls recht gering, wenigstens im Verhältnis zum übrigen Mecklenburg, und ihre Größe meist nicht

bedeutend. Drei Viertel des gesamten Grund und Bodens werden in Ratzeburg heute noch von Bauern bewirtschaftet. Neben sie sind heute vielfach Büdner und Kleinsiedler getreten, aber der ausschlaggebende Teil der Bevölkerung sind noch heute die Bauern oder, wie er hier offiziell genannt wird, die Hauswirte.

Die Ursachen für diese Überdauerung des Bauernstandes bilden die günstigen Rechtsverhältnisse, unter denen der Bauer hier gelebt hat. Auch ist das Land, das ja fast reiner Domanialbesitz war, immer ein eigener Verwaltungskörper gewesen, und es lag außerhalb des ständischen Mecklenburgs. Doch will diese Darstellung nur die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg behandeln, daher soll versucht werden, hier zunächst ein knappes Bild von dem damaligen bäuerlichen Recht zu geben.

Für die erste Zeit nach der Regermanisierung sind die Quellen sehr dürftig, so daß ein klares Bild nicht gewonnen werden kann. Doch fließen sie in der späteren Zeit um so reichlicher. Da nun im 15. und 16. Jahrhundert in den benachbarten Gebieten sich das bäuerliche Recht verschlechtert, so kann man für Ratzeburg wohl kaum mit einer Verbesserung des Rechtes in dieser Zeit rechnen, es werden also die ursprünglichen Verhältnisse mindestens nicht ungünstiger gewesen sein.

Die Grundherrschaft im Lande Ratzeburg ist bis zum Beginne des 15. Jahrhunderts völlig in die Hand des Bischofs bzw. des Domkapitels, das etwa die Hälfte des Landes besaß, gelangt. Die Adeligen, die nach dem Zehntenregister von 1230 nicht unerheblichen Besitz hatten, wurden allmählich ausgekauft. Um 1400 traten die Herren von Carlow ihren Besitz im gleichnamigen Dorf und dessen Umgebung ab. Damit erreichte das Bistum seinen heutigen Umfang.

Grundherrschaft und Landesherrschaft waren also hier in einer Hand vereinigt. Alle Abgaben mit Ausnahme der Pfarrabgaben flossen in dieselbe Tasche, alle Dienste, aus welchem Rechtstitel sie auch gefordert wurden, wurden derselben Stelle geleistet. Der Rentenertrag und die Verwaltung der Dörfer war zwischen dem Bischof und dem Domkapitel geteilt.

Die geistliche Herrschaft aber war hier milde. Es liegen keine Anzeichen vor, daß im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts eine wesentliche Veränderung der bäuerlichen Abgaben und Dienste erfolgt ist, soweit sich bisher feststellen ließ. Unverändert wurde auch, bis in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts, das Bauerngericht gehalten, in dem unter der Leitung der Beamten die Bauern selbst den Urteilsspruch fanden.

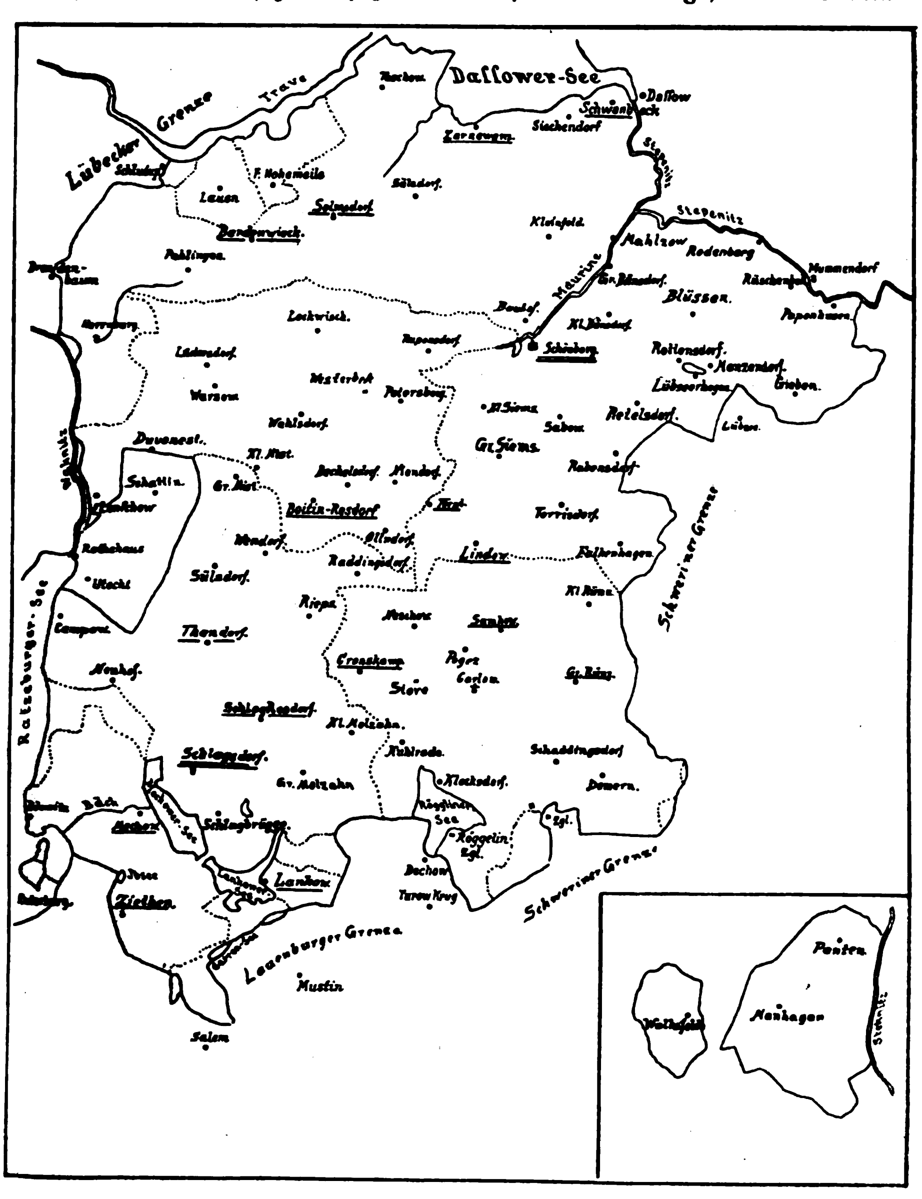
Nur eine Veränderung ist festzustellen, die Zahl der im Lande vorhandenen Bauernstellen wechselt.

Eine Zunahme der Bauernstellen bringt das 14. Jahrhundert. Bisher als Hofland bewirtschafteter Acker wird, anscheinend sogar in erheblichem Umfang, zu Bauernrecht ausgetan. So verkauft der Bischof 1379[1]) seinen kurz vorher erworbenen Hof Rodenberg an 4 Bauern. Sie sind in mancher Beziehung rechtlich günstiger gestellt als die älteren Bauern, zahlen aber eine ungleich höhere Pacht als jene. Ebenso müssen Papenhusen und Rüschenbeck, die fast gleichzeitig mit Rodenberg und zwar ebenfalls als Höfe erworben waren, um dieselbe Zeit an Bauern ausgegeben sein, da diese zu gleichem Recht wie die Rodenberger sitzen.

Im 15. Jahrhundert geht die Entwicklung andere Wege. Es gehen eine ganze Anzahl von Stellen und zwar meist kleinere ein und werden andern Bauern-

1) Meckl. Urkundenbuch XIX, 11 171.

höfen zugelegt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts tritt dann fast völliger Stillstand ein. Doch setzt um 1570 eine neue Periode des Eingehens von Bauern-



Karte des Landes Ratzeburg.

stellen ein. Jetzt aber handelt es sich um Legung von Bauernstellen, deren Acker älteren Pachthöfen zugelegt oder zur Schaffung neuer benutzt wurde, so z. B. in Lenschow, wo alle drei Bauernhöfe eingingen. Doch mußte das Domkapitel

bei der Legung alle Schulden übernehmen und gegebenenfalls die Erben abfinden. Es nahm den Acker selbst in Bewirtschaftung, um einen höheren Ertrag zu erzielen, als die Abgaben brachten.

Die üblichen Abgaben der Bauernstellen bestanden in dem „pactus“, dem Zins, der in den einzelnen Dörfern mit wenigen Ausnahmen für alle Hufen gleich war, dem Zehnten, Korn- und Viehzehnten, sowie Diensten, die teilweise abgelöst waren. Hierzu kommen für einzelne Bauernstellen die „redditus“, die Zinsen für vom Kapital geliehene Geldmittel. Die Belastung scheint durchaus erträglich gewesen zu sein. Bedenklich wirken sich dagegen gelegentlich Erbteilungen aus. Die Kinder, die den Hof nicht erhalten, werden verhältnismäßig hoch abgefunden, was oft zu übermäßiger Belastung der Stelle und dadurch zum Verkaufe führt.

Die rechtliche Stellung des Bauern ist in großen Zügen folgende[2]: Der Bauer ist persönlich völlig frei. Von seiner Stelle kann er vom Grundherrn, Bischof oder Kapitel, auch bei schlechter Wirtschaft nicht abgesetzt werden, sondern die Grundherrschaft muß vor dem Landgericht, einem Bauerngericht, Klage erheben, und dies entscheidet in der Regel dahin, daß dem Bauern eine Frist gesetzt wird, innerhalb welcher er seine Wirtschaft in ordnungsmäßigen Stand setzen muß. Geschieht dies nicht, so kann der Grundherr den Hof „antasten“ und neu verkaufen bzw. den Verkauf erzwingen, doch muß der Nachfolger die auf dem Hof ruhenden Schulden übernehmen. Ist die Schuldenlast übermäßig, so findet meist ein Vergleich mit den Gläubigern statt.

Beim Tode des Bauern geht der Hof an die Erben über, doch übernimmt der Sohn oft schon zu Lebzeiten des Vaters den Hof. Als Erbsitte gilt nach Sprüchen des Landgerichts, daß der Hof an den ältesten oder den jüngsten Sohn übergeht und zwar meist an diesen, doch kann der Vater auch einen andern bestimmen. Auch wird gelegentlich einer der Töchter, obwohl Söhne da sind, der Hof gegeben, damit sie sich auf ihn verheiraten kann. Sind die Kinder beim Tode des Vaters noch unmündig, so verheiratet sich mit Zustimmung der Verwandten die Witwe, und der zweite Mann führt für eine bestimmte Zahl von Jahren, meist 24, die Wirtschaft für die Stiefkinder, wenn Aussicht besteht, auf diese Weise die Stelle der Familie zu erhalten. Gelegentlich wird auch bestimmt, daß die Frau, wenn der Mann kinderlos stirbt, sich auf den Hof wieder verheiraten darf, meist müssen dann aber die Brüder des Mannes abgefunden werden, die andernfalls den Hof übernehmen. Auch bei einem Verkaufe müssen die nächsten Anverwandten zustimmen. Bei allen wichtigen Veränderungen auf der Stelle, besonders beim Verkaufe, muß die Grundherrschaft ihre Genehmigung geben. Beim Verkaufe muß außerdem „der Zehnte“ vom Verkaufspreis des Grunds und Bodens gegeben werden.

Doch ist der Bauer nicht nur berechtigt, seinen ganzen Hof zu verkaufen, sondern er kann auch Teile des Ackers verpfänden oder verkaufen, allerdings ist die Genehmigung des Grundherrn dazu nötig. Dadurch tritt ein nicht unerheblicher Wechsel in der Größe der Stellen ein, wenn auch meist Ackerstücke nur

---

[2]) In der Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse weiche ich vielfach von Bertheau, Die geschichtliche Entwicklung der ländlichen Verhältnisse im Fürstentum Ratzeburg, Jahrb. d. Vereins f. meckl. Geschichte, Bd. 79, 1914, ab. Bertheau benutzt neben dem Meckl. Urkundenbuch (bis 1400) hauptsächlich Berichte des 17. Jahrhunderts und hat das umfangreiche Material für das 15. und 16. Jahrhundert im Hauptarchiv Neustrelitz nicht gekannt. Eine eingehende Darstellung kann an dieser Stelle nicht gegeben werden.

auf Zeit verpfändet werden. Vereinzelt findet auch eine Teilung von größeren Stellen statt, so noch um 1590 in Mechow.

Unter diesen günstigen rechtlichen Bedingungen scheinen die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ratzeburger Bauern nicht schlecht gewesen zu sein. Wie bei Erbteilungen zu erkennen ist, ist der Viehstapel oft recht groß und bei den Feststellungen der Schulden, die auf verkauften Stellen haften, finden sich Bauern mit nicht unerheblichen Summen unter den Gläubigern. Auch spricht es für den Wohlstand der Bauern, wenn eine Bauerntochter 70 Mk. lüb. bare Mitgift erhält zu einer Zeit, wo der Wert einer Hufe auf 60 M. geschätzt wird.

Die Abgabenlast ist auch nicht drückend und ebensowenig die Dienste, denn mir ist bisher keine Klage über ihre Höhe aus dieser Zeit bekannt, und ein Weglaufen der Bauern, wie es in Mecklenburg im 16. Jahrhunderte sehr häufig ist, kommt kaum vor. Ob das Recht in der älteren Zeit, im 13. und 14. Jahrhundert, besser oder schlechter war, läßt sich mit Sicherheit zur Zeit nicht sagen. Besser kann es kaum gewesen sein, und, falls es schlechter gewesen sein sollte, so ist die Seßhaftigkeit der Bauern, die hier untersucht werden soll, im 13. und 14. Jahrhundert sicher noch geringer gewesen als in der Folgezeit.

Ist nun trotz dieser immerhin günstigen Voraussetzungen die bäuerliche Bevölkerung im Lande Ratzeburg vor dem 30jährigen Krieg seßhaft gewesen oder findet in jener Zeit schon eine stärkere Bewegung der Bevölkerung statt? Die Antwort kann nur gegeben werden, wenn es möglich ist, für eine größere Anzahl bäuerlicher Stellen in jener Zeit den Besitzwechsel festzustellen. Diese Möglichkeit ist für Ratzeburg gegeben durch die Abgabenregister und die Auflassungsbücher. Für 27 Dörfer des Domkapitels, die über das ganze Land verstreut liegen, mit 256 Stellen sind von 1444 bis 1611 Register erhalten. Sie weisen zwar Lücken auf, doch sind diese nicht so groß, daß dadurch das Gesamtbild gestört wird[3]. Für die 27 bischöflichen Dörfer des Amts Schönberg mit 193 Stellen dagegen sind die Verhältnisse weniger günstig. Hier liegt nur ein allerdings sehr ausführliches Register von 1525 vor, dann beginnen die Register erst 1593 wieder. Da die Stellen in Ratzeburg aber sehr verschieden groß sind, und dementsprechend die Abgabenhöhe bei den einzelnen Stellen verschieden ist, so ist es trotz der Lücke von 61 Jahren möglich, eben durch diese Verschiedenheit die einzelnen Stellen auseinander zu halten.

Voraussetzung für die Untersuchung ist, daß die Familiennamen in dieser Zeit bereits fest sind. Witte[4]) nimmt die Bildung der Familiennamen für die Zeit nach der Kolonisation an. Ihre Unveränderlichkeit hat sich allerdings erst allmählich durchgesetzt, so ist in einer Urkunde vom 17. August 1352[5]) über Falkenhagen noch die Rede von einem „Johannes Dives, filius Hermanni Westfali". Aber um 1400 sind die Namen im ganzen fest geworden. Immerhin lassen sich einzelne Wandlungen noch bis ins 16. Jahrhundert verfolgen, aber sie sind von geringem Umfange und nicht so stark, daß sie nicht erkennbar wären. So wird noch im 15. und 16. Jahrhunderte aus dem Sohne Hans eines Langehinrick ein Langehans, aus dessen Sohn Peter ein Langepeter. Es folgt wieder ein Langehinrick, den ein Langegherke ablöst, der aber von 1566 an Gherke Langehinrick heißt. Auch die Bildung der Familiennamen durch Anhängung eines

---

[3]) Die größten Lücken sind 1444—1465, 1490—1510, 1510—1526 und 1570—1598, doch wird diese letzte Lücke durch die Auflassungsbücher ausgefüllt.

[4]) Wendische Bevölkerungsreste S. 30.

[5]) Meckl. Urkundenbuch XIII, 7644.

-mann an den Namen des Herkunftsortes ruft Wechsel hervor, so wird aus einem Soltow ein Soltmann, aus einem Lindow ein Lindemann. Doch steht es in beiden Fällen zweifelsfrei fest, daß es sich um dieselbe Persönlichkeit handelt. Veränderungen wie Riquerdes in Rikers und Lüders in Lühr erklären sich ohne weiteres. Anscheinend verändert sich auch der Name Copian, der um 1400 vorkommt, unter Abfall des -ian in Kop, doch ist hier keine Gewißheit zu erlangen, da für den betreffenden Ort (Kl. Moltzan) das nächste Register erst aus dem Jahre 1545 vorliegt. Immerhin sitzen beide auf derselben Stelle.

Tabelle 1.

Wechsel der Bauernstellen in den Kapiteldörfern von 1444—1618.

Ortsname	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel											
			0×	1×	2×	3×	4×	5×	6×	7×	8×	9×	10×	11×
Bechelsdorf	4	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Boitin-Resdorf	5	—	1	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—
Campow	7	1	—	1	—	—	—	3	1	1	—	—	—	—
Duvennest	6	—	—	1	3	1	1	—	—	—	—	—	—	—
Lauen	8	3	—	—	1	2	—	1	1	—	—	—	—	—
Lenschow	3	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lokwisch	12	1	—	4	3	3	—	1	—	—	—	—	—	—
Lüdersdorf	9	1	—	1	5	1	1	—	—	—	—	—	—	—
Mechow	13	—	—	2	2	3	2	2	—	—	—	1	—	1
Kl. Mist	5	—	—	3	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—
Niendorf	6	—	1	3	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Ollendorf	5	—	1	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	—
Palingen	17	—	3	3	4	3	1	—	1	2	—	—	—	—
Petersberg	15	4	1	3	—	2	3	—	1	—	1	—	—	—
Raddingsdorf	5	—	2	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—
Rieps	14	2	3	1	3	2	2	—	1	—	—	—	—	—
Rupensdorf	6	—	2	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Schlagbrügge	17	4	1	3	—	1	2	2	1	2	1	—	—	—
Schlagresdorf	9	1	2	—	1	3	1	—	1	—	—	—	—	—
Schlagsdorf	18	2	1	2	3	2	3	—	1	3	1	—	—	—
Schlag-Sülsdorf (seit 1468)	8	—	1	1	2	2	—	1	—	—	1	—	—	—
Teschow	10	3	1	2	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—
Thandorf (seit 1468)	15	2	1	5	3	2	1	1	—	—	—	—	—	—
Wahlsdorf	6	1	1	—	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—
Wahrsow	10	2	—	1	2	3	1	—	—	—	1	—	—	—
Wendorf	9	2	—	3	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—
Ziethen	14	1	—	2	—	2	3	2	—	1	2	—	—	1
Insgesamt	256	33	25	45	44	40	25	17	8	9	7	1	—	2
Prozent	—	12,9%	9,8%	17,6%	17,2%	15,6%	9,8%	6,6%	3,1%	3,5%	3,9%			

Die Familiennamen sind also für die Zeit der Untersuchung zweifellos als festgeworden anzusehen, so daß man ohne weiteres annehmen kann, daß jeder Namenswechsel des Stelleninhabers einen Personenwechsel bedeutet. Nicht festzustellen ist allerdings ein Wechsel, bei dem der neue Stelleninhaber denselben Familiennamen trägt wie der Vorbesitzer, ohne mit demselben verwandt zu sein.

Doch können solche Fälle nur vereinzelt vorkommen und fallen bei der Gesamtzahl des Wechsels nicht ins Gewicht. Auch ist mir in den Auflassungsregistern niemals derartiges begegnet. Von größerer Bedeutung ist dagegen die Einrichtung der „Setzwirte", die für kürzere oder längere Zeit für den unmündigen Hoferben die Stelle freihielten. Sie sind immer berücksichtigt und beim Stellenwechsel nicht mitaufgeführt. In den Tabellen, die den Stellenwechsel in 30 jährigen Perioden zeigen, glaubte ich sie aber gesondert aufführen zu müssen, da der Setzwirt, meist ein Knecht, die Witwe oder eine Tochter zu heiraten pflegte und daher vielfach fremdes Blut ins Land brachte. Eine Möglichkeit festzustellen, welche Rolle die Einheirat oder die Übertragung der Höfe an Blutsverwandte anderen Namens spielte, boten die Auflassungsregister. Auf das Ergebnis werde ich weiter unten zurückkommen.

Der Stellenwechsel ist im Lande Ratzeburg ein verhältnismäßig sehr starker. Von den 256 Stellen in den Kapiteldörfern (Tab. 1) bleiben in der Zeit von 1441/1618 nur 25 Stellen in derselben Familie, das sind nur 9,8%. Dabei ist sicher, daß auch in diesen 25 Stellen nicht immer vom Vater auf den Sohn geerbt wurde, sondern daß mitunter auch Nebenlinien desselben Namens den Hof übernahmen. Eingegangen sind in diesem Zeitraum 33 Stellen = 12,9 %. 77,3 % der Stellen sind also in fremde Familien übergegangen. Die Mehrzahl der Stellen hat 1—3 mal gewechselt, nämlich 50,8 %. Der Rest wechselt wesentlich mehr und zwar bis zu 11 mal in der immerhin verhältnismäßig kurzen Zeit von 174 Jahren, also in einem Zeitraume, in dem 5—6 Generationen bei den Familien, die ihren Hof behalten haben, die Stelle inne hatten. Da mehr als die Hälfte der Stellen in dieser Zeit in der Hand von 2—4 Familien gewesen ist, so kann man sagen, daß in der Regel der Hof nur vom Vater auf den Sohn vererbt ist, dann aber aus der Hand mindestens der männlichen Linie der Familie kam.

Der Wechsel ist allerdings in dem ganzen Zeitraum nicht gleichmäßig geblieben, sondern nimmt nach 1510 ab, wie die Tabellen 2 und 3 zeigen. In ihnen ist der Wechsel der Stellen in 30 jährigen Abschnitten zusammengestellt. Sie zeigen, daß in den beiden ersten Zeiträumen 1444—1477 und 1477—1510 genau der gleiche Hundertsatz von Stellen in der Hand derselben Familien bleibt, nämlich 45,6 %. Im folgenden Zeitabschnitte (1510—40) steigt der Hundertsatz auf 62,2 %, um dann von 1540/70 um ein geringes auf 60,9 % herabzusinken. Von 1570/1600 steigt der Satz wieder auf 66,3 %. Die Zeit bis zum 30 jährigen Krieg scheint wieder einen etwas stärkeren Wechsel zu bringen, da in den 18 Jahren bereits 21,8 % der Stellen ihren Besitzer gewechselt haben. Der Hundertsatz der eingehenden Stellen steigt in den beiden ersten Perioden von 3,4 % auf 6,8 %, um dann über 3,4 % auf 0,4 % 1540/70 herabzusinken, während er in den Jahren 1570/1600 wieder auf 2,9 % ansteigt. Die in der ersten Zeit gelegten Stellen sind meist kleine Höfe, die mit andern Stellen vereinigt sind. Sie liegen häufig in den Dörfern, die eine verhältnismäßig hohe Stellenzahl aufweisen. Die Stellen dagegen, die 1540—70 gelegt sind, sind zu Pachthöfen gelegt. Von den 7 gelegten Stellen sind 3 in Lenschow, das als Bauerndorf ganz gelegt wurde, 2 in Schlagsdorf und 1 in Wahrsow. Nur die Thandorfer Stelle ist Bauernland geblieben.

Die Häufigkeit des Wechsels der Stellen nimmt in dem ganzen Zeitraum allmählich ebenfalls, wenn auch nicht gleichmäßig, ab.

Wie bei den großen Dörfern die Zahl der eingehenden Stellen am höchsten ist, so ist es auch mit der Zahl der besonders häufig wechselnden Stellen. Von den 44 Stellen, die mehr als 5 mal in der Zeit von 1444—1618 den Besitzer

Tabelle 2. Besitzwechsel in 30jährigen Perioden. Kapiteldörfer

Ortsname	1444—1477						1477—1510							1510—1540						
	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel 0×	Wechsel 1×	Wechsel 2×	Setzwirte	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel 0×	Wechsel 1×	Wechsel 2×	Wechsel 3×	Setzwirte	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel 0×	Wechsel 1×	Wechsel 2×	Wechsel 3×	Setzwirte
Bechelsdorf	4	—	4	—	—	1	4	—	4	—	—	—	1	4	—	4	—	—	—	—
Boitin-Resdorf	6	1	3	—	2	—	5	—	2	3	—	—	2	6[2])	—	4	2	—	—	—
Campow	7	—	—	5	2	—	7	1	2	1	2	1 (5×)	—	6	—	2	4	—	—	—
Duvennest	6	—	1	4	1	—	6	—	2	2	2	—	—	6	—	5	1	—	—	1
Lauen	8	—	1	7	—	1	8	3	1	4	—	—	—	5	—	3	2	—	—	1
Lenschow	3	—	2	—	1	—	3	—	—	1	2	—	—	3	—	1	1	1	—	—
Lokwisch	12	1	4	7	—	1	11	—	8	2	1	—	4	11	—	9	2	—	—	3
Lüdersdorf	9	—	4	5	—	1	9	1	5	2	1	—	2	8	—	6	2	—	—	—
Mechow	13	—	6	6	1	2	13	—	4	3	4	2 (14×)	1	13	1	5	5	2	—	1
Kl. Mist	5	—	2	3	—	—	5	—	3	1	1	—	—	5	—	5	—	—	—	1
Niendorf	6	—	6	—	—	—	6	—	4	2	—	—	—	6	—	5	1	—	—	—
Ollendorf	5	—	2	3	—	—	5	—	2	3	—	—	1	5	—	4	—	1	—	1
Palingen	17	—	10	6	1	—	17	—	8	6	3	—	1	17	—	13	3	1	—	3
Petersberg	15	1	7	5	2	—	14	3	8	3	—	—	—	11	—	7	3	—	1	—
Raddingsdorf	5	—	4	1	—	—	6[2])	1	4	—	1	—	—	5	—	4	1	—	—	1
Rieps	14	1	8	4	1	—	13	1	5	5	1	1 (4×)	1	12	—	8	3	1	—	2
Rupensdorf	6	—	3	3	—	—	6	—	5	1	—	—	—	6	—	6	—	—	—	1
Schlagbrügge	17	1	7	4	5	—	16	—	8	5	2	1	2	16	4	5	4	2	1	—
Schlagresdorf	10	2	6	2	—	1	8	—	3	4	1	—	2	8	—	4	3	1	—	—
Schlagsdorf	18	—	7	6	5	1	18	—	6	9	3	—	—	18	1	10	5	2	—	1
Schlag-Sülsdorf[1])	—	—	—	—	—	—	8	—	3	5	—	—	—	8	—	2	6	—	—	—
Teschow	10	—	2	6	2	1	10	2	3	4	1	—	—	8	1	6	1	—	—	—
Thandorf[1])	—	—	—	—	—	—	16	1	9	6	—	—	—	15	1	9	3	1	1	1
Wahlsdorf	6	—	3	2	1	2	6	1	2	2	1	—	1	5	—	3	1	1	—	—
Wahrsow	10	—	4	4	2	—	10	—	4	4	2	—	—	10	—	8	1	—	1 (4×)	—
Wendorf	9	1	4	4	—	1	8	1	4	2	1	—	—	7	—	6	1	—	—	—
Ziethen	14	—	7	6	1	—	14	—	6	6	1	1 (5×)	3	14	—	4	6	4	—	1
Insgesamt	235	8	107	93	27	12	252	15	115	86	30	6	21	238	8	148	61	17	4	18
Prozent	—	3,4%	45,6%	39,5%	11,5%	—	—	6%	45,6%	34,1%	11,9%	2,4%	—	—	3,4%	62,2%	25,6%	7,2%	1,6%	—

[1]) Register erst seit 1468 vorhanden. [2]) Eine Stelle ersch[illegible] neu, wohl vorher in andern Registern.

¹) Register erst seit 1468 vorhanden. ²) Eine Stelle ersch[illegible] neu, wohl vorher in andern Registern.

Tabelle 5. Besitzwechsel in 30 [illegible] [illegible]en. Kapiteldörfer

Ortsname	1540—1570							1570—1600							1600—1618					
	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel				Setzwirte	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel				Setzwirte	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel			Setzwirte
			0×	1×	2×	3×				0×	1×	2×	3×				0×	1×	2×	
Bechelsdorf	4	—	3	1	—	—	—	4	—	4	—	—	—	—	4	—	4	—	—	—
Boitin-Resdorf	6	—	6	—	—	—	1	6	—	5	1	—	—	—	6	—	5	1	—	—
Campow	6	—	4	1	1	—	1	6	—	3	3	—	—	—	7⁴)	—	4	3	—	—
Duvennest	6	—	5	1	—	—	—	6	—	2	3	1	—	—	6	—	5	1	—	—
Lauen	5	—	—	4	—	1	—	5	—	3	2	—	—	—	5	—	4	1	—	—
Lenschow	3	—	2	1	—	—	—	3	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lokwisch	11	—	9	2	—	—	—	11	—	6	5	—	—	—	11	—	9	2	—	—
Lüdersdorf	8	—	7	1	—	—	—	8	—	7	1	—	—	—	8	—	5	3	—	—
Mechow	12	—	6	4	—	2(16×)	1	13³)	—	8	5	—	—	—	13	—	11	2	—	—
Gr. Mist ¹)	9	—	6	3	—	—	—	9	—	5	4	—	—	1	9	—	7	2	—	—
Kl. Mist	5	—	4	1	—	—	—	5	—	3	2	—	—	—	5	—	5	—	—	—
Niendorf	6	—	4	1	1	—	—	6	—	4	1	1	—	—	6	—	5	1	—	—
Ollendorf	5	—	5	—	—	—	—	5	—	4	1	—	—	1	5	—	2	3	—	—
Palingen	17	—	13	4	—	—	—	17	—	13	3	—	1	2	17	—	10	6	1	1
Petersberg	11	—	5	4	1	1	—	11	—	7	3	1	—	1	11	—	8	1	2	—
Raddingsdorf	5	—	4	1	—	—	1	5	—	4	—	1	—	—	5	—	5	—	—	—
Rieps	12	—	8	4	—	—	1	12	—	9	2	1	—	—	12	—	12	—	—	—
Rupensdorf	6	—	5	1	—	—	2	6	—	5	1	—	—	—	6	—	6	—	—	—
Schlagbrügge	12	—	5	4	2	1	—	12	—	10	2	—	—	—	12	—	10	2	—	—
Schlagresdorf	8	—	5	2	1	—	—	8	—	4	3	1	—	—	8	—	8	—	—	—
Schlagsdorf	21²)	—	8	10	3	—	2	21	2	14	4	—	1	—	19	—	12	5	2	—
Schlag-Sülsdorf	8	—	4	3	1	—	—	8	—	5	3	—	—	—	8	—	6	2	—	1
Teschow	7	—	5	2	—	—	—	7	—	5	2	—	—	—	7	—	6	1	—	—
Thandorf	14	—	9	5	—	—	1	14	1	10	2	—	1	—	14³)	—	11	2	1	1
Wahlsdorf	5	—	5	—	—	—	—	5	—	4	1	—	—	1	5	—	5	—	—	—
Wahrsow	10	1	4	5	—	—	—	9	1	7	1	—	—	—	8	—	6	2	—	—
Wendorf	7	—	3	3	1	—	1	7	—	6	1	—	—	1	7	—	6	1	—	—
Ziethen	14	—	4	5	4	1	1	14	—	4	7	3	—	1	14	—	9	5	—	—
Insgesamt	243	1	148	73	15	6	12	243	7	161	63	9	3	8	238	—	186	46	6	3
Prozent	—	0,4%	60,9%	30%	6,2%	2,5%	—	—	2,9%	66,3%	25,9%	3,7%	1,2%	—	—	—	78,2%	19,3%	2,5%	—

¹) In den Registern erst seit dieser Zeit. Die Einnahmen flossen in die Dombaukasse. ²) Stellen, die bis dahin in andern nur spärlich erhaltenen Registern geführt wurden, sind seit 1532 regelmäßig aufgeführt. ³) Eine Stelle geteilt. ⁴) Eine Stelle neu, wohl früher in andern Registern berechnet.

wechseln, liegen 31 in den Dörfern mit 10 und mehr Stellen, 15 in den kleineren Dörfern. Von den 155 Stellen in großen Dörfern wechseln 20 % 5 mal und mehr ihren Besitzer, während es bei den 101 Stellen der andern Dörfer nur 12,7 % sind. Umgekehrt ist das Verhältnis bei den Stellen, auf denen die Familien sich gehalten haben, bei den größeren Dörfern sind es nur 6,4%, bei den kleineren dagegen

Tabelle 4.
Besitzwechsel der bischöflichen Dörfer

Ortsname	von 1525—1618				1593—1618					
	Stellenzahl	nicht gewechselt	gewechselt	eingegangen	Stellenzahl	eingegangen	Wechsel			Setzwirte
							0×	1×	2×	
Bardewiek . .	6	1	5	—	6	—	3	3	—	—
Blüssen	8	2	3	3	5	—	5	—	—	—
Gr. Bünsdorf .	5	4	1	—	5	—	5	—	—	—
Kl. Bünsdorf .	5	5	—	—	5	—	5	—	—	—
Falkenhagen . .	10	3	7	—	10	—	7	3	—	—
Grieben . . .	8	4	4	—	8	—	7	1	—	—
Herrnburg . .	10	2	7	1	10	—	5	5	—	1
Kleinfeld[1]) . .	—	—	—	—	6	—	6	—	—	—
Lindow . . .	7	5	2	—	7	—	7	—	—	—
Lübseerhagen . .	4	2	1	1	3	—	3	—	—	—
Malzow . . .	8	4	4	—	9	—	8	1	—	2
Menzendorf . .	8	4	1	3	5	—	4	—	1	—
Papenhusen . .	2	2	—	—	2	—	2	—	—	—
Rabensdorf . .	4	3	1	—	4	—	3	1	—	—
Retelsdorf . . .	5	2	3	—	5	—	5	—	—	—
Rodenberg . .	4	3	1	—	4	—	3	1	—	—
Rottensdorf . .	5	2	1	2	3	—	3	—	—	—
Rüschenbeck . .	2	—	2	—	2	—	—	2	—	—
Sabow . . .	7	2	5	—	7	—	6	1	—	—
Schönberg . .	12	5	7	—	12	—	7	5	—	—
Schwanbeck . .	8	5	3	—	8	—	7	1	—	—
Selmsdorf . .	16	2	11	3	14	1	7	5	1	—
Gr. Siemz . .	7	4	3	—	7	—	6	—	1	2
Kl. Siemz . . .	7	1	6	—	7	—	5	2	—	—
Sülsdorf, Boitin-	12	4	8	—	12	—	9	3	—	—
Torisdorf . . .	9	4	4	1	8	—	8	—	—	—
Törpt	6	2	4	—	6	—	5	—	1	1
Zarnewenz . .	8	2	6	—	8	—	8	—	—	—
Insgesamt	193	79	100	14	188	1	149	34	4	6
Prozent	—	40,9%	51,8%	7,3%	-	0,5%	79,3%	18,1%	2,1%	—

[1]) Vor 1593 nicht überliefert.

15,9 %. Worin die Gründe für diese Erscheinung liegen, habe ich bisher nicht feststellen können, halte aber diese Tatsache doch für wichtig genug, um sie hervorzuheben, zumal sich dieselbe Erscheinung in den bischöflichen Dörfern, für die die Zahlen (Tab. 4) allerdings nur für die Zeit von 1525—1618 vorliegen, wiederholt. Von den 65 Stellen der großen Dörfer bleiben nur 24,6 % in der Hand des Besitzers, während es bei den kleineren Dörfern fast das Doppelte, 45,7 %, ist. Die Zahlen entsprechen sich in den bischöflichen und den Kapiteldörfern also nahezu völlig.

Für die bischöflichen Dörfer, bei denen nur der Wechsel in der Zeit von 1525—1618 überhaupt aus Mangel an Material zusammengestellt werden konnte, gehen 7,3 % der Stellen in diesem Zeitraum ein, und zwar sind sie in der Hauptsache ebenso, wie bei den Kapiteldörfern in dieser Zeit zur Bildung von Pachthöfen benutzt, 40,9% bleiben in derselben Familie, 51,8% wechseln den Besitzer.

Tabelle 5.

Besitzwechsel in den Kapiteldörfern von 1525—1618.

Ortsname	Stellenzahl	eingegangen	nicht gewechselt	gewechselt
Bechelsdorf	4	—	3	1
Boitin-Resdorf	6	—	4	2
Campow	6	—	1	5
Duvennest	6	—	2	4
Lauen	5	—	—	5
Lenschow	3	3	—	—
Lokwisch	11	—	5	6
Lüdersdorf	8	—	3	5
Mechow	12	—	1	11
Gr. Mist	9	—	2	7
Kl. Mist	5	—	2	3
Niendorf	6	—	2	4
Ollendorf	5	—	1	4
Palingen	17	—	6	11
Petersberg	11	—	3	8
Raddingsdorf	5	—	3	2
Rieps	12	—	5	7
Rupensdorf	6	—	4	2
Schlagbrügge	12	—	4	8
Schlagresdorf	8	—	2	6
Schlagsdorf	18	2	4	12
Schlag-Sülsdorf	8	—	1	7
Teschow	7	—	4	3
Thandorf	14	1	7	6
Wahlsdorf	5	—	3	2
Wahrsow	10	2	4	4
Wendorf	7	—	3	4
Ziethen	14	—	3	11
Insgesamt	240	8	82	150
Prozent	—	3,3 %	34,2 %	62,5 %

Für die Kapiteldörfer ergibt sich für denselben Zeitraum (Tab. 5) folgendes Bild: 3,3% der Stellen sind eingegangen, 34,2% bleiben in der Familie, 62,5% wechseln. Diese günstigeren Verhältnisse in den bischöflichen Dörfern zeigt auch Tab. 4, die den Wechsel in der Zeit von 1593—1618 zeigt. Trotz des um 7 Jahre längeren Zeitraums wechseln hier nur 20,3% der Stellen gegen 21,8% in den Kapiteldörfern von 1600—1618. Zieht man bei der Beurteilung dieser Zahlen den stärkeren Wechsel der Stellen in größeren Dörfern, die bei den Kapiteldörfern $^3/_5$, bei den bischöflichen aber nur $^1/_3$ ausmachen, in Betracht, dann kann man wohl ohne weiteres die Einzelergebnisse, die bei den Kapiteldörfern gewonnen wurden, für das ganze Gebiet verwerten, zumal für die bischöflichen Dörfer in einzelnen

Fällen für die ältere Zeit sich dasselbe feststellen läßt wie dort. Daß auch hier im 15. Jahrhundert der Wechsel größer war als später, zeigt die Tatsache, daß von 11 bischöflichen Bauern, die 1426 genannt werden, 1525 nur noch eine Familie auf der Stelle ist.

Die bäuerliche Bevölkerung in Ratzeburg ist also nur sehr bedingt als eine wirklich seßhafte anzusehen. Die Höfe wechseln verhältnismäßig häufig ihre Besitzer. Die Seßhaftigkeit nimmt aber seit 1510 zu. Äußere Gründe für diese Festigung des Bauernstandes sind nicht zu finden, denn die Jahrzehnte nach 1510 sind fast bewegter und unruhiger als die Zeit vorher. Es hat also den Anschein, als ob der Bauernstand nach 1510 aus anderen Gründen seßhafter wird. Vielleicht spielt dabei mit, daß in Mecklenburg in dieser Zeit sich das Bauernrecht verschlechterte und daß die Blütezeit der Städte vorüber war, so daß kein Anreiz mehr zum Verlassen der Stellen bestand. Für die Zeit vor 1444 ist nur sehr wenig Namenmaterial überliefert, aber wo es vorhanden ist, spricht es dafür, daß der Wechsel vorher nicht geringer war als nachher. Z. B. ist von den 4 Bauern, die 1379[6]) in Rodenberg angesetzt werden, 1525 nur noch ein Abkömmling, Renzow, dessen Familie den Hof übrigens heute noch besitzt, vorhanden. In den beiden Moltzans, von denen die Einwohnernamen aus der Zeit um 1400 überliefert sind, ist von 19 Familien 1545 nur noch eine[7]) vorhanden.

Dieser Wechsel aber hat sich nicht nur innerhalb des Ratzeburger Bistums abgespielt, sondern er geht ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen vor sich. Das zeigt ein Vergleich des Namenmaterials. Von den insgesamt 427 verschiedenen Familiennamen, die in der Zeit von 1444—1618 in Ratzeburg[8]) vorkommen, treten 123 im ganzen Zeitraum auf (dabei sind die Namen, die 1525 in den bischöflichen Dörfern vorhanden sind, als 1444 schon vorhanden angenommen, was zweifellos sehr optimistisch ist, sind doch von den 1426 genannten 11 Namen bischöflicher Bauern 1525 vier nicht mehr im Land vorhanden, ebenso von den 4 Rodenbergern 3), vor 1618 verschwinden 130 Familiennamen, im Laufe der Zeit tauchen 79 neu auf, die 1618 noch vorhanden sind, und 95 kommen nur vorübergehend vor. Der Wechsel der Namen ist also recht stark. Nur $^{3}/_{10}$ aller kommenden Namen bleibt im Lande erhalten. Dabei ist erwähnenswert, daß die Zahl der verschiedenen gleichzeitig vorkommenden Namen bis 1618 sich von 253 (1444 bzw. 1525) auf 212 vermindert. Das läßt auf eine stärkere Ausbreitung einzelner Familien schließen, die tatsächlich stattgefunden hat. So kommen die Burmeisters zunächst nur in 7 Dörfern vor, 1618 in 19. Die Oldenburgs, die 1533 zum ersten Mal auftauchen, sitzen 1618 in 10 Dörfern, die Phasles, die 1484 zuerst erscheinen, sitzen 1610 in 4 Dörfern, die Lenschows 1444 in einem, 1618 in 7 Dörfern, andere wie die Freitags in Ollendorf sitzen auf fast allen Höfen im Dorf. In einigen Fällen läßt sich beobachten, wie von einem Mittelpunkte aus sich Familien langsam durch das ganze Land verbreiten. Dabei handelt es sich nicht immer um ein Auskaufen der bisher die Stelle innehabenden Familie, sondern diese bleibt oft in weiblicher Linie erhalten. Die Einheirat spielt eine erhebliche Rolle. Diese erfolgt nicht immer durch Wiederheirat der Witwe, sondern auch Töchter, Schwestern oder entfernte Verwandte des letzten Besitzers

---

6) M. U. B. XIX, 11171.

7) Wenn Kopian = Kop ist (vgl. oben S. 134), sind es zwei.

8) Bei dieser Namenszusammenstellung sind auch die Namen in der Vogtei Stove, die erst von 1593 überliefert sind, berücksichtigt, soweit sie im übrigen Gebiet sonst vorkommen.

verheiraten sich mit dem neuen Bauern. Bei 119 Besitzübertragungen, die von 1540 bis 1618 in den Auflassungsbüchern des Domkapitels verzeichnet sind, erfolgt in 60 Fällen = 30,4% die Erwerbung des Hofes durch Einheirat, bei der der neue Besitzer aber in der Regel den Hof kaufen mußte, in 29 Fällen = 15,2% wird der Hof an entfernte Verwandte überlassen, und nur in 102 Fällen = 53,4% verläßt die alte Familie völlig den Hof. Dadurch bleibt wenigstens in weiblicher Linie das ursprüngliche Blut oft ziemlich stark erhalten.

Die Herkunft der neuen Hauswirte ist leider sehr selten angegeben, meist nur wenn sie aus dem Lande selbst stammen und von gleichnamigen Familien unterschieden werden sollen. Auch die Nichtratzeburger stammen meist aus benachbarten Dörfern, so aus Salem (b. Ratzeburg), Schattin (b. Lübeck), Escheburg (b. Schwarzenbeck) sowie aus den Städten Ratzeburg und Lüneburg. Bei mehreren ist nur angegeben aus Holstein, aus Mecklenburg, bei einem genauer aus der Grabower Gegend und aus dem Land Lüneburg. Einer stammt dagegen aus dem Stift Osnabrück und einer aus Parow (b. Stralsund). Etwas reicher fließt das Material über Abwanderungen von Bauernsöhnen, da diese ihre Ansprüche bei Erbteilungen anmelden. Ziemlich zahlreich sind die Auswanderungen nach Lüneburg und Lübeck, auch Rehna übt eine gewisse Anziehungskraft aus, ebenso Mölln. Von benachbarten Dörfern finden sich Salem und Harkensee. Von entfernter gelegenen Gebieten werden Holstein, Neukloster, sowie die Schweriner Gegend (Niemmark) genannt. Die weiteste Auswanderung geht nach Stralsund. Im großen und ganzen decken sich also die Gebiete, aus denen die Zuwanderung kommt, mit denen, nach welchen die Abwanderung erfolgt.

Das Material ist aber im ganzen zu wenig umfangreich, um daraus endgültige Schlüsse ziehen zu können. Doch bieten die Familiennamen selbst eine gute Ergänzung. Die Namengebung erfolgte mit Vorliebe nach Gebieten, aus denen die Zuwandernden stammten, oder nach den Orten, von denen sie herkamen. Da die Familiennamen ja im Laufe des 14. Jahrhunderts erst fest wurden, so muß der Träger eines Ortsnamens mindestens noch um 1300 in dem betreffenden Dorfe gesessen haben. Er muß also nach dieser Zeit erst nach Ratzeburg gekommen sein, wobei die Frage durchaus offen bleiben muß, ob die Zuwanderung unmittelbar oder in Abschnitten erfolgte. In vielen Fällen ist dies letztere mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dann nämlich, wenn der Betreffende erst im Laufe des 16. Jahrhunderts in Ratzeburg zuerst auftaucht[9]).

An Stammesnamen finden sich von Anfang an (1444), die Namen Dene (8 mal), Holste (3 mal), Westval (3 mal) sowie Mecklenburg und Steding je einmal. Im Laufe des 16. Jahrhunderts tauchen je einmal Francke, Friese und Reding auf. Diese sind also sicher erst spätere Zuwanderungen, während bei den ersten die Möglichkeit besteht, daß es sich um ursprüngliche Siedler handelt. Bemerkenswert ist dabei, daß der Name Holste nur im Süden des Landes vorkommt. Im Norden wird die Einwanderung aus diesem Land stärker gewesen sein, so daß er hier vielleicht als zu häufig nicht namengebend wirken konnte. Dene und Westval sind dagegen über das ganze Land verbreitet.

Von Ratzeburger Dörfern haben 21 namengebend gewirkt. In drei Fällen wohnen Leute in dem Orte, dessen Namen sie tragen. Es muß sich hier also um

[9]) In derselben Weise, wie ich es hier versucht habe, sucht M. Orend in seinem Aufsatze: Die ältesten von Stammes-, Gebiets- und Ortsnamen abgeleiteten Familiennamen der Siebenbürger Sachsen, Ungarische Jahrbücher Bd. IX, Heft 2/3 S. 256, die Herkunft der Siebenbürger Sachsen festzustellen.

Tabelle 6 a. Familiennamen nach Orten außerhalb Ratzeburgs.

Familienname	Ortsname	Lage des Orts	Zeit des ersten Auftretens [1])
? Babke	Babke	Land Stargard	1400 (Slawischer Ursprung nicht unmöglich)
Badow	Badow	bei Wittenburg (westl. Mecklenb.)	1482
Basedow	Basedow	b. Malchin (östl. Mecklenb.)	1594
Bentzin	Benzin	b. Rehna (westl. Mecklenb.)	1525 B.
? ? Beutel	Beutel	b. Templin (Ukermark)	1490
Blücher	Blücher	b. Boitzenburg (westl. Mecklenb.)	1444
Bockholt	Buchholz	in Lauenburg, Mecklenb. u. Holstein	1593
Bolkow	Bölkow	b. Schwaan (mittl. Mecklenb.)	1551
? Boije	Boije	b. Celle	1444
? Borne	Borne	Kr. Lüneburg b. Ülzen	1444
Bülow	Bülow	b. Rehna (westl. Mecklenb.)	1532
Buschow	Buschow	b. Rathenow (Mark)	1477
Bützow	Bützow	mittl. Mecklenb.	1532
Cadow	Kadow	b. Goldberg (mittl. Mecklenb.)	1444
Cassow	Kassow	b. Bützow (mittl. Mecklenb.)	1400
? Colhase	Collase	b. Lüchow (Hannover)	1444
Cummerow	Kummerow	b. Demmin (Pomm.)	1500
Damm	Damme	b. Rathenow (Mark) oder bei Schwaan (mittl. Mecklenb.)	1444
Dechow	Dechow	b. Ratzeburg (Lbg.)	1534
Dobbertin	Dobbertin	b. Goldberg (mittl. Mecklenb.)	1525 B.
Doberan	Doberan	westl. Mecklenb.	1400
Driberch	Driberg	b. Gadebusch (westl. Mecklenb.)	1525 B.
Eschenburg	Escheburg	b. Schwarzenbeck (Lbg.)	1570
Falkenberg	Falkenberg	b. Harburg und b. Schleswig	1570
Gressemann	Gresse	b. Boitzenburg (westl. Mecklenb.)	1488
Greve	Greve	b. Boitzenburg (westl. Mecklenb.)	1468
Grevesmühl	Grevesmühlen	westl. Mecklenb.	1593
Gülstorf	Gülstorf	b. Neuhaus (Lbg.)	1594
Hagen	Hagen	b. Dannenberg (Hann.)	1537
Hakenbek	Hageböck	b. Wismar (westl. Mecklenb.)	1477
Hamborch	Hamburg	—	1610
Hamme	Hamme	Teil von Dithmarschen	1510
Hellemann	Helle	Holstein	1465
Hiddesack	Hitzacker a. d. E.	Hannover	1525 B.
Hohenstein	Hohenstein	mehrere Orte in Holstein	1465
Hudemann	Hude	" " " "	1444
Käselow	Käselow	b. Gadebusch (westl. Meckl.)	1444
Kyll	Kiel	Holstein	1562
Kludener	Klueden	b. Gardelegen	1584
Klußmann	Klütz	westl. Mecklenb.	1593
Kogeler	Kogel	Lauenburg und westl. Mecklenb.	1525 B.
Kolborn	Colborn	b. Lüchow (Hann.)	1525 B.
Kölpin	Kulpin oder Kölpin	b. Ratzeburg Mecklenb. mehrere Orte	1525 B.
Kreuzfeld (Crutzefeld)	Kreuzfeld	b. Eutin	1545
Kröpelin	Kröplin	mittl. Mecklenburg	1525 B.
Langehof	Langenhof	b. Dorum (Land Hadeln)	1593 St.
Lenderer	Lendern	b. Heide (Holstein)	1593

[1]) Die Namen, die zuerst 1525 in bischöflichen Dörfern vorkommen, sind mit B., die 1593 im Amt Stove vorkommen, sind mit St. bezeichnet. In diesen Jahren beginnen hier erst die Register.

Tabelle 6 b. Familiennamen nach Orten außerhalb Ratzeburgs.

Familienname	Ortsname	Lage des Orts	Zahl des ersten Auftretens
Lesemann	Lebsen	b. Wittenburg (westl. Mecklenb.)	1488
Logemann	Loge	b. Lüchow (Hann.)	1444
Lüneborch	Lüneburg	—	1562
Mehnow	Menow	b. Fürstenberg (Land Stargard)	1593 St.
Meideborch	Magdeburg	—	1593 St.
Molnes	Mölln	Lbg.	1444
Morenhusen	Moorhusen	mehrere Orte in Holstein	1567
Muusten	Mustin	Lbg.	1444
Nuttelmann	Nutteln	Mecklenb., Hannover, Holstein	1593
Oldenburg	Oldenburg	Holstein	1485
Parin	Parin	b. Schwartau (Holst.) u. Grewesmühlen (westl. Mecklenb.)	1336
Parkentin	Berkenthin	b. Ratzeburg	1484
Parpers	Parpar	b. Hitzacker (Hann.)	1465
Perleberg	Perleberg	Priegnitz	1525 B.
Plate	Plate	b. Lüchow (Hann.)	1465
Poels und Polemann	Poel (Insel)	westl. Mecklenb.	1540 und 1444
Rakow	Rakow	b. Neubukow (mittl. Mecklenb.)	1444
Rasseborch	Ratzeburg	Lbg.	1444
Renzow	Renzow	b. Gadebusch (westl. Mecklenb.)	1379
Reppenhagen	Reppenhagen	b. Grevesmühlen (westl. Meckl.)	1525 B.
Reppow	Reppow	Kr. Falkenburg (Hinterpomm.)	1583 St.
Röbel	Röbel	b. Eutin (Holstein)	1356
Rosenhagen	Rosenhagen	Meckl., Holstein, Lbg. u. Priegn.	1525 B.
Rorin	Rorin	b. Grevesmühlen (westl. Meckl.)	1525 B.
Rüting	Rüting	westl. Mecklenb. und Holstein	1593
Scharbow	Scharbow	b. Hagenow (westl. Mecklenb.)	1477
? Schleuß (Schloiß)	Schleuß	b. Stendal (Altmark)	1525 B.
Speckin	Specken	Hannover (b. Dorum)	1525 B.
Starlige	Sterlei	b. Mölln, Lbg.	1444
Sternberg	Sternberg	mittl. Mecklenb.	1444
Strasen	Strasen	Land Stargard	1481
Stubbe	Stubbe	Lauenburg	1444
Syntelmann	Süntel	b. Hameln	1488
Sytelmann	Sütel	Holstein	1444
Tessin	Tessin	westl. und mittl. Mecklenb.	1457
Tholemann	Tholendorf oder Tollendorf	b. Schleswig b. Hitzacker	1377
Törpper	Törber	b. Rehna (westl. Mecklenb.)	1593 St.
Trenthorst	Trenthorst	b. Reinfeld (Holstein)	1377
Treptow	Treptow	Vorpommern	1533
Vitense	Vitense	b. Rehna (westl. Mecklenb.)	1525 B.
Wegethorpe	Wegendorf	b. Alt-Landsberg (Mark)	1525 B.
Weltzin	Weltzin	b. Grevesmühlen (westl. Meckl.)	1566
? Wichele	Viecheln	b. Wismar " "	1444
Winhusen	Wienhausen	b. Celle	1593
Wiskemann	Wisch	mehrere Orte in Holstein	1535
Wissendorp	Wischendorf	b. Grevesmühlen (westl. Meckl.)	1593
Wittenborg	Wittenburg	westl. Mecklenb.	1444
Wolgast	Wolgast	Pommern	1598
Woltmann	Wolde	westl. Mecklenb.	1525 B.
Woisin	Weisin	b. Lübz (mittl. Mecklenb.)	1525 B.
Zain	Sabin	b. Falkenburg (Pommern)	1593 St.
Zelle (Tzelle, Selle)	Celle	Hannover	1444

Familien handeln, die im Laufe der Zeit erst wieder an ihren Herkunftsort zurückgekehrt sind.

Von fremden Orten finden sich zahlreiche Namensträger. Sie sind in Tab. 6 zusammengestellt. Erschöpfend ist das Verzeichnis nicht, da ausreichende historische Namensverzeichnisse und vor allem Wüstungsregister fehlen. Auch die Möglichkeit, daß Irrtümer unterlaufen sind, besteht selbstverständlich. Doch dürfte das am Gesamtergebnis nichts ändern, da nicht weniger als 99 der Familiennamen aus Ortsnamen entstanden sind. Fast die Hälfte dieser Namen kommt bereits in den ältesten Registern vor. Sie müssen also vor der Zeit, für die zahlenmäßig der Nachweis des Stellenwechsels erbracht war, eingewandert sein, andererseits sind sie erst nach der ersten Besiedlung Ratzeburgs zugewandert, da es zu dieser Zeit noch keine Familiennamen gab. Dadurch wird die Annahme, daß der Wechsel der Bevölkerung vor 1444 nicht gering war, wesentlich gestützt.

Die Namen geben aber gleichzeitig Auskunft über die Herkunft der Familien, die sie tragen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß die Vorfahren dieser Ratzeburger Familien einmal in dem Ort gesessen haben, dessen Namen sie tragen. Die Frage ist nur die, welche Umwege haben sie gemacht, bevor sie nach Ratzeburg kamen. Ein Teil ist wohl zweifellos direkt zugewandert, während andere langsam, in größeren oder kleineren Abschnitten, den Weg zurückgelegt haben werden. Dies trifft sicher zu für diejenigen Familien die erst in dem untersuchten Zeitraum einwandern. Ob bei solchen Wanderungen in der Regel größere oder kleinere Entfernungen zurückgelegt wurden, läßt sich nicht feststellen. Immerhin ist es auffällig, daß die meisten dieser von Ortsnamen abgeleiteten Familiennamen sich von Orten ableiten lassen, die nicht allzuweit von Ratzeburg entfernt sind. Ich möchte betonen ableiten *lassen*, denn bei einer Reihe von Orten gibt es mehrere des gleichen Namens. Aber es liegt kein Grund vor, einen entfernteren Ort als den namengebenden anzunehmen, wenn ein näher gelegener vorhanden ist in einem Gebiete, in dem sich schon andere namengebende Orte befinden. Drei Gebiete sind es vor allem, aus der der Ratzeburger Bevölkerung neue Einwohner zuflossen: Mecklenburg, Holstein und die Gebiete südwestlich Dömitz um Dannenberg. Am stärksten ist Mecklenburg vertreten, von dessen Orten sich 31 als Familiennamen finden. Es überwiegt dabei das westliche und das mittlere Mecklenburg in sehr starkem Maße. Aus Ostmecklenburg sind nur sehr wenige, und aus dem Land Stargard, dem heutigen Mecklenburg-Strelitz, nur 3, von denen einer, Babcke, aber auch sehr wohl ein slavischer Name sein kann. Holsteiner Orte dagegen kommen nur 15 mal vor, daneben allerdings noch eine Reihe Lauenburger Orte, besonders solche wie Sterlei und Dechow aus der nächsten Umgebung des Landes Ratzeburg. An dritter Stelle stehen Namen aus dem Wendland, der Gegend um Lüchow und Hitzacker. Aus diesem Gebiet tragen 8 Ratzeburger Familien Ortsnamen als Familiennamen. Namen, die von weiter entfernten Orten abgeleitet sind, kommen nur spärlich vor. Nach Süden zu bilden Magdeburg und einige Orte in der Altmark die Grenze. Von vorpommerschen Namen kommen Treptow, Wolgast und Kummerow, in benachbarten lauenburgischen Orten auch Parsewale-Pasewalk vor. Hinterpommern ist mit Reppow und Zain, jetzt Sabin[10]) vertreten. Trotz der großen Entfernung dieser Orte ist eine, wenn auch allmähliche, Zuwanderung aus ihnen nicht ausgeschlossen, wird doch in Sterlei im benachbarten Lauenburg auch ein Colberg genannt. In Westdeutschland ist Celle

---

[10]) Nach Oesterley, Historisches Ortslexikon.

und Umgebung mit 3 Namen vertreten, Zelle, Winhusen und auch wohl Boye (älteste Form Boge), falls hier nicht ein slavischer Name vorliegt. Noch weiter westlich, nämlich bei Hameln, liegt vielleicht die Heimat der Syntelmanns.

In ihrer Gesamtheit liegen die Orte, die namengebend gewirkt haben, in einem Kreise von nicht allzugroßem Durchmesser um das hier behandelte Gebiet herum, und dieser Kreis deckt sich ungefähr mit dem Gebiet, in das Ratzeburger abwandern, soweit das verhältnismäßig spärliche Material hier ein Urteil fällen läßt. Über das Tempo, in dem sich diese Wanderung vollzog, sagen die Zahlen, die das erste Auftreten des Namens in Ratzeburg angeben, nichts. Familien mit Namen nahegelegener Orte tauchen spät auf, solche mit denen entfernt gelegener sehr früh. Nur eins ist sicher, die Heimat zahlreicher Ratzeburger Familien des 15. und 16. Jahrhunderts ist nicht Ratzeburg selbst, sondern die umliegenden Gebiete. Die bäuerliche Bevölkerung ist hier in ununterbrochener Bewegung. Mag auch, besonders durch Heiraten viel ursprüngliches Blut erhalten sein, es strömt immer wieder neuer Zuzug herein. Wenn auch die Bevölkerung wohl langsamer wechselt als in den Städten, so ist doch für die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege auch auf dem Lande keine Stetigkeit festzustellen[11]). Das Aussterben mancher Familien erfolgte durch die Pest und andere Seuchen, doch ist auch Abwanderung häufig.

Daß nun Ratzeburg einen ausnahmsweise starken Wechsel aufweist, glaube ich nicht. Nach meinen Beobachtungen für das Land Stargard, den östlichen Teil von Mecklenburg-Strelitz, liegen die Dinge hier noch ungünstiger. Die Register zeigen hier im 16. Jahrhundert einen noch weit stärkeren Wechsel der Namen als in Ratzeburg[12]). Oft ist nach wenigen Jahrzehnten kaum noch ein Name von den früheren vorhanden. Eine starke Einwanderung von auswärts lassen auch die Zeugenreihen in Prozeßakten erkennen, bei denen der Geburtsort von Bauern angegeben wird. Ich glaube sogar, daß im Land Stargard entsprechend der schlechteren Lage des Bauernstandes die Seßhaftigkeit der bäuerlichen Bevölkerung eine wesentlich geringere war als in Ratzeburg, wo in dieser Hinsicht die Verhältnisse besonders günstig lagen.

Die Bevölkerung in Ratzeburg ist, wie die Familiennamen, die nicht von Ortsnamen abgeleitet sind, erkennen lassen, in überwiegendem Maße deutsch, doch sind wendische Reste vorhanden. Witte hat für seine „Wendischen Bevölkerungsreste" das mir vorliegende ältere Material nicht zur Verfügung gehabt, so daß ich hier einiges ergänzen möchte. Scheidet man die Namen Boye, Schloiß und Parpers (später Parbs), deren Ableitung von Ortsnamen wahrscheinlich ist, aus, so bleiben für 1444 bzw. 1525 nur Dois in 4 Orten, Jenderick in einem Ort, Ghotan in 3 Orten, Jancke in einem Ort (1400), Jölp (Jollep) in 3 Orten, Masch in einem Ort (1593 Amt Stove), Meske in 2 Orten, Puls in 3 Orten, Robran in 2 Orten (1593 Stove), Tenghel in einem Ort, Viit[13]) in einem Ort. Also nur 11 Namen. Von diesen 11 Familien sind 7 bereits vor 1618

[11]) M. E. Moor, Zur Siedlungsgeschichte der deutsch-ungarischen Sprachgrenze, Ungarische Jahrbücher Bd. V Heft 2/3, 1929 S. 242 nimmt ebenfalls für das Mittelalter eine größere Beweglichkeit der Bevölkerung an.

[12]) Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz führen die Bauernnamen auf.

[13]) Witte nimmt Viit als slawisch an, da der Vorname Vit in Mecklenburg selten sei. In Ratzeburg ist er dies aber keineswegs, so daß die slawische Ableitung des Namens bedenklich scheint.

verschwunden. Es erscheinen neu an slavischen Namen in dieser Zeit: Phaske 1484, Jenkel 1532 (verschwindet bald wieder), Morian 1556, Prange 1510 (1532 schon wieder fort), Ziting 1485. Von diesen neu einwandernden Familien stammen 3, Phaske, Morian und Ziting nicht aus Mecklenburg, wenigstens hat Witte diese Namen dort nicht feststellen können. Sie sind vielleicht aus dem Wendland, auf das ja schon verhältnismäßig zahlreiche von Ortsnamen abgeleitete Familiennamen hinwiesen, zugewandert. Der wendische Einschlag ist also in Ratzeburg außerordentlich gering und teilweise zweifellos nicht ursprünglich. Daß im 15. Jahrhundert wendisch noch verstanden wurde, bezweifle ich. Zum Beweis dafür möchte ich darauf hinweisen, daß wahrscheinlich aus dem Namen Collasse (ein Ort im Wendland) der deutsche Name Kohlhase geworden ist, und bei manchen anderen unerklärlichen Familiennamen liegen vielleicht ähnliche Abwandlungen vor.

Immerhin ist das Vorkommen von Volkssplittern wendischer Abkunft, ein Beweis für die Erhaltung slavischer Reste. Es besteht aber kein Unterschied mehr zwischen Trägern wendischer und denen deutscher Namen. Sie heiraten durcheinander und ihre Rechtsstellung ist völlig gleich. Die Assimilation der Wenden an die Deutschen muß in Ratzeburg im 14. Jahrhundert schon völlig abgeschlossen sein, wenn auch in den Agrarverhältnissen sich noch Unterschiede zwischen den einzelnen Dörfern, die auf frühere Unterschiede zwischen Slaven und Deutschen schließen lassen, bemerkbar machen, deren Erörterung an dieser Stelle zu weit führen würde.

Der weitaus überwiegende Teil der Bevölkerung aber ist in Ratzeburg rein deutsch. Wie weit sie bodenständig ist, läßt sich im einzelnen nicht beweisen. Bei den Familien, die Ratzeburger Ortsnamen als Familiennamen erhalten haben, kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie bereits im 14. Jahrhunderte im Lande saßen, für die übrigen, soweit sie keine Ortsnamen tragen, ist die Möglichkeit, diesen Nachweis zu führen, nicht gegeben. Immerhin ist sicher, daß die Wanderungen der bäuerlichen Bevölkerung vor dem 30jährigen Krieg von erheblichem Umfang sind. Sie vollziehen sich offenbar nicht in großen Abschnitten, sondern die Bevölkerung verschiebt sich, wenigstens solange sie ihren ländlichen Charakter bewahrt, innerhalb ziemlich kleiner Bezirke, die nicht gegeneinander abgegrenzt sind. Oder anders ausgedrückt, die Wanderungen gehen in der Regel nicht über einen Kreis mit kleinem Radius hinaus, doch diese Kreise überschneiden einander, so daß im Laufe mehrerer Generationen größere Strecken zurückgelegt werden können. Landesgrenzen spielen hierbei in jener Zeit noch keine Rolle.

Die Naturwissenschaften und unsere Weltanschauung.

Von Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz.

(Schluß.)

Der Ursprung des unentwegt fortkeimenden Lebens und sein Ziel, das es in sich trägt, sind dunkel, die Mannigfaltigkeit der Gestalten, in denen es sich vor uns darlegt, ist wunderbar, ihr Zustandekommen, „die Entstehung der Arten" noch nicht befriedigend aus Gesetzen erklärt — der Abgrund unserer Unwissenheit dem Leben

gegenüber ist ein noch viel tieferer als der unserer Unwissenheit vom Nichtbelebten. Aber er wird uns nicht so fühlbar, weil wir das Leben nicht bloß von außen schauen, sondern auch wenigstens an einer Stelle von innen, da wir es in uns selbst erleben. Die Einheit, die hinter allem Leben steht, ist daher für uns zwar unbegreiflich aber in hohem Grade anschaulich; es ist ganz anders wie in der Physik, wo die hinter den verhältnismäßig wenigen Grundstoffen stehende Einheitlichkeit ihres Aufbaues, die Einsicht in die grundsätzliche Überleitbarkeit des einen in den andern, erst schwer errungen werden mußte. Betont man die Unterschiede der Gestalten und die Schwierigkeiten des Entstehens und erbfest Werdens solcher Unterschiede, dann ist allerdings des Trennenden kein Ende. Aber der vorherrschende und keineswegs bloß äußerliche Eindruck ist doch der einer überraschenden Gleichförmigkeit im Grundrisse. Genau mit demselben Rechte kann man sagen: Überall Neues, und: Stets dasselbe. Diese Mannigfaltigkeit und zugleich Einheitlichkeit kann ein Gang durch eine wohlgeordnete Sammlung der Lebensformen überwältigend vor Augen stellen. Man denke sich zu den mannigfachen Gestalten die Umgebung, in die sie in der Natur eingefügt sind, hinzu. Ein großes Gesamtbild, das freilich einige Kenntnis und kein geringes Maß von Einbildungskraft (Intuition) erfordert, rollt sich dann vor dem schauenden Geiste auf. Es ist, wenn auch stärker gedanklich, an Großartigkeit doch sehr wohl mit dem Anblicke des Sternenhimmels zu vergleichen und ihm an Wirkung auf das Gemüt vielleicht noch überlegen. Hier wie dort eine Gleichzeitigkeit der mannigfachen Formen, in der sich ein Nacheinander, eine geschichtliche, ja im weitesten Sinne des Wortes weltgeschichtliche Perspektive in die fernsten Fernen eröffnet, Werden, Sein und Vergehen in einem ruhenden Bilde geistig geschaut, dort die Mannigfaltigkeit der Weltkörper nach ihrer von der Spektralanalyse enträtselten Lichtbotschaft aufgebaut aus denselben stufenweise sich steigernden Grundstoffen und sich abrollend nach durchgreifenden, ewigen Gesetzen, hier die Mannigfaltigkeit des Belebten in nah verwandten und doch weit auseinanderstrebenden Gestalten sich eigengesetzlich nach Leib und Seele darlegend und zuletzt im Menschengeiste auch noch das Weltall umfassend; aber angesichts der Welten des Sternenhimmels ringen wir darum, etwas eignem Wesen Verwandtes in die erhabene Öde hineinzulegen, um uns ihr gegenüber zu behaupten, während angesichts der Lebewesen das Bewußtsein des innerlich zu tiefst Wesensgleichen erschütternd in uns einbricht, wenn wir uns ihm nur nicht aus überkommenen Vorurteilen verschließen.

Daß Darwin, auf so großen Vorgängern wie Cuvier und Lamarck fußend, diese Einheit über solche Vorurteile und über die Schwierigkeiten hinweg, die in den Unterschieden liegen, wie kein anderer vor ihm erschaut und sie im ganzen richtig hingestellt hat, ist der eine, unvergängliche Teil seines Verdienstes. Der andere liegt darin, daß er sich auch bemühte, Kräfte nachzuweisen, die in diesem Ganzen verbindend wirken. Die Aufgabe besteht, aber leider erwiesen sich seine Annahmen über die Art dieser wirkenden Kräfte als unzureichend und z. T. unzutreffend. Die Entwicklung, die Zuchtwahl, die Anpassung, die Auslese, der Kampf ums Dasein — das alles hat genauerer Prüfung nicht oder nur sehr bedingt standgehalten. Doch möge der Tadel nicht zu weit gehen; die Fehler sind zwar nachgewiesen, aber obgleich die Erfahrungsgrundlage inzwischen eine viel breitere geworden ist, liegt doch nicht durchgreifend Befriedigendes zur Erklärung der beobachteten Zusammenhänge und zur Überbrückung der bestehenden Klüfte vor. Neben den paar Einblicken in den Bau des Keimplasmas, in die Vorgänge der Befruchtung und in das eine Gesetz der Vererbung bei Kreuzungen tun sich

eben erst recht die Abgründe unserer Unwissenheit auf. Aber es ist schon ein Fortschritt, daß sie nicht mehr durch verfrühte, das Rätselhafte hinwegdeutende Annahmen übertüncht werden. Wie viel uns fehlt, wird vielleicht nirgends so klar wie dort, wo es gälte, den Abstand des Menschen von der Tierwelt im einzelnen begründend und erklärend darzulegen. Aber soviel hier zu wünschen bleibt, so muß doch immer wieder betont werden, daß das Grundsätzliche, die ganz nahe Zugehörigkeit des Menschen zum Tiere und die unbedingte Wesensgleichheit beider, der auch hier, wie immer beim Belebten, tiefe Wesensunterschiede gegenüberstehen, keinem Zweifel unterliegt. Ein Herabzerren des Menschen zur Tierheit kann nur derjenige in diesen Erkenntnissen verabscheuen, der keinen Blick für das Unergründliche in jedem belebten Wesen hat. Wer anders sehen kann, wird die Steigerung des Tieres zur Menschheit bewundern.

Mit der Menschwerdung setzt nun jener Wandel im Weltgeschehen ein, durch den Kultur, aus der Natur erwachsen, ihr gegenübertritt. Das Kultur Schaffende, diesen Abstand, der sich bis zum Gegensatze steigern kann, Setzende, ist der Menschengeist. Er ist aber nicht von außen zugeflogen, sondern ganz und gar Naturerzeugnis. Ihm entspricht am Leibe der Fuß, der aufrechten Gang fordert, die zugreifende, gestaltende Hand, das im geräumigen Schädel geborgene, reicher verfaltete Menschenhirn; aber grundsätzlich neu ist er so wenig wie all das. Trotzdem wirkt er Neues. Dadurch, daß unser Bewußtsein die Dinge sich und daher sich als Ich den Dingen gegenüberstellt, vermag es gestaltend in die Umwelt einzugreifen, so sehr, daß diese Umwelt wieder auf den Gestalter zurückwirkt: der Mensch schafft nicht bloß Kultur, sondern er domestiziert sich selbst. So bedeutend auch diese Leistungen der Bewußtheit sind, so kann doch auch ohne Bewußtheit schon ähnliches zustandekommen, wie die Bienen, Ameisen, Termiten, beweisen. Hier haben wir etwas wie das Austauschen von Eindrücken durch eine Sprache, wie eine erbfeste ständische Gliederung der Gesellschaft, wie Haustiere, Nutzpflanzen, Vorräte, Wirtschaft, selbst wie Bestattungsanlagen, aber all das nicht von einem klärenden Bewußtsein, sondern durch Triebe geleitet. Da ist die Aufzucht von Arbeitern oder Kriegern kein soziales Problem sondern ein Lebensvorgang und erfolgt, wie Drüsen Anstöße erhalten, ihren Saft in der nötigen Zusammensetzung abzusondern. Die Triebe werden vererbt, Überlieferung ist unnötig. Man sieht: die Selbstregelung einer Lebensgemeinschaft durch Bewußtsein ist der längere, schwierigere Weg; doch der kürzere über die Triebe stellt schon alles vorbildlich bereit. Und in der Tat ruht auch beim Menschen das Bewußtsein auf dem Grunde der Triebe. Die Erschwerungen, die die Bewußtheit mit sich bringt, sind offensichtlich. Finden genügt da nicht, das Erfundene muß überliefert werden; Verstehen genügt nicht, das Verstandene muß sich durch Verständigung durchsetzen. Dabei kann der Faden der Überlieferung abreißen, die Verständigung versagen. Aber auch die Vorteile liegen vor Augen: Das Erweitern der Merkwelt, das Anhäufen, Verarbeiten, Anwenden der Erfahrung, das bewertende Umgestalten der Umgebung. Der Ameisenstaat als Ganzes ist eigengesetzlich zielstrebig wie sonst ein einzelnes Tier, während der Menschengeist Ziele bewußt außerhalb seiner selbst hinstellen kann, ja über alle Endziele hinaus nach Ziel und Sinn des eigenen Lebens, des Lebens überhaupt und schließlich sogar der ganzen Welt fragt.

Die Geisteswissenschaften haben nun nichts anderes zum Gegenstande als eben dieses unergründliche und uns dennoch gegebene Naturerzeugnis Men-

schengeist und seine Leistungen als Zeugnisse für ihn. Daher kann man Psychologie, Logik, Erkenntnistheorie, Wissenschaftslehre, an die Spitze der Geisteswissenschaften stellen, wenn man ihren Gegenstand, den Geist, als etwas Fertiges und nur die höchste Ausprägung betrachtet, die er erreicht hat. Richtiger gehören sie wohl ans Ende, denn er ist etwas Gewordenes und nie Fertiges und auch nicht für alle Gültiges sondern allzeit und überall Verschiedenes. So liegt das Schwergewicht im Werden, und daher sind die Geisteswissenschaften stark geschichtlich eingestellt. Die Menschwerdung, die die Naturgeschichte nur aus der Anschauung und noch nicht aus befriedigenden Gesetzen und auch noch nicht in den Einzelheiten ihres Verlaufes uns geben kann, suchen sie aus den Zeugnissen des gewordenen Menschengeistes selbst rückschließend und von innen, vom Geistigen her, soweit dies möglich ist, vor uns hinzustellen. Es genügt nicht, zu erfahren, was ist, sondern man will auch wissen, wie es geworden ist. So wird jene Wissenschaft, die in den Sprachen den Ausdruck eines Wesens sucht, genötigt, auf die ältesten Stufen der Einzelsprachen, ja der Sprachbildung überhaupt und der zugehörigen Kulturen einzugehen, um dieses Wesen zu umgrenzen. Ebenso liegt für die Einzelphilologien, die vom schriftlich Überlieferten das Bild der geistigen und von da der ganzen Kultur aufbauen wollen, der unerreichbare und doch fühlbare Schlüssel zum Ganzen in den sich ins Dunkel der geschichtlosen Zeit verlierenden Anfängen. Dasselbe gilt für Geschichte und Kulturgeschichte überhaupt und für die wissenschaftliche Untersuchung einzelner ihrer Gebiete, wie der Gesellschaftsformen, der Wirtschaft des Rechtes, des Staates, der Religionen, der Kunstwerke, der materiellen Kultur, der Geschichte der Wissenschaften — nur daß nirgends die geschichtlichen und selbst die vorgeschichtlichen Zeugnisse bis zu den Ursprüngen hinanreichen. Daran trägt nicht allein die Vergänglichkeit der Reste, sondern vor allem Das Schuld, daß die Anfänge notwendig immer noch vor der ersten greifbaren Gestaltung liegen.

Freilich kann man auch versuchen, das in der Zeit sich darlegende Wesen von hervortretenden Einzelerscheinungen her als ein Unbedingtes begrifflich zu erfassen und Systeme des Rechtes, der Gesellschaft, des Staates, der Religion usw. aus scheinbar apriorischen Begriffen und Kategorien herzuleiten. Aber der Erfolg zeigt, daß immer neue Systeme folgen und daß keines befriedigt. Die Begriffe der Geisteswissenschaften sind eben nicht Allgemeinbegriffe von der Art der mathematischen oder physikalischen, sondern es haftet ihnen immer etwas vom Werden her Bedingtes und dadurch der Hauch des Einmaligen, Unvergleichlichen an. Das Recht ist bloß lebendig in einer bestimmten Rechtsordnung, z. B. der römischen; die Kunst und das Schöne liegen für uns nicht mehr in einem apriorischen Reiche der Ideen, sondern sie haben sehr verschiedenen Inhalt nach Zeiten und Völkern. Und so geht es weiter. Immer mehr bricht sich der Gedanke Bahn, daß hier das Deduzieren aus zum System befohlenen Begriffen hinter das Hinhören auf die geistigen Tatsachen zurücktreten muß. Das Verfahren (Methode) ist: Feststellen und, so weit möglich, Erschließen der Tatsachen, wofür auch die Naturlehre gelegentlich Hilfen bieten kann, z. B. bei der Ermittlung von Zeitansätzen (Berechnung geschichtlicher Sonnenfinsternisse u. dgl.); ferner Zusammenfassen der Tatsachen nach ihrer, sich aus ihrem Werden klärenden, inneren, organischen Zusammengehörigkeit; endlich Darstellen nach solchen Zusammenhängen.

Zwei an die Geschichtsforschung geknüpfte Hoffnungen sind da zu erwähnen: es könnte gelingen, im geschichtlichen Geschehen Gesetze zu finden, und

es könnte ferner gelingen, mit Hilfe solcher Gesetze oder durch Analogien auf die Zukunft zu schließen. Die Hoffnung auf das historische Gesetz als geisteswissenschaftliches Gegenstück zu den Naturgesetzen verkennt den Unterschied: dort entspringt das Gesetz schon aus einer einzigen Beobachtung, einem einzigen unter strengen Bedingungen angestellten Versuche; hier reichen auch viele Fälle nicht aus, ein Gesetz zu begründen, weil keiner mit dem anderen wirklich vergleichbar, jeder Sonderwesen und gerade dadurch eben historisch ist. Die besten Beispiele dafür, wie unhistorisch Geschichtliches behandelt, wie es gesiebt und gepreßt werden muß, um Gesetzähnliches herzugeben, bieten die häufigen Versuche, Perioden des geschichtlichen Geschehens der Welt- und Kulturgeschichte abzuringen. So bliebe die zweite Hoffnung auf Voraussicht durch Analogie. Sie ist nicht auszuschließen, ja in ihr ruht ein recht wesentlicher Teil des Nutzens der Geschichte: Geschichte als über die Grenzen des Einzeldaseins erweiterte Erfahrung. Aber dabei kommt es auf ein Einschätzen von Übereinstimmungen und Unterschieden auf Grund erspähter Wesenheiten an, das sich nicht auf wissenschaftliche Methoden abziehen läßt, sondern, wie übrigens auch die Lebenserfahrung selbst, mehr in das Gebiet der Kunst gehört. Doch eignet ein Einschlag dieses Künstlerischen aller Geschichtsforschung und dadurch den Geisteswissenschaften überhaupt. Am fühlbarsten tritt er in der Geschichtsdarstellung hervor.

Endlich führt die Möglichkeit, aus der geläuterten historischen Erfahrung Nutzanwendungen zu ziehen, also der Gedanke „angewandter“ Geschichte, auf eine letzte, sehr wichtige und heiß umstrittene Aufgabe der Geisteswissenschaften: das Werten. Es weist nachdrücklich auf die Zukunft hin, freilich nicht darauf, wie sie „von selbst“ wird, sondern wie der Mensch sie unter Umständen bewußt beeinflussen kann, also auf Politik, oder in breiterem Rahmen auf Kulturpolitik. Nun kann man allerdings sagen: die Wissenschaft soll nicht werten! Man kann aber auch sagen: Wer darf es, wenn nicht sie?! Der Wert von Errungenschaften, Erfindungen, Einrichtungen zeigt sich darin, wie sie sich bewähren und was aus ihnen wird, also im Laufe der Zeit, in der Geschichte. Wo aber ein Wert gefunden, ein Unwert abgelehnt wird, da steht auch ein Wille auf, der nach ihm langt. Lassen sich nun geschichtliche Werte, läßt sich Vergangenes nutzen? Darauf ist zu antworten: Ja, denn das geschieht immer wieder. Die Vergangenheit kann abschreckend wirken und vorbildlich, das sie von der Gegenwart Unterscheidende kann gar nicht eingeschätzt werden oder falsch — dennoch wirkt sie, und zwar nicht Wiederholung setzend, sondern schöpferisch. Jede Renaissance noch, die sasanidische ebenso wie die italiänische wollte, z. T. wenigstens, wiederholen und schuf doch Funkelnagelneues. Wichtiger als das Glücken oder teilweise Mißglücken ist jedoch die Erscheinung selbst; denn in ihr meldet sich ein Versuch des Menschengeistes, aus seiner Selbstdarlegung in den Kulturen Ziele zu gewinnen, also ein Hinhorchen des Lebens auf sich selbst, das erst dadurch möglich ist, daß es Bewußtsein, Geschichte gibt, und in dem eine neue Möglichkeit der Steigerung dieses Bewußtseins zu bewußt zielstrebiger Kulturgestaltung sich vorzubereiten scheint.

So weit auf den Stoff, die Begriffsbildung und das Verfahren der Geisteswissenschaften einzugehen, war nötig im Hinblick auf die Beziehungen der Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften. Die Naturlehre kommt, wie sich zeigte, bloß gelegentlich als Hilfswissenschaft, aber nicht als Vorbild für historische Gesetze in Betracht. Hingegen verbindet die Geistes-

wissenschaften mit der Naturgeschichte sehr viel. Das beruht auf dem Verhältnisse von Natur und Kultur: die Kultur setzt die Natur fort. Die seelisch-geistige Seite dieses Vorganges stellt die Geistesgeschichte dar, die physisch-leibliche hingegen, die ihr genau zugeordnet ist, behandelt die *somatische Anthropologie und die Rassenkunde*. Ihr Gegenstand sind der Menschenleib und die Verschiedenheiten seiner Gestalt bei den heutigen und den früheren Völkern der Erde. Dabei gelangt sie über den Begriff Bevölkerung und Volk hinaus zu verhältnismäßig stetigen, wenn auch nicht „reinen" Rassen, aus deren Vermischung (Kreuzung) sie nach den Gesetzen der Vererbung und unter Beachtung der Umwelteinflüsse die körperliche Beschaffenheit der den anzusetzenden Urrassen noch näher stehenden Völkerstämme, dann der Einzelvölker, Völker und Bevölkerungen, auch ihren Kulturschichten nach, herzuleiten trachtet. Ihr Stoff führt z. T. weiter in die Urzeit zurück als die ältesten kulturgeschichtlichen Reste der Vorgeschichte, und sie verfügt auch über rein naturwissenschaftliche Hilfsmittel, wie z. B. die Blutserumforschung, die zu unmittelbareren Ergebnissen führen können als kulturgeschichtliche Betrachtungen über Völker- und Wesenszusammenhänge. Will man in erster Annäherung sagen, was Anthropologie und Rassenkunde für Fragen der Weltanschauung bedeutet, so ist es dies: sie ist berufen, zur Geistesgeschichte die *naturgeschichtliche* Grundlage zu geben.

Die Dinge liegen aber nicht so, als wäre es den Geisteswissenschaften möglich, sich völlig auf den Menschengeist und dessen Leistungen zu beschränken und von demjenigen abzusehen, der das alles „trägt", nämlich vom ganzen Menschen. Das Einmalige, Unvergleichliche alles Geschichtlichen beruht vielmehr auf den dahinter stehenden Individualitäten, seien es nun einzelne Erfinder, Künstler, Religionsstifter, Politiker oder ganze Menschengruppen, wie Kirchen, Staaten, Völker, Sippen. Die Kulturen werden auf ihre Träger bezogen und man kann Schöpfer, Mehrer, Bewahrer und Zerstörer unterscheiden, auch tragende oder sinkende Schichten und die mitgerissene, in ihren Dienst gestellte Masse. All das schlägt mehr oder minder nachdrücklich schon die Richtung zur Anthropologie ein. Nur können die Geisteswissenschaften diesen Weg aus sich heraus nicht bis an sein Ende gehen: bis zur wissenschaftlichen Verarbeitung des Leiblichen selbst. Sie können Porträts bringen, sie können die Darstellung des Menschen in Kunstwerken, ja die Schönheitsideale untersuchen, die sich darin aussprechen, aber es ist nicht ihre Sache, Gerippe naturwissenschaftlich zu behandeln. Die Sprachforschung kann bis dorthin vorstoßen, wo sich der Lautbestand als physiologisch bedingt erweist, oder wo der Sprachbau ganzer Sprachstämme dazu nötigt, einen entsprechenden Hirnbau der zugehörigen Völkerstämme (und der dahinter stehenden Rassen) anzunehmen; aber sie kann das Leibliche aus ihrem Stoffe nicht herleiten und muß es, so weit etwas darüber überhaupt noch zu erreichen ist, sich durch Vermittlung historisch-naturgeschichtlicher Schlüsse von der Anthropologie nachweisen lassen. Auf den ganzen Menschen aber wollen beide Betrachtungsweisen hinaus, die geisteswissenschaftliche und die anthropologische. Beide setzen dieses Ganze voraus und suchen es, die eine den Stoff und die Ergebnisse der anderen oft mehr nutzend, als sie es sich eingestehen wollen. Doch sind die Methoden, der Verschiedenheit des Stoffes, von dem sie ausgehen, entsprechend verschiedene, die Richtungen, in denen sie arbeiten müssen, um einander zu ergänzen, gegensätzliche; vom Geiste zum Leiblichen dort, vom Leiblichen zum Geistigen hier — so kann erst da, wo sie einander begegnen, etwas vom ersehnten Gesamtbilde entstehen.

Dieses Gesamtbild ist aber bloß eine Forderung, in vielen Teilen wohl unerreichbar, und in anderen noch lange nicht erreicht. Der Gründe sind vor allem zwei: Die Lückenhaftigkeit des Stoffes und die Neuheit der Aufgabe. Anthropologie und Kulturkunde müssen sehr eng zusammenwirken, damit Ergebnisse sich einstellen können, und dieses Zusammenwirken hat große Schwierigkeiten. Aber Grundlinien und Umrisse treten doch schon hervor und das Wichtigste ist der Einblick, wie verschieden die Rassen und Völker am Aufbaue der Kulturen beteiligt sind, wie stark dementsprechend ihre geistigen Anlagen sich voneinander unterscheiden und wie, da zum Geistigen auch das Leibliche gehört, der anthropologische Rassebegriff dadurch kulturgeschichtliche, ja auch kulturpolitische Bedeutung erhält. Die Versuche, Charakterbilder von Rassen zu entwerfen, hängen damit nur mittelbar zusammen und ihre Unsicherheit färbt nicht auf das Hauptergebnis ab: die Kultur wird immer nur von Einzelnen entscheidend gefördert, so von einzelnen begabten Menschen, wie von einzelnen Völkern und Rassen, und diese Einzelnen treten im Kulturverlaufe deutlich hervor durch ihre Leistungen.

Ein lehrreiches Beispiel ist die Geschichte der Naturwissenschaften selbst, erneut vor aller Augen gerückt durch Lenards schönes Buch über die großen Naturforscher und wert, es im Zusammenhange dieser Untersuchung auf eigener, breiterer kulturgeschichtlicher Grundlage zu entrollen. Die Naturwissenschaften sind durchaus nicht in allen Kulturen, auch nicht an allen Hochkulturen, erblüht, sondern auf eine ganz kleine Gruppe von Völkern beschränkt. Voraussetzungen für sie, wie ein ausgebautes System der Maße und Gewichte, Beobachtung der Sterne, anschließende Berechnungen, hatten schon die Sumerer, Akkader (Babylonier), Elamier, Ägypter; aber die babylonische Sternkunde steht im Dienste des Vorzeichenwesens und Beziehungswahnes, ist Astrologie und eben nicht Astronomie, die eigentliche, eindringliche, naturwissenschaftliche, auf ursächliche Zusammenhänge gerichtete Fragestellung fehlt auch den Ägyptern. Erst in der griechischen Frühzeit, und vielleicht aus iranischem Umdenken sumerischer Ansätze gespeist, treten vereinzelte wirkliche Naturforscher auf wie Archimedes, Hipparchos, Aristarchos u. A. Doch alsbald versandet diese Forschung in philosophischer Spekulation, selbst eine Errungenschaft wie Aristarchs heliozentrisches System kann völlig untersinken. Nicht die Wirklichkeit gilt, sondern die Literatur. Erst rund zwei Jahrtausende später dringen mit der Erweiterung des Weltraumes durch die Kreuzzüge und dann durch die Renaissance Samenkörner iranischer und frühgriechischer Naturbetrachtung zu den germanischen Völkern, und alsbald erhält die Naturforschung die Führung in der abendländischen Kultur. Ein Abblassen und dafür ein Hervortreten des Literarischen ist in der letzten Zeit zu fühlen. Es liegt nahe, diese Vorgänge auf die Träger der Kulturen und ihre Schicksale zu beziehen, die Begabung für Naturwissenschaft für verbunden zu halten mit nordischer Rasse und zu schließen, daß sie oder mindestens der Einschlag von ihr es war, der, wenn die Iranier, wie neueste Zusammenhänge vermuten lassen, beteiligt waren, schon bei ihnen, dann in klar bezeugtem Ausmaße bei den Griechen und endlich kulturgeschichtlich durchgreifend bei den Germanen Naturwissenschaft erzeugt hat. Weiter wird man schließen, daß dieser Einschlag bei den Germanen am stärksten war und daher die reichsten Früchte trug und daß sein Versickern es ist, das der Ernte ein Ziel setzt, wozu die Vorgänge in den Bevölkerungen, wie jeder Kundige weiß, überraschend stimmen. Leider fehlen Bilder der antiken Naturforscher; von den neueren sind eine Reihe der bedeutendsten (z. B.

Galilei, Newton, Faraday, Mendel) ausgesprochen Vertreter der nordischen Rasse, fast alle lassen starke Einschläge von ihr erkennen, deutlich unnordische Menschen sind kaum darunter. Die Welle des sumerischen Kultureinflusses hat sich nicht nur über Vorderasien weit nach dem Westen, sondern auch durch das übrige Asien nach dem Osten und bis Altamerika fortgepflanzt, aber dort nirgends Naturwissenschaft hervorgerufen. Jedoch auch von den indogermanischen Völkern haben nur vereinzelte die Schöpfung vollzogen und fortgesetzt; es mußte eben mit der Anregung eine noch hinreichende Stärke der Rasse und eine entsprechende Höhe der übrigen Kultur zusammentreffen. Man merkt, wie sich Bedingungen und Einschränkungen hinzufinden, es erschweren, auf eine einfache Formel zu kommen, und doch die Beobachtung in ihrem Kerne festigen.

Kultur ist stets eine sehr verwickelte Angelegenheit und hängt nie bloß an einem Faden. Aber daß zu den großen Kulturen bestimmte Rassen als ihre Trägerinnen gehören, ist doch bereits hinreichend beobachtet. Die Folgerung, daß die Bestände an Kulturrassen, die noch in den Bevölkerungen der Erde stecken, ein wesentliches Kulturgut und ein Erbschatz für die Zukunft sind, den es zu verwalten und zu mehren gilt, wird nicht zu umgehen sein. Wir stehen vor wichtigen Nutzanwendungen der Anthropologie, Rassenkunde und Vererbungslehre.

Auch die Eugenik gehört zu diesen Nutzanwendungen. Sie will den Mißwachs ausschalten oder wenigstens eindämmen, die Hochwertigen (die leiblich und seelisch-geistig besonders Begabten) fördern, den Volkskörper gegen die Gefahren aus der Hochkultur sichern. Diese sind: Schwund der Führungsbefähigten, weil sie sich unterdurchschnittlich fortpflanzen und allgemeiner Geburtenrückgang. Der Begriff Rasse und kulturgeschichtliche Erwägungen über den Kulturwert der Rassen spielen nicht herein. Und doch muß Eugenik in ihren Wirkungen vor allem der Kultur tragenden Rasse zugute kommen; denn dieser werden ja die Hochwertigen, Führungsbefähigten vorwiegend angehören. Die Maßstäbe liefern Heilkunde, Psychologie, Vererbungslehre in besonderen Zweigen ihrer Anwendung. Die Anthropologie war von allem Anfange an aufs nächste mit der Heilkunde verbunden, ja ist in gewissem Sinne aus ihr hervorgegangen. Die Krankheiten des Menschen zwangen auf die Erforschung seines Leibes hin und vom gesunden Menschen, vom durchschnittlichen (normalen), dann vom überdurchschnittlichen, schönen, idealen richtete sich der Blick auf den „eigentlichen" Menschen. Eine Zielstrebigkeit des Gedankens lag also schon vor, als man an die Mannigfaltigkeit der menschlichen Gestalten in Völkern und Rassen vergleichend naturwissenschaftlich herantrat. Aber von den Krankheiten her ergab sich, daß manches Abnorme, Minderwertige schon angeboren oder gar ererbt ist, und die zwischen Anthropologie und Heilkunde vermittelnde Pathologie, die nicht nur leibliche Merkmale, wie z. B. Höcker, Sechsfingrigkeit, Bluterkrankheit u. dgl., sondern auch seelisch-geistige Merkmale wie z. B. Geisteskrankheiten, verbrecherische Veranlagung u. dgl. untersucht, kann das Mißratene, besonders in den argen Fällen, sehr deutlich vom Wohlgeratenen abgrenzen. Die Vererbungslehre gibt dann, wenn sie auch wenig über die ersten inneren Ursachen des Mißratens zu sagen weiß, über seine Folgen im Erbgange Aufschluß. Dazu kommen die Feststellungen der Statistik über die Auswirkungen des Übels. Ebenso wirklichkeitsnahe bleibt das Urteil über die Fälle des überdurchschnittlichen Geratens. Auch hier läßt sich der Erbgang verfolgen. Dann setzt die Psychologie mit ihrer Begabungsforschung, ihren Tests u. dgl. ein. Den wertvollsten Aufschluß gibt

darüber hinaus das Leben. Der heranreifende Mensch zeigt, was in ihm steckt. So führen die Wissenschaften vom Lebendigen in einer Reihe von Nutzanwendungen mitten in die Nöte des Lebens hinein und es bereitet sich vor, daß sich diese Art Technik noch weiter erstrecken und noch wichtiger werden wird als die aus der Physik, d. h. den Wissenschaften vom Unbelebten, gewonnenen technischen Nutzanwendungen. Ja, es könnte kommen, daß man die großen Anstrengungen der reinen, nutzlosen Theorie ähnlich wie bei der Technik auch hier erst durch solche Nutzanwendungen für gerechtfertigt hielte. Dieser Nützlichkeitsstandpunkt ist wohl der Kern des praktischen Materialismus. Aber alle großen Forscher waren nicht Lohndiener, sondern wirkten, wenn es sein mußte, auch unter den größten Entbehrungen ihr Werk. Sie waren praktische Idealisten vom reinsten Wasser, selbstlos bis zum äußersten, nur ihrer Erkenntnis hingegeben. Sie waren auch bereit, für diese Erkenntnis zu leiden. Keiner von ihnen war auf den Nutzen aus, keiner von ihnen suchte Gewinn. Einer der größten Bildungswerte, Weltanschauungswerte aus den Naturwissenschaften ist das sittliche Wesen der großen Naturforscher, die notwendige Ergänzung und zugleich Voraussetzung ihrer Erkenntnisse, wie das Lenard so eindringlich dargestellt hat.

Hätte sich dieser ihr Geist, diese ihre sittliche Grundeinstellung, auch in die technischen Auswertungen der Naturlehre hinein fortgesetzt, stünden wir heute anders da. Aber leider durchkreuzt die Gier nach Gewinn überall die besseren Ansätze, die darauf gehen, durch Beherrschen der Umwelt das Leben zu erleichtern, zu verschönern, zu bereichern. Doch das liegt nicht an der Technik, sondern an ihrem falschen Gebrauche. Die Kultur schlägt in alleräußerlichste Zivilisation um und erzeugt Zersetzungsstoffe seelischer Art, die sich gegen die Kulturträger selbst richten. Wohlleben und Sorge hemmen die Neigung, sich fortzupflanzen und gerade die Schichten, die durch ihren Aufstieg ihre Fähigkeiten erwiesen haben, sterben ab. Hier ist die Eugenik, gestützt auf die Beobachtungen der Gesellschaftslehre über den Bau und die Veränderungen des Gesellschaftskörpers bemüht, Dämme zu setzen und seelische Gegengewichte zu schaffen. Ob wir damit noch zurecht kommen, das ist die Lebensfrage unserer Kultur. Fast könnte man sie auf die Form bringen: werden die neuen Inhalte sittlicher Lebensgestaltung, die von der Rassenkunde, der Vererbungslehre, der Eugenik ausgehen, retten und wiederherstellen können, was ein unbedenklicher Wettbewerb mit seiner Spekulation auf die rasende Steigerung aller Bedürfnisse im Verein mit der Präventivtechnik zerstören?

Es besteht offenbar ein tiefgreifender Unterschied zwischen den rein technischen äußeren Nutzanwendungen der Naturwissenschaften und den auf das innere Menschenwesen selbst gerichteten Nutzanwendungen. Die physikalische Technik betrifft fast ausschließlich bloß die Umwelt des Kulturmenschen. Sie wirkt dadurch zwar auch nachhaltig auf seine Seele; er wird immer stärker domestiziert, und wie die Haustiere selbst rein körperlich andere sind als die in wildem Zustande lebenden, so ist der hoch zivilisierte Mensch ein stark veränderter, selbst gegenüber dem weniger zivilisierten, dem sogenannten Wilden. Aber auf das Keimplasma, den eigentlichen Lebenskern und Anlagenbestand, hat das, zumindest grundsätzlich, keinen Einfluß. Ähnlich ist es mit vielen mehr oder weniger äußerlich-technischen Nutzanwendungen der Biologie und verwandter Fächer. Das Züchten besserer Rassen von Haustieren oder Nutzpflanzen, das sie z. B. ermöglichen, betrifft, nicht anders wie bei Eisenbahnen oder Flugzeuge, bloß die Umwelt. Auch die Folgen etwa der Bakteriologie für die Heilkunde

greifen nicht unmittelbar an das Keimplasma, wenn auch freilich manche wenig widerstandsfähige Anlagen in der Hochkultur erhalten und dadurch weitergegeben werden, die sonst hätten untergehen müssen. Ganz anders dagegen bei der Rassenkunde und insbesondere der Eugenik! Diese Nutzanwendungen greifen an des Keimplasma und an das Erbgut des ganzen Volkes. Es ist klar, daß sie daher weltanschaulich ganz unvergleichlich mehr und ganz anderes bedeuten als alle anderen Nutzanwendungen der Naturwissenschaften.

Vielleicht kann uns die Astronomie noch einmal vor dem Zusammenstoße mit einem fremden Weltkörper warnen, aber es ist sehr zweifelhaft, ob die Technik uns bis dahin vor den Folgen, die er haben müßte, schützen könnte; vielleicht auch kann die Physik uns vor dem „Wärmetode" in der eindringenden Kälte des Weltalls durch Erschließen neuer Kraftquellen retten — aber diese Gefahren stehen noch nicht vor der Türe. Die Gefahren der Hochkultur jedoch sind in voller Größe da und die Entscheidung muß in wenigen Jahrzehnten fallen, z. T. bahnt sie sich in Besorgnis erweckender Weise schon an. Die Zivilisation zermürbt und erdrückt die Träger der Kultur und bereitet ein Sinken und Vergehen vor, auf das die farbigen Rassen ringsum warten und das sie, wenn keine durchgreifende Gegenwirkung einsetzt, in seinem späteren Verlaufe tatkräftig abkürzen werden. Gesetzt, die Chinesen würden in Viererreihen allesamt aufmarschieren, dann würde, wenn ihr Geburtenüberschuß so anhält, wie er jetzt ist, diese Parade bekanntlich nie aufhören! Man bedenke, was das bedeutet! Ist das nun das Zeichen der „Jugend" dieses „uralten" Volkes? Und umgekehrt: naht uns der Völkertod, der Alterstod? Und war der Untergang der Antike Alterstod? Man hat es oft aus falscher Analogie zum Altern des Einzelnen geglaubt, und die Ähnlichkeit der Vorgänge damals und jetzt reicht weit. Aber das Keimplasma altert nicht! Es kommt zu jeder Zeit aus einer unabsehbar weiten Vergangenheit und geht von sich aus unentwegt und gleich verheißungsvoll in die Zukunft. Das Absterben der Tüchtigen, der Geburtenausfall im ganzen, haben nichts mit verminderter Kraft des Keimplasmas zu tun, das vielmehr auch bei uns völlig gesund ist. Die Ursachen liegen in den eigenartigen Folgen der Hochkultur; nicht ein Alterstod droht uns, sondern ein Kulturtod oder, noch genauer ausgedrückt, der Zivilisationstod. Und die Chinesen sind nicht „jünger", sondern trotz ihrer alten und in ihrer Art recht hohen Kultur doch noch lange nicht zivilisatorisch so weit gediehen wie wir. Mit den antiken Völkern und den Germanen stand es seinerzeit ähnlich. Aber zwei tiefgreifende Unterschiede bestehen. Der eine liegt in der Verteilung der Rassen, der andere im Grade der verfügbaren Einsichten. In der antiken Welt hatte sich eben dieselbe Rasse verbraucht, die in Gestalt der Germanen in den Untergang wieder hineinwuchs; trotzdem währte es etwa ein Jahrtausend, ehe ein neuer starker Auftrieb aus Eigenem folgte. In unserem Falle hingegen würden farbige Rassen das Erbe antreten, und es ist daher sehr fraglich, ob trotz der Übernahme des Äußerlichen eine Fortsetzung oder später eine Neuschöpfung aus eigenem Geiste überhaupt auch nach Jahrtausenden zu gewärtigen wäre. Das ist die dunkle Seite des Bildes. Die hellere kommt von den Einsichten. Wohl war auch führenden Männern des Altertums klar, um was es ging. Den Geburtenüberschuß der Germanen, den Geburtenrückgang bei sich erkannte man. Aber über ein paar Gesetze gegen Hagestolze und für Kinderreiche kam man nicht hinaus. Es war wie bei den Gesetzen gegen die Teuerung oder den Luxus. Man konnte nicht durchgreifen, weil man zu wenig wußte, wie die

Dinge zusammenhängen. Heute hingegen stehen die nötigen Einsichten in dicht geschlossener Linie zur Verfügung. Der Zivilisationstod ist keine „geschichtliche Notwendigkeit", auch kein „historisches Gesetz"; rechtzeitig und klug angewandte Einsicht kann ihn überwinden. Und gesetzt, es mißlänge auch diesmal wieder, so ist doch zu erwarten, wenn auch keineswegs sicher, daß einmal, allerdings dann wohl erst in fernen Zeiten, ein Volk, eine Kultur, im Wissen erstarkt und im Wollen geklärt, doch durchs Ziel gehen wird. Warum sollten nicht schon wir es sein!?

Die stärkste Hemmung liegt wohl darin, daß die zivilisierte, kultivierte Menschheit und ihr bester Teil voran, den Mut finden müßte, sich nicht bloß in äußeren Einrichtungen, sondern ihrem Seinsbestande nach bewußt in eigene Regie zu nehmen. Es ist eine Scheu vor der Verantwortung aus Verantwortungsgefühl. Ist die Wissenschaft wirklich schon so weit? Droht nicht ein neuer Zwang gerade dort, wo Freiheit bisher alles war? Aber man hat sonst nirgends mit den technischen Nutzanwendungen so lange warten können, bis die Wissenschaft am Ende war, denn das ist sie nie. Immer hat man das genutzt, was man hatte, und damit neue Erfahrungen gesammelt. Doch da meldet sich erneut das Widerstreben. Sind Menschen dazu da, daß man an ihnen in dieser Art „Erfahrungen sammelt"? Und doch geschieht das in anderer, meist recht zielloser und planloser Art, täglich und überall. Und obgleich ein Menschendasein in der Sittenlehre und Rechtslehre als unendlicher Wert angesetzt ist, gilt es im wirklichen Leben, leider, meist so kümmerlich wenig, und die kommenden Geschlechter gelten überhaupt nichts.

Gerade hier setzen nun die uns beschäftigenden Ergebnisse der allgemeinen Biologie und ihrer Teilwissenschaften, der Anthropologie, der Vererbungslehre, der Eugenik ein. Auch die Kommenden rücken ins Blickfeld der Gegenwart, die Fähigkeit zur Zukunft wird Wertmesser, der zwischen „unendlich" und „nichtig" schwankende Wert des Einzelnen erweist sich als bestimmbar aus solchen auf das Volksganze und Kulturganze eingestellten Erwägungen. Ging die alte Sittenlehre von jenem individuell Unendlichen aus, so steht der sich anbahnenden neuen daneben und darüber hinaus ein überindividuell Unendliches vor Augen: die sich ins Unabsehbare fortsetzende Reihe der folgenden, auch ihren Anlagen nach steter Verbesserung zugänglichen Geschlechter. Und während die Heilkunde im alten Sinne das individuelle Menschenleben betreut und möglichst zu erhalten trachtet, geht es dieser neuen Heilkunde um das überindividuelle Leben, und da muß sie oft sehr gründlich überlegen, das Einzeldasein auf sich selbst zu beschränken, falls man es nicht verantworten kann, daß es sich über sich selbst hinaus fortsetzt. Alle Gebiete des Lebens werden von den Folgerungen betroffen: Gattenwahl, Eheberatung, Ehegestaltung, Erbrecht, Strafrecht, Wahlrecht, Fürsorge, Gesundheitspflege und vieles andere. Aber nicht um die einzelnen Maßnahmen und die Art, wie sie gut und leider auch unter Umständen verfehlt gehandhabt werden können, handelt es sich hier, sondern um das weltanschaulich Grundsätzliche, nämlich daß die Wissenschaften vom Lebendigen von der Theorie weg mit innerer Notwendigkeit zur Praxis überleiten. Sie geben Maßstäbe für die wichtigsten Lebenswerte und eine Richtschnur für das Handeln. Unsere sittlichen Anschauungen bekommen einen neuen, den alten ergänzenden und fortführenden Inhalt. Daran hängt der Fortbestand unserer Kultur und die Hoffnung, den Sinn, der in der Menschwerdung, in der Bewußtwerdung des Menschengeistes, liegt, auf

einer neuen, höheren Stufe aus der erkannten Zielstrebigkeit des Kulturgeschehens heraus seiner Verwirklichung entgegenzuführen.

Vergleicht man diese Lage mit der, aus der heraus seinerzeit die Naturwissenschaften für den Materialismus ausgemünzt wurden, so hat sich, wie man sieht, alles von Grund aus geändert. Damals schien die Zwangsläufigkeit des Naturgeschehens das freie sittliche Handeln und mit dem Wunderglauben auch die Religionen auszuschließen. Der Mensch wurde zu einem winzigen Rade im ungeheuren Räderwerke des Maschinenraumes der Natur. Richtlinien der Sittlichkeit, neue Möglichkeiten des Kulturgestaltens konnten die Naturwissenschaften damals noch nicht weisen. So beschränkte man sich ernüchtert auf den Nutzen und das Nützliche. Andachten über die große Maschine, die man schon noch ganz enträtseln werde, sollten die Religion ersetzen oder eine neue liefern. Die Vorwürfe, daß die Naturwissenschaften Ideale zerstören, ohne neue aufbauen zu können, und daß sie das Gemüt veröden, lagen angesichts mancher Entgleisungen dieser Richtung nahe, nur daß sie fälschlich gegen die Naturwissenschaft statt gegen deren verfehlte Anwendung erhoben wurden! An Religionsersatz denkt man heute nicht mehr. Man weiß, daß man etwas völlig Selbständiges zu bieten hat, mit dem auch die Religionen auf der ganzen Linie werden rechnen müssen; zum Teile tun sie es schon jetzt. Auch die Vererbungslehre kann man als Determinismus kennzeichnen, der Charakter ist in den Anlagen vorausbestimmt und nur in gewissen Grenzen darüber hinaus nachträglich bildbar. Aber eng sind diese Grenzen glücklicherweise in den meisten Fällen nicht, der Erziehung und der Lebensgestaltung aus eigener Verantwortung bleibt weiter Spielraum. Darüber hinaus, beim Unverbesserlichen, wird man aber nicht mehr so sehr auf Verantwortung und Strafe Gewicht legen, als darauf, das Minderwertige (das „Böse", das „Übel") auf sein Einzeldasein zu beschränken. Man weiß, daß auch die Lehre von der göttlichen Vorsehung nicht so leicht mit der Freiheit des sittlichen Handelns zum Stimmen zu bringen ist, und man legt vor allem kein solches Gewicht mehr darauf, wie Moral „möglich", sondern alles darauf, daß sie als Urkraft der Menschenseele da ist. Es gilt nicht ihre philosophische, theoretische Begründung aus Prinzipien a priori, und die metaphysische Freiheit im Gegensatze zur phänomenalen Determiniertheit der Handlungen, sondern es gilt die praktische Freiheit und die Inhalte unserer sittlichen Begriffe. Diese wechseln nach den Antrieben, die jeweils in der betreffenden Lebensgemeinschaft liegen und auch nach dem Grade der Einsichten in die eigenen Lebensbedingungen, die dieser Lebensgemeinschaft zur Verfügung stehen und nach der Richtung der Absichten, die sich daraus für die Lebensgestaltung ergeben. So ist es gar nicht zu vermeiden, daß die Naturwissenschaften vom Lebendigen, die dem Leben seine Eigengesetzlichkeit und Zielstrebigkeit ablauschen und es nicht wesenswidrig in Räderwerk zerlegen wollen, mit ihren Erkenntnissen über erfolgte, der Kulturgeschichte angehörende und mögliche, wünschenswerte, rettende, neue Lebensgestaltung auch Führerinnen in Fragen der Sittlichkeit werden müssen. Nicht die Nützlichkeit und die Nutzanwendung entscheidet hier, sondern es wird Raum für neue Ideale. Allerdings, die Ideale selbst kann die Naturwissenschaft allein nicht geben. Dazu gehören auch die Geisteswissenschaften, obgleich sie ebenfalls nicht hinreichen. Denn es geht hier um mehr als Wissen. Auch ein treibendes Wollen muß hinzukommen und Wissen und Wollen müssen sich gegenseitig festigen und klären und zu einer Einheit befruchten in begabten Menschen.

Es wäre unbillig, von den Wissenschaften und gerade den Naturwissenschaften, Segnungen zu verlangen, auf die sie in dieser Weise gar nicht abzwecken können. Sie wollen wissen, erkennen, und zwar einen bestimmten Gegenstand oder eine klar abgegrenzte Gruppe solcher Gegenstände. Auf diese Gegenstände stellen sie sich auch mit ihrem ganzen Verfahren jeweils ein. Nun hängt freilich eins am andern und aus jedem Sondergebiete führen die Straßen ins Ganze der weiten Welt. Je umfassender also die Wissenschaft, desto reicher auch ihr voraussichtlicher weltanschaulicher Ertrag. Aber mehr als Beiträge werden es nicht sein und Genüge werden wir daran nicht finden. Das schon deshalb nicht, weil Forschung nicht heißt: Genüge finden, sondern: weiter Suchen, weiter Ringen. Sodann aber noch aus anderen Gründen: je mehr die von den verschiedensten Seiten her der Welt bereits abgewonnenen Weltbilder oder Teilbilder der Welt in die Breite gehen, desto mächtiger wird die Sehnsucht nach Tiefe; je mehr der Geist zu tun findet, desto stärker wird der Anspruch des Gemütes; je mehr das Wissen sich häuft, desto notwendiger wird Bildung. So werden wir Weltanschauungen, deren es so viel geben muß wie Charaktere, nicht bloß danach messen, daß sie auf den Wissenschaften beruhen oder wenigstens nicht gegen deren Ergebnisse verstoßen sollen, sondern wir werden auch überwissenschaftliche Werte in ihnen suchen. Weder kahler Rationalismus, für den das Fühlen, noch ausschweifender Mystizismus, für den das Denken zurücktritt, wird uns locken, sondern wir werden im Gleichgewichte und der Ausgeglichenheit zwischen Geist und Gemüt das Merkmal einer gesunden Persönlichkeit sehen.

Die Forderung, daß Weltanschauung zu den Wissenschaften stimme und vor allem ihnen nicht widerstreite, beruht auf unserer Überzeugung, daß die Wahrheit nur eine sein kann. Nun sind die Wissenschaften vom Gegenstande her gebunden und können nicht anders; also muß, wenn es hart auf hart geht, die Weltanschauung anders können. Es ist unfreundlich und nicht ganz richtig, wenn man das auf die Form bringt: die Wissenschaften gefährden, untergraben, zerstören bereits feststehende Überzeugungen. Richtig wäre es, zu sagen: sie geben Anstoß zur Klärung. Und zwar tun das nicht nur die Naturwissenschaften, sondern alle Wissenschaften. Man denke an die Wirkung der Kulturgeschichte, der vergleichenden Religionswissenschaft, der historischen Richtung in der Theologie. Fassen die Naturwissenschaften die Tatsachen der äußeren Welt zusammen, so tun die Geisteswissenschaften das Entsprechende für die Tatsachen der inneren Welt; dort sind es die systematischen, hier die geschichtlichen Zusammenhänge, die ihre Forderungen stellen. Für werdende, synthetisch-induktiv sich aufbauende Weltanschauungen ist das ein unerschöpflicher Schatz; für schon vorhandene, besonders für auf Tradition beruhende ist die Gefahr aber wohl nie so groß, wie sie zuerst scheinen mag. Bedroht wird doch nur das Beiwerk und Außenwerk und der Kern muß in seinem Werte um so deutlicher hervortreten, je mehr man sich genötigt sieht, auf Nebendinge und überholte Einzelheiten zu verzichten. Auf alle Fälle aber ist der Halt, den die Wissenschaften geben, ein unvergleichlich größerer als der, den sie zu rauben scheinen können. Sie erziehen zu Tatsachennähe und schlichter Wahrhaftigkeit und sind ein mächtiger Wall gegen Aberglaube und Verschwommenheit. Und ein Gegensatz zwischen wahrer innerer Religion und Wissenschaft besteht gewiß nicht, wenn auch die Wissenschaften zu einzelnen religiösen Dogmen in Gegensatz geraten können und schon oft geraten sind.

Die großen Naturforscher waren, wenn solche Gegensätze auftauchten, fast nie die Angreifer. Giordano Bruno hat selbst auf dem Scheiterhaufen nicht gegen das Christentum sondern noch mit ausgerissener Zunge nur gegen die gekämpft, die den neuen Erkenntnissen nicht Raum geben wollten. Galilei hat sich weit eingehender und freudiger seiner Wissenschaft als den aus ihr gezogenen religiösen Schlußfolgerungen gewidmet. Kepler und Newton hofften sogar, durch ihre Forschung Gott näher zu kommen, und Julius Robert Mayer zerquälte sich mit dem Gedanken, die Anfeindungen, auf die er stieß, könnten eine Strafe dafür sein, daß er gegen Gott nicht demütig genug war. In der Tat war nach der ersten großen Auseinandersetzung, die dazu geführt hatte, daß Gott nur mehr bildlich im Himmel über den Wolken thront, eine Reibungsfläche zwischen Naturlehre und Religion kaum mehr vorhanden. Anders steht es mit der Naturgeschichte. Hier handelt es sich um die Entstehung des Menschen und den Grad seines Unterschiedes von den Tieren, auch um Herkunft und Heimkehr der Seele. Bekanntlich wich Darwin den Gegensätzen für seine Person aus durch das System der getrennten Kammern: in der einen die Forschung mit voller Freiheit des Geistes, in der anderen der Glaube, wie er vorgeschrieben ist und dem Gemüte Kraft und Frieden bringt.

Erkenntnis läßt sich aber weder ausbrennen noch in eine besondere Kammer einkapseln; sie dringt zum Ganzen des geistigen Lebens. Schließlich können wir ebensowenig Weltanschauung wie Moral mit doppeltem Boden zulassen. Was die Wissenschaften im Zeichen der Ehrfurcht vor den Tatsachen und ihrer Unergründlichkeit erarbeitet haben, darf auch nicht unter Vorwänden wieder zurückgenommen werden, deren es viele gibt. Erwähnt sei die Irrlehre von den zweierlei Wahrheiten, den inneren und den äußeren. Was als äußere Wahrheit, d. h. als Aussage über Tatsachen gemeint war, aber nicht mehr zu halten ist, wie z. B. die buddhistischen Höllen oder die Seelenwanderung, soll gleichwohl als innere Wahrheit den Beweis seines Zutreffens in einem höheren Sinne aus sich selbst heraus erbringen und nun erst recht weiter gelten dürfen. Indes handelt es sich doch lediglich um Erzeugnisse der Einbildungskraft, die unter dem Antriebe von Furcht und Sehnsucht zustande kamen und wohl ähnlich wie manche Kunstwerke über verborgene Abgründe der Seele Bescheid geben, aber eben gerade nicht in dem Sinne tatsächlich zutreffen, in dem sie aufgestellt wurden. Das muß den Grenzverwischern, Schwarmgeistern und Falschmünzern immer wieder eindringlich entgegengehalten werden. Es gilt, gewonnener Erkenntnis Folge geben, die Wahrheit üben und nicht bloß im Schranke haben. Die Praktiken halten nur kurze Zeit vor und die Auseinandersetzung muß früher oder später eben doch erfolgen. Nur überschätze man nicht das weltanschauliche Bedürfnis der meisten Menschen, auch der Gebildeten, auch vieler Fachgelehrten. Der Anteil der Öffentlichkeit an den Wissenschaften beschränkt sich im allgemeinen auf die Fälle, in denen gewinnbringende Nutzanwendungen winken, oder das Erstaunliche lockt, oder gehegte Überzeugungen und damit auch Gesellschaftsschichten, die sie hegen, gefährdet erscheinen. Wirklichen, nachhaltigen, rein sachlichen Anteil an der geistigen Klärung nehmen nur die Wenigsten. So sind ihre Aussichten, sich durchzusetzen, gering. Aber sie wachsen doch in dem Maße, in dem die Öffentlichkeit planvoll zum Aufnehmen und Mitschwingen gebracht werden kann. Es ist ein überzeugender Beweis für die geistige Kraft, die gerade von den Naturwissenschaften ausgeht, daß sie bei weltanschaulichen Auseinandersetzungen immer, die Massen auflockernd, in der ersten Reihe standen.

Wie viel wir an den Naturwissenschaften haben, im ganzen einzuschätzen, ist nun allerdings nicht leicht. Daß die Nutzanwendungen nicht als Wertmesser dienen können, wissen wir schon; die Erkenntnis selbst hat höheren Wert als ihr Nutzen und die Erfahrung bestätigt es, sofern nur die von dieser Überzeugung Durchdrungenen bisher neuen Erkenntnissen Bahn gebrochen haben. Eher können wir die letzten und ewigen Fragen des Geistes und Gemütes zum Maßstabe nehmen. Platon stellt das Dreigestirn des Wahren, Schönen, Guten vor uns hin; die alte Metaphysik bemühte sich um Gott, Freiheit des sittlichen Handelns, Unsterblichkeit der Seele; das Woher, Wohin, Wozu beschäftigt den suchenden Geist, er forscht in nagender Qual nach dem Ursprunge des Bösen und hofft auf Erlösung; das Gemüt will getröstet, erhoben, erbaut sein; der ganze Mensch heischt eine Richtschnur der Sittlichkeit, einen Weg zu Glückseligkeit und Heil. Jede Weltanschauung muß zu diesen letzten Fragen Stellung nehmen, also auch eine mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften rechnende. Aber kann Wissenschaft überhaupt und Naturwissenschaft im besonderen dazu etwas zu sagen haben?

Darauf ist zu antworten, daß es Wissenschaften gibt, wie die Theologie (Gottesgelehrtheit) oder Metaphysik, die sich unmittelbar an diese Fragen heranwagen, und daß es andere Wissenschaften gibt, die mittelbare aber unter Umständen doch sehr wesentliche Beiträge zu ihnen liefern. Das Unendliche, das Ewige steht im Blickpunkte der Naturlehre heute mehr denn je, da das Endliche und Vergängliche immer wieder darauf hinweist, ebenso die Gesetzmäßigkeit und Ordnung der Natur und ihr wunderbarer, sich reich und reicher erschließender Bau. Das Wahre und das Schöne ist an diesen Erkenntnissen überall beteiligt. Nimmt man die Naturgeschichte hinzu, so führt sie auch auf das Zweckmäßige, Zielstrebige hin, das sich schließlich im sittlich Guten ausdrückt, wie es der hochgeartete Mensch seiner Gemeinschaft als Satzung vorschreibt. Hier meldet sich das Schöne auch in der Schönheit der Lebewesen und zuletzt in den Schönheitsidealen der Rassen. So weit zu Platons Dreigestirn.

Von den drei Kernfragen der Metaphysik hat die erste, auf Gott bezügliche, aus den Naturwissenschaften doch Klärung erfahren. Zwar hat die Naturlehre nicht näher an Gott herangeführt, obgleich Kepler, Newton und wohl mancher Andere es im Herzen erhofft hatten, von der Schöpfung her den Schöpfer schauen und verstehen zu lernen, aber sie hat die Vorstellung eines persönlichen und persönlich des Erdendaseins und Menschenschicksals waltenden Gottes so erschwert, daß seit ihrem Aufblühen alle philosophischen Systeme diese Vorstellung mehr oder minder ausdrücklich fallen ließen. Eher könnte die Naturgeschichte auf einen lebendigen, hinter allem Leben stehenden Geist hinzuführen scheinen, der ihm Richtung gibt, seine Mannigfaltigkeit gestaltet und in seinen Gestalten lebt. Aber er wäre bei weitem nicht allmächtig, denn das Lebendige ist an die Gesetze der Form gebunden, in der es angetreten ist und findet aus sich darüber hinaus keine Hilfe in der Not. Auch würde dieser Geist stets in sich selbst gegen sich selbst wüten, zwar an der Sättigung des Löwen, aber auch am Todesschrecken der Gazelle beteiligt. Seine Weisheit wäre ebenfalls beschränkt, und seine Gegenwart. Aber er verdankt ja, in dieser Form gedacht, sein Dasein bloß unserem Bedürfnisse, das Leben als eine über die Gattungen hinausreichende geistig-leibliche Einheit in Gestalt der einzigen und höchsten uns unmittelbar gegebenen Einheit dieser Art, nämlich des Menschen, vorzustellen. Vom Gotte der Religionen ist er so weit weg wie das Werden und Vergehen im Weltenraume. Eher könnten Analogie-

schlüsse aus der Seele auf Gott führen; aber alle solche Versuche gehen über den Rahmen der Wissenschaft, ja alles Wissens, hinaus. Dennoch sollen und wollen wir den Wert der von den Wissenschaften her den Annahmen über Gott erwachsenden Schwierigkeiten nicht unterschätzen. Wir werden dadurch angehalten, es in dieser höchsten und letzten Frage uns nicht leicht zu machen und dem bloßen Wähnen und Sehnen nicht unberechtigten Einfluß zu gestatten.

Zu den beiden anderen Kernfragen der Metaphysik tragen die Naturwissenschaften nicht bloß die Anstöße zu neuer grundsätzlicher Einstellung sondern auch eine ganze Reihe richtunggebender Erkenntnisse bei. Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die sittliche Freiheit des Willens sind uns zwar nicht mehr eine Stufenfolge von Postulaten, d. h. von Annahmen, deren eine die andere stützen müßte, aber die Wissenschaft vom Lebendigen klärt den Begriff der Seele sehr nachdrücklich und von verschiedenen Seiten her, was im Vorangehenden schon ausführlich besprochen ist. Individuelle Unsterblichkeit kann sie nicht annehmen, aber sie weist eine sehr beachtenswerte Fortdauer des Lebens nach. Jeder Leib ist eine verwirklichte Keimanlage und zugleich Träger der ruhenden Keimanlage von Geschlecht zu Geschlecht. Wie sehr tritt doch von dieser Warte das Einzeldasein hinter das der Gattung zurück! Dazu kommen die Erkenntnisse der Vererbungslehre, die sich mit berechtigtem Stolze bereits zu den „exakten" Wissenschaften, das heißt zu denen zählen darf, die über unbestreitbare, notwendige und allgemeingültige Erkenntnisse verfügt, die aus geläuterter Erfahrung fließen. Jetzt ist nicht mehr ausschließlich der Einzelne Gegenstand der Sittenlehre, sondern die ganze Lebensgemeinschaft, in der er wurzelt, auch nicht mehr bloß die Gegenwart, der Augenblick und seine Not, sondern ebenso die Vergangenheit, aus der wir kommen und ihre lebenfördernden Werte, noch mehr aber die Verantwortung setzende Zukunft, in die wir schreiten. Kann man die bisherige Sittlichkeit vorwiegend individualistisch nennen, so dürfte es angebracht sein, die neue, sich vorbereitende, von biologisch-anthropologischen Einsichten befruchtete, als soziale Sittlichkeit zu bezeichnen, wobei das Wort sozial allerdings keine parteipolitische Bedeutung hat sondern in streng wissenschaftlichem Sinne zu verstehen ist, denn es geht auf die Lebensgemeinschaft der zu gemeinsamem Schicksale miteinander verbundenen Menschen. Und so muß auch der Begriff der Menschlichkeit, der Humanität, von hier aus einen neuen, geklärten Inhalt bekommen. Wir lernen, Wohl und Wehe der Lebenden gegen Wohl und Wehe der noch nicht Geborenen abzuwägen, Verantwortung und Zielsetzung aus solch weiter Sicht zu bestimmen. Bestand oder besteht bei vielen noch der Eindruck, daß die Naturwissenschaften nichts für die Sittlichkeit, nichts für das Transzendente, Unbegreifliche und Letzte, wonach Geist und Gemüt in gleichem Maße streben, zu bieten haben, so gibt es keine Wissenschaft, die das nachdrücklicher widerlegen könnte, als die Wissenschaft vom Lebendigen mit ihren tiefgreifenden, umgestaltenden Anwendungen auf Menschengeist und Menschenwesen.

Philosophie und Theologie fahnden, wenn sie nach dem Woher, Wohin, Wozu fragen, nach dem ersten Ursprunge, dem letzten Ende, dem eigentlichen Sinne, dem höchsten Ziele; so kühn sind die Naturwissenschaften allerdings bei weitem nicht. Und doch verfolgt die Naturlehre das Woher und Wohin dieser unserer Welt eine sehr erhebliche Strecke in die Vergangenheit zurück und andeutend in die Zukunft hinaus und führt uns ein Werden und Vergehen in Raum und Zeit vor Augen, in das wir mitten hineingesetzt sind und das zwar der Ewigkeit gegenüber verschwindend klein, für unsere Fassungskraft aber erdrückend groß

und eine mächtige Mahnung an das Gemüt ist. Auch die Naturgeschichte kann den Ursprung des Lebens nicht oder noch nicht aufklären, aber seinen Verlauf auf unserer Erde stellt die Paläontologie doch mit Hilfe der Geologie in großen Zügen sehr deutlich vor Augen, und die Biologie lehrt uns dazu seine überraschende innere Einheitlichkeit, auch mit der Anwendung auf die Herkunft des Menschen und auf seine Stellung zu den übrigen Lebewesen. So tritt das Woher des Menschen ins Licht der Naturgeschichte und der sie ergänzenden Kulturgeschichte und Geistesgeschichte. Wie sich daraus Folgerungen, ja Verpflichtungen, für das Wohin ergeben, wurde schon erörtert. Welt und Mensch — das sind die beiden Hauptgegenstände aller ewigen Fragen, und Naturlehre und Naturgeschichte teilen sich in die Antworten.

Noch einen Schritt weiter geht die Frage nach dem Wozu, oder nach dem Sinne der Welt und des Lebens. Die Philosophen haben sie stets aus ihrer Gemütsstimmung als aus Erkenntnissen beantwortet und selbst ein so wertvolles und in mancher Hinsicht mutiges Buch wie das von Rudolf Eucken über den Sinn des Lebens kommt nicht an den Kern der Frage heran, der sich erst erschließt, wenn man nach der kritischen Philosophie und zugleich biologisch denken gelernt hat, so daß auch hier die Naturwissenschaft erst Klärung bringt. Die Frage nach dem Sinne des Lebens ist von derselben Art wie die, ob der Mensch von Natur gut oder böse, oder die andere, von Kant in seinen Antinomien behandelte, ob die Welt endlich oder unendlich ist. Kants Ergebnis kann man auf die einfachste Form bringen, indem man antwortet: sie ist weder endlich, noch unendlich, denn Endlichkeit und Unendlichkeit sind vorweg genommene Ergebnisse des Menschengeistes, und die Welt ist etwas unabhängig davon Gegebenes; aber sie ist meßbar, und darauf beruht es, daß wir die Begriffe endlich und unendlich prägen und auf die Welt anzuwenden versuchen. Ähnlich ist der Mensch „von Natur“ weder gut noch böse; denn die Begriffe gut und böse sind seine Satzung und stellen sich erst auf höherer Kulturstufe und durchaus nicht in allen menschlichen Gemeinschaften mit jener Klarheit ein, die in der Sittenlehre gefordert wird. Und nochmals ein Entsprechendes gilt für die Frage nach dem Sinne von Welt und Leben. Sie ist eine Frage nach Ziel und Zweck, und all das: Sinn, Zweck, Ziel, setzt bereits das Leben voraus, zu dessen Wesen und Eigentümlichkeit es gehört, Sinn zu geben, Zwecke zu verfolgen, nach Zielen zu streben. Die Welt hat keinen Sinn außer dem, den das Leben jeweils ihr gibt, weil es ihn selbst in sich hat. So liegt in der Frage nach dem Sinne der Welt, nach dem Wozu, im Grunde eine Frage an uns selbst und zugleich eine Forderung an uns. Auch in ihren letzten philosophischen Auswirkungen führt die Naturwissenschaft vom Lebendigen wieder auf das Sittliche, auf das Zielsetzende der Naturwissenschaften in Dingen der Weltanschauung.

Bei der Frage nach dem Wozu klingt allerdings oft auch ein Verzagen an: hat die Welt, das Leben, wirklich einen Sinn? Und können wir ihn finden? Und wenn wir es könnten, vermöchten wir, ihn zu verwirklichen? Überwiegt nicht unsere Ohnmacht? Und steht nicht unserem guten Willen das Böse in uns und in anderen entgegen? Es sind bange, tief empfundene Zweifel, in denen sich wenn man sie recht versteht, aber gerade die schöpferischen Kräfte der Seele, wenn auch gebunden und der Befreiung bedürftig, melden. Wodurch nun kann diese Befreiung kommen? Zunächst nur dadurch, daß wir nicht zu sehr dem Wähnen über einen von uns unabhängigen, uns verschlossenen Sinn der Welt nachhängen und uns unseres eigenen, gestaltenden Anteiles an allen Arten der Sinngebung be-

wußt werden. Sodann dadurch, daß wir den Vorgang der Bewußtwerdung des Lebens und zuletzt des Menschengeistes, insbesondere durch die Wissenschaften, verfolgen und die neuen sittlichen Forderungen aus der Wissenschaft vom Lebendigen in uns aufnehmen und sie uns zu eigen machen. Endlich dadurch, daß wir unsere Ohnmacht und den Widerstand alles Mißratnen, Unterwertigen nicht als Schicksal sondern als Aufgabe und Forderung betrachten und die Hilfen nutzen, die die Wissenschaften, vor allem Erziehungskunde und Eugenik, darbieten. Wissen wir auch nicht oder nicht hinreichend, wie das „Böse", der Mißwachs, in die Welt kommt, so wissen wir doch, wie wir ihm Einhalt tun und ihn ausschalten können, ohne ungerecht und roh zu sein. Etwas wie eine Heilslehre, wie ein Weg zu Glück und Wohlstand tut sich hier auf, und wir können dieser Lehre und diesem Wege, den die Naturwissenschaften weisen, um so eher folgen, als nicht theoretische Spekulationen über Menschenwert, Erlösung und Glückseligkeit sondern sehr eindringliche Beobachtungen und Erfahrungen an dem Gesellschaftskörper, in dem wir leben, zur Richtschnur dienen, die nüchtern scheinen könnten, wenn sie nicht so lebendig mit unserem ganzen Wissen von der Welt und darüber hinaus mit unserer geistig-sittlichen Verantwortung vor Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, also unserer Weltanschauung, verbunden wären.

Der knappe Überblick über die Beiträge der Naturwissenschaften zu den letzten Fragen zeigt, daß sie zwar nirgends abschließende Antworten gegeben haben, aber auch, daß sie keiner dieser Fragen gegenüber stumm geblieben sind. In einzelnen Fällen sind ihre Beiträge mehr mittelbare, in anderen kommen sie unmittelbaren Antworten doch sehr nahe, z. B. was das Woher des Menschen betrifft. Das Wünschen und ebenso das Fürchten, die Geist und Gemüt schon zu so manchem Egilsfluge verlockt haben, dem die Pfeile der Kritik sein jähes Ende setzen mußten, hat auf ihre teilweisen und vorläufigen Lösungen grundsätzlich keinen Einfluß, sondern bloß das Erkennen. Sie greifen nicht nach dem Letzten wie die Religionen, aber sie dämmen dafür die Gefahr, in Dogmen zu erstarren, auf ein Mindestmaß ein. Wer die Wahrheit wirklich will, muß es mit in den Kauf nehmen, daß sie nie etwas Fertiges, Abgeschlossenes und auch nie etwas Allen in gleichem Maße Zugängliches sein kann, obgleich sie offen daliegt und jeder seinen Fähigkeiten entsprechend an ihr teilhaben kann. Es ist damit wie bei einer Wanderung zur Höhe mit den Ausblicken. Nicht jeder ist ihren Anstrengungen gewachsen und die ersten Ausblicke, noch tief unten, werden durch die späteren nicht falsch, aber das Bild bereichert sich und verändert sich zugleich und vereinfacht sich, je höher man steigt, und vorher nicht geahnte Zusammenhänge treten hervor und geben dem Früheren, das zurücktritt, neuen Sinn. Zu einem festen, unumstrittenen, nicht mehr bereicherbaren, vertiefbaren, berichtigbaren Besitze, zum endgültigen Ende aber kann und soll Wissenschaft ihrem ganzen Wesen nach gar nicht führen, und Weltanschauung kann und soll auch nicht vortäuschen, als wäre dergleichen möglich oder gar erreicht. Weltanschauung als gebrauchsfertig verabreichbares und verordenbares Ergebnis wäre nichts als eine faule Haut und der Wunsch, sich ohne Wenn und Aber, Bedingungen, Voraussetzungen und Verpflichtungen, Kenntnisse und Wahrheitsdrang auf ihr zur Ruhe zu legen; ein Wunsch, der im überwiegenden Teile der Menschheit schlummert und sie den Dogmen in die Arme treibt, soll in uns keine Stütze finden.

Das Wichtigste jedoch ist die Grundeinstellung: stumme Demut und Bescheidenheit trotz des vielen schon Erreichten, Ehrfurcht vor dem Unergründlichen,

aber auch Unbeugsamkeit des Geistes im Vertrauen auf das Wenige, das bisher zu ergründen uns vergönnt war und das Zeugnis ablegt von einer uns innewohnenden segensreichen Kraft, die sich jedoch nur dann bewährt, wenn ihr die Kraft des Gemütes und der auf Sinn und Ziel gerichtete, von der Erkenntnis her weltanschaulich geklärte und zum Charakter vertiefte Wille die Wage hält.

Kleine Beiträge.

Kultur und Biologie.

Von Dr. phil. u. med. Lothar Gottlieb Tirala.

Überall hören wir davon, daß Biologie eine der wichtigsten Errungenschaften der letzten 50 Jahre sei, daß wir uns und unsere Lebensführung nach ihr richten sollten — aber wir sind weit davon entfernt, mit der Biologie Ernst zu machen und unser Leben, unseren Alltag nach ihr zu gestalten. Wenn es aber gilt, die Biologie auch als richtunggebend auf dem Gebiete der Kultur anzuerkennen, sträuben sich Philologen, Historiker, Soziologen und Philosophen — kurzum die Vertreter der Geisteswissenschaft, als ob es Geist an sich gäbe und vergessen, daß wir Geist nur an lebenden Menschen kennen.

Es ist daher von Bedeutung, daß auch einmal von Seite der zünftigen Anthropologen — eben von W. Scheidt — Kultur[1]) vom Standpunkte der Biologie aus betrachtet und grundsätzlich anerkannt wird, daß Kultur ein Erzeugnis lebender Menschen ist. Genau so wie wir in der Biologie das Verhalten einer Affenherde oder eines Bienenvolkes studieren, so ist auch die Verhaltungsweise dieses oder jenes Volkes das, was wir seine Kultur und Zivilisation nennen, ein Teilgebiet der Biologie.

Eine Tatsache ist, die mir wiederholt aufgefallen, daß, wenn Naturforscher sich zu einem theoretischen Buche entschließen, das Buch meist so allgemein gehalten ist, so arm an Beispielen, daß man Mühe hat, das theoretische, schwanke Stabwerk so plastisch zu umhüllen, daß ein lebendiger Eindruck davon ausgeht. Woher stammen die Mißverständnisse, die endlosen Streitigkeiten? Doch wohl daher, daß zwei oder drei Menschen unter einem Worte zwei verschiedene Dinge, unter demselben Satze zwei verschiedene Tatsachen reihen oder Ereignisse begreifen. Dieser Vorwurf, solche Mißverständnisse heraufzubeschwören, trifft auch das Buch von Scheidt.

Es ist eine Art Selbstgespräch eines deutschen Gelehrten, oder eine Vorlesung für die sechs oder acht Inhaber der Lehrkanzeln für Kulturgeschichte, aber kein Buch, das durch „seinen Gebrauchswert" und „Gebräuchlichkeit" zu einer Kulturtat werden kann.

Scheidt selber hat nämlich versucht, durch diesen Gedanken: Gebräuchlichkeit oder Nichtgebräuchlichkeit, Kulturgüter von Zivilisationsgütern zu unterscheiden. Seinen Gedanken halte ich für irrig. Erst später Genaueres dazu.

Auf keinen Fall aber geht es an, von Umwelt, Typus, Ganzheit, Anlage, Rasse, Geschichte und Historie, in einem Buche wie diesem dauernd zu sprechen, ohne wenigstens an einem scharf herausgearbeiteten Beispiele zu zeigen, was man darunter jeweils verstehen will. Nun zu dem Problem der Generationslehre.

Vor 40 Jahren wies Dilthey als einer der ersten Philosophen, anläßlich seiner Studien zur Romantik, auf die merkwürdige Tatsache hin, daß, um einen bestimmten Zeitpunkt, eine Reihe von Männern und Frauen geboren werden, die später eine ganz bestimmte Haltung den Problemen gegenüber einnehmen, eine besondere Auffassung von Leben, Kunst und Philosophie vortragen und durch ihre eigenen Werke erweisen, daß man sie als eine besondere „neue Generation" ansprechen kann.

Zum Beispiel die Romantiker neu und jung gegenüber dem reifen Goethe. Man braucht dazu aber immer wieder einen Vergleichsgegenstand in der Zeit vor oder hinter ihnen.

---

[1]) Walter Scheidt: Lebensgesetze der Kultur. Berlin 1929. Frankfurter Verlag. 114 Seiten. Preis geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—. W. Pinder: Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. Berlin 1928. José Ortega y Gasset: Die Aufgabe unserer Zeit. Zürich 1928.

Das geistige Leben eines Volkes aber ist durchaus nicht nach Generationen gegliedert. Das könnte es nur sein, wenn, sagen wir bloß alle 30 Jahre Kinder zur Welt kämen, — da hätten wir dann eine Generation, die die andere ablöst, so aber schneiden sich so viele Generationswellen in einem Volke, daß es zu einer einheitlichen Welle mit deutlichem Wellenberg und Wellental gar nicht kommen kann. Ein Blick auf ein paar Jahreszahlen mag das sogleich beweisen:

Es wurden geboren: Fichte 1762, Jean Paul 1763, A. Schlegel 1767, W. v. Humboldt 1767, Schleiermacher 1768, Hölderlin 1770. F. Schlegel 1772, Tieck 1773, Arnim 1781, J. und W. Grimm 1785 und 1786. Wie man sieht, liegen die Geburten der Romantiker etwa 25 Jahre auseinander. Wenn der Begriff der Generation irgend einer biologischen Realität entspräche, dürften die Geburten der Führer der Romantik nicht ein Vierteljahrhundert auseinander liegen. Gewiß gehört zur Generation, wie sich Pinder ausdrückt, „die dynamische Verschmelzung von Masse und Individuum“ — zu den Romantikern, um bei dem früheren Beispiele zu bleiben, auch das Publikum, eine Masse, die sich mit ihnen beschäftigte, ihnen folgte. — Aber das können auch psychologische Augenblicksfügungen sein, die durch gewisse Sonderlichkeiten der Massenpsychologie, Reklame, erzwungene Aufmerksamkeit hervorgerufen sind, aber keine höhere biologische Einheit darstellen.

Die Generation ist demnach ein Hilfsquerschnitt, den wir selbst bei der Betrachtung der Wirklichkeit anlegen. Einem solchen Hilfsquerschnitt gegenüber braucht es gar keine Einwendungen zu geben, so lange sich der Forscher bewußt ist, daß es sich um eine Hilfsauffassung handelt.

Der Wiener Psychologe Hermann Swoboda, der zum ersten Male dem Problem der Periodizität ein großes Werk gewidmet hat, blieb unbekannt, zum Teile wurde er heftig befehdet.

Nun habe ich immer die Meinung vertreten, es sei lange nicht so wichtig, die Meinung Swobodas, daß die Wellenlänge der großen Vitalperiode 7 Jahre betrage, anzunehmen oder abzulehnen, aber von entscheidender Bedeutung sei es, die Periodizität, die Rhythmik als ein Grundelement des Lebens anzuerkennen. Wenn sich Swoboda als einer der ersten mit dem Problem der Periodizität im Leben des Einzelnen bzw. im Leben der durch mehrere Generationen untersuchten Familien beschäftigt, also sozusagen das Schicksal und die Stellung eines Stromfadens in der Welle des Lebens bestimmt hat, so kommen nun José Ortega y Gasset und Pinder, welche die ganze Generation (also um im geometrischen Bilde zu bleiben, die Kurvenschar, kompliziert dadurch, daß es sich um eine „dynamische Verschmelzeugung von Masse und Individuum“ handelt) zum Gegenstande ihrer Untersuchung machen. Vom Biologischen aus fehlt da sicherlich die Abgrenzung. Denn wenn wir auch in einigen Generationen den Ablauf der Vererbung einiger Gene oder Anlagen verfolgen können, so sind wir doch weit davon entfernt, biologisch den Zusammenhang — sagen wir eines Genies — mit seiner Umgebung, seiner Zeit, seinen Freunden, seinen Anhängern erfassen zu können. Aber unzweifelhaft liegt hier ein biologisches Problem. Dieselben Gene, dieselben Anlagen müssen den Schöpfungen des Genies entgegenkommen und sie als verwandt begrüßen. Die kleinen Glocken tönen nur dann mit, wenn sie von Geburt aus auf denselben Ton gestimmt sind, wie die eine große Glocke des Genies.

Sicherlich wird man vom Standpunkte der sogenannten Geisteswissenschaften Einwendungen und den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit erheben, aber zu Unrecht. Die Geisteswissenschaftler werden eben zulernen müssen — vor allem darin, daß die Biologie sich nicht nur mit dem Körper zu beschäftigen habe, sondern daß die geistigen Regungen, Eigenschaften und Leistungen der Völker gar wohl zum Gegenstande der Biologie gehören. Gerade die Biologie in ihren einzelnen Untergruppen der Vererbungslehre (J. Mendel) und der Umweltforschung (von Uexküll) haben gezeigt, daß das Individuum, wenn man es scharf fassen will — kein Individuum ist.

Daß man das Einzelwesen nicht begreifen kann, wenn man nicht seine Vergangenheit und Zukunft, seine Ahnen und seine Nachkommen kennt. — Denn das Einzelwesen ist nur ein Ausschnitt aus der im Laufe der Zeit sich entwickelnden, vor unseren Augen sich entfaltenden, reifenden und abwelkenden Individualgestalt.

Dieses Kinobild ist ja noch nicht gemacht worden, die 60 Jahre Lebens eines Menschen innerhalb einer Viertelstunde anschaulich ablaufen zu lassen — aber grundsätzlich muß man anerkennen, daß die einzelnen Lebensalter nur künstlich in der Zeit auseinandergerissen werden, daß sie zu einer höheren Ordnung zusammengefaßt werden sollten, was allerdings nur eine übermenschliche Vernunft zusammenbrächte. Daher auch Charakterologie, Psychologie, Soziologie und Philosophie, genau so wie das Verständnis von Kunst und Religion, ohne Biologie heute bereits unmöglich sind. Mithin ist es nur

folgerichtig, daß sich allenthalben Stimmen regen, aus denen deutlich die Besitznahme des neuen Gebietes klingt und die biologische Einstellung des Verfassers sich deutlich ankündigt. So dienen auch all diese Arbeiten dem Kampfe gegen den Individualismus. Es wird eben mit der Biologie Ernst gemacht. Wenn da einige zart besaitete Seelen von Monismus und Materialismus sich bedrängt fühlen, wie auch Scheidt bemerkt, so kann man sie trösten: Die moderne Biologie ist nicht materialistisch, im Gegenteil vitalistisch, die ganz Vorsichtigen aber unter den Biologen sind wenigstens autonomistisch, das heißt, sie erkennen die Eigengesetzlichkeit des Lebens an, welche sich in Physik und Chemie grundsätzlich nicht auflösen läßt.

Die Geisteswissenschaften, das kann man ihnen schon heute versprechen, werden eine Fülle von Lösungen, Anregungen und neuen Aufgaben erhalten, wenn einmal die Biologie in ihre Bücherkammern hineinstrahlen wird. Ich stelle mit Genugtuung fest, daß Scheidt ähnlichen Gedanken gegenüber Ortega Raum gibt.

Die Erfassung höherer Einheiten, welche um so schwieriger wird, je höher man in der Reihe aufsteigt: Persönlichkeit, Typus, Sippe, Stamm, Volk, Rasse, Art ist eine wichtige Aufgabe der Biologie. So wird nun von den hier erwähnten Autoren mit gutem Rechte ein neuer Begriff vorgeschoben, der bislang noch wenig analysiert und gar synthetisch, in der Zusammenschau, noch seltener vorkam: Die Generation. Daß unsere Großen dieses Problem deutlich gefühlt haben, könnte ich aus vielen Worten Goethes, aber auch mit einem weniger bekannten Worte Bismarcks beweisen: „Jeder Mann ist nur so groß, als die Welle, die unter ihm brandet."

Ortega definiert Generation als „die dynamische Verschmelzung von Masse und Individuum", ganz anders Lorenz, dem ist sie „die Summe von Menschen, welche innerhalb von 30 Jahren im Abendlande wirkten". Uns Biologen sind diese Begriffe vertraut, bei den Philosophen, Historikern, kurzum Geisteswissenschaftlern scheint das eine neue Entdeckung zu sein, — es sei „der wichtigste Begriff der Geschichte". Es handelt sich da um eine wirkliche Lebensfremdheit der Geisteswissenschaftler — sonst könnte Ortega nicht als neue Entdeckung vortragen: „Jedes Wesen besitzt seine eigene Landschaft, in der es sich bewegt", einen Gedanken, welchen der bekannte, führende Biologe v. Uexküll schon vor 25 Jahren auf die Formel brachte: „Jedes Wesen hat seine eigene Umwelt". — Diese Lebensfremdheit und Kenntnisarmut wird durch die dicksten Bücher nicht zugedeckt, auch wenn die Geisteswissenschaftler sich ein biologisches Mäntelchen umhängen, so etwa, wenn Spengler formuliert: „Kulturen sind Organismen", sie werden geboren „aus der mütterlichen Landschaft", wachsen, blühen, welken und sterben, sowie man dem Stubengelehrten eine Knospe aus der Blumenhandlung bringt und er sieht sie auf seinem Schreibtische sich öffnen, wachsen und welken.

Im Verlaufe dieses Kampfes gegen den Individualismus warnt Scheidt mit Recht vor der individualistischen Vorstellung einer Ganzheit im Sinne eines Organismus, eines geheimnisvoll nach verschiedenen Seiten schillernden Begriffes. So faßt z. B. Spann die Gesellschaft „nach der Art eines Organismus, in welchem die Teile nur verhältnismäßig selbständig sind, indem sie nur als Glieder (Organe) ihr Dasein führen und sich aus dem Leben und der Lebenskraft des Ganzen ernähren" [2]).

Die Völker und Gesellschaften sind im biologischen Sinne keine Organismen. Durch Überspannung des Begriffes „Organismus" wird die Erkenntnis nicht gefördert.

Die Soziologen und Philosophen, die den Ganzheitsbegriff neuerdings wieder in die Soziologie eingeführt haben, haben ihn, wie sich Scheidt ausdrückt, „übermäßig geheimnisvoll drapiert". Leider hat sich Scheidt mit dieser so wichtigen Stelle wenig eingehend beschäftigt. Die Schöpfer dieses modernen Begriffes sind Metaphysiker, glauben an eine metaphysische Wesensheit in und hinter der Ganzheit und würden die rein formale Auffassung Scheidts ablehnen.

Daß es zeitweise Zusammenballung und Vereinheitlichung auch im Psychischen gibt, halte ich nach den Untersuchungen von Le Bon „die Psychologie der Masse" für sicher. Ebenso sicher aber ist es, daß wir durch die Anwendung der Kategorie der Ganzheit wirkliche und wesenhafte höhere Einheiten weder erzeugen noch bezeugen können.

Nun zur Kritik der Geschichte. Ist Geschichte Wissenschaft oder Kunst, oder beides zugleich? Geschichte war bisher immer nur Individualgeschichte, die nennt Scheidt Historie. Das was Scheidt und mit ihm die geschichtlich interessierten Biologen suchen, ist mehr.

In der Historie gibt es keine Gesetze und daher auch keine Prophetie, keine Voraussage, wohl aber in der rassenbiologisch bestimmten Geschichte, die auch ich für überragend wichtig

---

[2]) Siehe O. Spann: Der wahre Staat.

und richtig halte. Ortega, von dessen Gedanken Scheidt ausgeht, erklärt, nur insoferne als die Menschen, welche in der Geschichte auftreten, gemäß eines inneren Vorganges ihr Dasein leben, könne man an Geschichte als Wissenschaft festhalten. Das menschliche Dasein laufe nach einem Gesetze ab, daher könne auch die Geschichte sozusagen auf die Suche nach Gesetzen gehen. Die Vorhersagen nach ihnen könnten aber nie den engen Kreis des individuellen Lebens überschreiten. — Durch diese Auffassung wird die Individual-Biologie Ortegas überwunden und man kommt zu Gesetz und Gesetzmäßigkeit.

Schade, daß sich weder Ortega noch Scheidt mit R. Breysing auseinandersetzen. Seit mehr als 50 Jahren arbeitet die Rassenbiologie an diesem Problem, ihr letzter Niederschlag ist die ausgezeichnete Rassengeschichte des griechischen, römischen, jüdischen Volkes von Hans F. K. Günther[3]).

Wie ohnmächtig die reine Historie, Kunst- und Kulturgeschichte der Wirklichkeit gegenübersteht und außerstande ist, uns zum Begreifen dieser Wirklichkeit zu führen, möchte ich durch den Hinweis auf die Renaissance in Italien erläutern. — Selbst die vortreffliche Geschichte der Renaissance von Burkhardt beschreibt einfach die Tatsache, daß z. B. die wertvolle Malerei von Giotto bis Tizian reicht und daß nach Tizians Tode auch nicht ein bedeutender Künstler mehr auftritt. Erst Gobineau und seine Nachfolger haben uns diese schmerzlich-wunderbare Erscheinung, das vollkommene Erlöschen der Schöpferkraft als ein Verschwinden der schöpferischen Gene oder Erbwerte erkennen gelehrt. Wer sich das zu Gemüte führen will, der gehe in eine große Bildersammlung und lasse die Genies des 15. und 16. Jahrhunderts der italienischen Renaissance zu sich sprechen und wende dann suchend, und zwar liebevoll suchend, seine Augen zu den sogenannten Meistern des 17. Jahrhunderts: Er wird mir erschüttert Recht geben, es gibt keine mehr. Gewiß ist die Seltenheit der Genies erbbiologisch leicht zu erklären, denn die richtige Verbindung von 6 oder 8 wertwertvollen Eigenschaften in einem Einzelwesen tritt auch nur einmal unter einer Million von Fällen auf. Eine solche Verbindung von Genen in einem Wesen gehorcht den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit — daher darf es uns auch nicht wundernehmen, daß die Kinder der Genies nicht wieder Genies sind, das wäre nur dann möglich, wenn die Ehefrau des Genies jedesmal seine Zwillingsschwester wäre und alle Eigenschaften beider Gatten homozygot, d. i. reinerbig vorhanden wären.

Wenn man Genies in den Söhnen der Genies erwarten wollte, dürfte daher der geniale Vater nicht ein germanischer Hüne und die Mutter eine kleine, schwarze, ostische Frau sein. Die Genealogie der berühmten Männer ist das Mindeste, das niedrigste Ziel der Herkunftsforschung. Diese Forschung muß aber biologisch eingestellt sein, denn nicht Feststellung, daß einer von, sagen wir, Friedrich Barbarossa, abstammt, sondern ob in ihm noch Erbwerte, Anlagen, Gene von Barbarossa lebendig sind, das wäre das Ziel der biologischen Herkunftsforschung. Deshalb Familienforschung in allen Ehren, aber wenn sie nur dazu dient, in Erfahrung zu bringen, daß jener Ahne dort gelebt, damals geheiratet und jenes Haus verkauft hat, dann ist es lediglich eine Spielerei für Leute, die in der Welt nichts zu leisten haben und die Zeit totschlagen wollen. Zum Genie gehört aber auch der Mäzen, genau so wie zum Führer die Geführten, zum Herzog die Gefolgsmannen, so auch zum Künstler das Publikum. Eines ist ohne das andere nicht denkbar. Der Mäzen ist nach Scheidts Begriffsbestimmung der, welcher einem Kulturschöpfer die günstige „Reaktion“ der Gefolgschaft vermittelt.

Ein Genie, welches sich in seiner ganzen Art vollkommen von der Masse unterscheidet, findet ja gar nicht die Möglichkeit auf sie zu wirken. Nur die von Natur aus Zusammengehörigen, finden sich auch in der Wirklichkeit zusammen. Wie Ortega sagt: „man kann den Helden nicht von der Menge trennen“. Daher kann man vom Biologischen her sagen: Von der Begabung des Genius zur Begabung seines Volkes führen zwar verdeckt, aber dennoch deutlich die gleichen Erbanlagen. Ein Volk, das nicht selbst Anlagen zur Musik hat, wird sich um ein musikalisches Genie nicht kümmern, es besteht für seine Umwelt nicht. — Umgekehrt wird ein musikalischer Stamm dem, der ihm die Erfüllung seiner geheimen Sehnsucht, die Entfaltung seiner eigensten Anlagen bringt, entgegenjauchzen und auf den Schild heben. Der Einzelne wird zum Gefolgsmann, selbst wenn er nicht im landläufigen Sinne diese Eigenschaft, z. B. musikalisch zu sein, besitzt — seine Anlage kann reichlich im Unbewußten schlummern und dennoch für sein Verhalten maßgebend sein. Daher weist Scheidt mit Recht auf die Ähnlichkeit der Begabung des Volkes und seiner jeweiligen Führer hin.

---

[3]) Hans F. K. Günther: Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes. J. F. Lehmanns Verl. München 1928.

Im Fluge streift Scheidt auch das Problem: Konstitution oder Rasse und versucht es, mit dem Gedanken, daß ein und dasselbe Merkmal einmal im Hinblicke auf die Erkrankungswahrscheinlichkeit seines Trägers als ein konstitutionelles und einmal im Hinblicke auf die Häufigkeit seines Vorkommens als ein rassisches Merkmal angeschaut werden kann, abzutun. — Der Gedanke weist nicht auf die Tiefe des Problems hin. Die beiden Begriffe kommen niemals ganz zur Deckung, manchmal schneiden, manchmal berühren sie sich kaum. — Ein Beispiel zur Erläuterung: Kräftiger Tonus der Muskulatur ist ein Konstitutionsmerkmal und wird auch bei sehr vielen Rassen auftreten. Melancholische Stimmungslage kann sowohl ein Konstitutionsmerkmal als auch ein Rassenmerkmal sein, dann aber nur insoferne, als sein Vorkommen in der einen Rasse häufiger als in der andern ist. Ja, wenn man den Unterschied ganz scharf fassen wollte, müßte man sagen: manche Konstitutionsmerkmale charakterisieren in der Häufigkeit ihres Vorkommens die Rasse. Ganz unbiologisch aber ist es, wenn Scheidt Anlage und Umwelt plötzlich als zwei Begriffe fassen will, die nur vom jeweiligen Standpunkt des Beschauers verschieden wären. Ein ganzes Kapitel widmet Scheidt dem Versuche, Kultur, Zivilisation und Volkstum voneinander abzugrenzen. Er will für Kultur ein quantitatives Merkmal — die Gebräuchlichkeit einführen. Ein unzureichender Gedanke. Man braucht in Scheidts Formeln nur einmal wirklich Werte einzusetzen, um zu sehen, daß sie nicht stimmen. „Kulturgut, das volkstümlich indifferent, und Kulturgut, das unvolkstümlich ist, bezeichnet man als Zivilisationsgut." Dann wäre Kammermusik ein Zivilisationsgut, ebenso unsere Medizin oder Philosophie. Nein, die Gebräuchlichkeit ist kein Maßstab der Kultur. Wohl mag sich ein Gelehrter, der von der Ethnologie herkommt, zu einem solchen Gedanken verleiten lassen. Wenn z. B. unsere Bauern der Wischauer deutschen Sprachinsel ihre Zimmer selber ausmalen und mit den Fingern in den Mörtelanwurf einfache Muster hineinzeichnen, ist es Kultur. Wenn aber der Einzelne der Sitte untreu wird, und sein Haus vom Anstreicher ausmalen läßt, dann unterliegt er der Zivilisation. Wie ist es aber dann, wenn die Bauern des Dorfes unter dem Drucke des modernen Lebens ihre Zimmer von Zimmermalern anstreichen lassen und nur mehr der eine oder andere der alten Sitte getreu seine Wände schmückt? — Dann stimmt die Formel nicht mehr, denn die Mehrzahl hätte nach Scheidt Kultur, trotzdem sie sich ganz unkünstlerisch und kulturlos ein stilloses, modernes Muster in ihre Zimmer hineinmalen läßt. Wenn sich aber der Ethnograph oder Ethnologe zu höheren Ausdrucksformen wendet, passen die Formeln und Überlegungen von Scheidt schon gar nicht. Ebenso ist die Einteilung Scheidts, Kultur als den übergeordneten Begriff von Volkstum und Zivilisation zu fassen, unrichtig und unbiologisch. Ich halte dafür, daß das Volkstum der übergeordnete Begriff ist, aus dem Kultur und Zivilisation jeweils entspringen oder von dem sie übernommen werden. Zur Abgrenzung von Kultur und Zivilisation schlage ich vor, das Merkmal schöpferisch oder nichtschöpferisch anzunehmen. Man kann Radio oder Telephon übernehmen und sogar selber bauen lernen, aber man kann nicht „übernehmen", nicht „lernen", wie man physikalische Experimente anstellen muß, um Entdeckungen zu machen, welche das Zivilisationsgut Radio oder Telephon zur Folge haben. Dadurch, daß man das Merkmal schöpferisch, den schöpferischen Prozeß in den Vordergrund rückt, kommt man um diese verschiedenen unklaren Begriffe, wie Verbindlichkeit, Adoption, adoptive Übernahme, Gebräuchlichkeit, mit denen Scheidt operiert, herum.

Ein Problem ist es, welches Scheidt im Verlaufe seiner Schrift besonders anzieht, die Frage: Wie entstehen Typisierungsvorgänge? Wie wird ein Kulturgut verbindlich, aus welchen Gründen wird eine Entdeckung angenommen, eine andere aufs Eis gelegt? Wieso werden viele Menschen von einer Kulturidee ergriffen, viele wieder nicht? Auch da kann die Antwort nur lauten: In der Aufnahme einer Entdeckung oder einer Idee spiegelt sich der Besitz des Volkes an gleichen Anlagen, wie sie der Endecker besitzt, wider. Das ist dieses wunderbare Spiel und Widerspiel von Ideen, die in der Luft über dem Volkstum liegen, das sie geboren hat und auf das sie zurückwirken; so wird die Idee, wenn sie von einer Seite gefaßt, in Worte oder Taten gekleidet, von hundert und aber hundert Händen ergriffen und weitergereicht werden. In China wurde vor 2000 Jahren die Herstellung des Papiers entdeckt, aber niemand wußte damit etwas anzufangen; vor mehr als 2000 Jahren entdeckte Aristarchos die Bewegung der Erde um die Sonne, da niemand ihre Bedeutung erfaßte, fiel sie wieder der Vergessenheit anheim. Zur Genialität des Entdeckers gehört die Kongenialität der Zuhörer — nochmals: die gleichen Anlagen sind notwendig, ohne die stößt der Entdecker ins Leere, ist selber ein Art Wunder oder Mißbildung.

Nun glaube ich, daß eine sogenannte mathematische Exaktheit auf diesem Gebiete

mit soviel Gewalttätigkeit verbunden ist, und zu ganz unrichtigen Schlüssen führt, daß es besser ist, wir verzichten darauf. Stellen wir uns vor, wir könnten heute eine Statistik darüber anlegen und eine Verbreitungskarte zeichnen, für wieviele Menschen in Deutschland oder für wieviele Deutsche in Deutschland Religion Herzenssache oder mystische Vertiefung oder Ersatz für Methaphysik oder versteckter Rationalismus oder reiner Materialismus oder Gewohnheit oder Tradition ist. Wir würden selbst, wenn eine solche Herstellung möglich wäre, kaum über die religiöse Anlage des Deutschen dadurch besser unterrichtet. Ich gestehe, daß selbst, wenn eine genaue Karte der Verteilung des verschiedenen Verhaltens zur Religion vorläge, über die wahre Anlage zur Religiosität damit nichts ausgesagt würde. Schon deshalb, weil selbst ein und derselbe Mensch zu verschiedenen Lebenszeiten verschieden darüber denkt. Ich erinnere an Goethe, der mit 30 Jahren singt: „Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm, daß sie gehaßt das Christentum“ und mit 60 Jahren: „Im Christentum ist potentiell das Höchste . . .“ Vielleicht handelt es sich da um einen psychischen Dominanzwechsel, der biologisch ganz exakt feststellbar wäre, aber eine derartige Fülle von Verwicklungen birgt, daß ich auf ihn nur von der Ferne hindeuten mag. — Deshalb ist eine Kulturgeschichte, welche diese und ähnliche wichtige Kulturelemente wirklich berücksichtigt, noch nie geschrieben worden, dazu fehlen noch alle Vorarbeiten. Sicherlich ist die Geschichte der Ausbreitung einer Idee oder der Typisierungsvorgang einer Entdeckung für eine Kulturgeschichte wichtiger als die Entdeckung selber, weil in der Aufnahme der Entdeckung sich die Eigenschaften und die kulturellen Anlagen der Zeit- oder Volks-Genossen besser spiegeln als in der Tatsache, daß aus ihrer Mitte ein solcher Entdecker hervorgegangen ist. Daher möchte ich auf eine kurze Formel bringen: Aristarchos Leistung war eine geniale Entdeckung, Kopernikus Leistung ist außerdem auch eine geniale Kulturtat. — Geniale Ideen sind allenthalben und jederzeit möglich, wenn die Genien da sind, seien sie nun anerkannt oder verkannt.

Geniale Kulturtaten bedürfen aber nicht nur des Genies, sondern auch des neuschöpferisch tätigen Volkes.

Wenn wir uns zum Schlusse fragen, ob daher Kulturpolitik überhaupt möglich ist, so können wir sagen: Ja, aber nur auf Grund von biologischen Kenntnissen und Willensakten, die von biologischen Erkenntnissen ihre Antriebe erhalten. —

Die vier Zauberworte heißen: Züchtung und Auslese, Vervielfältigung und Veredelung.

Volkstum, Rasse und Sozialpolitik.

Von Diplomkaufmann Friedrich Ebeling, Berlin.

Die erblichen Anlagen sind nicht vollkommen unveränderlich durch die Jahrtausende des Bestandes eines Volkes hindurch, ändern sich vielmehr allmählich, dem oberflächlich Urteilenden unmerklich mit den Lebensbedingungen des Volkes. Schon die Wohn- und Ernährungsweise gibt den erblichen seelischen wie körperlichen Anlagen eine veränderte Prägung. Einen deutlichen und lehrreichen Beweis dafür liefert der Übergang des Deutschen Reiches von einem Agrar- zum Industriestaat. Männer, deren Geschlecht vor wenigen Generationen mit dem Stolz und freien Blick des Herrn auf eigener Scholle in den Dörfern lebten, füllen heute die Industriestädte mit all den typischen Körper- und Charaktereigenschaften des Proletariats. Der körperliche Niedergang kommt nirgends besser zum Ausdrucke als in der Militärtauglichkeit des früheren Wehrsystems. Die Dörfer und kleineren Gemeinden lieferten dem Heere ein Mehrfaches des „Soll“ der Rekruten, während die Großstädte um rund 50 Prozent dahinter zurückblieben. Die als untauglich zurückgewiesenen Rekruten waren aber Kinder und Kindeskinder von Menschen, die einst in Dörfern lebten. Den geistigen Niedergang zeigt uns besonders klar die gesamte geistige Haltung des sogenannten Proletariats, die nicht mehr das Einzelwesen, sondern nur die dumpfe, stumpfe Masse gelten läßt. Die Erkenntnis, daß städtische Wohnweise und industrielle Arbeit der Gesundheit und Hygiene abträglich sind, ist Allgemeingut geworden. Weniger beachtet wird leider die Tatsache, daß damit gleichzeitig gute Rasseeigenschaften verdrängt und schlechte genährt werden, die sich von Geschlecht zu Geschlecht in zunehmender Weise vererben.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß Bismarck ein Sozialreaktionär, jeder sozialen Fürsorge abhold gewesen und dadurch sein Sturz herbeigeführt worden sei. Bei dieser Annahme wird vergessen, daß die wichtigsten Zweige der sozialen Gesetzgebung, die

Alters- und Invaliden-, sowie die Krankenversicherung unter Bismarcks Leitung entstanden sind. Das Verhältnis zwischen dem alten Kaiser und seinem Kanzler war so, daß keiner von beiden ohne Einverständnis des anderen gehandelt hätte. Ebenso irrig ist die Ansicht, die Gesetze von 1881 seien dem Kanzler von der Sozialdemokratie abgetrotzt worden. Dazu war die Sozialdemokratie damals viel zu unbedeutend und Bismarck gewiß nicht der Mann, dem etwas abgetrotzt werden konnte. Die Eigenschaft eines Sozialreaktionärs ist dem eisernen Kanzler zugeschrieben worden, als er sich gegen die Ausdehnung der Sozialversicherung aussprach. Er selbst sagt dazu in seinen „Gedanken und Erinnerungen" Bd. 3: „. . . ., die meiner Ansicht nach die Grenze des Arbeiterschutzes überschritten und von denen ich auf die Dauer keine günstige Wirkung erwarte." Sowohl in der Schaffung der ersten Schutzgesetze wie in seiner Weigerung ihrer Ausdehnung hat Bismarck seine staatsmännische Größe bewiesen.

Es war gesagt worden, daß der Übergang von einem Agrarstaate zum Industriestaate die Rassenverschlechterung mit sich bringen mußte. Damit wurde das Eingreifen des Staates eine Notwendigkeit nicht nur ethischer und wirtschaftlicher, vielmehr auch rassenbiologischer Erwägungen. Die Rassenhygiene ist eine noch sehr junge Wissenschaft. Darauf mag es wohl zurückzuführen sein, daß die Aufgaben der Sozialpolitik auch heute nur von der wirtschaftlichen, kaum aber von der rassenbiologischen Seite betrachtet werden, obwohl Sozialpolitik und Rassenhygiene in engster Wechselwirkung zueinander stehen. Die amtlichen wie die wissenschaftlichen Veröffentlichungen sprechen viel mehr von dem Schutze der Arbeitskraft und der Persönlichkeit als von dem Schutze der Rasse im biologischen Sinne. Und doch hat die Sozialpolitik gerade rassenhygienisch erhebliche günstige, aber wie noch zu zeigen sein wird, auch sehr nachteilige Folgen.

Untersuchen wir die Vorzüge der sozialen Gesetzgebung auf ihre Wirkung im rassenhygienischen Sinne im einzelnen, so zeigen sie sich natürlich in erster Linie bei der Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Die Sicherung der Lebensmöglichkeit in Krankheits- oder anderen, das Einkommen beeinträchtigenden Fällen, erhält der Rasse die Erzeuger der nächsten Geschlechterfolge. Weiter sind alle diese Versicherungszweige von großem Werte für die Aufzucht der Kinder, die im gewissen Rahmen gleichfalls gesichert wird. Dasselbe gilt von der Arbeitslosenversicherung. In einem Industriestaate, der mit einem hohen Prozentsatze Besitzloser zu rechnen hat, muß Arbeitslosigkeit mit Notwendigkeit nicht allein zum wirtschaftlichen, sondern damit zugleich auch zum gesundheitlichen Niedergang führen. Erfahrungen früherer Jahre haben gezeigt, daß Perioden wirtschaftlichen Elends z. B. die Trunksucht erheblich förderten. Alkoholmißbrauch aber wirkt als Keimgift, so daß die Nachkommen von Trinkern oft minderwertige Erbanlagen erhalten. Ein Musterbeispiel rassenhygienischen Schutzes durch die Sozialpolitik ist der Gedanke der Schwangerschaftsgesetzgebung. Wohl niemand kann sich der rassenhygienischen Bedeutung entziehen, wenn schwangere Mütter unter einen besonderen gesetzlichen Schutz gestellt werden. Wie in diesem Falle, so muß den Grundzügen der gesamten sozialpolitischen Gesetzgebung das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie rassenbiologisch von überaus hohem Werte sind.

Trotzdem ist die Klage über die Ausdehnung der deutschen Sozialpolitik nicht nur seitens der Wirtschaft, die die Lasten aufzubringen hat, sondern auch in der medizinischen und rassenhygienischen Wissenschaft allgemein. Die Vorwürfe, die erhoben werden, zielen fast alle auf eine Rassenverschlechterung durch die Sozialpolitik hin. Das ist keine Widerlegung des oben Gesagten. Im Gegenteil wird der Gedanke der Sozialpolitik auch von den schärfsten Kritikern unbedingt bejaht, nur die Art und Ausdehnung als schädlich bekämpft. Der Hauptangriffspunkt ist der Ausgang der sozialen Gesetzgebung vom Einzelmenschen. Es mag sich hart anhören, ist aber unbestreitbar, daß das Schicksal des einzelnen, von der Staatsnotwendigkeit aus betrachtet, gleichgültig, das Schicksal der Familie aber wichtig ist. Denn nicht auf Einzelwesen, sondern auf den Familien beruht der Bestand des Staates, des Volkstums und der Rasse. Wie wenig diesem Gedanken Rechnung getragen wird, zeigt die Arbeitslosenversicherung, in deren Unterstützungssätzen der Alleinstehende ganz wesentlich besser gestellt ist als Familienväter, die für ihre Angehörigen ganz niedrige Zuschläge erhalten. Nicht viel geringer sind die Klagen über die Ausdehnung der Sozialversicherung auf einen immer größeren Personenkreis, was dem Grundgedanken widerspricht. Gegen die Wechselfälle des Lebens soll der versichert sein, dessen Arbeitskraft nicht ausreicht, selbst Vorbeuge zu treffen. Bezieht man aber solche Bevölkerungsteile in die Sozialpolitik ein, die sehr wohl für sich und ihre Angehörigen zu sorgen in der Lage sind, so nimmt man ihnen das hohe Gut der Selbstverantwortlichkeit, das sehr wohl eine vererbliche Rasseneigenschaft sein kann. Mit dem Raube des Verantwortungsgefühls geben zu-

gleich das Persönlichkeitsgefühl und das Selbstvertrauen verloren. Damit schwindet die vortreffliche germanische Wesensart, die Gustav Freytag in seinen „Ahnen" mit den Worten kennzeichnet: „Birg nie in fremde Hand, was du selber kannst behaupten!" Ferner wäre noch auf den Mißbrauch der Sozialversicherung hinzuweisen. Elemente, die mit sozialen Einrichtungen Schindluder treiben und sich auf Kosten ihrer Mitmenschen bereichern, sind von vornherein minderwertig. Da sich die Beitragslasten nach den Ausgaben richten, werden durch derartige mißbräuchliche Inanspruchnahme der Versicherungsträger die Minderwertigen erhalten; sie gewinnen sogar die Mittel zur Fortpflanzung ihrer minderwertigen Triebe. Durch die dadurch steigenden Lasten aber wird in den vorwärts Strebenden der Wille nach oben abgetötet, das Heer der Rentensüchtigen vermehrt sich und mit ihm die minderwertigen Charakter- und Rasseneigenschaften.

Damit kommen wir zu dem Einwande, den der Rassenhygieniker gegen die Sozialversicherung erhebt. Die Fürsorge umfaßt nicht nur die vollwertigen Persönlichkeiten. Im Gegenteile sind gerade die Träger hochwertiger Eigenschaften meist nicht in die Sozialpolitik einbezogen, und wenn, dann verbietet ihnen ihre Veranlagung, solche Einrichtungen anders als im äußersten Notfalle in Anspruch zu nehmen. Es kann zwar nicht ohne weiteres behauptet werden, daß Angehörige der oberen sozialen Schichten des Volkes allein Träger der besten Erbanlagen sind. Soviel aber steht fest, daß sich ganz besonders die geistigen Anlagen innerhalb der Geschlechter vererben. Diese Anlagen setzen ihre Besitzer in den Stand, den erhöhten Anforderungen, die an sie gestellt werden, gerecht zu werden. Sie sind zur Führung des Staatswesens und zur Erhaltung des Volkstums unentbehrlich. Solange die Sozialpolitik sich ausschließlich in der Fürsorge für an sich Minderwertige erschöpft, ist sie vom rassenhygienischen Standpunkte aus nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich. So wie sie heute gehandhabt wird, greift sie sehr zum Nachteil der Rassenhygiene in den scharfen Ausleseprozeß der Natur ein, der allein die Erhaltung des Volkstums gewährleistet. Rudolf Böhmer vergleicht diesen Vorgang in seinem „Erbe der Enterbten" mit einer ungedüngten Wiese, auf der die nahrhaften Gräser durch das Unkraut verdrängt werden: „So muß bei Aufrechterhaltung der sozialen Unfreiheit schließlich das edle Blut verdrängt werden. Dann versiegt die Quelle, aus dem sich die führenden Schichten immer wieder mit frischem Blut versehen. Das Ende ist der Verfall."

Das ist der Fehler der Sozialpolitik, daß sie das Edelgut der Rasse vernachlässigt, ja durch gewollte Proletarisierung vernichtet, andererseits aber das Unkraut, das die edlen Gräser verdrängt, noch unterstützt. Die Größe der Natur besteht darin, daß sie den Menschen zwingt, sich seine Lebensberechtigung täglich neu zu erobern. Was schwach ist, fällt, nur das Starke behauptet sich im Kampf. Die Fortschritte der Wissenschaft haben den Kampf mit den Naturgewalten immer mehr erleichtert. Mit Stolz wird auf den ständigen Rückgang der Sterblichkeit hingewiesen. Ist es wirklich ein Sieg über die Natur? Der Grad der Fortpflanzung zeigt uns, daß alle Völker mit hoher Sterblichkeit viel schneller wachsen als solche, die sich ihrer Fortschritte im Kampfe mit dem Tode rühmen. Auf 1000 Einwohner kamen im Jahre 1928 im Deutschen Reich 11,6; in Norwegen 10,6; in England 11,7; in der Schweiz 12,0 Tote. Der Geburtenüberschuß dieser Länder betrug 7,0; 7,4; 5,0; 5,3. Dagegen wiesen z. B. Ungarn eine Sterblichkeit von 17,1; Spanien von 18,6 und Polen von 16,7 auf. Trotzdem stellte sich ihr Geburtenüberschuß auf 8,5; 11,3; 15,9. In der Quantität der Bevölkerungszunahme aber zeigt sich die biologische Kraft einer Rasse. Wir können dieselbe Beobachtung auch innerhalb des Deutschen Reiches anstellen. In den landwirtschaftlichen Provinzen wie Ostpreußen, Grenzmark, Westfalen usw. finden wir eine den Durchschnitt übersteigende Sterblichkeit, aber einen Geburtenüberschuß, der den des Reichsdurchschnittes um 3,5 Punkte übersteigt. Die niedrige Sterbeziffer, unzweifelhaft ein Erfolg der sozialen Fürsorge, ist vornehmlich darauf zurückzuführen, daß Krankhafte oder Minderwertige, die bei Fehlen der Fürsorge unzweifelhaft schon in jungen Jahren dem Tode verfallen gewesen wären, in höhere Lebensalter geführt werden. Da es sich aber um minderlebensfähige Personen handelt, so halten sie Krankheitsepidemien weniger stand als ein durch den natürlichen Ausleseprozeß abgehärtetes Volk. Daher ist es erklärlich, daß die Grippeepidemie im Frühjahr 1929 so hohe Todesopfer forderte. Die Zahl der Sterbefälle betrug auf 1000 Einwohner und ein volles Jahr berechnet im ersten Vierteljahr 1929 in den deutschen Großstädten 16,0 und überstieg die Geburtenziffer um 2,1.

Obwohl die Widerstandskraft des Volksganzen durch soziale Einrichtungen und medizinische Wissenschaft herabgemindert wird, dürften wir uns der Lebensverlängerung auch der Lebensschwachen aus ethischen Gründen freuen. Für Volkstum und Rasse aber ist es bedenklich, daß diese Minderwertigen im rassenhygienischen Sinne zugleich mit der Erhöhung ihres Lebensalters in die Jahre der Zeugungsfähigkeit gelangen. Es ist statistisch

erwiesen, daß sich gerade diese Gruppen in viel stärkerem Maße fortpflanzen als solche mit hochwertigen Erbanlagen. So stellte Prof. Lenz fest, daß unter Münchener Fortbildungsschülern mit schlechter Begabung die durchschnittliche Kinderzahl der Familien doppelt so groß war als die der Familien gutbegabter Kinder. Diese Erscheinung ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß die mit erblichen Krankheiten belasteten Menschen oft zu ausdauernder Arbeit nicht befähigt, Geist oder Körper daher nicht anzuspannen genötigt sind und sich ihre überschüssige Kraft in Steigerung der sexuellen Triebe umsetzt. Noch schlimmer ist diese Erscheinung bei Personen, die mit erblichen kriminellen Fehlern belastet sind. Bei ihnen gesellt sich zu den sexuellen Trieben auch die durch die Minderwertigkeit bedingte Verantwortungslosigkeit gegenüber der Nachkommenschaft und der Gesellschaft. Entgegen dem humanen Geiste der Zeit, der in Wahrheit nahezu menschenfeindlich genannt zu werden verdient, sollten solche erblich Minderwertigen lebenslänglich in behördliche Verwahrung genommen werden. Denn an eine Besserung der mit erblichen kriminellen Mängeln Belasteten ist nicht zu denken. Die Erfolge der Fürsorgeerziehung sind ein Beweis dafür, daß sich die Minderwertigkeit solcher Zöglinge größtenteils auf erbliche Anlagen zurückzuführen läßt. Die Besserungsmöglichkeiten der Fürsorgeerziehung werden im Handbuch der sozialen Hygiene auf 1,85 Prozent errechnet. Gegenüber der verbrecherischen Veranlagung versagt also der Strafvollzug, ebenso wie die ärztliche Kunst erbliche körperliche Anlagen wohl mildern, aber kaum mindern kann. Übrigens stellt der soziale Strafvollzug und insbesondere die zunehmende Neigung zur Beseitigung der Todesstrafe eine mindestens ebenso große, wenn nicht größere Gefahr für die Erhaltung der Rasse dar.

Der Vermehrung der rassisch Minderwertigen steht nun eine wesentlich niedrigere Zunahme der Hochwertigen gegenüber. Es wurde schon betont, daß die Rassenqualität keineswegs an die soziale Stellung des Betreffenden gebunden zu sein braucht. Im allgemeinen darf aber wohl angenommen werden, daß Hochwertige, dank ihrer Anlagen, in den höheren Schichten zu suchen sind, während die geistig oder körperlich minderwertigen Elemente sinken und sich in den untersten sozialen Kreisen, wenn nicht gar als Bodensatz des Volkes ansammeln. Nun ist ebenso bekannt, daß die Kinderzahl gerade der geistig tätigen Berufe erheblich niedriger ist als die der unteren Schichten. Es dürfte sich erübrigen, Zahlen zu geben. Die Gründe liegen vor allem in dem größeren Verantwortungsgefühl der Hochwertigen gegenüber der Nachkommenschaft und in der falschen Einstellung der Sozialpolitik, die die vollwertigen Kreise zwar belastet, sie aber nicht fördert. So steht das deutsche Volk heute vor der Tatsache, daß ein Aufwand von 8 Milliarden für Sozialversicherung und öffentliche Wohlfahrtspflege zu dem Zweck vertan wird, das Unkraut — um bei dem angeführten Beispiel Rudolf Böhmers zu bleiben — zu vermehren, das die nahrhaften Gräser verdrängt. Über die schwere Gefahr, die das deutsche Volkstum von dieser Seite her bedroht, gibt Prof. Dr. F. W. F. Winkler in seiner Schrift „National- und Sozialbiologie" ein überaus anschauliches Bild. Es stellt den Fortschritt der Entartung der Rasse durch zu geringe Fortpflanzung der Hochwertigen und der gesunden Stammmasse dar. Danach ist der rassische Niedergang des Volkes in 90 Jahren beendet.

Diese kurze Darstellung der Wirkung der modernen Sozialpolitik auf die Rasserhaltung mag genügen, um zu zeigen, daß unter den günstigen zahlreiche außerordentlich schädliche Wirkungen eintreten.

Runen von der Unterweser.

Von Universitätsprofessor Dr. Gustav Neckel.

(Mit 6 Abbildungen.)

Bei Gerhard Stalling in Oldenburg ist ein merkwürdiges Buch erschienen: Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen und Funde aus älteren vorgeschichtlichen Kulturen, von Prof. Dr. H. v. Buttel-Reepen, Leiter des Staatl. Naturhistor. Museums u. Staatl. Denkmalspfleger, mit Beiträgen von Prof. Dr. E. Schnippel, Berlin (1930)[1]. Wie der Titel sagt, bringt es neues Material zur Vorgeschichte Deutschlands und zur Runenkunde. Wer weiß, wie spärlich die bei uns gefundenen Runendenkmäler bisher sind und wie heftige Wogen der Streit am Alter und Herkunft der altgermanischen Schrift heute wieder aufwirft, der wird aufhorchen und begierig nach der neuen Kenntnisquelle greifen. Sie enthält genauen

[1]) 127 Seiten, 22 Tafeln und 5 Abb. im Text. Preis brosch. 7 RM.

Bericht, scharfe Photographien der Fundstücke auf 22 Tafeln und Diskussion nicht nur dieser, sondern auch des Runenproblems.

Die Herren v. Buttel-Reepen und Schnippel stehen auf diametral entgegengesetzten Standpunkten. Ersterer hält mit Wilke, Wirth u. a. die Runenschrift für abstammend von den uralten nordalpinen Zeichen, die sich seit der Steinzeit an vielen Stellen finden; Schnippel betont demgegenüber die „absolut beweisende“ — nämlich die Entlehnung beweisende — Übereinstimmung der Runen F, H, R, K mit den lateinischen Unzialen, hält das Zeichen Y lieber für ein Y, als daß er es mit dem inschriftlich-germanischen Y = k gleichsetzt, und sieht eine weitere Bestätigung der Kirchhoff-Wimmer-Müllenhoffschen Aufklärerthese in der eckigen Form der u-Rune, dem zweimal auftretenden ∩, das der lateinischen Grundform V noch näher stehe als das sonst bekannte ᚢ (S. 103). Dieser Auffassung als der an den Universitäten noch herrschenden macht, wie Wilke, so auch Buttel-Reepen ein Zugeständnis; er meint S. 72, die Herleitung des Futhark aus dem Südosten lasse sich mit der Autochthonie der einzelnen Zeichen vereinigen.

War dieses Zugeständnis nötig? Gerade der Futhark als solcher, d. h. das in drei „Geschlechter“ geteilte System der 24 Zeichen mit ihren eigenartigen Namen, gehört zu den Runenbefunden, die aus keinem fremden Vorbild ableitbar sind. Seine Erwähnung wäre also dort an der rechten Stelle gewesen, wo das Vorkommen der eckigen n-Rune im neolithischen Böhmen und Schweden hervorgehoben wird, S. 70. Wer diese Neolithica mit den entsprechenden Oldenburger Stücken vergleicht, muß die genaue Übereinstimmung anerkennen und die Ableitung von ∩ und ᚢ aus V, U als schlechten Notbehelf ablehnen. Auch in anderen Fällen liegt es so, daß die nordeuropäische Stein- oder Bronzezeit Doppelgänger von Runen aufweist, die in südlichen Alphabeten entweder überhaupt kein oder nur ein abweichendes Gegenstück haben. Dadurch verlieren die von den Entlehnungstheoretikern betonten Gleichungen ihr Gewicht, ihren „absolut beweisenden“ Charakter. Hätten diese zum Teil ausgezeichneten Forscher die vorgeschichtlichen Zeichen Nordeuropas gekannt, sie hätten ihre Theorien zurückhalten oder doch mit weit größerer Vorsicht formulieren müssen; so wäre uns die Mehrzahl einander bekämpfender Entlehnungshypothesen erspart geblieben, unter der die heutige Runologie seufzt; und die Datierung der Runenfunde hätte sich freier in der Zeit bewegt.

Nach der noch jetzt herrschenden Meinung ist kein Runendenkmal älter als um 200 n. Chr., ausgenommen die neugefundene Knochenahle von Maria-Saal mit ihren sechs unverkennbaren, wenn auch unlesbaren Runen, die vorchristlich ist, aber von ihrem Entdecker, Prof. Rudolf Egger in Wien, aus mir unbekannten Gründen für venetisch gehalten wird. Freilich spielen bei den Datierungen kunsthistorische Gründe mit, Rücksicht auf etwa begleitende Ornamentik oder Figuren. Aber die Chronologie der altgermanischen Kunstgeschichte ist überwiegend ähnlich relativ wie die der Runenformen; bestimmte Daten kann sie aus eigener Kraft kaum liefern. So wird sich gewiß manches anders darstellen, sobald man die Voraussetzung, die Runenschrift sei um 200 durch Entlehnung entstanden, fallen läßt.

Die letzte in Skandinavien gefundene Inschrift ist die von Kårstad (Abb. 1) am norwegischen Nordfjord[2]). Hier erscheinen die Runen in naher Verbindung und als gleichzeitig geritzt mit einem großen Hakenkreuz und sechs Schiffen. Das Ganze erinnert stark an die Felsritzungen der Bronzezeit, und M. Olsen erklärt die Figuren demgemäß im Anschluß an Oscar Almgrens Auffassung der Hällristningar[3]), indem er die Schiffe von Kårstad als neue Beweise den Almgrenschen hinzufügen zu wollen erklärt — als Beweise von 200 n. Chr., wie er sagt, unleugbar überraschend für den runologisch unvoreingenommenen Leser, der plötzlich über 1200 und mehr Jahre hinwegspringen soll. Allerdings folgt dann eine Erörterung von Olsens Mitherausgeber Shetelig, wonach die Kårstader Schiffe Vorstufen des Bootes von Nydam seien, wenig älter wohl als dieses, das man um 400 sich entstanden denkt. Doch ist es mißlich, einen hölzernen Moorfund mit einfachen Steven ohne Hornschmuck und geritzte Felsbilder, die altertümlichen Doppelsteven und Hornschmuck darauf zeigen, einander anzunähern. Vermutlich wäre dies gewagte Experiment unterblieben, hätte man sich nicht durch die Runen an die Völkerwanderungszeit gebunden gefühlt. Ohne solche Bindung würden wohl auch die norwegischen Gelehrten zugeben, daß es das einfachste und nächstliegende ist, die Kårstader Ritzung, wenn schon der Eisenzeit, so doch der älteren, vor Christi Geburt liegenden, zuzuteilen. Zu solcher Datierung passen auch die Sprachformen der Inschrift besser, denn baijiz ist gotisch (*baijis), und gotische Laute in Skandina-

---

[2]) Magnus Olsen und Haakon Shetelig, Kårstadristningen, Bergens Museum Arbok 1929.

[3]) O. Almgren, Hällristningar och Kultbruk, Stockholm 1926—27.

vien weisen auf die Zeit vor der Auswanderung der Goten von dort. Auch eine bei Stenkyrka auf Gotland gefundene Speerspitze[4]) scheint eine gotische Legende aufzuweisen: gawis = wulfilanisch gawiss „Verbindung".

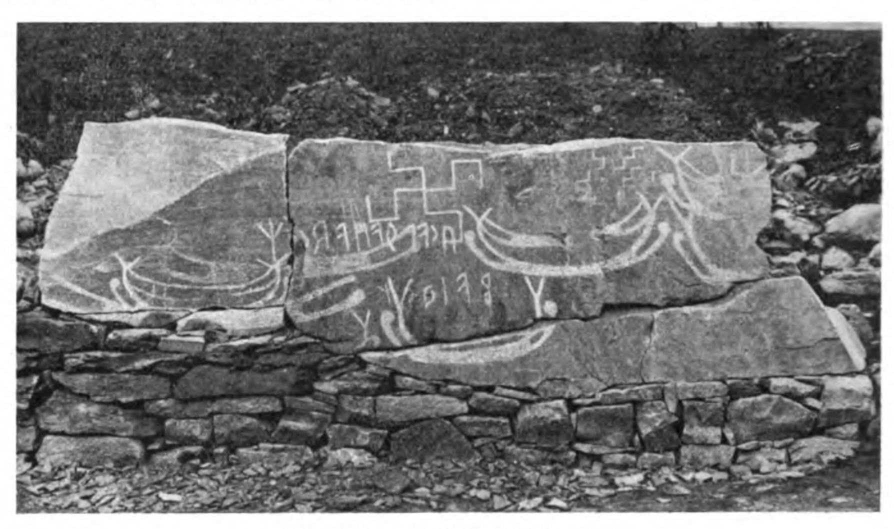


Abb. 1. Ritzung von Kårstad in Norwegen.

Wie die Norweger, so neigen auch die Deutschen dazu, sich durch Runen zu der Epoche um 200 oder „um den Anfang des dritten Jahrhunderts" hinziehen zu lassen. Dorthin verlegt E. Schnippel die Oldenburger Runenknochen, und v. Buttel-Reepen läßt sich dadurch bewegen, den einen von diesen, den er sonst für mesolithisch halten würde, entsprechend herabzudatieren (S. 35).

In diesem Fall muß freilich die Haltbarkeit der Steinzeitdatierung in der Tat bestritten werden, und zwar aus sprachgeschichtlichen Gründen. Der Dolchgriff aus Knochen trägt nämlich die Inschrift latam hari (Abb. 2), und die s-lose (gotischem harjis entsprechende) Form



Abb. 2. Dolchgriff aus Knochen mit der Inschrift: Latam hari.

hari „Heer", sieht relativ jung aus; sie ist „westgermanisch" so gut wie das in der zweiten Zeile folgende kunni „Geschlecht". Ein anderer der aus dem Grundschlamm der Weser aufgebaggerten Knochen, jenem ersten gleichartig und offenbar gleichaltrig, zeigt ebenfalls hari (ulu hari) und darunter dede, was altsächsischem deda „er tat" entsprechen muß, aber sogar jünger anmutet als diese Form des 9. Jahrhunderts. Auch archäologische Gründe sprechen — laut freundlicher Mitteilung von Herrn Hans Müller-Breuel in Bremen —

[4]) In Statens historiska Museum zu Stockholm, Abguß im Fornsal zu Visby, dort von mir abgezeichnet, obige Deutung von Rektor Dr. R. Steffen in Visby.

für späte Entstehung dieser Knochengriffe. Die Altertümlichkeit der Runen spricht nicht dagegen. Sie zeigt nur — zusammen mit den Runenfunden aus den Terpen um Leeuwarden und Groningen —, daß die uralte germanische Schrift in den Flachlanden an der



Abb. 3. Dolchgriff wie Abb. 2.

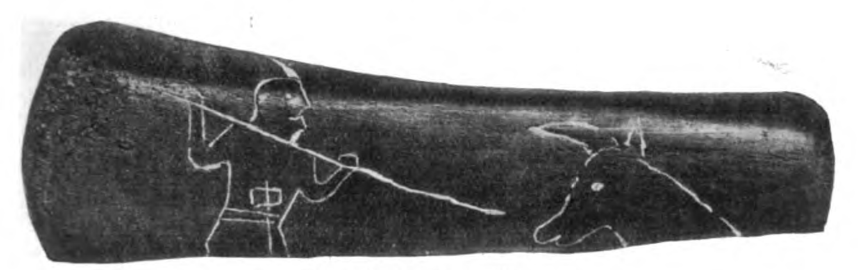


Abb. 4. Dolchgriff wie Abb. 2.



Abb. 5. Dolchgriff aus Knochen mit der Inschrift: Lokom her.



Abb. 6. Dolchgriff wie Abb. 5.

Nordsee besonders lange unverändert fortgelebt hat. Als die Wikinger schon längst zum kürzeren Alphabet von 16 Zeichen übergegangen waren, das ihre Nachkommen bis ins 19. Jahrhundert handhabten, bedienten sich Sachsen und Friesen noch des alten, vollständigen Futhark.

Hierin dürfte der runologische Hauptwert der Weserfunde liegen. Doch werfen sie auch für unsere Kenntnis der Runenformen und der Verwendung der Runen Beachtens-

wertes ab. Wie E. Schnippel S. 111 f. treffend hervorhebt, illustrieren sie den Brauch, den Griff der Hiebwaffe mit Runen zu zieren, wovon der Beowulf-Vers 1677 ff.

Auch war auf dem glänzenden / Golde verzeichnet,
Mit Runenstäben / geritzt die Kunde,
Für wen die edle / Waffe zuerst,
Das unschätzbare Schwert, / geschmiedet wurde,
Gedreht der Griff, / und mit Drachenbildern
Die Klinge verziert.

(Beowulf nebst dem Finnaburg-Bruchstück, übers. und erl. v. Hugo Gering, Heidelberg 1913, S. 529.)

und — wie hinzuzufügen ist — Sigrdrifomál 6

Siegrunen lerne / willst du Sieg erlangen,
Ritze sie auf des / Hiebers Heft,
In die Blutrinne auch / und die blanke Spitze;
Wenn du's tust / sprich zweimal: Tyr.

(Die Edda, übers. und erl. von Hugo Gering, Leipzig und Wien 1892, S. 213).

berichten; die Oldenburger Dolchgriffe sind Gegenstücke zu den runenberitzten Speerspitzen (Sigrdrifomál 17,5:

‚Die Runen', sprach sie, / ‚geritzt weiß ich
Auf dem Schilde, der steht / vor der schimmernden Göttin,
Auf Arwakrs Ohr / und auf Alswids Huf,
Auf dem Rad, das sich dreht / unter Rungnirs Wagen,
Dem Gebisse Sleipnirs, / den Bändern des Schlittens;
Auf des Bären Tatze / und Bragis Zunge
Den Pfoten des Wolfs / und des Fischaars Schnabel,
Auf blutigen Schwingen, / der Brücke Kopf,
Auf der helfenden Hand / und heilender Fußspur;
Auf Glas und Gold, / glückbringendem Kleinod,
In Wein und Bier, / auf des Wirtes Hochsitz,
Auf Gungnirs Spitze / und Granis Brust,
Auf dem Nagel der Norne, / der Nachteule Schnabel.')

(Die Edda, übers. und erl. von Hugo Gering, Leipzig und Wien 1892, S. 214—215.)

Pfeilen, dem Schaft aus dem Kragehuler Moor und den Runenschwertern; die „Waffe mit Runen" ist gemeingermanisch. Ferner liefert die Ausfüllung von Ritzungslinien mit einer ockerfarbigen Masse, von der S. 90 u. ö. die Rede ist, ein Gegenstück zu dem, was wir aus dem Norden über das Färben (fá) der Runen wissen. Dankenswert ist auch der Fund eines schwedischen Runenkalenders von 1593, den E. Schnippel, unser erster Kenner dieser zu wenig beachteten Nachkommen gewiß uralter Runentechnik, S. 115—121 gediegen behandelt (vgl. S. 93 f. und S. 77).

Einen besonderen Reiz verleiht diesen Funden der Umstand, daß sie Zeichnungen aufweisen: ein Schiff mit Rudern und Segeln (Abb. 6) und Männer, die mit Doppelaxt oder Speer einem Auerochsen gegenüberstehen (Abb. 4), alles gut beobachtet, die Stellung namentlich des einen Mannes lebendig und ausdrucksvoll. Neben der reichen alten Ornamentik aus germanischen Landen gibt es bis jetzt erst wenig Figurales, und entsprechend wissen wir zwar manches über „runische Schmuckformen"[5], doch erst Vereinzeltes über „runische Bildkunst". Die Meinung, daß Naturwiedergabe, in Linien oder plastisch, in Germanien seltener gewesen ist als ornamentales Stilisieren und daß dafür weniger Begabung vorhanden war, wird auch durch die Weserfunde nicht umgestoßen. Aber sie mildern den Gegensatz, auch den zwischen der nordeuropäischen Bildkunst und den mit Recht berühmten Höhlenzeichnungen des Südwestens. Weitere Entdeckungen, die nach den Angaben Buttel-Reepens über die Fundumstände mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten sind, falls die Nachforschungen fortgesetzt werden, verhelfen vielleicht zu weiterer Umlagerung des „naturalistischen" Wertakzents nordwärts.

[5]) Vgl. des Verfassers so betitelten Aufsatz im Jahrbuch des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum II, Leipzig 1928, S. 31 ff.

Kunst und Kultur der Vorzeit Europas.[1])

Ein zusammenfassendes Werk über die Kunst der Altsteinzeit hat bisher gefehlt. Jetzt, wo Herbert Kühn es aus eigener Anschauung der meisten Fundstätten und eindringender Kenntnis auch der vielen noch unveröffentlichten Funde in trefflicher Ausstattung und fesselnder, zur Kunstbetrachtung anregender Darstellung vorlegt, sieht man erst, was diese Kunst in sich und für die Geschichte der Kulturen überhaupt bedeutet. Welche Fülle eigenartiger, urwüchsiger Kunstwerke, welch sprühendes Leben in ihnen, welche Einblicke in das Fühlen und Sinnen der alten, uns trotz alles Abstandes innerlich packenden Kulturen, in denen die Jägervölker der Eiszeit mit heute ausgestorbenen Jagdtieren zusammen lebten und Europa noch ein völlig anderes Gesicht wies als zu Beginn seiner Geschichte! Das Ziel ist aber noch viel weiter gesteckt. Je ein Band über die Kunst in Jungsteinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit und Völkerwanderung soll folgen. Gelingt es Kühn, diese Fortsetzungen auf der Höhe des Vorliegenden zu halten, so wird ein erster, großer, zusammenhängender Überblick über das Kunstgestalten der europäischen Rassen durch die Jahrtausende von der Urzeit bis zum Einsetzen der individualistischen, vom Süden eindringenden, klassischen Kunst der lohnende Ertrag sein.

Die altsteinzeitliche Kunst spielt sich der überwiegenden Menge ihrer Erzeugnisse nach im Südwesten Europas ab und greift von da über nach Afrika. Drei Stile treten hervor: der frankokantabrische, der ostspanische und der nordafrikanische, dem sich vielleicht dereinst noch ein südafrikanischer, aus dem die „Buschmannkunst“ stammen könnte, anschließen wird. Die drei Stilgruppen sind möglicherweise aus einer Wurzel erwachsen, die Kühn geneigt scheint, in Afrika zu suchen, und sind voneinander stark verschieden, entsprechend den Rassen, die diese Stile als Ausdrücke ihres Wesens erzeugt haben. Bei aller Trennung berühren sie sich aber an einzelnen Stellen und wirken, wie Kühn darlegt, aufeinander ein. Der wichtigste, am reichsten entwickelte und wohl auch innerlich bedeutendste, ist der frankokantabrische. Daher ist ihm mit Recht mehr als die Hälfte des Buches und der Tafeln gewidmet. Aber auf allen drei Gebieten vermag Kühn viel Neues und auch ansprechende eigene Aufstellungen vorzulegen. So hat z. B. bisher noch niemand dem Ornament der Eiszeit Beachtung geschenkt, obgleich etwa anderthalb Tausend, allerdings meist unveröffentlichte Funde es belegen und obgleich so unglaublich viel theoretische Erwägungen über den Ursprung des Ornamentes bisher angestellt wurden. Kühn gibt jetzt wenigstens einen kurzen Abriß dieses kunstgeschichtlich und kunsttheoretisch so wichtigen Gegenstandes, wie er ihn sieht (S. 300—312). Auch die Verwendung von Bildern zum Auszieren von Gegenständen (Anfänge des dekorativen Kunstgewerbes) wird dabei besprochen, und Zeichen die man bisher als „Hütten“ deutete, erweisen sich als Wildfallen. Besonders wichtig sind aber die forschungsgeschichtlichen Überblicke, die Kühn als Einleitung zu jedem der drei Hauptabschnitte über die drei Stile gibt, und durch die er die Besprechung der Kunstwerke wirkungsvoll einleitet.

Die Geschichte der Entdeckung dieser Kunst beginnt mit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und liest sich spannend wie ein Roman. Der erste Bahnbrecher war Lartet, ein Rechtsanwalt, der die berühmte Grotte von Aurignac erschloß, nach der der ganze Zeitabschnitt, in den die älteste altsteinzeitliche Kunst fällt, ihren Namen (Aurignacien) führt. Aber die Arbeit über seine Funde, die er der Académie des sciences einreichte, wurde nicht veröffentlicht, weil ihre Ergebnisse zu unerhört schienen; eine naturnahe Kunst viele Jahrtausende vor der griechischen widersprach der allgemein gehegten Überzeugung, daß es vor den Griechen nur steife, stilisierte, schematische Kunst gegeben haben könne. Alsbald stifteten auch Fälschungen Verwirrung und bestärkten besonders in den deutschen Altertumsforschern die Neigung, den neuen Funden nicht zu trauen. Bei den Ausgrabungen in Thaingen bei Schaffhausen (Schweiz) bot ein Arbeiter zwei Zeichnungen auf Knochen an, die Lindenschmit als Nachzeichnungen aus einer Jugendschrift erweisen konnte. Das waren also ganz plumpe Fälschungen; heute muß man leider schon mit viel feineren rechnen, und die daraus folgenden Zweifel an einzelnen Funden oder Fundgruppen treten immer wieder störend auf, wie der Streit um Glossel in letzter Zeit erneut eindringlich beweist. Die bessere Erkenntnis des Alters und der Echtheit der Funde Lartets, Piettes und vieler anderer setzte sich daher und wegen der Neuheit und Vielseitigkeit des Gegenstandes nur schwer und mit vielen Rückschlägen durch.

[1]) Herbert Kühn, Kunst und Kultur der Vorzeit Europas. Das Paläolithikum. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1929. 529 S., 169 Abb. im Texte, 120 schwarze und 6 bunte Tafeln, 8 Übersichtskarten. Preis: geh. 40 Mk., geb. 42 Mk.

Entscheidend war es, daß alsbald auch die Höhlenmalereien gefunden wurden und daß diese Malereien und die Zeichnungen auf Knochen und anderen Gegenständen einander erläuterten. Ein Fuchs floh 1868 vor dem verfolgenden Hunde in eine Höhle und der Jäger entdeckte Altamira (Provinz Satander, Spanien). Sautuola, ein spanischer Edelmann, besuchte die Höhle mehrmals und machte in ihr auch Funde, ohne die Bilder zu sehen. Erst seine Tochter, die als Kind leichter zur Decke sehen konnte, bemerkte endlich die Malereien, die jetzt zu rascher Berühmtheit gelangten und doch trotz Sautuolas wiederholtem Eintreten für sie zunächst wieder völlig beiseite gestellt wurden. Es ist in der Tat merkwürdig, daß auch sonst die ersten Besucher der Höhlen die Zeichnungen noch nicht beachteten. Daleau hat 13 Jahre in der Höhle von La Mouthe gearbeitet, ohne die dortigen Bilder zu bemerken, der Abbé Cau-Durban grub 3 Jahre in der Höhle von Marsoulas (Dep. Haute Garonne) und sah die Malereien sozusagen täglich, aber er hielt sie nicht für alt und hat sie in seinen Arbeiten gar nicht erwähnt. Noch sonderbarer ist es, daß Berthoumeyron, der 1895 als erster die Bilder von La Mouthe gefunden hatte, später 2 Jahre lang die von Combarelles nicht sah. So ist es nicht unbegreiflich, daß man zunächst annahm, diese Bildwerke könnten erst nach Aufschluß der Höhlen von Unbefugten angefertigt sein, zumal Impressionismus, selbst Pointillismus, also allermodernste Kunstregungen, an ihnen zu beobachten waren. Auch konnte man sich nicht erklären, wieso an schwer zugänglichen, dunklen Stellen primitive Menschen der Urzeit ohne Licht solche Schöpfungen ausgeführt hätten. Der internationale Kongreß für Anthropologie und prähistorische Archäologie in Lissabon 1880 lehnte daher Altamira ab und der vorgeschlagene Ausflug dorthin unterblieb. Eine Zeitschrift, die den Eisenbahningenieur Ed. Harlé beauftragte, Sautuolas Entdeckungen in Altamira zu überprüfen, druckte ein Jahr später (1881) Harlés Bericht ab, in dem er erklärte, die Bilder müßten zwischen dem 1. und 2. Besuche Sautuolas angefertigt worden sein.

Diese Vorgänge sind denkwürdig, weil sie die Geschichte der Wissenschaften um ein neues großes Beispiel bereichern, wie schwer Erkenntnisse, denen gehegte Meinungen entgegenstehen, sich durchsetzen, selbst wenn eine Fülle von Tatsachen für sie spricht. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß diese Tatsachen zu einem großen Teile noch gar nicht erforscht waren und daß sie einander daher auch noch nicht hinreichend stützen konnten. Man begeht in solchen Fällen zu leicht den Fehler, das Ringen um die neue Wahrheit von dieser Wahrheit selbst aus zu beurteilen, und über die Vertreter der älteren Auffassungen abzuurteilen, obgleich das System von Tatsachen, das sich hernach ergibt, vorher eben noch keineswegs vorhanden war. Und auch eine andere Betrachtung liegt nahe: alle Phantasten stützen sich beim Verfechten ihrer Phantasien mit Vorliebe auf solche Fälle des Verkanntwerdens neuer Wahrheiten, und auch die Vorgeschichte von heute ist reich an solchen Weltverbesserern, die der Wissenschaft ihre Einfälle aufzwingen möchten. Aber Spekulationen sind von Tatsachen leicht zu unterscheiden und schließlich liegt doch nur bei diesen, bei den Funden selbst, die Entscheidung. Den Sinn dafür kann der Gang der Entdeckung der altsteinzeitlichen Kunst recht wesentlich fördern.

Der Wandel vollzog sich erst spät und ging von den Funden in La Mouthe (Dordogne) aus. Hier verdeckte altsteinzeitlicher Schutt den Zugang zu einer weiteren Höhle, die bisher völlig unbetreten war, und die Bilder waren nun in diesem neuen, finsteren Teile, erst 90 Meter vom Eingange entfernt. Doch im Laufe der Grabungen fand man auch eine schöngeformte Lampe mit der Gravierung eines Steinbockes: die Lichtquelle für die Künstler der Urzeit. Nun werden langsam die überkommenen Zweifel zurückgenommen, die Forschung beginnt, Schichten der Kulturen zu unterscheiden (Aurignacien, Solutréen, Magdalénien) und die Funde, ja schließlich auch die Entwicklung der Kunst auf diese Zeitfolge zu beziehen. Breuil gründet 1910 mit Hilfe des Fürsten von Monaco das Institut de Paléontologie humaine in Paris und 1911 wird Hugo Obermaier dort angestellt, der jetzt in Madrid wirkt. Cartailhac, dem einst ein Freund geschrieben hatte: „Hüten Sie sich! Man will den französischen Prähistorikern einen Streich spielen! Hüten Sie sich vor den Fallen der spanischen Kleriker!", schließt sich endlich den neuen Erkenntnissen an, auch Harlé widerruft.

Und neue Funde führen auch auf die Glaubenswelt, die hinter dieser Kunst steht. Die drei Söhne des Grafen Béguen wollten die Höhlen ihres Landguts untersuchen und fuhren 1912 in einem Kahne den reißenden, unterirdischen Flußlauf der Volp hinauf, um staunend die Höhle Tuc d'Audoubert zu betreten. Durch einen 12½ m hohen Kamin und viele Hindernisse, abschließende Stalagmiten usw. drangen sie zu einem Gang vor, wo sich noch im Lehme die Fußspuren der vorgeschichtlichen Menschen fanden; aber nur die Hacken der Füße waren abgedrückt, die Spuren werden nur verständlich, wenn man aus ihnen auf Hüpfen in gebückter Stellung, auf kultischen Tanz schließt. Fünf Fußspuren gingen

von derselben Stelle aus und am Ende einer jeden fanden sich mehrere Phallen. Am Ende des Raumes endlich waren die großen Skulpturen zweier Bisons, einer Kuh und eines ihr folgenden Stieres. Die Tiere sind so gut gebildet, daß sie beim flackernden Lichte der Lampe zu laufen scheinen. Das Steinmesser, mit dem die Tiere geformt worden waren, stak noch in einer Spalte des Felsens, ein Kratzer des Magdalénien. Zwei Jahre hernach (1914) wollten die drei Brüder den „Geburtstag" von Tuc d'Audoubert feiern. Unterwegs rasteten sie, und ein Bauer erzählte ihnen von dem „blasenden Loch" hinter einem Busch, wo es auch im heißesten Sommer kühl sei. Sofort zogen sie dorthin, einer der Drei ließ sich an Stricken mit einer Lampe hinab — und die „Höhle der 3 Brüder" war entdeckt. Sie brachte unter anderen die Zeichnung eines bärtigen Mannes, der in geduckter Stellung, fast auf allen Vieren, tanzt und ein Hirschfell so vollständig umgeworfen hat, daß er geradezu als Hirsch erscheint, besonders durch das auf seinem Haupte aufragende Geweih. Hier ist der Tiertanz als Jagdzauber belegt; das Bild geht offenbar darauf zurück, daß sich diese Jäger in Hirschgestalt in die Herde der flüchtigen Hirsche einzuschleichen wußten. Ähnlich stellen die „Buschmannzeichnungen" dar, wie sich ein Jäger als Strauß in die Straußherde einschleicht.

Die Höhle von Montespan folgte 1923. Man wußte, daß dort ein Fluß im Felsen verschwindet und nach einiger Zeit wieder hervortritt. Die Einwohner erzählten von einer Höhle mit Gängen und Sälen. Ein Schüler des Grafen Béguen, Norbert Casteret, unternahm mit einem Freunde das Wagnis, den Ort zu erforschen. Sie banden sich elektrische Lampen vor die Stirne und schwammen in den Felsen hinein. Streckenweise mußten sie sogar unter Wasser schwimmen. Der erste Besuch förderte nichts Besonderes zutage, bei einem zweiten fand man aber die Skulptur eines Bären, 110 cm lang, 60 cm hoch, ohne Kopf, doch einen wirklichen Bärenschädel zwischen den Pfoten des Tieres. Am Halsstumpfe deutete ein tiefer Einschnitt darauf, daß hier ein Holz oder Knochen den Bärenkopf trug. Vielleicht umhängte man den Bären auch mit einem Fell. Sein Leib hat über 30 Löcher von Pfeilspitzen. Man hat also nach diesen Tierbildern geschossen. Das ist Jagdzauber. Man erlegt den Bären, vermutlich unter kultischen Tänzen, im Bilde, um ihn hernach ebenso in der Wirklichkeit zu erlegen. Zahlreiche Malereien zeigen von Pfeilspitzen getroffene Tiere oder das Tier in der Jagdfalle. Das ist wieder derselbe Gedanke. Was man darstellt, soll auch eintreffen; ins Bild legt man Zauberzwang.

Die Pfeilzeichnungen und die Fallen auf Tierkörpern, die Tanzspuren, die Einschußlöcher auf den Skulpturen, die Maskenbilder deuten alle in dieselbe Richtung. In den Felsritzungen Nordafrikas (Tiout, Saharagebiet) findet sich sogar der Zauber selbst dargestellt. Der Jäger schießt nach dem Wilde und hinter ihm, in der Ferne gedacht, steht die Frau mit betend erhobenen Händen. Beider Geschlechtsteile verbindet eine Linie, die darstellt, wie die Zauberkraft von der betenden Frau in den Schuß des Jägers übergehen soll. Wir erinnern uns auch der Phallen in Tuc d'Audoubert und des Stieres, der hinter der Kuh läuft, um sie zu bespringen. Die Fruchtbarkeit des Wildes verbürgt Jagdertrag, und diesen erwirkt man durch geschlechtliche Zauberhandlungen (Phallen, Nachahmung der Tiere bei der Begattung u. dgl.), wie sie auch bei heutigen Völkern niederer Kultur wiederholt beobachtet wurden.

Merkwürdig ist es, daß diese Handlungen in den schwer zugänglichen Höhlen stattfanden. Diese Höhlen waren ohne Zweifel Zauberstätten, Heiligtümer. Sie waren in der Zeit, zu der die Bildwerke in ihnen entstanden, unbewohnt, und wo Höhlen bewohnt wurden, benützte man dazu nur die Vorräume, nie die entlegenen, inneren und innersten Höhlen. In der Höhle von Font de Gaume (nahe bei Combarelles) verläuft ein ganzer Bilderfries von Bisons und Mammuten in Augenhöhe rings um eine Nische, die man geradezu „Sanctuaire" genannt hat. Ebenso spricht man in Niaux, nach Altamira wohl die schönste der bisher bekannten Höhlen, von einer „Kapelle". Nach langem Wandern unter der Erde steht der Besucher, 722 m vom Eingange entfernt, plötzlich in einem runden Saale, überwältigt von den Malereien, Bisons, Steinböcken, Wildpferden, die sich beim Flackern der Lampen schwarz oder rot vom hellen Gestein abheben. In der Höhle von Saint Eulalie entspringt eine Quelle, die heute noch als heilig gilt und aufs höchste verehrt wird.

Auch an den Felsbildern Spaniens und Nordafrikas, die nicht in Höhlen, sondern im Freien, wenn auch oft an schwer zugänglichen Stellen, liegen, haften ähnliche Überlieferungen. Eine Gruppe solcher Bilder war vermutlich schon dem spanischen Dichter Lope de Vega bekannt, der 1598 eine Komödie schrieb, in der er auf sie anspielte. Vincente Paredes wies dann 1906 nach, daß die Felsen als verwunschen und daß die Malereien als Geisterbilder (figuras de demonios) galten, die man auf die Kämpfe der Goten und Araber bezog. Auch in der östlichen Sahara gelten die Felsbilder als Schrift der Geister und Frobenius wurde 1912 auf Felsbilder durch eine Sage der Eingeborenen aufmerksam.

Darnach hätten dort an einer jetzt versiegten Quelle viele Tiere getrunken. Eine Kuh hütete den Ort und bekam von den Besuchern der heiligen Stätte Geschenke (Opfer). Da tötete ein Fremder die Kuh, die Quelle versiegte, die Tiere verschwanden. Leute, die herzukamen, erschlugen den Eindringling und formten Tiere, um die entschwundenen wieder herbeizuzaubern. Es half nichts, die künstlichen Tiere sind noch an den Felsen von Galt al Ajuz zu sehen, aber die Quelle fließt nicht mehr. Nimmt man hinzu, daß die nordafrikanischen Felsbilder häufig den Menschen darstellen, der die Hände anbetend vor einem Rinde oder einem Widder (mit der Scheibe zwischen den Hörnern, wie später in Ägypten!) erhebt, dann ist diese Sage in der Tat recht durchsichtig. Die Sahara war zu der Zeit jener Jäger, von denen die nordafrikanischen Felsbilder stammen, noch wasserreich und tierreich. Und noch heute opfern die Eingeborenen wie damals Widder an den Felsbildern. Doch handelt es sich bei diesen Bildern schon um spätere Zeiten, wie das Auftreten gezähmter Tiere zeigt.

Die altsteinzeitliche Kunst erweist sich demnach, besonders in ihren höheren Schöpfungen, als tief in religiösen Vorstellungen verwurzelt, die allerdings im Gebiete der franko-kantabrischen Höhlenkunst die eigenartigste Ausprägung erfahren haben. Man sucht geheimnisvolle, nur unter Gefahren zugängliche, finstere Räume, in denen man das Geschehen zauberhaft herbeizuführen trachtet, von dem das Leben der Horde abhängt: die Fruchtbarkeit des Wildes, den Ertrag der Jagd. Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß das Gedanken sind, die uns vielleicht kein geringerer als Platon nahebringen kann, der in einem berühmten Gleichnisse den Menschen mit dem Gefesselten in der finsteren Höhle vergleicht, der dem Eingange abgekehrt nur nach der ihm gegenüberliegenden Wand zu blicken vermag. Draußen aber werden die Urbilder der Dinge, vom göttlichen Urlichte bestrahlt, vorbeigetragen und werfen auf die Wände der Höhle ihre Schatten. Ersetzen wir dieses Himmelslicht durch die flackernden Lampen der vorgeschichtlichen Jägervölker, dann können wir in Stier und Färse oder in jenem Bären geradezu solche „Ideen“ oder Vorbilder oder Urbilder sehen, in denen sich in einer entrückten Welt das zuträgt, was hernach draußen in der wirklichen Welt geschieht. Natürlich dürfen wir nicht die ahnungsvolle Weisheit des griechischen Denkers in jene Urzeiten hineintragen; eher wird diese Weisheit als verklärte Form des alten Zaubergedankens zu fassen sein, obgleich es an vermittelnden Zwischengliedern fehlt. Aber Platon braucht ja auch nicht geradezu Altsteinzeitliches fortzusetzen, und doch kann die eine Anschauung von der anderen Licht empfangen. Im selben Sinne möchte ich auch an den stiertötenden Gott Mithras erinnern, der bei Lampenlicht in einer Höhle verehrt wurde, in der man die ganze Welt vorgebildet sah. Der Jäger, der Stier, die Höhle, die Lampen — das ist altsteinzeitlicher Vorstellungsbestand; das Kosmologische mag jüngerer Zusatz sein, ebenso die Verehrung des Rindes als Pflugtier, die Beziehung zu Ackerbau und Pflanzennahrung. Der Mithrasdienst ging von dem höhlenreichen Phrygien aus.

So wichtig nun auch die Zeugung neuen Lebens beim Wilde und beim Menschen, Phallusdienst und Jagdzauber, Darstellung des Tieres und des Menschen als Geschlechtswesen, für den Glauben dieser Jägervölker war, so wenig scheint noch der Gegenpol zu diesen Vorstellungen, der Totenkult, entfaltet gewesen zu sein. Kühn hat auch diese Seite der Frage einer Behandlung unterzogen, die aber jetzt durch die Arbeit von Trauwitz-Hellwig zu ergänzen wäre. Aber beide haben nicht beachtet, daß die gefesselte Leiche auch auf Zauberglauben deuten könnte und nicht einwandfrei beweist, daß man fürchtete, der Leichnam selbst könne wieder lebendig werden. Vielmehr können die Fesseln bloßer Analogiezauber sein wie das Schießen der Pfeile nach dem Bilde des Wildes. Man fesselt die Leiche, damit auch die „Seele“ des Toten nicht als Wiedergänger schaden kann. Der Brauch schließt also an sich nicht aus, daß etwas wie Seelenglaube schon bestand. Erst in Ägypten wird dann der Wunsch, dem Toten das Leben mitzugeben, zum Antriebe für die Kunst. Und erst in den Felsritzungen des Nordens tritt umgekehrt, wie ich kürzlich gezeigt habe, der Totenkult in den Dienst des Zaubergedankens.

Bei der großen Rolle, die das Zauberwesen im Leben der Schöpfer der altsteinzeitlichen Kunst gespielt haben muß, liegt es ja nun vielleicht nahe, diese Kunst überhaupt aus dem Zauberwesen abzuleiten. Kühn macht jedoch mit Recht darauf aufmerksam, daß das zu weit ginge. Vor dem eigentlichen Zaubern liegen gewisse, einfache nutzbringende Handlungen, die erst allmählich ins Zauberhafte übergehen. Dahin gehören die Verkleidungen zu Jagdzwecken, die dann zu Tiertänzen führen. Eine andere nicht zauberhafte Wurzel der Kunst tritt im einfachen Zierwerke, im geometrischen Ornament hervor. Hier entscheidet im Anfang auch nicht das technische Erfordernis, sondern der reine Ziergedanke. Und auch beim Auszieren der Gegenstände wirkt Zauberhaftes kaum herein. Freilich möchte ich

meinen, daß Kühn hier gelegentlich zu weit geht im Ausschließen dieses Grundzuges der altsteinzeitlichen Kunst. Der Steinbock auf der schon erwähnten Lampe von La Mouthe könnte z. B. doch recht gut etwas ähnliches meinen wie die Kultwidder der Nordafrikaner mit der leuchtenden Scheibe zwischen den Hörnern. Der Steinbock auf dem Boden der Lampe trägt ebenfalls das Licht, und das Hörnertier als Lichtträger lebt noch spät im Hirsche des heiligen Hubertus als rechter echter Jägergedanke fort.

Im ganzen scheint mir Kühns Abschnitt über das Denken des Menschen der Eiszeit gegen seinen Abschluß hin zu spekulativ. Sätze wie: „Es ist gewiß falsch, wenn man in der Magie eine unentwickelte Denkform sieht, der eine geringere Denkfähigkeit zugrunde liegt“ (S. 479), oder: „Die magische Weltanschauung .... ist in anderer Weise wahr als die logisch-philosophische ...“ (S. 480), sind doch Übertreibungen des sich Einfühlens in den Gegenstand. Denn das Zauberwesen ist trotz allem nicht Erkenntnis, auch nicht Wahrheit, sondern durch und durch Wahn, Beziehungswahn, getrieben von der Not, dem Hunger, und betätigt mit einem erschrecklichen Mindestmaß von Denkfähigkeit und besonders von Fähigkeit zu ursächlichem Denken. Nicht vom Gedanken sondern vom Willen her stellt man die im strengsten Sinne des Wortes willkürlichen Beziehungen her. Diesen Willenseinschlag hat Kühn aber nicht herausgestellt. Man könnte das Zaubern vielleicht am einfachsten als die Hoffnung auf „Wirkung ohne Ursache“ bezeichnen, wie Richard Wagner den Begriff „Effekt“ scherzend umschrieb. Daher kommt auch in der vom Zauberwesen so stark bestimmten Kunst nur das zur Darstellung, was den Hunger stillen kann, auch den Geschlechtshunger. Nicht weil der Hintergrund noch nicht entdeckt ist, fehlt die Landschaft, ja selbst der einzelne Baum, in dieser Kunst, sondern eher weil man das nicht ißt.

Die Stärke des Buches liegt übrigens nicht in den nur nebenbei einfließenden ästhetisch-philosophischen Erwägungen, sondern im Erschließen der altsteinzeitlichen Kunst. Die ältere Altsteinzeit des Neandertalers hat noch keine Kunst, diese meldet sich erst mit dem Aurignacien und entfaltet sich zu ihren schönsten Wirkungen im mittleren Magdalénien, um am Schlusse des Magdalénien in den schematischen Figuren zu verrinnen, die im Azilien herrschen. Die Zeitenfolge ist im ganzen gut gesichert, vor allem durch die Schuttschichten, die zugehörige Kleinfunde brachten und die Höhlenmalereien z. T. verdeckten, sodann durch Übersinterungen, endlich dadurch, daß Bilder jüngeren Stiles über solche des älteren gemalt sind. Da zeigt sich, daß es hier nicht so ist, wie man anfänglich von der Kunsttheorie her dachte, nämlich, daß sich aus der Plastik das Relief und daraus die Zeichnung ergeben hatte, sondern Plastik und Zeichnung treten zugleich schon im Aurignacien auf. Hier in der frankokantabrischen Kunst nun sucht Kühn die Entstehung der Kunst, und zwar, da es sich um die Eiszeit handelt, der Kunst überhaupt, und nur, sofern auch schon nordafrikanischer Ursprung aller drei Gruppen dieser Kunstschöpfungen in Betracht kommen könnte, allenfalls bloß einen der Ursprünge der Kunst. In der Höhle von La Pileta glaubt er ihn unmittelbar vor Augen zu haben: Linien, wohl mit drei Fingern gezogen, schlängeln sich herab; sie erhalten unten einen Abschluß, eine Art Kopf: die Schlange ist fertig. An anderer Stelle wird aus zufälligen Linien durch ein paar als Füße angesetzte Striche ein Tier. Das „Einfühlen“ hat die erste Kunst hier aus der Linie geschaffen, wie man in anderen Fällen die Formen in Felsvorsprünge oder Unebenheiten hineinsah. Völlig überzeugend wirken diese Beobachtungen aber nicht. Muß die Geburt der Kunst sich ausschließlich an den Wänden der Höhlen abgespielt haben? Man hatte Nadeln: wo bleibt die Regelmäßigkeit der Naht? Wo der Körperschmuck, das Anfertigen der Masken? Man schlich sich als Tier unter Tiere, mußte sich der Jagdbeute angleichen. Ist das nicht die eigentliche Erziehung zum „Einfühlen“ bei einem Jägervolke? Und ist Kunst bloß Zeichenkunst, nicht auch Spiel der Gebärde, Tanz, Maske und vieles andere? Vielleicht ist der Begriff Kunst da also doch etwas zu eng gefaßt. Aber Kühns Problemstellung bleibt: die Kunst nicht als allgemein-menschliche, sondern als rassengebundene Erscheinung, nicht — in Bastians Sinne — als Elementargedanke, sondern als Völkergedanke, d. h. als eine Schöpfung, die eigenartig und einmalig, nur ein bestimmtes Volk vollzog.

Die Rasse, die zur altsteinzeitlichen Kunst gehört, ist der Cro-Magnon-Mensch. Woher kam er? Kühn legt dar, daß bloß im Westen sich das frühe (untere) Aurignacien findet, das seine Vorstufen im nordafrikanischen Capsien habe; im Osten, von wo schon verschiedene Forscher die Cro-Magnon-Rasse herleiten wollten, fehle ein frühes Aurignacien. Die afrikanische Kunst ist ihm eine Kunst des Capsien, eines Ur-Capsien gleichsam, das in Afrika verblieben ist, während das Aurignacien als seine erste Emanation nach Norden vorgestoßen ist, wo es seine eigne Entfaltung fand. Das führt ihn darauf, Afrika als Ursprungsgebiet dieser Menschen und ihrer Kunst zu vermuten, und vielleicht z. T. unter dem Einflusse dieses Ausblicks ist er wohl auch geneigt, die nordafrikanischen Felsbilder den übrigen

zeitlich möglichst nahe zu rücken, sie als altsteinzeitliche zu erklären. Insbesondere die Naturforscher haben mittlerweile jedoch dagegen Einspruch erhoben, und so mag die Frage noch als unentschieden gelten. Der Anschluß, den die nordafrikanische Kunst der Sahara an die vorgeschichtliche Kunst Ägyptens findet, die zur geschichtlichen überleitet, spricht nicht für Kühn, und die Entstehung der ältesten Kunst und Kultur des Orients, der sumerischen, die Kühn bei seinen Erwägungen über die Geburt der Kunst nicht berührt, weil sie gegenüber seinem Stoffe spät und schon historisch ist, bleibt offen. Dabei ergibt sich aber jetzt, wo der Beziehungswahn, der dem Glauben und der Kunst der Cro-Magnon-Menschen zugrunde liegt, ihr Zauberwesen, aus den Funden zu uns spricht, die weiterreichende Frage, ob die innerlich all dem so verwandten Arten des Beziehungswahnes und Zauberwesens bei den alten Sumerern, und ihr reichentwickeltes Vorzeichenwesen nicht ebenfalls Völkergedanke sind (nicht Elementargedanke), und ob nicht viel weiter ausholende Kulturbeziehungen die jüngere Altsteinzeit mit dem vorgeschichtlichen Osten und Orient verbinden.

Es wird wohl noch lange währen, ehe die Kulturzusammenhänge, die hinter der altsteinzeitlichen Kunst stehen, für uns deutlicher hervortreten. Um so wichtiger sind unterdessen die Fortschritte in der Abgrenzung ihrer Stile und in der Klärung des Verlaufes jedes einzelnen von ihnen. Der frankokantabrische Stil entfaltet sich nach Kühn in drei großen Abschnitten. Im ersten, der das Aurignacien umfaßt, herrscht der Umriß in der Skulptur. Im Anfange ist er noch ungeschickt, gewinnt aber alsbald Herrschaft über die Form. Es erscheint schon Bewegung, aber sie ruht im Gleichgewichte, das Bild hält sich in der Fläche. Die Farbe wird noch nicht voll wirksam. Im zweiten Abschnitte wendet sich das künstlerische Gestalten dem Innern des Bildes zu, ein Zusammen der Linien, ein Gegeneinander der Formen ergibt das Leibhaftig-Greifbare. Die Farben überziehen das Bild, setzen Lichter auf, zerstören den Umriß und schaffen das Plastische. So kann man diese Stufe als die malerische bezeichnen. Seine Höhe erreicht dieser Stil im mittleren Magdalénien. Im dritten Abschnitte, gegen das Ende des Magdalénien zu, wird der Umriß wieder fester, Abschattung und Mehrfarbigkeit treten zurück, die Form erstarrt und wird im Azilien zum Schema oder Symbol. Kühn sieht in diesem Vorgange ein allgemeines kunstgeschichtliches Gesetz, einen Verlauf, der sich auch später noch immer von neuem wiederhole und der in dem Verhältnisse des Menschen zur Welt vorgezeichnet sei. Aber er gibt zu, daß dieses Gesetz auch seine Grenzen habe, daß es nur für die Epochen des Sensorischen voll gelte — eine Einschränkung, die dem „Gesetze“ wieder die Spitze abbricht, da man kaum wird behaupten können, daß in den späteren Zeiten das Sensorische je wieder so unbedingt zutage tritt wie in der mittleren altsteinzeitlichen frankokantabrischen Kunst. Kunstgesetze oder Gesetze des geschichtlichen Geschehens haben eben immer ihr Mißliches, und die kulturgeschichtliche Wirklichkeit ist immer ein Sonderwesen und als solches recht eigentlich unvergleichbar und einzig.

Schwerer als die frankokantabrische war es, die ostspanische Kunst, die ebenfalls viele Hunderte Malereien umfaßt, im ganzen und in ihren Schichten zeitlich festzulegen, denn hier fehlten zugehörige Kulturschichten und die bekleideten Frauen von Alpera und Cogul gleichen kretisch-mykenischen. Aber die ägäische Kultur ist Bronzezeit, deren Kunst in Spanien durch Bodenfunde, die Zeichnungen an den Wänden zugehören, reich vertreten, gut bekannt und eine völlig andere ist. Sie ist ganz stilisiert, und in der Tat sind solche stilisierte, in dieser Art bis zum Beginne der Jungsteinzeit zurückreichende Bilder öfter über die anderen, alten gemalt. Obermeier hat den Anschluß dieser Zeichen an Mas d'Azil nachgewiesen. Im großen und ganzen ist also die ostspanische Kunst der nördlichen frankokantabrischen gleichzeitig. Auch die Tiere der ostspanischen Kunst, Steinbock, Elch, Hemion, stimmen zu diesem Zeitansatze. Kühn betrachtet sie als eine Kunst des Capsien, das zuerst dem Aurignacien noch nahestehe, zur Zeit des mittleren Aurignacien aber sich ihm entfremde, um zur Zeit des Solutréen und Magdalénien schon seine eigenen Wege zu gehen. Diesem Unterschiede entspricht ein solcher der Rassen, und weiterhin der Unterschied im künstlerischen Gestalten. Die nördliche Gruppe sucht die Farbe, die südliche die Bewegung, das Angespannte, Blutvolle, Sprunghafte. Sie ist fesselloser, großzügiger. Und sie erkämpft sich unter Verzicht auf das Plastische einen neuen Wert: die Komposition. Auf dem Ganzen der Figur ruht der Blick, auf einem Beziehungszusammenhange, der Kräfte ausdrückt, so in der einzelnen menschlichen oder tierischen Gestalt, wie in Gruppen jagender oder kämpfender Männer, tanzender Frauen.

Die Darstellung der Gruppe, die Einheit handelnder Glieder ist ganz selten in der frankokantabrischen Kunst, in der ostspanischen wird sie Hauptziel. Anders in der nordafrikanischen Kunst. Diese kennt Gruppen, aber sie erreicht keine straffe Fügung. Das Elefantenweibchen schützt sein Junges gegen den Tiger, der Löwe hält die Antilope in den

Tatzen, ein Büffel läuft schwerfällig dem andern nach (wie anders in Tuc d'Audoubert!), zwei Büffel verschränken ihre mächtigen Hörner zum Kampfe, ein Mann erhebt anbetend die Hände vor einem Widder. Es sind oft reizvolle, aber mehr erzählende Gruppen. Kühn sieht in dem Fehlen des eigentlich Kompositorischen das Altertümliche dieses Stiles. Aber zwingend ist diese Auffassung nicht. An Stelle des Jagdzaubers finden wir schon den Kult, neben den wilden Jagdtieren auch schon gezähmte; der gestraffte Wille ist einer gewissen Beschaulichkeit gewichen. Nach ersten Ursprüngen sieht das nicht aus.

Das Bild der altsteinzeitlichen Kunst, das Kühn entworfen hat, wird sich ohne Zweifel im Laufe der Zeit, den neuen Funden und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend, in Einzelheiten noch ändern. Aber daß es jetzt in großen, faßlichen Umrissen vor uns steht, das ist doch ein bedeutendes Verdienst. Es sind Grundfragen der Kulturgeschichte, um die es hier geht, und ihre Behandlung ist des größten Anteiles aller Gebildeten sicher. Ist doch das Zauberwesen, das in dieser Kunst gestaltend gewirkt hat, auch heute noch Grundanschauung breiter Schichten der europäischen und keineswegs nur der europäischen Völker, und einer der Hauptgegenstände volkstümlicher und religionsgeschichtlicher Untersuchungen. Man kann bedauern, daß primitive Regungen, vermutlich vom weiterwirkenden Blute jener urzeitlichen Völker getragen, noch immer so stark in unserer Bevölkerung nachwirken, aber sie und ihre Höchstleistungen zur Zeit, da sie sich ungehemmt entfalten konnten, kennen zu lernen, ist doch überaus wichtig. Die Geschichte der altsteinzeitlichen Kunst eröffnet, in diesem Sinne betrachtet, unerwartete kulturpolitische Ausblicke und ist daher eine der ersten und wichtigsten Grundlagen der europäischen Kulturgeschichte überhaupt.

Wolfgang Schultz, Görlitz.

Germanen und Kelten.

Über eine so wohlwollende und eingehende Besprechung wie die, welche meine „Germanen und Kelten" im 2. Hefte dieser Zeitschrift (oben S. 118 f.) gefunden haben, darf ein Verfasser um so eher seine Freude ausdrücken, wenn er in solcher Beziehung nicht verwöhnt ist und wenn sein Buch herkömmlichen Vorurteilen zu Leibe geht. Das Beharrungsvermögen der Wissenschaften und der öffentlichen Meinung ist groß, zumal wo es sich um Fragen handelt, die nicht jedem aufgeweckten Kopfe ohne weiteres zugänglich sind, weil zu ihrer Beantwortung Kenntnisse gehören, z. B. Sprachen- und Quellenkenntnisse. Wer nämlich die betreffenden Materien beherrscht, ist gewöhnlich so stolz auf diesen seltenen Vorzug, daß er sich oder seinem Lehrer höchst ungern Irrtümer in ihrer Beurteilung nachweisen läßt. Die Menge der Nichtsachkundigen aber ist natürlich auf das angewiesen, was die Sachleute sagen, und sind diese uneinig, so zuckt sie entweder die Achseln oder bleibt bei dem, was in der Schule oder auf der Hochschule dem Einzelnen gelehrt wurde. Daher haben neue Einsichten es fast ebenso schwer durchzudringen wie unbegründete neue Behauptungen, unter Umständen sogar schwerer, weil das Fehlen von Gründen geeignet ist, eine These dem unkritischen Leser faßlicher zu machen, weil der bessere Logiker bekanntlich nicht immer der bessere Darsteller oder gar der wirkungsvollere Stilist ist, und endlich weil neue Gesichtspunkte in einer wissenschaftlichen — namentlich historischen — Frage manchmal nur die Anwendung von Vulgatmeinungen darstellen, so daß das Publikum bereits entgegenkommt. Letzteres war z. B. der Fall bei Burckhardts „Kultur der Renaissance": der große Erfolg dieses schönen und bedeutenden Buches wäre unmöglich gewesen, hätte es nicht an die aufklärerische Geringschätzung des „finsteren" und „asketischen" Mittelalters und an die Italienschwärmerei appellieren können, Stimmungen, in denen es so stark wurzelte, daß heute die Einseitigkeit offenbar ist[1]).

War schon das Mittelalter finster und wild, wie viel finsterer und wilder muß die heidnische Vorzeit gewesen sein. Und waren die Welschen den getauften Germanen schlechthin überlegen, so erst recht den ungetauften. Wer möchte leugnen, daß diese Trugschlüsse a potiori, unformuliert zwar, aber unbestritten die meisten Gehirne in Deutschland und anderswo beherrschen?

Wer gegen diese Herrschaft zu Felde zieht, hat wenig Aussicht auf Sieg. Um so höher wird er es schätzen, wenn er Bundesgenossen findet. Nicht nur wer Zuzug leistet mit neuem Geschütz, sondern auch wer zustimmt und empfiehlt, ist Bundesgenosse.

[1]) Vgl. neuestens Johann Nordström in: Världshistoria, utgifven af S. Tunberg och S. E. Bring, Bd. VI, Stockholm 1929, S. 330 ff.

Es kommt darauf an, die Quellen vollständig zusammenzubringen und vorurteilslos zu würdigen, wobei nicht nur das Wahre vom Falschen zu scheiden, sondern auch das Wahrscheinliche gegen das Unwahrscheinliche richtig abzuwägen ist. Friedrich Lüers findet, es sei infolge der Spärlichkeit der ältesten Belege da und dort eine gewagt scheinende Behauptung von mir aufgestellt, und er ist geneigt, den wissenschaftlichen Hauptwert meiner Schrift in der Zusammenschau zu erblicken bei „stellenweise neuen Ergebnissen". Er will also nicht alle meine Einzelthesen anerkennen. Während er meine Chronologie der Germanenerwähnungen, wonach diese gleich hoch hinaufreichen wie die Keltenerwähnungen, mit Beifall zitiert, schweigt er von der Raumverteilung und dem Kulturvergleich zwischen beiden Völkern, in welchen Punkten ich ebenfalls eine den Germanen günstigere Auffassung, als herkömmlich ist, vertrete. Das sieht so aus, als schiene ihm diese Auffassung, im Gegensatz zu derjenigen der Chronologie, „gewagt". Denn in andern Zusammenhängen als diesen drei spielen die ältesten Belege bei mir keine Rolle. Dem gegenüber kann ich nicht verhehlen, daß ich es eher verstehen würde, wenn ein Kritiker die Chronologie bestritte, als das übrige. Denn die Chronologie fußt auf ganz wenigen, weit zerstreuten Zeugnissen, während für Germanentum und Herkunft der Belgen und keltisch-germanische Kulturkunde reichere Quellen fließen. Es läßt sich eher hören, wenn man die oretanischen Germanen, die um 800 v. Chr. in Südspanien auftreten, für Kelten erklärt und den Germanennamen auf der Inschrift über die Schlacht bei Clastidium für eine späte Fälschung, als wenn Zeuß auf einen zweideutigen Sprachbefund hin die übereinstimmende Aussage von vier guten alten Gewährsmännern Lügen straft oder man die Verbrennungen von Menschenmassen bei den Galliern ignoriert und das taciteische Germanenbild in summa für gefälscht hält, ohne sich um die Bestätigungen zu kümmern. Allerdings dürfte der gefühlsmäßigen Keltomanie das Alter der ältesten Germanenbezeugung gleichgültiger sein als das reine Keltentum der tapferen Belgen und namentlich als die geistig-sittliche Überlegenheit der Kelten über die Germanen; jenes ist für sie schwerlich in dem Grade eine Ehrensache wie diese. Sollte also auf meinen freundlichen Kritiker eine unterbewußte Strömung keltomaner Herkunft immerhin eingewirkt haben? Jedenfalls handelt es sich hier doch wohl um Aufgaben der reinen historischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren Lösung zwar keine mathematische Sicherheit beanspruchen, aber auch keinem Zweifel unterliegen kann. Irren können wir alle, aber das Unwahrscheinliche dem Wahrscheinlichen, das Gesuchte dem Einleuchtenden, das Schwierige und Verwickelte dem Leichten und Einfachen vorziehen — das werden wir nicht wollen!

Noch ein Wort sei mir gestattet zum Thema „Substratlehre", zu der Frage, ob das Laut- und Formensystem des Germanischen zu der Annahme zwingt, daß einmal in Germanien eine andere, nicht-indogermanische Sprache — ein „Substrat" — herrschte, deren Sprechern durch Einwanderer aus dem Süden oder Südosten ein Sprachwechsel aufgezwungen wurde. Was mein Rezensent darüber sagt, macht mir den Eindruck, daß er das Gewicht auf anderes legen möchte als auf die Entscheidung „Substrat oder nicht?", nämlich auf Einbeziehung der Sachen und des schöpferischen Individuums in die Sprachbetrachtung. Das ist begreiflich, und selbst ein Liebäugeln mit den Substrathypothesen wäre es, da Volkskundler oft der Sprachgeographie nahestehen und deren Vertreter Substratiker zu sein pflegen. Überhaupt ist das Arbeiten mit linguistischen Substraten heutzutage derart gang und gäbe, daß Fernerstehende den Eindruck haben können, es handle sich um das endlich entdeckte Universalheilmittel der Sprachwissenschaft. Dem ist aber durchaus nicht so. Ich glaube in meinem Buche S. 46 ff. gezeigt zu haben, daß Hypothesen über einstige Substrate und ihre Wirkung keinerlei Erklärungswert besitzen, also überflüssig sind und den Fortschritt der Forschung nur aufhalten. Wo ein Substrat geschichtlich bezeugt ist (wie im Falle der romanischen Sprachen) oder aus andern nicht linguistischen Gründen angenommen werden muß (wie in Griechenland oder in Süddeutschland), da kann es hypothetisch zur sprachgeschichtlichen Erklärung herbeigezogen werden. Doch ist damit wenig gewonnen. Selbst wenn die Substratsprache selber bekannt ist, hat sich ihr Einfluß selten konkret nachweisen lassen, ja, A. Meillet in Paris, der Hauptanwalt der substratischen Betrachtungsweise, gibt zu, daß dies kaum möglich sei[1]). Damit widerspricht er sich selber, speziell seiner Behauptung, das Germanische zeuge durch seine Wurzelbetonung und durch andere Eigenschaften von der Anderssprachigkeit der nordeuropäischen Urbevölkerung, die einst ein indogermanisches Herrscheridiom annahm. Denn zeigt sich in über-

[1]) Meillet, Aperçu d'une histoire de la langue grecque, 2. Aufl., Paris 1920, S. 39; angeführt nach A. Nordling, De första Germanerna, Finskt Museum, Uppsala 1929 (eine ausgezeichnete, lesenswerte Arbeit).

prüfbaren Fällen „kaum“ eine Nachwirkung unterlegener Sprachen auf ihre siegreichen Nachfolgerinnen, wie kann man meinen, in andern Fällen müsse sie sich zeigen, oder ohne diese Annahme sei das Gegebene unerklärbar? Erklären heißt doch: Unbekanntes durch Bekanntes erläutern. Meillet aber will die unbekannten Ursachen der Akzentfixierung, der Lautverschiebung und anderer germanischer Phänomene durch eine zweite Unbekannte X erläutern, übersehend, daß die Ursachen unzähliger anderer Sprachveränderungen, die schlechterdings nicht als Substratwirkungen gedacht werden können, da sie im vollen Licht der Geschichte vor sich gehen, ebenso unbekannt sind, und daß die Gesetzmäßigkeit solcher Veränderungen bereits ein Stück Erklärung darstellt. Die Sache scheint sehr einfach, und es ist erstaunlich genug, daß ein so scharfsinniger und verdienter Forscher wie A. Meillet sich über einen so einfachen Sachverhalt hat täuschen können.

Da seine Darstellung des Germanischen unter dem Gesichtspunkt der Sprachübertragung in seinem Buche Caractères généraux des langues germaniques außerdem an befremdlichen Irrtümern leidet (das Verbum und der Ablaut werden irreführend dargestellt, von den Komposita geradezu ein Zerrbild entworfen, damit die Substratthese mehr einleuchte), so glaubte ich eine Berichtigung um so weniger unterlassen zu sollen, als der Fall mir in mehrfacher Hinsicht typisch und lehrreich zu sein schien[3]). Ich mußte mich nach den Gründen der falschen Angaben fragen, die ein anerkannter Gelehrter sich leistete, und verfiel, da das Buch während des Krieges erschienen ist, auf die Kriegspsychose, die ja schlimmere Opfer des Verstandes gefordert hat, namentlich in Frankreich. Mir war sehr wohl bekannt, daß Meillet nicht zu den chauvinistischen Schreiern gehörte. Nach dem Kriege war ich Zeuge seiner versöhnlichen Haltung uns Deutschen gegenüber. Aber bei derselben Gelegenheit — auf dem Internationalen Linguistenkongreß im Haag 1928 — hatte ich mit anderen starke Eindrücke von seiner Wandelbarkeit und seiner geschmeidigen Anpassung an gewandelte Verhältnisse. So nahm ich an, er, der vielleicht Internationalist war, habe sich während des Krieges an die Mentalität seiner Umgebung angepaßt und halb oder ganz unbewußt seine grammatische Darstellung so gestaltet, daß sie ein Stück feinerer Kriegsliteratur wurde. In dieser Annahme lag eine Entschuldigung der Meilletschen Entgleisungen, und in entsprechendem Tone und unter Vorbehalt wurde sie ausgesprochen, nämlich mit dem Hinzufügen, daß er selber seine Irrtümer erklären möge.

Eine solche Erklärung ist jetzt erfolgt (Bulletins de la Société de Linguistique de Paris 1930, S. 156 ff.). Sie besteht allerdings nur darin, daß M. seine Kriegspsychose in Abrede stellt und sich die ihm zugebilligte Entschuldigung verbittet. Er habe schon lange vor dem Kriege der Substrattheorie angehangen und sein Studium des Germanischen vor 1914 begonnen, weil ihm das Germanische ein ähnlich gutes Beispiel für die Theorie zu liefern schien wie das 1903 von ihm behandelte Armenische (das eine Medienverschiebung hat wie das Germanische). Daß die Substratlehre bei Meillet älter ist als die akute Versuchung, sie gegen die boches mobil zu machen, war mir bekannt. Ich durfte von dieser Tatsache absehen, weil ich nicht behauptete, die Kriegsstimmung sei an dieser Theorie schuld, sondern nur, ihre Anwendung und Formulierung schienen Spuren jener Stimmung aufzuweisen. Wenn Meillet diesen Schein für irrig erklärt, so muß ich das gelten lassen. Sein Fehlbild des germanischen Formensystems aber steht nun unerklärt und doppelt seltsam da. Er behauptet zwar, in den Endungen von got. sunus, sunaus, sunivē liege kein Ablaut vor, es handle sich nur um Ablautspuren oder -reste (traces d'alternances). Aber solche willkürliche Umbenennung kann nichts daran ändern, daß der germanische Ablaut keine stärkeren Verfallspuren zeigt als etwa der griechische und durch nichts auf einen Sprachentausch hinweist[4]). Über die anderen Blößen seiner Darstellung schweigt Meillet, so auch über die peinlichste, bei den Komposita, die er — man staune! — dem Germanischen im Wesentlichen absprechen möchte, obgleich die germanischen Quellen seit ältester Zeit und bis heute von allerhand Komposita geradezu wimmeln und hierin hinter keiner der indogermanischen Schwesternsprachen zurückstehen. Er scheint zu meinen, das seien kleine Versehen, die man nicht schwer nehmen dürfe. Angemerkt und verbessert werden dürfen sie jedenfalls, zumal wenn so weitreichende Schlüsse auf sie gebaut wurden wie in diesem Falle und ihr Urheber einen so geachteten Namen hat, daß wenige auf derartige elementare Schnitzer bei ihm gefaßt sein werden. Haben doch die Caractères généraux des langues germaniques, die außer solchen Irrtümern kaum Neues enthalten, aber eine angenehme Schreibart aufweisen, schon drei Auflagen erlebt und sind durch Alf Sommerfelt ins Norwegische übersetzt worden. Hoffen wir, daß die vierte Auflage gründlicher durchgesehen

[3]) Germanen und Kelten S. 130 ff.

[4]) Vgl. Nordling a. a. O. S. 67.

wird als die bisherigen. Daß sie die These vom substratischen Beispielswert des Germanischen fallen läßt, ist wohl kaum zu erwarten. Die Gegengründe scheinen ja auf den Verfasser keinen Eindruck zu machen, und die große Zahl der Sprachforscher, die sich der substratischen Methode skeptisch oder ablehnend gegenüberstellen [8]), sieht er vermutlich als die bedauernswerte Besatzung eines verlorenen Postens an. Wenn er recht behielte, so wäre das nach meiner Überzeugung ein Rückschritt.

Diesen grundsätzlichen Differenzen sei eine sprachliche Einzelheit angehängt, die F. Lüers zur Sprache bringt, nämlich die süddeutsche Artikulationsart des r. Die interessanten Befunde aus Oberbayern, die er mitteilt, zeigen sowohl Zäpfchen- wie Zungen-r. Sie bestätigen also meine Wendung von dem süddeutschen Zäpfchen-r. Denn diese war nicht so gemeint, daß in Süddeutschland dieses r durchweg herrsche. Meines Wissens aber ist es dort verbreiteter als nördlich des Mittelgebirges, in Dänemark, Skandinavien, Island und England.

Ich möchte nicht schließen, ohne noch einmal meinen Dank auszudrücken für das warme Verständnis, das Herr Dr. Lüers meiner Schrift entgegenbringt, und für die Empfehlung, die er ihm auf den Weg gibt. Die von mir behandelten Fragen sind nicht bloß solche, die man mit Wissen und mit Logik beantwortet. Auch an die Gesinnung des Lesers wendet sich mein Buch. Und wie überhaupt im Leben Einklang und Streit der Gesinnungen viel mehr bedeuten als Übereinstimmungen und Abweichungen des Urteils, so freut mich auch in diesem Falle das gefühlsmäßige Ja am meisten. „Wer überhaupt noch an deutsches Wesen glaubt", sagt Lüers, „dem gibt diese Schrift unendlich viel, und so verdient sie wie kaum eine zweite im deutschen Volke bekannt und verbreitet zu werden." Möchten viele, ja möchten alle gebildeten Deutschen dasselbe sagen, auch diejenigen, die in einem oder dem anderen Punkte anders urteilen oder anders werten!

Gustav Neckel.

Besprechungen.

Hans F. K. Günther: Rassenkunde des jüdischen Volkes. München 1930. J. F. Lehmanns Verlag. 352 S., 305 Abb., 6 Karten. Preis geh. Mk. 11.—, geb. Mk. 13.—.

Schon die ersten Auflagen der wohl allgemein bekannten „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Hans F. K. Günther enthielten einen Abschnitt, welcher auch auf die Rassenverhältnisse im jüdischen Volke einging. Da diese Ausführungen aber gewisser maßen nur im Anhange und zur Ergänzung des Gesamtbildes der rassischen Verhältnisse des deutschen Volkes erschienen, konnte dort nur auf einzelne und die wichtigsten Beobachtungen über die Juden eingegangen werden. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß Günther seit der 12. Auflage der „Rassenkunde des deutschen Volkes" diesen Schlußabschnitt vollkommen wegließ und an Stelle desselben in einem eigenen umfangreichen Buche uns auf das eingehendste mit der Rassengeschichte des jüdischen Volkes und den sich aus dieser Geschichte ergebenden heutigen Verhältnissen bekanntmacht.

Er führt uns zunächst nach Altpalästina vor der Zeit der Einwanderung der Hebräer und versucht die rassische Zusammensetzung der vorhebräischen Bevölkerung festzustellen. Es ergibt sich da ein abwechslungsreiches Bild einer Übereinanderschichtung und Durchmischung mediterraner (westischer), vorderasiatischer, orientalischer und nordischer Bestandteile, wobei besonders die Anwesenheit der von ihrem Ursprungsgebiete am weitesten entfernten nordischen Rasse auffällt. Vor allem scheint unter den um den Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends einwandernden Amoritern und Choritern nach ägyptischen Darstellungen zu schließen, sowie unter den Mitanni, die zwischen 1600 und 1300 v. Chr. von Mesopotamien aus ihre Herrschaft nach Syrien und Palästina ausdehnten, ein nicht unbeträchtlicher Anteil nordischer Rasse vertreten gewesen zu sein. Über dieses Rassengemisch lagert sich dann und vermischen sich mit ihm später die um 1200 v. Ch. nach Palästina als Wanderhirten einrückenden Hebräer, die man sich als ein Volk vorwiegend orientalischer Rasse mit Einschlägen vorderasiatischer und zu einem Teile auch des hamitischen Zweiges der orientalischen Rasse vorstellen muß. Der weitere geschichtliche Verlauf ist durch den Übergang der Hebräer vom Wanderhirtentume zu einem ansässigen Bauerntume und durch den Ausbau der Jahweverehrung gekennzeichnet, welche neue, in bestimmter Richtung weisende Auslese- und Züchtungsrich-

[8]) S. Nordling S. 62, Note 1.

tungen darstellen. Das Rassengemisch des hebräischen Volkes erfuhr ferner noch vor der Zerstreuung stärkere Zumischung von Negerrasse durch freigelassene Negersklaven und vermutlich schwache Einschläge nordischer Rasse durch Philister, Kimmerier und Skythen. Durch die nach dem Tode Salomos 933 v. Ch. eingetretenen Spaltungen des Reiches und die aufeinanderfolgenden Eroberungen Palästinas durch die Assyrer, Babylonier und schließlich Perser und die damit verbundenen Verschleppungen und Verpflanzungen in weitentfernte Gebiete, welche natürlich auch Volks- und Rassenmischungen im Gefolge hatten, geriet der Bestand des jüdischen Volkstums in bedeutende Gefahr. Erst durch das Eingreifen der Reformatoren Nehemia und Esra, die den Jahweglauben durch Gebote und Verbote wieder scharf begrenzten und gegen die Verschwägerung der Hebräer mit Andersgläubigen eiferten, wurde dieser Entwicklung ein Ziel gesetzt und kam es zu einer blutmäßigen Abschließung des das hebräische Volk umfassenden Rassengemisches, auf welchem das spätere Judentum im wesentlichen fußt.

Im weiteren kommt Günther auf die eigenartige Zerstreuung des jüdischen Volkes und die Beeinflussung der Zusammensetzung seines Rassengemisches durch Aufnahme fremder Volksbestandteile in seine Volks- und Religionsgemeinschaft. Vor allem sind da die von den Ostjuden (Aschkenasim) im 10. Jh. n. Ch. aufgenommenen Chasaren zu nennen, welche dem bisherigen Rassengemische des jüdischen Volkes noch mongolische, ostbaltische und vielleicht geringe nordische Bestandteile zuführten.

Außerordentlich lesens- und beachtenswert sind die letzten Teile über „Die Juden der Gegenwart“ und „Die Judenfrage“, von denen die Abschnitte über „Einzelne Rassenmerkmale im jüdischen Volke“, „Bewegung und Gebärden“, „Gesundheitslage“, „Krankheitsneigung“, „Jüdisch-nicht jüdische Mischehe“, Einwirkung jüdischen Geistes“, „Rassenbiologische Zukunft“ besonders hervorgehoben seien, in denen sich der Verfasser als gerechter Beurteiler und Bekenner des anthropologischen wie soziologischen Teiles der ganzen Frage und ihrer Voraussetzungen erweist. Das Buch, das mit einem Verzeichnisse der Schlagwörter und der angeführten Verfasser versehen ist, ist damit ein Handbuch, dessen man bei Behandlung von Fragen, die sich mit dem jüdischen Volke befassen, nicht wird entraten können. Wie bei allen Büchern Günthers hat auch hier der Verlag Lehmann sein Bestes in Ausstattung und Bebilderung geleistet.

Bruno K. Schultz.

Hans F. K. Günther: Rassenkunde Europas mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache. München 1929. J. F. Lehmanns Verlag. Dritte wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage, 342 S., 483 Abb., 34 Karten. Preis geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—.

Die Tatsache, daß Günthers Rassenkunde Europas nun auch schon die dritte Auflage erfährt, beweist, wie sehr dieses Buch neben Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes“ ein Bedürfnis unserer gebildeten Welt erfüllt.

In knappen, das Wesentliche aber erfassenden Zügen geht der Verfasser auf die leiblichen und seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen und auf die Einschläge außereuropäischer Rassen ein. Er gibt sodann ein Bild von der Verteilung der europäischen Rassen über das Gebiet Europas und verdeutlicht diese Feststellungen durch Beigabe von Landkarten verschiedener Untersucher, wobei besonders auf die von B. Struck entworfenen 8 Karten hingewiesen sei, welche die Verteilung bestimmter Merkmale über Europa und die ganze Erde veranschaulichen.

Im Weiteren wendet sich Günther der Frage der Vorgeschichte der europäischen Rassen zu und bereichert unser Wissen besonders über die nordische Rasse um Vieles, indem er im Einzelnen auf die Rassengeschichte des indischen und persischen, des hellenischen und römischen Volkes eingeht und die Ausmerze nordischer Merkmale und Eigenschaften unter diesen Völkern, sowie im weiteren unter Kelten, Slawen und Germanen beleuchtet. Günther gelingt hier der Nachweis, daß mit dem Schwinden der Träger wertvoller Rassenmerkmale innerhalb dieser Völker auch eine Abnahme des Anteiles nordischer Rasse einhergeht und daß tiefgreifende Veränderungen in kultureller und politischer Hinsicht bei den betreffenden Völkern eintreten, was wir von unserem Standpunkte aus als Niedergang bezeichnen müssen.

Die Folgerungen aus dieser Betrachtung zieht Günther in den beiden letzten Abschnitten „Die Gegenwart rassenkundlich betrachtet“ und „Der nordische Gedanke“, in welchen er die Auffassung der Erbgesundheitslehre mit besonderer Betonung des Wertes der nordischen Rasse vertritt.

Der Wert und das Verdienst dieses Buches von Günther wie auch seiner anderen Schriften liegt einerseits darin, daß er zwischen den Ergebnissen einzelner Fachwissenschaften, wie Vorgeschichte, Geschichte, Rassenkunde, Erbgesundheitslehre, Gesellschaftslehre usw. Brücken schlägt, dieselben

organisch verbindet und damit die Bedeutung dieser Ergebnisse vertieft und der ganzen gebildeten deutschen Welt ein Wissen vermittelt, das ein Vertreter einer der angeführten Fachwissenschaften aus inneren und äußeren Gründen schwerlich hätte mitteilen können. Anderseits sind seine Bücher ein Aufruf an alle diejenigen, denen die Zukunft ihres Volkes am Herzen liegt und denen es nicht gleichgültig scheint, aus welcher Art Menschen sich künftig die Völker Europas zusammensetzen.

Bruno K. Schultz.

Franz Koch: Ursprung und Verbreitung des Menschengeschlechtes. Eine Neubegründung des Darwinismus auf Grund der Polwanderungen und im Anschluß an die Theorie Wegeners. Jena 1929. Verlag Gust. Fischer. 174 S. 42 Abb. im Text, 14 Karten, 15 Tafeln. Preis: geh. 11.— Mk., geb. 13.— Mk.

Koch wendet sich an „einen größeren gebildeten Leserkreis". Er will mit seinem Buche, wie es schon im Untertitel ausgedrückt wird, den Darwinismus neubegründen, d. h. aufdecken, welches die Gründe der Artenumbildung sind. Es sind dies für ihn: 1. die Polwanderungen (in deren Schwingungszone, bedingt durch klimatische Schwankungen, ist die Wiege aller höheren Landformen zu sehen), 2. die Kontinentenzerreißung und deren Abtriften, die Umgestaltung der Erdoberfläche also mit einer wechselnden Konfiguration der Kontinente, wie sie Wegeners bekannte Theorie darstellt. Die Art, wie im ersten Teile des Buches die Schilderung von der Entwicklung der höheren Land-, Tier- und Pflanzenwelt in dem europäischen Abschnitt der Schwingungszone versucht wird, bietet auch dem Fachmanne mancherlei wertvolle Anregung.

Vom zweiten Teile, der die fossilen Hominiden, die Menschwerdung, die menschlichen Rassen und deren Entstehung behandelt, kann dies aber durchaus nicht gesagt werden. Hier sind dem Verfasser eine nicht geringe Zahl sachlicher Irrtümer unterlaufen (Koch sucht übrigens einer Kritik von vornherein die Spitze dadurch abzubiegen, daß er schreibt, er sehe einem Nachweis von Irrtümern mit Fassung entgegen). Auf Einzelnachweise muß hier verzichtet werden. Der dritte, Schlußteil des Werkes spielt ins politische Gebiet hinüber: Verfasser legt dort seine Anschauungen über Rassenmischung, über Kulturfähigkeit einzelner Rassen, über Deutschlands Mission usw. dar und bekundet seine große Wertschätzung der nordischen Rasse.

Der erste Teil hätte verdient, allein gedruckt und nicht durch die beiden nachfolgenden in seinem Werte beeinträchtigt zu werden. Ein Buch für Laien über den Ursprung und die Verbreitung des Menschengeschlechtes, über „die Frage aller Fragen" also, ist das Werk nicht. Der Verlag hat das Buch sehr großzügig mit Abbildungsmaterial versehen.

W. Gieseler, München.

Ernst Kretschmer: Geniale Menschen. Berlin 1929. Verlag Jul. Springer. Geb. Mk. 15.—.

Mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug des Psychiaters und Neurologen sucht der Verfasser aus dem Studium genialer Menschen „Gesetze der biologischen Entstehung des Genies" und der „Psychologie seines inneren Aufbaues und seiner Triebfedern" aufzudecken. Die große Gefahr der medizinisch-naturwissenschaftlichen Betrachtung genialer Menschen: kausalistische Zerdeutung und Aufspaltung der geschlossenen Form einer Künstlerpersönlichkeit ist klug vermieden. Kretschmer bleibt im lebensvollen Ganzen, darum folgt man gern.

Unter genialen Menschen findet der Verfasser gesetzmäßig relative Häufigkeit von Psychosen und Psychopathien, zahlreiche Zerfallserscheinungen, biologische Benachteiligung des Genies gegenüber dem geistigen Durchschnitt — eine Tragik im Schicksal der Geniefamilien. Selten sei das Genie Zufallstreffer. Es entstehe gern, wo sich in einer hochgezüchteten Familie Entartungserscheinungen melden. Im Genie verbinde sich hohe Begabung mit dem Daimonion, das mit dem Psychopathischen oft identisch zu sein scheine. Das Psychopathische gehöre als unbedingtes Merkmal zum Genie. Doch sei das Genie nicht durchaus krank. Gerade die größten Genies besäßen noch ein gutes Stück gesunder Normalbürgerlichkeit. Soviel aus den Grundthesen. — In dem aufschlußreichen Kapitel „Trieb und Geist" werden verwickelte Triebverwandlungen untersucht, nicht in Form einer materialistischen Aufdeckung und Ausdeutung der Triebstruktur genialer Menschen, sondern im Sinne einer Beweisführung für Nietzsches Wort, daß die Triebstruktur eines Menschen „bis in die letzten Gipfel seines Geistes hinaufragt". Manche der hier gefundenen Lösungen bedürfen wohl noch größerer Überzeugungskraft, um als eindeutig gesichert zu gelten. Mit dem vom Verfasser in seinem Buche „Körperbau und Charakter" aufgestellten Körperbau- und Temperamentstypen lassen sich nach seiner Meinung auch die genialen Menschen in konstitutionelle Begabungstypen ordnen, so daß sich also aus der Begabung, der seelischen Haltung, dem Werk auf die

„geprägte Form der Persönlichkeit" schließen lasse und umgekehrt. Die Bilder des Anhangs beweisen, wie ich glaube, das Dargelegte. Erwächst Begabung aus Züchtung? Nur selten ist sie zufällige Erscheinung. Die Kunsthandwerker-, Gelehrten- und Pastorenfamilien haben eine hohe Ziffer großer Begabung gezeitigt, wie sich überhaupt Begabungen in Familien oder Landschaften häufen. Schellings, Hölderlins, Uhlands, Mörikes gemeinsame Stammutter nur als ein Beispiel von vielen. — Die von Rassenforschern aufgeworfene Frage der Begabung einzelner Rassen beantwortet der Verfasser dahin, daß nicht die nordische Rasse, sondern die nordisch-alpine Mischung den größten Anteil an der Erzeugung genialer Menschen aufweise (?). Die schon lange erörterte und von Kretschmer eingehend behandelte Frage der Rassenbegabung, der Genie- und Kulturzentren in Mitteleuropa dürfte durch das neue Werk von Kurt Gerlach „Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volk" (Lehmann, München) bis auf weiteres eine abschließende Antwort gefunden haben. Im zweiten Teile des Buches werden Bilder einzelner genialer Menschen nach ihrer psychischen Struktur gezeichnet. Auf Goethe, Schiller, Bismarck, Robert Mayer, Hölderlin, Rousseau fällt manch neues Licht. Zuweilen wird auf diesem Wege schnelles und tiefes Verständnis erreicht. — So ist Kretschmers Buch ein beachtenswerter Baustein zur Wesenserkenntnis unserer Großen und eine würdige Ergänzung der durch „Körperbau und Charakter" zu wissenschaftlichem Rang erhobenen menschlichen Physiognomik.

Wilhelm Heidrich.

Richard Müller-Freienfels, Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. Ein volkscharakterologischer Versuch. Zweite, völlig umgearb. Aufl. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1930. 238 S., 2 Bildertafeln. Preis geh. Mk. 7.50, Leinen Mk. 10.50.

Wenn man die Zusammenstellung der psychologischen und philosophischen Werke des Verfassers am Schlusse des Bandes durchliest, befällt einen ein gelindes Staunen: in etwa zehn Jahren rund doppelt soviel Bände, und das über immerhin nicht ganz leichte Gegenstände. Solche Leichtigkeit des Schaffens wird man je nach persönlicher Einstellung bewundern oder beargwöhnen. Insbesondere könnte mancher denken, die Aufgabe, eine „Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur" zu schreiben, sei so riesenhaft, daß ein Forscher vielleicht auf sie allein ein Jahrzehnt verwenden müßte. Aber um einen Wälzer von furchterregender Gründlichkeit ist es Müller-Freienfels offenbar nicht zu tun gewesen; ja, man möchte meinen, daß er, der auch zur Psychologie der andern europäischen Völker so viel Geistvolles zu sagen weiß, hier mit Bewußtsein in die Schule der Franzosen gegangen sei und eher einen, wenn auch sehr umfangreichen Essay als ein „Lehrbuch" habe schreiben wollen. Das hat auf alle Fälle den Vorzug, daß das Buch sich leicht und angenehm liest.

Vollständigkeit im Sinne der Anführung aller Tatsachen scheidet bei einem derartigen Werke natürlich von vornherein aus. Aber selbst dann ist der Umfang mit Rücksicht auf den gewählten Gegenstand noch erstaunlich knapp. Ist es überhaupt möglich, diesen auf 240 Seiten zu behandeln? Müller-Freienfels versucht es mit Betonung des Grundsätzlichen, mit äußerst straffer Durchgliederung und sorgfältigster Beschränkung in der Wahl seiner Beispiele. Die einander rechtwinklig überschneidenden Gliederungsgrundsätze von seelischen Tatsachen und Kulturgebieten, auf denen sie sich äußern, ergeben ein Netzwerk, in dem in der Tat jedes Einzelne zwanglos seine Stelle findet. Nur hin und wieder spürt man einen leisen Schematismus, so etwa, wenn er von „musikalischer Politik" spricht und doch unter diesem Titel auch nichts recht Faßbares geben kann.

Zu den fruchtbarsten Grundgedanken des Buches zählt meines Erachtens die Unterscheidung zwischen völkischen Längswellen und übervölkischen Querquellen in der Kulturentwicklung und ferner die Einführung des Begriffs der „Überkompensation". Dieser scheint in der Tat geeignet, gerade im deutschen Volkscharakter manche sonst schwer erklärlichen Gegensätzlichkeiten zu erhellen. Jene Unterscheidung verschieden gerichteter Wellen aber betont neben der unzweifelhaften gegenseitigen Beeinflussung der Völker gerade dasjenige, was zu betonen uns heute nottut: daß die Entwicklung jedes Volkes doch auch etwas Einmaliges ist, das nur mit seinem eigenen Maßstab gemessen werden sollte und seinen Wert in sich selber trägt. In dieser Hinsicht schreitet Müller-Freienfels mit erfreulicher Entschiedenheit auf der Bahn deutscher Selbstbesinnung.

Der Begriff der Überkompensation ist für den Verfasser um so notwendiger, als er zum Verständnis der Widersprüche der deutschen Volksseele eine andere Erklärungsweise grundsätzlich ablehnt: die rassenkundliche. Seine Ablehnung ist sogar gegenüber seiner sonstigen Schreibweise ungewöhnlich scharf im Ton (vgl. S. 22 ff.). Warum, ist nicht recht ersichtlich, da er selbst im Verlauf seiner Untersuchung an zahlreichen Stellen mit Begriffen arbeitet, die denen der

Rassenforschung nicht fern liegen. Man vergleiche etwa S. 98, wo die Briten Duns und Richard von Middleton in Ermangelung gleichzeitiger deutscher Denker als Beispiele nordischer Philosophie aufgeführt werden; S. 126, wo das Mittelalter eine „Periode der Herrschaft einer germanischen Oberschicht im ganzen Abendlande" genannt wird; S. 138, wo von der „stammverwandten englischen und skandinavischen Dichtung" die Rede ist; S. 161, wo der Rassenmischung immerhin zugebilligt wird, sie gebe einen genetischen Schlüssel zum Verständnis; S. 222, wo er eine „alte und immer wieder erneute Blutsverwandtschaft" als einen der Gründe der Besonderheit des „euramerikanischen" Kulturkreises erwähnt. Man wird den Eindruck nicht los, daß Müller-Freienfels seine Abneigung gegen die Rassenforschung wenigstens zum Teil auf falsche Voraussetzungen gründet. Ich führe folgende Stellen an: „Von den meisten Forschern wird der Begriff der Rasse rein physiologisch genommen; das Seelische wird neben den körperlichen Kennzeichen nur nebenher oder gar nicht beachtet." — „... am wenigsten aber darf man etwa die Abstammung in männlicher Linie, d. h. die Erbschaft des Namens, als ausschlaggebend für die Rassezugehörigkeit ansetzten, was die Rassetheoretiker vielfach tun." — „Wir müssen die deutsche ‚Rasse' als ausgesprochene ‚Mischrasse' ansehen." — „Für die Psychologie ist mit dem physischen Rassebegriff .... nicht viel gewonnen; denn es ist nicht im geringsten nachgewiesen, daß die seelische Struktur zur Haarfarbe, Schädelbildung oder andern körperlichen Kennzeichen in festem Verhältnis steht. Im Gegenteil, es ist leicht zu erweisen, daß gerade viele Führer und Sprecher des deutschen Volksgeistes nicht blond, nicht blauäugig, nicht langschädelig gewesen sind." (Folgen als Beispiele Luther, Leibniz, Kant, Goethe.) — „Diese Tatsache (der fortschreitenden Rassenmischung) mag die Propheten reiner Rasse zur Verzweiflung bringen, sie ist jedoch nicht aufzuhalten und kann von denjenigen, die im Volke vor allem eine kulturelle Einheit sehen, von der niemand wegen abweichender Haarfarbe ausgeschlossen sein soll, nur begrüßt werden." (Sämtliche Anführungen auf den Seiten 22—29.) Es darf den Lesern dieser Zeitschrift überlassen werden, selbst festzustellen, inwiefern hier teils Schiefheiten und Unwissenheit der biologischen Tatsachen vorliegen, teils offene Türen eingerannt werden.

Es sei aber betont, daß das von Müller-Freienfels gezeichnete Bild des deutschen Menschen trotz dieses grundsätzlichen Bedenkens keineswegs seinen Wert verliert. Wenn es die Züge aller in Deutschland stärker vertretenen Rassen enthält, so liegt das eben an der an sich berechtigten Zielsetzung des Verfassers. R. Eichenauer.

Siegfried Passarge: Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem. München 1929, J. F. Lehmanns Verlag. 460 Seiten, 153 Abb. Geh. Mk. 13.—, Lwd. Mk. 15.—.

Zu dem vielumstrittenen Problem des Judentums nimmt der Hamburger Geograph von einer neuen Seite Stellung, in dem Bestreben, leidenschaftslos und auf breitester Grundlage die Frage zu untersuchen, die eine einseitige rassenkundliche Betrachtung nicht befriedigend zu lösen vermag. Wären die Juden eindeutig als eine bestimmte Rasse anzusprechen, so ließen sich viele Erscheinungen in ihrem Wesen leicht als Rasseneigentümlichkeiten erklären. P. jedoch weist nach, daß es sich bei ihnen um ein Ergebnis vielseitiger Rassenmischung handelt, das Problem also von einer anderen Seite zu lösen versucht werden muß. So stellt er die Juden in Beziehung zur Umwelt und sucht aus ihr heraus Wesen und Kultur begreiflich zu machen und mit Hilfe vergleichend-völkerkundlicher Deutung ihre Eigenart zu erhellen.

Die ersten Teile des Buches bieten den Schlüssel zum Verständnisse auch für den Uneingeweihten; denn alle Begriffe und Voraussetzungen erfahren eingehende Erklärung. Wichtig ist hier vor allem der Abschnitt über die Entwicklung des Charakters in Abhängigkeit von Landschaft und Kulturstufe, der die eine Seite der angewendeten Untersuchungsweise beleuchtet, und das Kapitel über die ethnologischen Grundlagen des Problems. P. übernimmt darin die Anschauungen des P. J. Winthuis über das Zweigeschlechterwesen und verwertet sie als gesicherte Ergebnisse in den späteren Abschnitten seines Buches zur Klärung religiöser und sozialer Erscheinungsformen in der jüdischen Kultur. Dies scheint zum mindesten verfrüht. Andere langjährige Beobachter jener Gebiete und ihrer Bevölkerung (der Gunantuna auf Neu-Pommern), auf die sich Winthuis für seine Anschauungen hauptsächlich stützt, sprechen diesem die Richtigkeit seiner Feststellungen und Behauptungen vollkommen ab. (G. Peekel, Das Zweigeschlechterwesen in: Anthropos 1929, H. 5/6, S. 1005—1072; J. Meier, Kritische Bemerkungen zu J. Winthuis' Buche „Das Zweigeschlechterwesen" in: Anthropos 1930, H. 1/2, S. 73—138.)

Nach diesen grundlegenden Betrachtungen zieht P. die Kreise seiner Beweisführung immer enger und bereitet in einer ausgezeichneten Schilderung des Orients das Verständnis für die Entwicklung des jüdischen Charakters und seiner Religion auf dem Hintergrunde der Landschaft und verfolgt ihre durch den Kulturwandel bedingten Veränderungen in der alten Zeit. Für die in der Zerstreuung lebenden Juden bildete und bildet zum Teil noch das Ghetto den Rahmen, in dem sich im Kampf gegen die Umwelt das jüdische Volkstum erhält. Die eingehende Schilderung dieser Lebensverhältnisse darf den Anspruch auf weitgehende Beachtung machen, wenngleich manche Deutungen im Sinne der Theorie vom Zweigeschlechterglauben sich als unhaltbar erweisen werden. In dieser Hinsicht wird auch das zusammenfassende Schlußkapitel der Erklärung der Jahwe-Religion auf landschaftskundlich-ethnologischer Grundlage nach der völkerkundlichen Seite eine Berichtigung erfahren müssen.

Alles in allem ist mit diesem Buche ein wichtiger Schritt zur Klärung des jüdischen Volkstums getan, und die Streiter im Für und Wider können an ihm nicht vorbeigehen. Darüber hinaus besticht das Bemühen um sachliche Kühle der Darstellung und die reiche und ausgezeichnete Bebilderung des Werkes. A. Ihle.

Karl Saller: Die Keuperfranken. Samml. „Deutsche Rassenkunde", herausg. von E. Fischer. Jena 1930. Verl. Gustav Fischer. 69 S., 1 Karte, 11 Tafeln. Preis: geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Mit dieser Arbeit liegt der zweite Band der von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft verdienstvoller Weise unterstützten und von Prof. E. Fischer, Berlin-Dahlem herausgegebenen Untersuchungen über die Rassenkunde des deutschen Volkes vor. Das Buch gliedert sich in eine Einleitung von 4½ Seiten, einen Anthropologischen Hauptteil von 58 Seiten, eine Zusammenfassung von einer Seite, 6 Literaturangaben und 61 Lichtbildern von 42 Personen auf 11 Tafeln (mit einer Tabelle der Individualmaße dieser 42 Personen). Die Untersuchung umfaßt 5 Dörfer in der Gegend zwischen Spalt und Georgensgmünd in Mittelfranken zu beiden Seiten der fränkischen Rezat, zwischen Ansbach und Nürnberg gelegen.
stantischen Orte Hauslach, Oberbreitenlohe und Mäbenberg mit zusammen 128 Personen (69 ♂, 59 ♀) und die zwei katholischen Orte Mosbach und Unterbreitenlohe mit zusammen 63 Personen (30 ♂, 33 ♀). Im
Es handelt sich dabei um die drei prote-
ganzen also erfaßte die Untersuchung von allen diesen 5 Orten nur 191 Personen. Die Messungen führte der Verfasser nicht persönlich durch.

Den Hauptinhalt bilden die 67 Tabellen im Texte, die nach den Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Ergebnisse der hier als bekannt vorauszusetzenden Kopf- und Körpermaße behandeln, gegliedert nach Geschlecht und Altersstufen (16—24, 25—60, 60 und mehr Jahre alt). Gerade bei dieser Gliederung nach Geschlecht und Altersgruppen müssen wir den Einwand erheben, daß die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die hier in so besonders ausgeprägter Form benutzt wird, wissenschaftlich nur bei einer genügend großen Zahl der Fälle überhaupt anwendbar ist. Ohne die Erfüllung dieser Forderung kann man mit wahrscheinlichkeitstheoretischen Methoden nichts beweisen. Hier aber wird diese Methode auch bei dem Vorliegen von nur 4, 5, 6, 8, 9 Personen einer Vergleichsgruppe angewandt, was wissenschaftlich unstatthaft ist. Die Ursache dafür, daß bei dieser Untersuchung in Untergruppen nach Geschlecht, Alter, Religion, Wohnorten usw. die Zahlen zu klein werden, liegt in der zu geringen Anzahl der Gesamtindividuen dieser Untersuchung. Aus diesem Grunde sind in vorliegender Untersuchung eigentlich nur die großen Tabellen 1—3 und 47 einwandfrei, auf denen — allerdings nur in einer Spalte — alle Altersgruppen aller charakterlich merklich verschiedener 5 Orte zusammengefaßt und ihre Zahlen absolut und relativ in Mittelwerten mit dem Variationskoeffizient mitgeteilt werden. Der Arbeit fehlt leider auch jede Mitteilung, welchen Anteil die Untersuchten an der Gesamtbevölkerung der Orte ausmachen, und wie die Auswahl der Untersuchten vor sich ging. Auch über die Abstammungsverhältnisse, die Genealogie der Untersuchten, hört man nur ungefähre Andeutungen.

Trotz dieser meist methodischen Mängel ist die Untersuchung als Mosaikstein für die Erforschung der Rassenverhältnisse innerhalb des deutschen Volkes von Wert; doch dürfte dieser erst bei einer größeren Zahl vorliegender Untersuchungen bemerkbar werden. Werner Essen.

Max Förderreuther: Die Allgäuer Alpen, Land und Leute. München 1929. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage, 656 S., 366 Abb., 3 Karten, 18 Kunstbeilagen. Preis: Ganzl. Mk. 33.—.

Wer einmal das obere Allgäu besucht hat und dabei volkskundliche Beobachtungen anstellte, der merkte bald, daß „Der

Förderreuther" das Buch war, aus dem er Wichtiges erfahren konnte. Leider war nur das Werk in letzter Zeit vergriffen. Es ist darum sehr erfreulich, daß Verfasser und Verlag zur Herstellung einer dritten Auflage geschritten sind, die uns nun in einem prächtigen, reichbebilderten Bande von fast 700 Seiten vorliegt.

Förderreuther beschreibt den gebirgigen Teil jenes Gebietes, das vom Lech im Osten und der Bregenzer Ach im Westen begrenzt wird und zu seinem Hauptteile als das obere Illertal bezeichnet werden kann. Der Verlauf seiner Darstellungen ist kurz der, daß er zuerst die geologischen Verhältnisse auseinandersetzt, sodann den Leser auf einem großen Rundgange mit dem Gebiete und seiner Geographie bekanntmacht, im Anschlusse daran die für dieses Stück Erde kennzeichnende Pflanzen- und Tierwelt beschreibt und schließlich das Hauptgewicht der Betrachtung auf die Bewohner des Landes, ihre stammesmäßige Zugehörigkeit, ihre Geschichte, Kultur, Sitten, Tracht, Siedlungsformen und Erwerbszweige verlegt. Die beigegebenen Karten und prächtigen Bilder sowie ein Register erhöhen den Wert dieses Buches noch um ein Bedeutendes.

Bruno K. Schultz.

Gustav Frenssen: Die Chronik von Barlete. Kulturgeschichte eines niedersächsischen Dorfes. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1928. 238 S., 1 Karte, 27 Abb. Preis in Lwd. Mk. 8.—.

Dieses Buch stelle eine Besonderheit unter den heimatkundlichen Büchern dar. Es ist kein geringerer als der bekannte niederdeutsche Dichter Gustav Frenssen, der hier in der ihm eigenen schlichten, aber dadurch besonders anziehenden Art die Geschichte seines Heimatortes zur 500. Wiederkehr der Kirchspielgründung schreibt. Er selbst will dieses Buch nicht als wissenschaftlich gewertet wissen, sondern bezeichnet es als „eine Art Kulturgeschichte von einer niedersächsischen Bauernkate aus gesehen". Diese Einstellung ist aber vielleicht gerade das besonders Reizvolle. Frenssen geht zurück in die frühe Urzeit und entrollt vor den Augen des Lesers ein Bild um das andere, je nach der Stimmung in entsprechenden Farben getönt. Es ziehen Teutonen und Sachsen vorüber, das frühe Mittelalter, die Frankenzeit und Christianisierung, die unruhigen Zeiten zwischen 1100 und 1400, der Dombau in Mehldorf, die Gründung des Kirchspieles Barlete zwischen 1426 und 1428, die Schlacht von Hemmingstedt, die Reformation, die Unterwerfung unter dänische Herrschaft, der 30jährige Krieg, die Pest, bis schließlich die neuere Zeit herankommt. Es ist ein Büchlein, das auch denen, die nicht aus Barlete oder seiner Umgebung stammen, viel gibt und das ein Stück Niederdeutschtums vermittelt.

Bruno K. Schultz.

Mitteilungen.

Jena: Der bekannte deutsche Rassenforscher Dr. Hans F. K. Günther wurde als o. ö. Professor für Sozialanthropologie an die Universität Jena berufen.

Wir beglückwünschen Herrn Professor Günther auf das Herzlichste zu seiner Berufung.

Mainz: Wie bereits in Heft 2 mitgeteilt wurde, findet vom 8. bis 9. August 1930 in Mainz die Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft statt.

An die Tagung schließen sich Führungen durch die Mainzer Museen und Ausflüge nach Wallertheim (Altsteinzeitliche Siedlungsstelle), zum Ringwalle auf dem Donnersberge und nach Frankfurt a. Main an.

Anmeldungen sind an die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, Hamburg 13, Binderstraße 14, zu richten.

Prag: Im März 1930 fand die Gründung des Deutschen Vereines für Familienkunde für die Tschechoslowakische Republik in Prag statt. Als Ziel des Vereines wurden vom Obmanne, Hofrat Univ.-Prof. Tschermak-Seysenegg, hervorgehoben: die Pflege der Kunde von der Familie als erbmäßig begründeter Einheit, als Keimzelle von Staat und Gesellschaft in ihrer personalhistorischen Erscheinung wie in ihrer allgemein-geschichtlichen, völkischen und geographischen Einordnung, in ihrer rechtlichen und bevölkerungsstatistischen Bedeutung. Als erste Arbeit ist die Herausgabe eines typisierten Familienspiegels für die wichtigsten Daten einschließlich Körperbau und Leibesbeschaffenheit in Form einer Sammelmappe in Aussicht genommen.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse“: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, Mün[chen]
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans Freimark, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.



Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München
J. F. Lehmanns Verlag / München

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethlefffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

5. Jahrgang — Heft 4 — Oktober (Weinmond) 1930

Urgermanische Kolonien im Spiegel der Völkerschaftsnamen.

Von Prof. Dr. Rudolf Much.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die literarische Geschichtsüberlieferung für Mittel- und Nordeuropa erst mit dem Vordringen der Römer an den Rhein und die Donau einsetzt. Wenn man das Wort Geschichte im engeren Sinn faßt, so reichen also ihre Anfänge für unser Volk und Land, denn darum handelt es sich dort, nicht weit über den Beginn unserer Zeitrechnung zurück.

Doch gibt es mannigfache Wege, auch älteres Geschehen zu erschließen. Der Prähistoriker, der es mit Bodenfunden zu tun hat, wird uns wohl in der Regel zunächst nur mit Zuständen bekannt machen. Aber übereinandergelegt machen diese Bilder den Eindruck der Bewegung und lehren uns Bewegung gerade so wie die aneinander gereihten und einander ablösenden Aufnahmen des Lichtbildners. So wird man aus dem jähen Abbruche einer Kultur auf einen Bevölkerungswechsel schließen und, wenn die Vorstufe einer solchen Kultur, die an einer Stelle unvermittelt einsetzt, sich andern Orts findet, unter Umständen auf Zuwanderung aus bestimmter Gegend. Als Beispiel sei das angeführt, was Schwantes über die Langobarden ermittelt hat, die wir nach ihm in ihren

ältesten geschichtlichen Sitzen nicht weit in vorgeschichtliche Zeit zurückverfolgen können, vorher aber auf Grund der Funde in Mecklenburg suchen müssen.

Daß auch Ortsnamen zu Schlüssen Anlaß geben können, bedarf keines Beweises. Ich möchte als einzigen Beleg hier den Namen des thüringischen Eisenach, Isinache, anführen, der uns nicht nur lehrt, daß wir es an der Stelle dieser Siedlung mit altem Keltenland zu tun haben, sondern auch, daß dieser Boden verhältnismäßig spät, erst nach der germanischen Lautverschiebung, von den Germanen besetzt worden ist. Aber freilich wird uns die Namenforschung in der Regel nur zeigen, wie weit Fremdvölker in Deutschland gewohnt haben. Für vorgeschichtliche Verschiebungen innerhalb des Gesamtvolkes lehren uns Ortsnamen wohl selten etwas. Auch sprachliche Gründe anderer Art werden, was das noch ziemlich einheitliche Urgermanisch betrifft, versagen, vor allem schon deshalb, weil wir über die Dialekte der einzelnen urgermanischen Stämme zu wenig wissen. Aus einer Tatsache wie der eigentümlichen Stellung des Gotischen ist aber immerhin ein Schluß zu ziehen auf ältere Sitze der Goten in engerer nachbarlicher Beziehung zu den Nordgermanen, also auf ihre vorgeschichtliche Einwanderung in Deutschland, eine Annahme, die in diesem Falle auch andere Stützen findet.

Neben der Sprache liefern auch Recht und Sitte Anhaltspunkte, die nicht zu unterschätzen sind. So bei Langobarden, Burgundern und Erulern. Ich denke dabei an das Trinken aus Schädelbechern, an Königsfetischismus, Nacktkämpfe, Witwenselbstmord, Tötung von Alten, lauter bei Südgermanen sonst unerhörte Dinge, die auf Herkunft aus kulturell rückständigeren Gebieten hinweisen. Bei den Langobarden kann sich so — durch Herkunft aus der Fremde — vielleicht auch der im Namen ausgesprochene Unterschied der Barttracht von der ihrer Umgebung erklären. Bei mehreren der hier schon genannten Völkerschaften bezeichnet auch die eigene Wandersage Skandinavien als Ursprungsland, worüber man nicht ohne weiteres so, wie dies seinerzeit Müllenhof getan hat, hinweggehen kann.

Ja, aus Volksüberlieferungen wird man mitunter sogar auf vorgeschichtliche Vorgänge schließen können, von denen sie gar nicht unmittelbar berichten. Das gilt z. B. von der germanischen Ethnogonie in der Germania des Tacitus, die drei Gruppen von Germanenstämmen nennt und göttlichen Ahnherrn zuweist. Die ganzen Ostgermanen, Vandilier und Bastarnen, sind dabei nicht eingeschlossen, also später erst in den Gesichtskreis der Südgermanen getreten oder später erst zu selbständiger Bedeutung erwachsen.

Aber viel öfter, viel rascher und einleuchtender führt uns etwas anderes weiter, nämlich das Auftreten des gleichen Volksnamens an verschiedenen Orten. Das gilt natürlich nicht nur von Germanen. Ich brauche hier nur auf das Beispiel der Griechen zu verweisen, bei denen das Vorkommen griechischer Stammnamen an der kleinasiatischen Küste ein Zeugnis für ihre koloniale Ausbreitung über das Ägäische Meer hinüber und die Beteiligung der einzelnen Stämme an dieser ist. Auch bei den Kelten sind die Wege ihres Vordringens und die Teilnehmer an diesem zum Teile kenntlich durch den Fortbestand der alten Völkerschaftsnamen auch im Neulande. So kehrt eine größere Anzahl belgischer Stammesnamen in Britannien wieder, was schon von Caesar mit dem Hinübergreifen belgischer Herrschaft nach Britannien in Zusammenhang gebracht worden ist. Auch der Ausgangspunkt der oberitalienischen Gallier ist durch Namen, wie den der Senones, gekennzeichnet. Natürlich kann es auch geschehen, daß das

mehrfache Vorkommen eines Namens auf eine alte Spaltung eines Stammes hinweist, daß aber keiner der Teile in der alten Heimat zurückgeblieben ist. So stammen weder die Boier in Italien aus Boiohaemum, noch die böhmischen Boier aus der Pogegend, weil es sich nachweislich in Italien wie in den Sudetenländern um junges, erst in der Latènezeit besetztes keltisches Siedlungsgebiet handelt. Ähnlich steht es bei den Volken, die durch die Volcae Tectosages und Volcae Arecomici in der Provence, durch andere Volcae Tectosages, die Caesar in Deutschland am hercynischen Wald, jedenfalls noch östlicher als Böhmen, ansässig weiß, und die Volcae Tectosages in Kleinasien vertreten sind. Sie alle, die bezeichnenderweise von den keltischen Stammsitzen weit entfernt stehen, sind Auswanderer, ausgehend wohl von einer Stelle nächst der alten Germanengrenze in Westdeutschland. Denn dort müssen die Germanen mit einem mächtigen Keltenstamm namens Volcae, der ihnen den Namen Walhōs zur Bezeichnung der gesamten Kelten geliefert hat, in Beziehung getreten sein.

Auch die Germanen selbst bieten aus geschichtlicher Zeit Seitenstücke zu Vorgängen, die wir in anderen Fällen als vorgeschichtliche erschließen können. Es sei an die Namen der englischen Angeln, Sachsen und Jüten erinnert, die uns über die Herkunft der Engländer von den festländischen Stämmen dieses Namens aufklären würden, auch wenn uns über deren Einwanderung in England nichts überliefert wäre.

Nicht immer freilich erhält sich der gleiche alte Name auf beiden Seiten fort. War doch oft auch der einzelne Stamm schon mehrnamig, abgesehen davon, daß Gauvölker ihre besonderen Namen hatten und nach der Teilung eines Stammes besonders hervortreten konnten. Auch neue Namen konnten sich in neuen Sitzen einbürgern. Die Sugambrer heißen nach ihrer unfreiwilligen Verpflanzung auf das linke Rheinufer Cugerni oder Cuberni. Für die in Belgien erhaltenen Nachkommen der Kimbern ist nur mehr Atuatuci — ein keltischer Name — überliefert, indes ein Teutonenrest im Süden des unteren Main noch als Toutoni inschriftlich bezeugt ist und dort auch Kimbern unter diesem Namen fortbestanden haben müssen, wie die Altäre des Mercurius Cimbrianus oder Cimbrius, die in jener Gegend gefunden sind, erweisen.

Verlust des alten Hauptnamens ist auch bei den Batavern und Kanninefaten feststellbar, die sich nach Tacitus einst infolge innerer Zwistigkeiten von den Chatten abgespalten hatten, ein Grund für die Entstehung von Kolonien, den wir auch anderswoher kennen. Müllenhoff hat die bestimmte Mitteilung des Tacitus aus ganz nichtigen Gründen in Zweifel gezogen. Daß sie glaubwürdig ist, bestätigt uns der Name eines binnenländischen Nachbarvolkes der Chatten, der Marsen, der in der Nähe der Bataver wiederkehrt in dem nur durch eine, wahrscheinlich keltische, Ableitung veränderten Namen der Marsaci im mittelalterlichen Gau Marsum, der sogar den einfachen Volksnamen auch für diese Abzweigung belegt.

Eine andere Weiterbildung von Marsi liegt vor in Marsigni bei Tacitus, was für Marsingi steht. Es handelt sich bei den Trägern dieses Namens um einen Stamm im Rücken der Markomannen, der nicht allzuweit entfernt sein kann von den Batini, die nach Ptolemaios im mittleren Nordböhmen zu suchen sind. Das scheinen Bataver (vielleicht sogar „kleine Bataver“ im Gegensatz zu dem Muttervolk) zu sein, die wohl auch mit dem Marsigni zusammen in Nordböhmen eingewandert sind und vermutlich jenes germanische Element darstellen, das dort schon vor Abzug der keltischen Boier durch Funde nachweisbar ist.

Die Ausbreitung der Sueben vollzieht sich zum Teile an der Schwelle der Geschichte. Über ihr Stammland und ihren jüngeren Landerwerb sind wir unmittelbar unterrichtet. Sonst würde uns auch hier das mehrfache örtliche Vorkommen des Volksnamens Sueben als Wegweiser dienen können.

Das Zeugnis des Tacitus über die Semnonen als das Muttervolk des Stammes findet Bestätigung und Ergänzung durch seine Mitteilung über ihre Stellung im Mittelpunkte der suebischen Kultgenossenschaft. Wenn er sie als antiquissimi et nobilissimi Sueborum bezeichnet, sind damit altdeutsche Personennamen, wie Altswāb und Adalswāb, Erchanswāp, zu vergleichen, die zeigen, daß hier aus germanischer Überlieferung geschöpft sein kann. Da später die festländischen Sachsen — im Gegensatze zu den englischen — antiqui Saxones, Ealdseaxan heißen, liegt in solcher Zusammensetzung mit alda- wohl die typische Bezeichnung des alten Stammes, von dem die Kolonien ausgehen. Auch der keltische Name Senones, wohl Kurzform zu einem mit seno- „alt" zusammengesetzten Namen, wird sich so erklären. Sonst wird dem Bedürfnisse nach Differenzierung der beiden Teile in verschiedenster Weise Rechnung getragen worden sein, gewiß auch durch Ableitung, wofür wir ja in Marsaci, Marsigni schon Beispiele kennen gelernt haben, denen sich auch Frisiavi, Frisiavones anreihen dürfte. Mehrmals wird zwischen „großen" und „kleinen" geschieden: so bei Brukterern, Chauken, Friesen. Aber daß hiemit das Stammvolk von der Abzweigung unterschieden werden soll, ist unwahrscheinlich, mögen immerhin die „kleinen" mitunter nachweislich Kolonisten sein. Man denke hier doch auch an das jüngere Svīthiōdh hin mikla, „Großschweden" in Rußland, wo sich die Sache umgekehrt verhält, ganz so wie schon beim antiken „Großgriechenland".

Gleich wie die suebischen Kolonien, vom mittleren Deutschland ausgehend, die ganze Südfront des Germanentums vom Elsaß bis in die Slowakei hinein bildeten, machen sich im Osten und Westen andere Vorstöße durch Völkernamen bemerkbar. Die bastarnischen Sidones sind zwanglos mit den Sidini des Ptolemaios an der pommerschen Küste in Verbindung zu bringen und machen die Herkunft der ganzen bastarnischen Gruppe vom Südufer der Ostsee wahrscheinlich.

Der Name der Wandalen, die wir schon als ein zu der Dreiheit der Mannussprossen neu hinzutretendes Element kennen gelernt haben, kehrt an der Nordspitze Jütlands wieder im Vendsyssel, dessen Bewohner im Beowulf und Widsith Wendlas (-e?) heißen. Er geht aus von Vendil(l), Namen des Landes über dem Limfjord. Die Wandalen sitzen in Schlesien bis gegen das westliche Galizien. Ein Stamm von ihnen sind bei Plinius die Varini, mit verderbtem Namen als *Αὐαρινοί* bei Ptolemaios wiederkehrend. Sie sind offenbar nichts andres als ein Ableger der Warnen. Neben ihnen stehen bei Ptolemaios *Ὄμβρωνες*. Diese stammen dann wohl von den Ambrones, den Ymbre des Widsith, deren Stammsitze wir nicht weit von denen der Warnen zu suchen haben. Sind die Wandalen aus Jütland ausgewandert, so ist in älterer Heimat von ihnen auch die Möglichkeit ihrer Nachbarschaft mit den Langobarden-Winnilern gegeben, die von der Stammsage der letzteren vorausgesetzt wird.

Während des Markomannenkrieges tritt gelegentlich, ohne zu einer festen Niederlassung zu gelangen, eine Streifschar von Langobarden und *Ὄβιοι* an der Donau auf. Letztere scheinen dem Namen nach Ubier zu sein und führen auf die Vermutung, daß es im Inneren Germaniens Ubier gegeben hat, in der nicht näher bestimmbaren Gegend, von wo die rheinischen Ubier einst gekommen sind.

Der Name der germanischen *Καλούκωνες*, den Ptolemaios an beide Seiten der mittleren Elbe setzt, *Κάλουκοι* bei Strabo, kehrt in dem der rhätischen Calucones wieder. Das könnte zufällige Übereinstimmung sein, wenn nicht gerade auf rhätischem Boden in den Gaesaten und schon durch einige Namen in der Ora Maritima des Avienus ein alter germanischer Vorposten nachzuweisen wäre.

Vor der Frage, ob wir einen nur zufälligerweise mit einem germanischen sich deckenden Volksnamen vor uns haben, stehen wir auch bei den Oretani Germani in Spanien und auch hier scheint mir Gustav Neckels Annahme, daß an wirkliche Germanen zu denken ist, die naheliegendste, zumal doch auch die Kimbern bis nach Spanien gekommen sind. Ob der Name dieser spanischen Germani wirklich hieher gehört, wäre freilich noch die Frage, weil es unentschieden bleibt, ob er auf einen von der Völkerschaft der Germani cisrhenani ausgehenden Vortrab hinweist oder den Namen Germanen schon in dem weiteren Sinn enthält.

Daß die Toutoni am Main von den jütländischen Teutonen ausgehen und einen bei der Wanderung des Stammes zurückgebliebenen Rest darstellen, wird heute von berufener Seite wohl kaum mehr bezweifelt.

Als ganz sicher möchte ich auch den Fall der *Καῦκοι* im östlichen Irland bezeichnen, die von den germanischen Chauken herzuleiten sind. Dieser Name auf der Karte des Ptolemaios ist früher schon aufgefallen; denn an der Seite dieser *Καῦκοι* stehen *Μανάπιοι*, das ist dasselbe wie die belgischen Menapii am Niederrhein, benannt übrigens mit einem Namen von unirischer Lautform. Immerhin sind die festländischen Menapier von den zwischen Ems und Elbe sitzenden Chauken ziemlich weit entfernt. Aber aus einer Mitteilung des Plinius erfahren wir von Chauken auch auf Inseln zwischen den Rheinmündungsarmen, dort in viel näherer menapischer Nachbarschaft. Dabei zeigt sich uns eine Entsprechung zu späteren Vorgängen. Sind doch auch die Sachsen nach Hoops nicht unmittelbar nach England gezogen, sondern von Zwischenstationen aus, die sie an der gallischen Küste, am Litus Saxonicum, gehalten hatten. Im übrigen lehrt uns eine Mitteilung des Tacitus, daß um 47 n. Chr. die Chauken unter Führung des Kanninefaten Gannascus die gallische und auch andere Küsten als Seeräuber verheerten; diese „anderen“ können aber nur auf den britischen Inseln zu suchen sein. Vielleicht stammt also die Niederlassung der Chauken in Irland erst aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. J. Pokorny ist diesen Chauken in der einheimischen irischen Überlieferung nachgegangen und hat sie nicht nur in ihr wiedergefunden, sondern auch andere Spuren germanischer Stämme in ihrer Umgebung.

Das Los solcher germanischer Außenposten war natürlich vollständige Keltisierung. Auch die von den Kimbern stammenden Atuatuci konnten solcher nicht entgehen. Sollte es sich aber in diesen beiden Fällen und bei den Alpengermanen und Germani Oretani um die einzigen germanischen Vorstöße handeln, die fern dem geschlossenen germanischen Volksgebiet, mitten im Fremdland, zu Niederlassungen führten?

Der Name der deutschen Hessen, Hassi, Hassii, Hessiones, der mit dem der Chatten irgendwie zusammengehört und jedenfalls dasselbe Volk bezeichnet, kehrt, wie es scheint, auch auf gallischem Boden als Cassi, Casses (Bodio-, Velio-, Vidu-casses) wieder und noch deutlicher ist die Übereinstimmung des Namens der gallischen Turones mit dem der germanischen *Τούρωνοι*, Thuringi, Hermunduri. Daß hier der deutsche Stamm den Namen eines keltischen fort-

führt, in dessen Sitze er eingetreten und mit dessen Resten er verschmolzen ist, etwa wie die slawischen Slezane den der wandalischen Silingi geerbt haben, ist nicht wahrscheinlich, weil wir die Hermunduri zuerst auf dem rechten Elbeufer nachweisen können in einer Gegend, wo Kelten kaum in Betracht kommen. Eher könnte man hier an proethnische Zusammenhänge denken, an Spaltung eines Stammes schon in vorgermanischer und vorkeltischer Zeit. Ähnlich liegt ja das Problem auch bei den Veneti in der Bretagne, bei denen man sich fragen wird, ob man es mit keltisierten illyrischen Venetern zu tun hat oder mit einer Abzweigung eines schon indogermanischen Stammes dieses Namens, der in seinem übrigen Bestand in die Bereiche anderer sich entwickelnder Tochtersprachen des Indogermanischen hineingezogen wurde. Zufällig gleiche Benennung scheint mir auch hier die unwahrscheinlichste unter bestehenden Möglichkeiten.

Mit einem nicht zweifelhaften Fall, wie ein solcher meines Erachtens auch der der Marsaci ist, haben wir es im germanischen Westen zu tun bei den Harudes und Eudusii unter den Hilfsvölkern des Ariovist, von denen nach Caesar die ersteren allerdings noch nicht fest angesiedelt waren, was übrigens auch von den anderen gegolten haben wird: Beide Stämme stehen offenbar mit den Charydes, Charudes und ihren Nachbarn, den Eudoses, Eudusii in Jütland in Zusammenhang.

Diese Harudes, Charudes führen aber noch weiter: über Jütland als Zwischenstation bis nach Norwegen, es sei denn, daß wir die norwegischen Hǫrđar am Hardangerfjord von den jütischen Haruden abzuleiten hätten. Vor der gleichen Frage nach der Richtung der Wanderung stehen wir auch bei den norwegischen Rygir in ihrem Verhältnis zu den Rugii an der deutschen Ostseeküste. Von vornherein wird man hier, da es sich um Nachbarvölker handelt, voraussetzen, daß für beide das gleiche gilt, nicht etwa, daß die Hǫrđar eine Kolonie nach Süden geschickt haben, die Rygir aber eine Kolonie aus dem Süden sind. Auch bei dem Verhältnis zwischen den Goten an der Weichselmündung und den ganz gleichnamigen Gutar auf Gotland, sowie den Burgundiones in Ostdeutschland und den Burgendan, Burgendas des Wulfstan auf der Insel Bornholm handelt es sich von Haus aus um dasselbe Problem, wenn auch hier die Entscheidung ungleich leichter fällt: bei den Goten wegen ihrer Wandersage und ihrer auf nordische Herkunft verweisenden Sprache, bei den Burgundern deshalb, weil ihr Name mit dem der Insel Bornholm, Burgundarholmr, Burgund zusammenhängt und dieser ein typischer Inselname und nicht etwa umgekehrt aus dem Volksnamen ableitbar ist.

Bei den hier in Betracht kommenden norwegischen Stämmen habe ich früher an südgermanische Herkunft gedacht und zwar bei den Hordar wegen des in ihrem Gebiet von M a g n u s O l s e n nachgewiesenen, aus dem Süden stammenden Nerthusdienstes, bei den Rygir, weil ihr poetischer Name Holmrygir mit dem der Ulmerugi „Inselrugier" an der Weichsel sich deckt und wohl bei den Bewohnern des Mündungsdeltas dieses Stromes, nicht aber bei den nordischen Rygir, in deren Gebiet keine Inseln von Bedeutung vorhanden sind, aufgekommen sein könne.

Man wird aber damit rechnen müssen, daß der Nerthuskult im Norden auch außerhalb des Gebietes der Hǫrđar Eingang gefunden hat und auch die Möglichkeit einer Kulturübertragung von einer Kolonie ins Mutterland ist wohl in Anschlag zu bringen, da sich zwischen diesen auch über eine breitere geographische Kluft hinweg noch Fäden des Verkehrs hinüber- und herübergesponnen haben

werden. An einen in Jütland neu eingewanderten Stamm zu denken, wird doch auch durch die Erwägung nahegelegt, daß dort nach der Auswanderung der Kimbern und Teutonen auf weite Strecken freies Land zur Verfügung stehen mußte.

Holmrygir ist aber nur ein poetischer Name der Rygir und offenbar aus einer poetischen Überlieferung, die sich von Haus aus auf die Weichselrugier bezog, auf sie übertragen. Es handelt sich dabei um die Geschichte von Hagen und Hedin. Wenn es im Widsith heißt: Hagena weold Holmrygum and Heoden Glommum („Hagena gebot über die Holmrugier und Heoden über die Glommen"), so ist dabei, wie ich Z.f.d.Altert. 62 gezeigt habe, nur an einen ostdeutschen Schauplatz zu denken, eine Lokalisierung, die auch für den Norden gegolten haben muß, da noch bei Saxo der Kampf zwischen Hǫgni und Hedin auf die Hithini insula, Heđinsey, Hiddensö verlegt wird, deren Name heute noch an diese Urform der Sage erinnert. Der Name Hagena, Hǫgni mit seinem h-Anlaut macht es auch verständlich, warum sich gerade der mit ihm alliterierende Name Holmryge, Holmrygir so leicht erhalten konnte. Da man später aber im Norden von ostgermanischen Rugiern nichts mehr wußte, ist es selbstverständlich, daß man die Sage auf die norwegischen Rygir bezog, die dabei auch den poetischen Namen Holmrygir erbten. Es ist etwas Ähnliches, wenn aus einem König Granmar von Suđrmannaland, d. i. Deutschland, einer des schwedischen Södermanland gemacht wird, wie G. Schütte, Vor Folkegruppe 1, 51, gesehen hat.

Wir haben es also wohl in allen vier Fällen mit Übersiedlungen aus Skandinavien nach Deutschland zu tun, nicht umgekehrt. Und noch ein fünfter Fall tritt hinzu, derjenige der jütländischen *Χάλοι* des Ptolemaios, bei denen schon H. Möller an Auswanderer aus dem südschwedischen, ursprünglich zu Dänemark gehörigen Halland gedacht hat. Es handelt sich dabei überall um Wanderungen zu Schiff über See und daß bei solchen leichter noch als bei denen zu Lande ein Teil eines Stammes in den alten Sitzen zurückbleibt, ist von selbst gegeben.

Auf festländischem Boden führen somit die Wanderungen germanischer Stämme aus dem Binnenlande an den Außenrand des germanischen Siedlungsgebietes oder über dieses hinaus. Daneben siedeln Stämme von Skandinavien nach dem Festlande über. Die keltische Analogie, auf die wir schon hingewiesen haben, gilt für diese Wanderungen über See insoferne nicht, als solche dort, bei den Kelten, die umgekehrte Richtung haben, von Süden nach Norden, von Gallien nach Britannien und Irland. Denn von dem späten, ganz in geschichtliche Zeit fallenden Übertritt der Bretonen in die Bretagne müssen wir hier absehen. Dieser Unterschied steht natürlich in Zusammenhang damit, daß Britannien nicht zum älteren Siedlungsgebiet der Kelten gehört, wie das bei Südskandinavien in bezug auf die Germanen der Fall ist.

Betrachten wir uns die Einwanderungen über die Ostsee herüber näher, so sind Ziel und Ausgangspunkte bemerkenswert. Bei den Haruden und Goten kann freigewordenes Wohnland gelockt haben. Daß norwegische Rugier — auch wenn man eine Zwischenstation annimmt — bis an die Weichselmündung gelangten, ist dagegen der großen Entfernung wegen recht auffallend und hier wird wohl eine besondere Gunst der Lage anziehend gewesen sein. Das gilt dann auch für die an der Ostseite der Weichselmündung sich festsetzenden Goten und ebenso für die Burgunder an der Oder. Die Gegend an der Mündung eines großen Flusses hatte offenbar etwas Verlockendes.

Die Namen der Burgunder und Goten verbinden diese Stämme mit Bornholm und Gotland. Man fragt sich, warum gerade von solchen Inseln große Völker oder doch deren Namen ausgehen.

Für die hervorragende Bedeutung der in Betracht kommenden Ostseeinseln sprechen aber schon die Funde. Von ungefähr 6400 römischen Silbermünzen aus den ersten zwei Jahrhunderten n. Chr., die man bis dahin aus Skandinavien kannte, sind nach Montelius mehr als 4200 auf Gotland, 850 auf Öland und Bornholm, 650 in Schonen, aber kaum 100 auf dem übrigen schwedischen Festland, 600 in Dänemark (außer Bornholm), 5 in Norwegen gefunden worden. Und mit den jüngeren gegen 500 in Skandinavien gefundenen Goldmünzen, sogenannten Solidi, steht es ganz ähnlich. Davon stammen 101 aus Gotland, 164 aus Öland, 117 aus Bornholm, nur 24 aus dem übrigen Dänemark, 71 vom Festlande Schwedens, 1 aus Norwegen. Deutlich wird durch diese Fundverteilung erwiesen, daß der Handel in Germanien zum großen Teile Seehandel gewesen ist und zwar ein einheimischer — denn die Römer kamen nie in die Ostsee —, ferner daß dabei den Ostseeinseln eine besondere Stellung als Handelsplätzen zukommt. Es verhielt sich also in der römischen Zeit mutatis mutandis wie im Mittelalter, wo Visby auf Gotland eine der reichsten Handelsstädte war.

Daß diese Verhältnisse aber nicht erst für die Römerzeit galten, erweisen die massenhaften Funde auf dem in Betracht kommenden Boden, die schon aus der vorrömischen Eisenzeit stammen. Hat doch Amtmann Vedel auf Bornholm allein über 2500 Gräber aus dieser Kulturperiode untersucht, die nirgends im Norden so schön wie hier vertreten ist.

Wenn die Burgunder aus älterer Heimat auch den Namen Burgundofarones mitbringen, so beweist auch dieser Name schon, daß sie dort bereits Seefahrer, Handelsleute gewesen sind. Denn buchstäblich bedeutet er: Leute, die von oder nach Bornholm fahren.

Es scheint mir also, daß es sich bei dem Fußfassen von Burgundern und Goten über der Ostsee — Ausgang und Ziel der Bewegung sprechen dafür — um eine Art von Handelskolonien handelt, die immer mehr Volk über das Meer hinüberlockten. Es müssen dabei nicht alle aus Bornholm selbst, bzw. aus Gotland, stammen. Von diesen Zentren aus mögen auch Teile des festländischen Skandinavien beherrscht worden sein. Aus einem so engen Raume wie Bornholm allein läßt sich ohnedies kein großes Volk ableiten. Es verschlägt also auch nichts, wenn etwa die ältesten gotischen Funde mehr nach der Küste von Östergötland hinweisen sollten. Um den Namen der Insel Gotland kommt man bei den Goten doch nicht herum.

Das Verhältnis von Burgundern und Goten zu Bornholm und Gotland ist darnach kein wesentlich anderes als das der Punier in Afrika zu Tirus.

Vielleicht ist es aber besser, sich nicht auf auswärtige, sondern auf jüngere einheimische Seitenstücke zu berufen. Kaum weit entfernt von der Stelle, wo sich die Burgunder zuerst in Deutschland festgesetzt haben müssen, an der Odermündung, entsteht in der Wikingerzeit in dem inzwischen wendisch gewordenen Lande durch Niederlassung dänischer Kauffahrer und Seeräuber — das läuft damals ziemlich auf dasselbe hinaus —, die sich zu einem Männerbunde, einem heidnischen Orden, zusammengeschlossen hatten, die Jomsburg. Ihre Bewohner, die Jomswikinger, gelangten von dort aus zu einer ganz hervorragenden Machtstellung im Norden. Dänen setzten sich aber auch wie früher die Goten an der preußischen Küste, Schweden an der Estlands und Finnlands fest und gründeten

dort ihre Kolonien. Vor allem aber müßten hier die schwedischen Wäringer, die Begründer des russischen Staates, genannt werden, die auch bald als friedliche Kaufleute, bald als Wikinger auftreten.

Schon in altgermanischer Zeit waren übrigens die Goten an der Weichsel kaum die östlichste germanische Kolonie. Nach dem übereinstimmenden Urteile der schwedischen und finnischen Altertumsforscher erweisen in Finnland die Bodenfunde germanische Niederlassungen, die weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichen. An der baltischen Küste nennt Ptolemaios östlich von der Weichsel vier Flüsse *Χρόνος, Ῥούδων, Τουρούντης, Χέρσινος*, vermutlich Pregel, Memel, Windau und Düna, von deren Namen zwei einen Anlaut zeigen, der dem Finnischen wie dem Litauischen fremd, wohl aber germanisch ist. Was an schwedischem und deutschem Volkstum in den Ostseeprovinzen fortlebt, lagert also über älteren germanischen Schichten.

Auf all diese Dinge möchte ich aber hier nicht näher eingehen, weil ich ja gerade die Volksnamen herausgreifen und zeigen wollte, was sie im besonderen uns lehren. Es kamen etwa 20 Namenpaare in Betracht, von denen keineswegs alle, aber weitaus die meisten als sicheres Material bezeichnet werden können. Sie lassen uns vorgeschichtliches Geschehen, vorgeschichtliche Stammesbewegungen, ermitteln und geben uns eine wertvolle Ergänzung der Bodenforschung an die Hand, die mit eigenen Mitteln nur eine namenlose Geschichte erschließen kann. Die Summe jener Bewegungen der Einzelstämme ergibt die der Gesamtnation. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß diese keine geschlossene Einheit darstellt, kein zusammenhängendes politisches Gebilde ist. Ihre Ausbreitung oder ihr Rückgang ist nur das Ergebnis der Ausbreitung oder des Rückganges der Einzelstämme, aus denen sie sich zusammensetzt.

Die vorgeschichtliche Leichenverbrennung in Europa.

Von Dr. Eduard Beninger, Wien.

Mit 9 Abbildungen.

Es steht fest, daß schon die ältesten uns erhaltenen Totenbestattungen, die bis in die Eiszeit zurückreichen, rituelle Bedeutung gehabt haben. Die unverkennbaren Merkmale regelrechter Grabherstellung, die Behandlung des Leichnams und vor allem der Brauch, Beigaben in Form von Gebrauchsgegenständen, Waffen, Schmuck und Speisen mitzugeben, bieten ausreichende Grundlagen zur Erkenntnis und Beurteilung des streng eingehaltenen und befolgten Totenkultes, der ja nichts anderes als die Fortsetzung sozialer oder religiöser Pflichten über den Tod hinaus darstellt. Dadurch sind uns aber auch Rückschlüsse auf das Geistesleben des vorgeschichtlichen Menschen gestattet. Man kann also den Versuch machen, das geistige Wachstum der alteuropäischen Kulturen in seinen Maßstäben und Richtlinien aufzufinden.

Während der Älteren Steinzeit herrschte die Hockerbestattung vor. Die Fesselung erfolgte aus Furcht vor dem „lebenden Leichnam"; die Beigaben bezweckten andererseits, die Toten sich günstig zu stimmen. Die Annahme, die Toten

seien in Schlafstellung beerdigt worden, wird heute bereits abgelehnt. Daneben finden wir auch die gestreckte Lagerung. Diese auf eine angenommene „Nichttotenfurchtkultur" zurückzuführen, widerspricht meiner Meinung aller Kenntnis, die wir bisher von der kulturellen Stellung des Eiszeitmenschen besitzen; ganz abgesehen schon davon, daß man ja nicht weiß, ob nicht auch die in gestreckter Lagerung bestatteten Toten gefesselt waren. Bei einer dritten Bestattungsart finden wir, allerdings sehr vereinzelt, magische Handlungen, wie die Schädelverscharrung und die Anröstung einiger Körperteile (die jedoch mit der Leichenverbrennung, auch als Vorstufe, nichts zu tun hat). Innerhalb der eiszeitlichen Totenehrung besitzen wir keine sachlichen Anzeichen, die Rückschlüsse auf einen Seelenglauben gestatten.

Erst in der jüngeren Steinzeit haben wir einige wenige Anhaltspunkte dafür, daß die Idee des lebenden Leichnams durch die Idee vom seelischen Weiterleben des Verstorbenen abgelöst wurde (Seelenloch, Öffnung der Grabkammern u. a. m.). Nun ergeben sich die fesselnden Beobachtungen bezüglich der Unterscheidung zwischen Körper und Seele als getrennte und doch geheimnisvoll miteinander verbundene Bestandteile des menschlichen Ichs. Wenn es also auch noch nicht entschieden ist, ob der Totenkult in seinen frühesten Ansätzen etwas mit dem Seelenglauben, der Selbständigkeit der Psyche, der begrifflichen Trennung zwischen Materie und Seele zu tun hat, so ist doch immerhin bereits in weit zurückliegender Zeit die Loslösung der Lebensfunktionen vom Körper und ihre Zusammenfassung unter dem Begriff eines anderen Ichs, also der Dualismus zwischen Leib und Seele, als Ergebnis entwickelter Denkstufen bestimmt nachzuweisen.

Wir wollen uns hier nur einer bestimmten rituellen Art der Totenbestattung, nämlich der Leichenverbrennung zuwenden. Sie hat sich in Europa *selbständig entwickelt* und tritt hier nicht in folge von Beeinflussung durch andere Völker auf, geschweige denn, daß sie überhaupt durch einwandernde Völker mitgebracht worden wäre. Wir finden etwa um 3000 vor Beginn unserer Zeitrechnung die ersten Spuren unvermutet in einer mitteleuropäischen Zone, die von den Ufern des Dnjeprs durch Deutschland hindurch bis nach Nordfrankreich reicht. Der Umschwung in der Bestattungsart kann nicht gleich durchgreifend gewesen sein, da das Auftreten anfänglich nur stellenweise festzustellen ist. Die Ausbreitung des neuen Gedankens nach Norden und Süden hat nur langsam Boden gewonnen und es dauerte oft lange, bis sich diese Grabsitte durchsetzte. In den meisten Ländern kommt die Leichenverbrennung nicht überall gleichmäßig zur Herrschaft. Wir wollen uns heute nicht mit der Geschichte der Leichenverbrennung befassen, ihr Auftreten in den europäischen Ländern nicht zeitlich verfolgen und feststellen. Diesbezüglich mögen folgende Bemerkungen genügen.

Die ersten Anzeichen scheinen sich bei den ackerbautreibenden Trägern der jungsteinzeitlichen Bandkeramik zu finden, bald darauf tritt sie bei den indogermanischen Schnurkeramikern auf, ferner in der Bretagne und vereinzelt in Mittelfrankreich. In Mitteleuropa und bei den Germanen herrscht die Leichenverbrennung von etwa 1500 vor Beginn unserer Zeitrechnung bis in die Römerzeit; in Mitteleuropa bildet nur der Kern der Hallstattkultur und der keltische Machtbereich eine Ausnahme. In Westeuropa dringt die Leichenverbrennung um 1000 durch und hält sich ebenfalls bis zur Römerzeit. Nach Italien kam sie durch die indogermanischen Einmärsche, die etwa um 2000 über die Bündner Alpen vordrangen und als „verbrennende Italiker" in Oberitalien erschienen. Um 1500 ergossen sie sich über den Appennin und Mittelitalien, wo sie die Träger der Vila-

novakultur wurden. Die Urbewohner Italiens nahmen die Totenverbrennung nicht gleichmäßig an, am langsamsten in den abgeschlossenen Berggebieten. Mit der Ausdehnung des römischen Machtbereiches und vielleicht auch unter Einfluß der Germanen haben die Kelten 150 vor Chr. fast durchgehends der Leichenverbrennung gehuldigt. Als in Rom unter Einfluß der orientalischen Religionen die kalte Bestattung die geistigen Vorstellungen zu beherrschen begann, erstarkte die umbrisch-oskisch-etruskische Überlieferung, die sich im Innern von Mittelitalien und im Süden erhalten hatte, und drang ins Römische Imperium. Die kalte Grablegung empfing dabei die größte Unterstützung durch den Sieg des Christentums. Auf dem Balkan tritt die Verbrennung etwa um 1200 auf und läßt sich dort ebenfalls bis zum Beginne unserer Zeitrechnung bei einzelnen Stämmen belegen. In den Dichtungen Homers spielt die Feuerbestattung eine hervorragende Rolle. Bei Homer ist die Verbrennung der Leiche eine unerläßliche Bedingung für die Ruhe der Entschlafenen und das Heil der Hinterbliebenen. Erst wenn die Flammen des Scheiterhaufens den Leib verzehrt haben, ist die Seele frei und kann in die Unterwelt, in das Reich der Toten eingehen. Bleibt der Körper unverbrannt, so irrt die Seele an dem Orte, wo jener geblieben ist, klagend umher. Über die Asche der Toten wölbt sich als Ehrenmal der hochaufgeschüttete Grabhügel. Nur verhaßte Feinde werden unbestattet hingeworfen, um ihr Eingehen ins Schattenreich zu verhindern.

Die ältesten Kulturen des Nahen Orients kennen ohne Ausnahme nur die kalte Bestattung. Die Sorge um die Erhaltung des Leichnams hat besonders bei den Babyloniern, Assyrern und Ägyptern eine Menge von Denkmälern und Grabgebräuchen entstehen lassen. Bei manchen Völkern des Ostens, z. B. bei den Phönikern, ist unter griechischem Einflusse die Feuerbestattung später wohl durchgedrungen. Aber im Beginne und bis zum Höhepunkte ihrer Entwicklung waren alle diese Völker von der primitiven Vorstellung beherrscht, daß der Erhaltung des Leibes eine hohe Bedeutung für das Weiterleben in einem Jenseits zukomme. Diese Vorstellung ist als Lehre von der Auferstehung des Fleisches auch in das Christentum übergegangen. Ebenso drückte sie den Gräbersitten der islamischen Völker auf ihrem eigenen alten Boden dasselbe Gepräge auf. Bei christlichen Kulturvölkern, aber auch bei primitiven Naturvölkern, welche brandlos bestatten, werden bezeichnenderweise Hexen, Ketzer, Schamanen und Zauberer verbrannt.

In mehreren Ländern finden wir oft beide Bestattungsarten nebeneinander. Die Ursachen dafür dürften nicht in allen Fällen tiefgreifend gewesen sein. Die Einfachheit und Billigkeit der kalten Beerdigung mag sicherlich eine ausschlaggebende Bedeutung beibehalten haben. So pflegen heute noch in Japan, wo nahezu die Hälfte sämtlicher Verstorbener feuerbestattet wird, die ärmeren Klassen ihre Toten aus Sparsamkeitsrücksichten nicht zu verbrennen. Das Eine steht jedenfalls fest, daß die Leichenverbrennung nördlich der Alpen älter ist als in den Mittelmeerländern, daß sie dorthin also vom Norden her kam. Um 1500 vor Beginn unserer Zeitrechnung vollzog sich in Mittel- und Nordeuropa, vor allem bei den Germanen, der Wechsel in der Bestattungsart mit einer Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit, wie er nur mit dem Siege einer neuen Religion verglichen werden könnte.

Wir wollen versuchen, die wichtigsten Sitten und Gebräuche der Leichenverbrennung, die verschiedenen Arten der Feuerbestattung vorzuführen. Wir geben dabei aber nur eine reine Formenübersicht, ohne die zeitlichen Ansätze zu berück-

sichtigen. Vielleicht gelingt es uns, wenn wir die verschiedenen Ausdrucksformen dieser Totenverehrung betrachten, den Sinn zu ergründen, der diesem Brauchtume zugrunde liegen muß.

Beisetzung in Urnen. Als Behälter der Knochenüberreste verwendete man tönerne Gefäße. In den Graburnen findet sich der reine, weißgebrannte Knochenkalk ohne Beimischung von Asche und Holzkohlenteilchen. Man hat also nach der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen die Knochenreste entweder sorgfältig ausgelesen oder besonders gereinigt. Auf Ausnahmen werden wir noch zurückkommen. Zwischen oder auf den verbrannten Knochen trifft man zuweilen Schmelzreste von Metall oder anderen Substanzen, die von mitverbrannten oder



Abb. 1. Jungbronzezeitliches Hügelgrab von Nieder-Herzogswaldau, Schlesien. (Nach J. Raschke.)

angebrannten Beigaben herrühren. Doch finden sich häufig auch unverbrannte Beigaben. Im allgemeinen muß aber gesagt werden, daß mit der Sitte der Leichenverbrennung gewöhnlich eine Abnahme des Grabgutes zu bemerken ist. Es hat den Anschein, als ob die Aussteuer für den Toten ihren Zweck verloren hat. Die Aschenurne wurde in einem im Boden ausgehobenen Grabe beigesetzt, die entweder eine gewöhnliche Grube war oder durch besondere Steinsetzung einen geschützten Raum für die Grabgefäße bot. Auch ausgesprochene Steinkisten findet man. Die Beigaben von Speise und Trank werden meistens in eigenen Gefäßen verwahrt, so daß die Ausstattung eines Grabes oft sehr reich ausfallen kann (Abb. 1 u. 2). Manchmal kommt es auch vor, daß Aschenurne und Beigefäße in einem großen Topfe gemeinsam verwahrt werden. Solche Urnen werden gerne in schmale, tiefe Schächte eingestellt und, bevor die Erde aufgeworfen wird, mit einer Schicht von Steinen besonders geschützt. Solche Schachturnengräber finden sich besonders in Italien (Abb. 3). Ein seltener Brauch ist es ferner, oberhalb der Aschenurne eine mächtige Vase als Wahrzeichen des Grabes aufzurichten, durch deren hohlen Boden Spenden ins Grab fließen konnten. Dies findet sich bei der Dipylon-Nekropole von Athen (Abb. 4). Urnenbeisetzung erfolgt anderswo in sog. Flachgräbern, deren oberirdischer Schmuck und Kennzeichnung heute nur mehr schwer (z. B. durch Pfostenlöcher) oder gar nicht festzustellen sind, oder es bestand die Sitte, über dem zugedeckten Erdgrabe künstliche Hügel aufzuwerfen.

Die Gräber finden sich einzeln oder in großen Totenstädten, mit oder ohne besonderer Einhaltung gegenseitiger Lagerung und Richtung der Kopfenden. Diese mannigfachen Gebräuche wechseln bei den verschiedenen Völkern und schaffen eigenartige Ausdrucksformen.

Absichtliche Beschädigung von Beigaben. Auffallend ist bei Brandbestattungen die oft und überall nachzuweisende Beobachtung, daß die Beigaben nicht nur durch die Einwirkung des Feuers eine Beschädigung erfahren, sondern daß auch eine geradezu vorsätzliche Zerstörung bezweckt wird. Man findet entweder bei den Gefäßen eine Wandung, den Boden oder Henkel absichtlich ausgebrochen, oder es sind die Lanzen und Schwerter zusammengebogen.



Abb. 2. Frühgermanisches Urnengrab aus Gr. Beckern, Schlesien. (Nach Tackenberg.)

Aber auch Nadeln, Armbänder u. dgl. sind beschädigt. Man glaubte früher, daß die räumliche Einschränkung eines Urnengrabes diese Sitte veranlaßt habe, doch stellte sich diese Annahme später als irrig heraus, da solche verbogene Waffen auch in Skelettgräbern gefunden wurden. Es besteht demnach kein ursächlicher Zusammenhang zwischen Feuerbestattung und absichtlicher Beschädigung der Beigaben, doch findet diese Sitte erst mit der Leichenverbrennung weite Verbreitung. Es handelt sich offenbar um religiöse Anschauungen, die in einer Richtung liefen und vereinigt einen Höhepunkt der Leichenverehrung darstellen. Denn entweder sollte das Verbiegen des Schwertes die Trauer um den Helden ausdrücken oder man dachte sich die Waffe gleichsam belebt: so mußte sie zerstört werden, um, gleich dem Weibe und den Sklaven, der Seele des Verstorbenen ins Jenseits zu folgen. In nachchristlicher Zeit ist diese Sitte verschwunden, doch sind die absichtlichen Zerstörungen noch bei Opferfunden nachweisbar, die den Göttern nach siegreichen Kämpfen geopfert wurden.

Schutz für den Toten. In Italien schützte man die Schachtöffnung an manchen Orten mit einem großen Stein von runder oder ovaler Form. Dieser stammte nicht immer vom Orte, sondern wurde oft, trotz seines außerordentlichen Gewichts, von ferne herbeigeschafft. Der Stein, im Umfange größer als die Schachtöffnung, ruhte auf einem dafür beim Aushauen des Schachtes vorgesehenen Vorsprunge. Die sich kegelförmig erhebende Oberfläche dieses meist allerdings unverzierten Deckelsteines ist mitunter in die plastische Form eines elliptischen Schildes mit Mittelrippe gebracht oder sie zeigt selbst im Relief, ausgehauen oder eingraviert, das Bild eines überflochtenen, wenn nicht mit entsprechend verziertem Metallbleche überzogen gedachten Rundschildes; vereinzelt in leicht

erhobener Modellierung die Zeichnung eines Blattes von ovaler Form. Man sah in solchen gewaltigen, nur von vielen vereinigten Kräften zu bewältigenden Steinen einen wirksamen Schutz des Toten und drückte diese Schutzempfindung durch die Schildform aus, wie anderswo durch einen metallenen oder in Ton nachgebildeten Helm als Deckel der Aschenurne. Dieser Parallelismus des Empfindungsausdruckes spricht sich besonders deutlich aus in dem gravierten Schmucke eines ebenfalls als Helm gedachten Deckels auf einem italienischen Aschengefäße etwa des 9. vorchristlichen Jahrhunderts: auf einer Seite ein elliptischer, auf der anderen

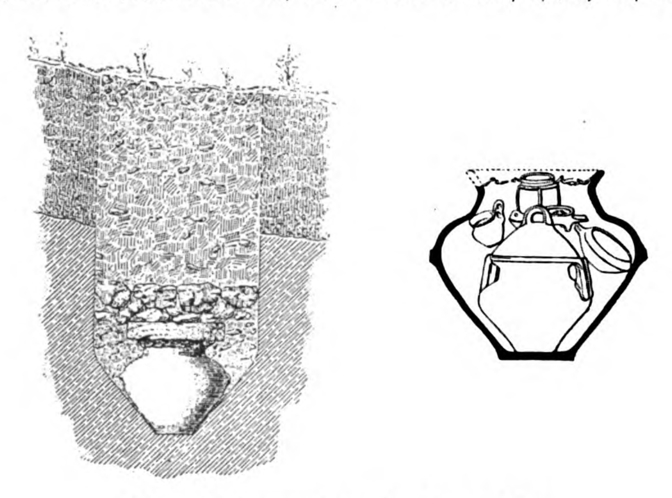


Abb. 5. Schachturnengrab aus Grottaferrata, Italien.

ein Rundschild. Wir gewinnen dadurch einen Fingerzeig zur Beantwortung der Frage, ob die Leichenverbrennung einem gesteigerten Furchtgefühl vor der möglichen Wiederkehr des Toten entsprang, indem man ihn als kraftlosen Schatten für immer ins Totenreich verbannte, oder, wie wir noch hören werden, erhöhter pietätvoller Liebe. In unserem Falle wenigstens sehen wir, auf welche Weise die Hinterlassenen die verbrannten Toten noch durch Angleichung des Grabschutzes an die Form von Verteidigungswaffen sorgsam zu wahren suchten, dachte man ja bei Belastung des Grabes durch einen so gewaltigen Stein keinesfalls mehr an eine dem Lebenden durch Rückkehr des Toten drohende Gefahr.

Brandschüttungsgräber (Abb. 5b). Urnengräber, die eine Beimengung von Brandresten aufweisen, nennt man Brandschüttungsgräber. Diese Brandreste bilden den Rückstand des Scheiterhaufens, auf dem der Tote verbrannt wurde, denn es finden sich verschmolzene oder sonst durch Feuer beschädigte Beigaben. Nicht selten wird freilich die Hauptmasse der Knochen und Beigaben in den Brandschüttungsgräbern noch in der Urne beigesetzt und erst darüber und ringsherum der übrige Rückstand des Scheiterhaufens hingeschüttet. Der Ursprung der Sitte, außer den verbrannten Knochen auch die übrigen Reste des Leichenbrandes im Grabe niederzulegen, ist in den östlichen Alpenländern zu suchen. Bereits um 1100 finden sich dort derartige ausgedehnte Friedhöfe. Um 150 v. Chr. treten sie in Ostdeutschland und Polen zahlreich auf, wo sie für die germanischen Stämme der Wandalen und Lugier kennzeichnend sind.

Brandgrubengräber (Abb. 5a). Eine weitere Entwicklungsstufe der Brandschüttungsgräber sind urnenlose Bestattungen in Grubenform, die den gesamten Rückstand der Leiche enthalten, d. h. außer den verbrannten Knochen und Beigaben auch die Reste des Scheiterhaufens (Holzkohle und Asche). Als Ursprungsgebiet dieser Brandgrubengräber sind ebenfalls die Ostalpenländer anzusehen. Um 150 vor Chr. bilden sie in Ostdeutschland und Polen ein kennzeichnendes Merkmal für die germanischen Goten und Burgunden. Dem ersten Eindrucke nach konnte man vielleicht annehmen, daß die Brandschüttungs- und Brand-

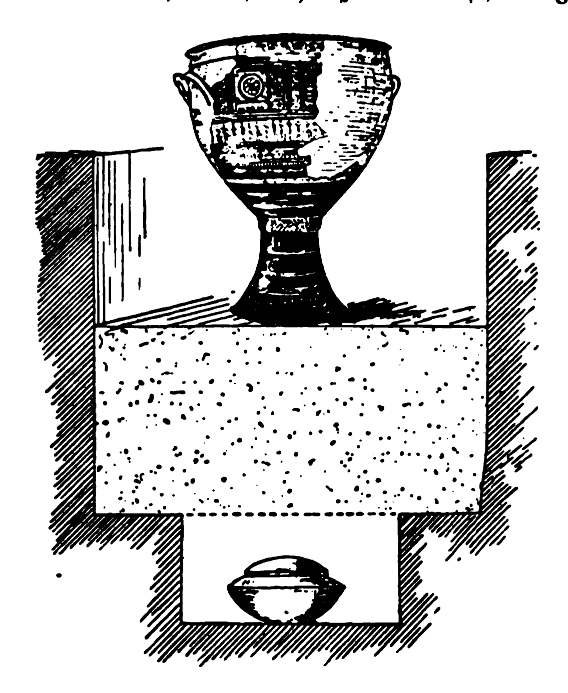


Abb. 4. Grab der Dipylon-Nekropole von Athen.

urnengräber weniger sorgfältig und pietätvoll angelegt wären als die übrigen Urnengräber ohne Beisetzung der Brandreste, also das Ergebnis einer Entartung des ursprünglichen Bestattungsritus bilden. Bei genauer Prüfung ergibt sich aber, daß sie im Gegenteile eine Vervollkommnung des ursprünglichen Begräbnisbrauches darstellen. Die Pflicht der Pietät gegen den Verstorbenen wird nunmehr auf alles das ausgedehnt, womit sein Leichnam während der Verbrennung in Berührung gekommen ist. Dazu werden nun auch die Reste des Scheiterhaufens dem Inhalte des Grabes beigefügt, wobei z. T. vielleicht noch die Rücksicht mitgewirkt hat, daß bei dem früher üblichen Auslesen der Knochen aus den Resten des Scheiterhaufens leicht Teile des Leichnams übersehen werden konnten. Eine solche, wenn auch unbeabsichtigte Schändung der Leiche könnte aber den Hinterbliebenen die Rache des Toten zuziehen. Von diesem Standpunkte aus erscheinen die Brandschüttungsgräber als Übergangsform von den reinen Urnengräbern zu den Brandgrubengräbern, in denen dann jede Spur einer Urne fehlt und der im Brandschutt verstreute Leichenbrand in einer Grube beigesetzt wird.

Gesichtsurnen (Abb. 6). Große Bedeutung und Interesse kommt den sog. Gesichtsurnen zu. Es handelt sich um hochhalsige Aschengefäße, die eine mehr oder minder vollkommene Gesichtsdarstellung zeigen. Bald finden sich nur Ohren

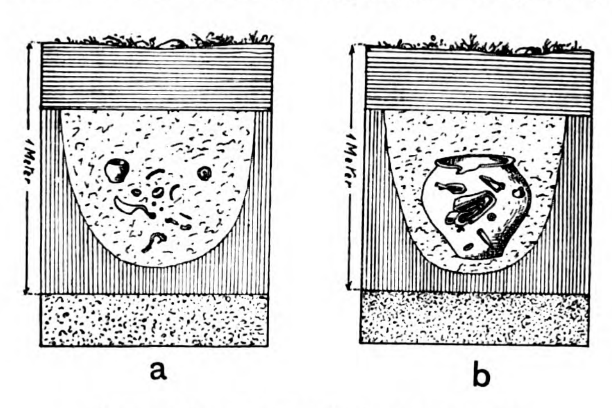


Abb. 5. a) Brandgrubengrab, b) Brandschüttungsgrab. (Nach Anger.)

an den Seiten des Urnenhalses, bald sind nur Nase und Augen oder Nase und Mund dargestellt. So zeigen diese Gesichtsnachbildungen große Mannigfaltigkeit. Von solchen, die kaum eine Andeutung des Gesichtes erkennen lassen, bis zu solchen,

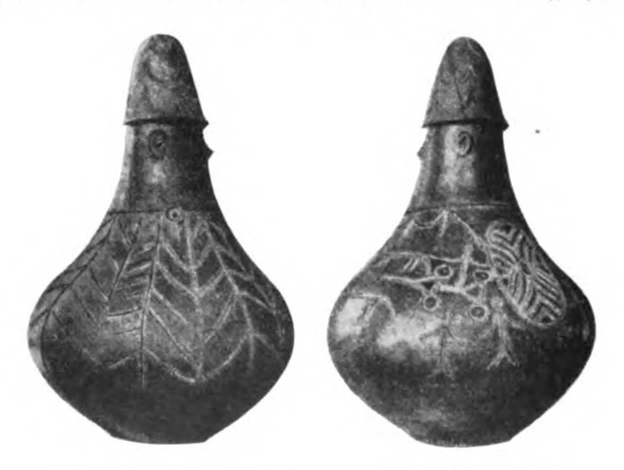


Abb. 6. Gesichtsurnen aus Jraban, Westpreußen (Pommerellen). (Nach La Baume.)

bei denen die Augenbrauen, Ohrmuscheln und Lippen sorgsam ausgearbeitet sind. Die Ohren sind oft durchbohrt und tragen bronzene und eiserne Ringe mit blauen Glasperlen, Bernsteinperlen oder Muscheln, auch Kettchen mit Klapperblechen und sonstigen Zieraten daran. Fast alle Gesichtsurnen haben einen Deckel in Gestalt einer Mütze oder eines spitzen Hutes mit Krempe — sicherlich Nachahmungen einer wirklichen Kopfbedeckung aus Wollstoff. Der Deckel greift gewöhnlich

mit einem Falz in den Hals der Urne ein. Zuweilen sind auch die Arme und Hände auf dem Bauche der Urne dargestellt, sei es durch Einritzen von Linien oder plastisch oder vertieft. Es finden sich auch unabhängig von der Gesichtsdarstellung an verschiedenen Stellen der Gesichtsurne, besonders am Bauchteil durch Einritzen von Linien hergestellte Zeichnungen von Schmuckgegenständen, Tieren, Reitern, Wagen, Bäumen und Waffen. Bei den Gesichtsdarstellungen handelt es sich nicht, wie man früher glaubte, um die Abbildung einer Totengottheit, sondern um ein mehr oder minder geglücktes Abbild eines bekleideten und geschmückten Menschen, vielleicht des Toten selber. Das geht auch schon daraus hervor, daß die meisten Gesichtsurnen ohne weiteres als weibliche und männliche „Porträts" erkenntlich sind. Im einen Falle sind wirkliche Ohrgehänge oder sonstiger weiblicher Schmuck dargestellt, im anderen fehlen diese weiblichen Erscheinungen und kommen häufige Waffenzeichnungen vor. In solche Gesichtsurnen kam also die Knochenasche. Der Gedanke, auf Graburnen den menschlichen Körper oder Teile von ihm, besonders des Gesichts, nachzubilden, ist zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen, weit voneinander entfernten Gegenden selbständig aufgetreten, ohne daß ein zeitlicher oder räumlicher Zusammenhang bestand. In Ostdeutschland und Polen, wo die Gesichtsurnen etwa um 700 plötzlich auftreten, sind Germanen als Träger gesichert... Die Beisetzung erfolgte dort in einer aus Sandsteinplatten zusammengefügten Steinkiste. Die Zahl der in einem Grabe befindlichen Gesichtsurnen und übrigen Beigefäße kann bis zu dreißig betragen, es handelt sich also um ausgesprochene Familiengräber. Leichenbrandreste von Kindern sind häufig in besonders kleinen Urnen beigesetzt worden.

Speicherurnen (Abb. 7). In vorgeschichtlicher Zeit finden wir öfters auch Tongefäße, die kleine, keramische Nachbildungen von Hütten darstellen. Die viel klareren Verhältnisse in Ägypten (2100—1600 v. Chr.) zeigen, daß sie als Votivgaben in Gestalt von Kornspeichern oder Küchenmodellen der Gottheit dargeboten wurden, um ihr die ständige Füllung des wirklichen Vorbildes nahezulegen. Für die alteuropäischen Stücke nahm man früher an, daß sie Modelle von Wohnhäusern seien. Solche vermeintliche „Hausurnen", wie man sie nannte, wurden als sichere Abbilder angesehen, deren Widergabe unbedenklich für herzustellende Modelle von Wohnhausformen verwertet wurden. Man ging sogar soweit, zu glauben, daß die „Hausurnen" mit Standfüßchen Nachbildungen von Pfahlbauhäusern seien. Von solchen Ansichten ist man in letzter Zeit abgerückt und man nimmt jetzt mit Recht auch für Europa an, daß diese Urnen tönerne Abbildungen von Getreidespeichern darstellen. Insoweit ist man dann auch berechtigt, die Ergebnisse aus der baugeschichtlich-stilistischen Analyse der einzelnen Tonurnen praktisch in Modellen zum Ausdrucke zu bringen, da Rückschlüsse auf die abgebildeten Getreidespeicher in gewissen Grenzen unbedingt statthaft sind. Absehen muß man natürlich von den Zutaten des keramischen Hausgewerbes, wie z. B. von den schon erwähnten Verzierungen mit Füßchen, oder von individuellen Einzelzügen, die auf zugrunde liegende Jenseitsvorstellungen zurückzuführen sind. Die ältesten Speicherurnen finden sich in Mähren, Niederösterreich (St. Pölten), Siebenbürgen und Bulgarien aus der Zeit um etwa 3000 v. Chr. Sie stammen allerdings nicht aus Gräbern, sondern aus Siedlungen der jungsteinzeitlichen Bandkeramiker und gewinnen für uns dadurch an Bedeutung, als solche Speicherurnen später auch als Aschenurnen oder als Beigefäße für die Grabbestattung verwendet werden. Zuerst in italienischen Grubengräbern seit 1200 v. Chr., in Deutschland in Steinkisten seit etwa 900 v. Chr. Das dritte Hauptverbreitungsgebiet liegt in Krain, wo sie

aber erst aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten belegt sind. In China finden wir Speicherurnen seit 100 n. Chr.; sie reichen als Grabbeigaben bis in die Tangzeit (618—967); einige von ihnen sind bereits glasiert. In keinem Lande aber ist der totenkultische Gedanke so allgemein, daß jeder Verstorbene seine Speicherurne ins Grab bekam. Die Zahl der Speicherurnen ist vielmehr gegenüber den übrigen Aschenbehältern außerordentlich gering. Es liegt auch nahe, daß wohl nur der Vornehme und Wohlhabende im tönernen Abbild des Getreidespeichers bestattet wurde, während der gewöhnliche Mann eine Aschenurne einfacherer Form erhielt. Es ist auch die Annahme geäußert worden, daß der größere Teil der zum Grabritus herangezogenen Speicherurnen aus Holz oder einem anderen vergänglichen Stoffe bestanden habe. Belege sind dafür bei den Etruskern in Italien und den Ägyptern vorhanden. Einzelne Graburnen tragen, wie schon gesagt, kultische Verzierungen. So finden wir manchmal am vorderen Ende des dargestellten Firstbalkens plastische Tierfiguren, was vielleicht auf irgendeine Form von Tierverehrung zurückzuführen ist. Große religionsgeschichtliche Bedeutung besitzen die Speicherurnen, die eine Verbindung mit dem Porträtgedanken eingehen, die sog. Gesichtstürurnen. Die Gesichtsdarstellung findet sich am Hals der Urne, die Türe am unteren Bauche. Wir finden sie in Etrurien und in Ostdeutschland um 400 v. Chr., doch ist diese Verquickung der beiden Grabvorstellungen außerordentlich selten.

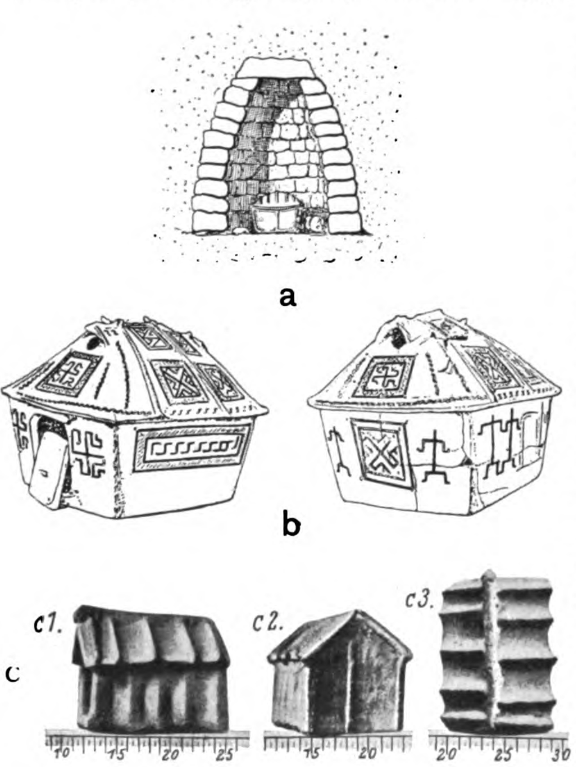


Abb. 7. Speicherurnen aus a) und b) Corneto, Italien, c) Jaispitz, Mähren.

Fensterurnen. So werden tönerne Getränkschalen in Topf- und Becherform genannt, die im Boden, seltener in der Wandung Öffnungen besitzen, die durch eine Glasscheibe geschlossen sind. Sie dienen hauptsächlich für die Aufnahme flüssiger Beigaben des Grabkultes, doch werden sie ebenfalls, und zwar auch die ausgesprochenen Trankgefäßformen als Aschenurnen verwendet. Wir finden sie im 1. und 2. vorchristl. Jahrtausend in Transkaukasien und Troja, im 3. bis 5. nachchristl. Jahrhundert in Deutschland, Skandinavien, Posen, Frankreich und England. Es scheint, daß dieser Brauch in germanischen Ländern zu selbständigem Eigenleben neu erstarkte. Der gemeinsame geistige Hintergrund der Fenstergefäße

mit den Getreidespeicherurnen ist nicht von der Hand zu weisen und soll uns weiter unten noch beschäftigen.

Das Seelenloch. Primitive Jenseitsvorstellungen erfordern, daß dem Toten die Möglichkeit geboten wird, das Totenhaus zu verlassen, wenn er mit der Welt der Lebenden in Verkehr treten will. So finden wir schon bei den großen für Skelettbestattung hergerichteten Steinbauten ein sog. „Seelenloch" angefertigt. Auch bei Baumsärgen findet sich manchmal ein kleines rechteckiges Loch, das für praktischen Gebrauch zu klein ist und sich nur aus solchen Vorstellungen heraus erklären läßt. Da der Aschenbehälter nun aus naheliegenden Gründen allseits verschlossen werden mußte, war es nötig, der darin gefangenen Seele des Toten einen besonderen Ausweg zu schaffen. Bei Urnenbestattungen wird ein solches Seelenloch einfach dadurch hergestellt, daß in das Gefäß, meist in den Boden, ein kleines Loch gebohrt oder eingeschlagen wird, wie wir es bereits in den frühesten Zeiten der Brandbestattung finden. Dieser Zug ist dadurch besonders wichtig, daß er sich bei primitiven Völkern noch heute findet. Ja, man braucht gar nicht kulturell zurückgebliebene Völker heranzuziehen, auch bei uns könnte man solche alte, rückständige, auf tief begründeter, aber im Bewußtsein nicht mehr wachen Überlieferung beruhende Gebräuche noch bemerken. So stellt eine Szene aus Gottfried Kellers berühmten Roman „Der grüne Heinrich" (Band II, Kap. 7) nicht bloße dichterische Erfindung dar, sondern entspricht wirklichem, an einigen Orten noch heute geübtem Gebrauche: die Spielgefährtin des jungen Heinrich ist gestorben und dem Deckel ihres Sarges wird „der Sitte gemäß" ein Glasfensterchen mit Schieber eingefügt.

Schiffsgräber. Zu besonders prunkvollen Bestattungen führen jene religiösen Grabkulte, in deren Mittelpunkt die Bootfahrt ins Jenseits steht. Schon an den jungsteinzeitlichen Großsteingräbern in Westeuropa finden wir Schiffsdarstellungen angebracht. In Ägypten gab man in die Gräber kleine Schiffchen, auch aus Gold und Silber; auf Kypern aus Ton. Auf den Balearen wurden Gräber in Schiffsform angelegt, in Griechenland erhielten Tempel Schiffgestalt. Seine nachhaltigste und auch lange in die geschichtliche Zeit hineinreichende Auswirkung erlebte dieser Kult bei den Germanen in ihrer nordeuropäischen Heimat. Die ersten Anhaltspunkte bieten sich uns um 1800 v. Chr., wo wir an den großen Steinplatten eines Grabes, aber auch sonst mannigfach auf Felsflächen Ritzzeichnungen von Schiffen finden. Um etwa 1000 v. Chr. werden auf den Inseln Bornholm und Gotland, später auf dem schwedischen Festlande, schiffsförmige Steinsetzungen oberhalb der Gräber angelegt (Abb. 8 u. 9). Auch daß die steinerne Grabkammer selbst Schiffsform hatte, konnte festgestellt werden. Der Kult wird aber wohl nur in örtlicher Ausprägung und Auswirkung vorhanden gewesen sein. Um 150 v. Chr. ist er sicherlich in Nordeuropa völlig verblaßt. In dieser Zeit finden wir die Vorstellungen von der Bootfahrt ins Jenseits besonders in den östlichen Mittelmeerländern herrschend. Es sei hier nur an den Obolos, den Charonspfennig, erinnert. Erst um 300 n. Chr. gelangte die alte Sitte der Schiffsgräber bei den Germanen wieder zu neuem Ansehen, allerdings in anderer Form. Die Wikinger bestatteten ihre Toten auf Schiffen. Diese Sitte nahm im 6. Jahrh. n. Chr. von Mittelschweden und Norwegen ihren Ausgang, gelangte ostwärts bis nach Westfinnland, vereinzelt auch nach Rußland, westwärts bis nach Schottland und in die Bretagne. Sie dauerte im Norden bis ins 11. Jahrh., bis der Sieg des Christentums dort entschieden war. Diese Schiffsbestattungen zeigen im Brauchtume einige abweichende Änderungen. Wird noch an der alten Leichen-

verbrennung festgehalten, so wird das Schiff nicht immer mitverbrannt, der Grabhügel über das unverbrannte Schiff und den Scheiterhaufen aufgeworfen, oder auf dem Schiffe die Knochenasche bestattet. Es gibt dann aber auch Schiffsgräber mit Skelettbestattungen. Diese sind märchenhaft reich mit Beigaben ausgestattet. Gerade diese brandlosen Schiffsgräber sind für uns am bedeutungsvollsten, weil wir dadurch in die Lage kommen, bei den Ausgrabungen noch Erfolg zu haben. Wie solche Bestattungen sich abspielten, können wir aus literarischen Quellen erschließen. Am Tage des Begräbnisses wird der Tote in feierlichem

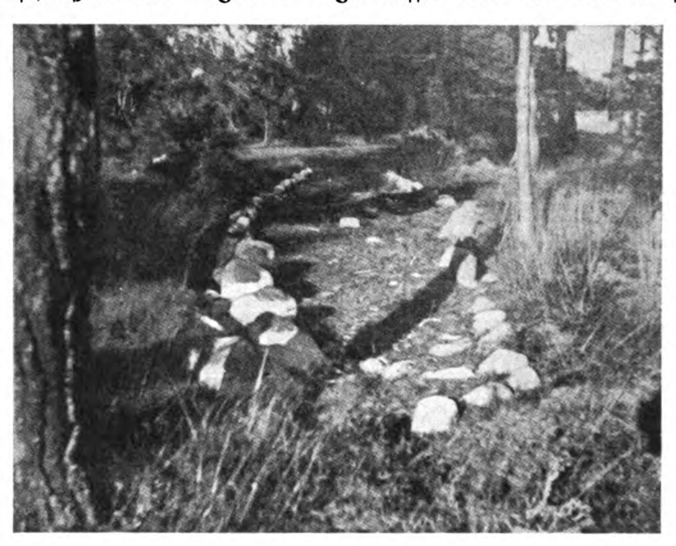


Abb. 1. Schiffsförmige Steinsetzung eines jungbronzezeitlichen Grabes aus Gotland. (Nach H. Hansson.)

Zuge zum Schiffe gebracht. Er liegt in einem von Ochsen gezogenem Wagen, vor und neben diesem schreiten die Standartenträger, hinter ihm die Priester und das Gefolge, die das Grabgut führen. Auf dem Schiffe werden die Ochsen und Pferde nach den Vorschriften der kultischen Handlung geschlachtet, manchmal auch ein Diener, der seinem Herrn folgen will, getötet. Darauf erfolgte die Legung des Leichenbrandes oder die Schließung der Grabkammer, die Einbettung mit Steinen und die Aufschichtung des Grabhügels. Die Einsicht in die mythische Überlieferung gibt uns den Schlüssel zum Verständnisse dieses Brauchtums. Den wichtigsten Beleg bildet die dichterische Überlieferung vom Gotte Balder, die uns in der sog. jüngeren Edda, dem Sammelwerke des Isländers Snorri Sturluson, um 1200 berichtet wird. Balders und seiner Gattin Nanna Leichen werden auf sein Schiff Ringhorn gebracht und auf den Scheiterhaufen gelegt, der angezündet wird. Thor steht dabei und weiht den Scheiterhaufen mit seinem Hammer. Das brennende Schiff wird ins Meer hinaus gelassen. Daß Thor den Holzstoß mit dem Hammer weiht, hat sein Gegenstück darin, daß auch die Braut mit dem Hammer geweiht wird, der also Fruchtbarkeit und Tod geheimnisvoll verbindet. Die Gatten werden auf dem Holzstoße gleichsam wie bei einer neuen, ernsteren Hochzeit vereint.

Einäscherungshaus. Bei Gorica in der Herzegowina fand man die Trockenmauern eines Krematoriums der Hallstatt- und Latènezeit. Der Haupt-

raum, nur vom Tage aus zugänglich, war ausgefüllt mit Brandresten. Menschenknochen, Kohlenstücke, Asche und durch Brand verkalkte Steine bildeten eine fest zusammenhängende Breccie. Die Eisenwaffen waren durch und durch oxydiert. Die Bronze hatte eine rauhe, blasige, unansehnliche Patina und besaß keinen Metallkern mehr. Es handelt sich um einen Ort, der gleichzeitig als Krematorium und Bestattungsplatz für eine ansehnliche Reihe von Geschlechtern diente.

Nachdem wir die wichtigsten Formausprägungen der alteuropäischen Leichenverbrennung vorgeführt haben, erhebt sich nun die schwierige Frage, den Sinn dieser Totenehrung zu ergründen. Es gilt vor allem zu beantworten, ob die Verbrennung des Verstorbenen eine Steigerung der Totenfurcht darstellte, da sie zur möglichst vollkommenen Vernichtung des Leichnams führt; oder ob der Seelenglaube eine Loslösung und Reinigung der Seele vom Körper forderte.



Abb. 9. Steinkistengrab unterhalb einer schiffsförmigen Steinsetzung, Gotland. (Nach H. Hansson.)

Es scheint fast aussichtslos, dies für die Ursprungszeit der Totenverbrennung entscheiden zu können, da wir völlig auf die Beurteilung der materiellen Hinterlassenschaft angewiesen sind. Die größte Schwierigkeit bereitet schon die Ergründung des Sinnes der Speicherurnen. Wir hörten, daß sich die ältesten in Siedlungen, nicht in Gräbern gefunden haben. Die Funde sind jedoch so selten, daß es sich nicht entscheiden läßt, ob es sich nicht doch um Grablegungen, und zwar in der Wohnung handelt, wie wir dies bereits in der Eiszeit feststellen können. Die Speicherurne muß keineswegs als Aschenurne gedient haben, sondern als Sammelgefäß für die Beigaben, wie später die Fensterurne. Wir haben in diesen beiden Formen jedenfalls Grabgefäße für die Aufnahme von Speise und Trank, die gelegentlich als Aschenurnen Verwendung fanden. Wenn also die ältesten Speicherurnen auch in Siedlungen gefunden wurden, so erklärt sich einerseits das Fehlen der menschlichen Asche und nichts spricht gegen die Bestimmung als Grabgut. Als man in ihnen allerdings noch „Hausurnen" sah, mußte dieser Gedanke unterdrückt werden. Denn der Hausgedanke dehnte sich in erster Linie auf das Grab selbst aus, das in seinem Grundgedanken wohl ebenfalls eine Nachbildung des Hauses darstellte, wie uns dies später besonders bei den Steinkisten und den Särgen am überzeugendsten erscheint. Entwicklungsgeschichtlich wäre es dann nur richtig, wenn die „Hausurnen" älter wären als die gewöhnlichen Aschengefäße. Aber wir haben es eben mit keinem Haus für die Seele zu tun, sondern mit einer sinnvollen Grabausstattung. Die Grablegung in der Wohnstätte, die

Bestattung am heimischen Herde, die Vergrabung der Aschenurne unterhalb des Hüttenbodens scheint bei Ackerbau Treibenden aufgekommen zu sein. Dazu stimmt, daß der Seelenglaube aus dem Ahnenkulte mutterrechtlicher Kulturkreise entspringt und die ältesten Speicherurnen sich bei den jungsteinzeitlichen Bandkeramikern finden. Stimmt diese Hypothese, dann darf man annehmen, daß sich die Leichenverbrennung dort am ehesten durchsetzen konnte, wo die soziale Schichte der Ackerbauern überwog. Der neue Totenkult folgt demgemäß nicht bestimmten Völkern, sondern sozialen Schichtungen. Zur Zeit des Ahnenkultes neigte man dazu, die verstorbenen Angehörigen am eigenen Herde zu beerdigen, wobei sich die Beisetzung der Aschenüberreste auch in hygienischer Hinsicht und bei den engen räumlichen Verhältnissen bewährte. Das Bewußtsein einer vorhandenen Seele mag sich aber später so mächtig im Glauben gefestigt haben, daß die Aschenurne gleichsam zur Wohnung der Seele wurde. Letzten Endes werden also auch die Seelenlöcher im Ahnenkulte wurzeln. Dies greift selbst auf die aschenführenden Speicherurnen über. Bei ihnen wäre für die Anbringung eines besonderen Seelenloches an sich kein Anlaß gewesen, da die Tür des Totenhäuschens allen Verkehrsbedürfnissen, sei es nach naturalistischer, sei es nach symbolischer Auffassung, vollauf genügen müßte. Scheintüren kommen vor, sind aber selten. Wir finden aber trotzdem an zwei Speicherurnen ganz gedankenlos das Seelenloch angebracht.

Später allerdings läßt sich nicht mehr leugnen, daß die Leichenverbrennung die Loslösung der Seele vom Körper bezweckte und jede Totenfurcht geschwunden war. Wir finden im Brauchtume die pietätvolle Liebe in der Schutzvorrichtung für das Grab, im Zwecke der Brandgruben- und Brandschüttungsgräber u. a. m. Als wertvolle Ergänzung stellt sich bald die literarische Überlieferung bei Homer ein. Doch auch die Einsicht in die mythischen Anschauungen, wie sie uns in der Edda entgegentreten, geben uns einen wichtigen Schlüssel zum Verständnisse. Die durch den Brand bezweckte Umwandlung des Toten in eine geistigere Daseinsform will nicht die leibhaftige Wiederkehr des Leichnams verhindern, sondern entspringt dem Wunsche nach einer Erneuerung des Lebens. Der Totenbrand stellt eine Läuterung dar. Balder und seine Frau Nanna auf dem Brandstoße sind zugleich als Brautpaar gedacht; ihre Leichenfeier ist eine Art Hochzeit. Die Asche enthält den Funken zum neuen Feuer, der ein Sinnbild des sich durch die Vernichtung des Toten hindurch rettenden, unvergänglichen Lebens ist [1]).

[1]) In neuester Zeit wird die Leichenverbrennung aus sanitären und ästhetischen Gründen in Europa wieder eingeführt. Der Unterschied des Beweggrundes ist ein augenscheinlicher. Während es sich früher um religiöse Vorstellungen handelte, so sieht man in jetziger Zeit nur mehr die ökonomischen und sanitären Vorteile. Die lebhaftere Einsetzung für die Leichenverbrennung erfolgte 1873, und zwar in Italien, England, Deutschland und Schweiz. In Deutschland wurde das erste Krematorium 1878 in Gotha eröffnet.

Ein Sohn ist besser,
Ob geboren auch spät
Nach des Hausherrn Hingang:
Nicht steht ein Denkstein
An der Straße Rand,
Wenn ihn ein Gesippe nicht setzt *).

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Eins weiß ich,
Das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm.

*) Edda, Götterlieder (Hóvamól 72 u. 78), übersetzt von F. Genzmer, Jena 1920. Eugen Diederichs.

Islandfahrt.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Malers.
Mit 5 Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

Von Adolf Schröter.

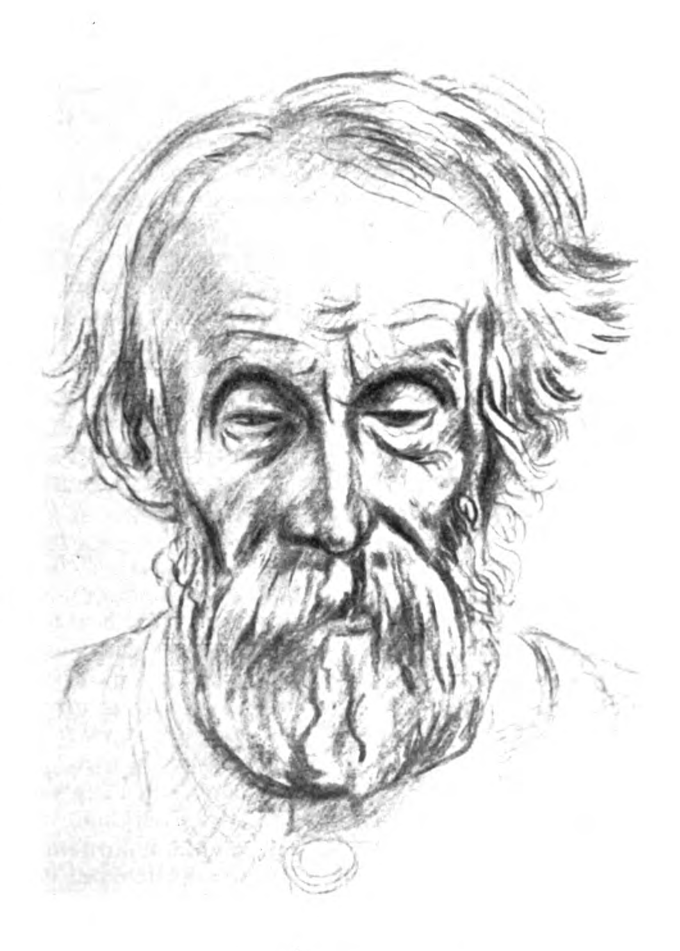


Abb. 1. Nordisländischer Bauer.

Es sind nicht viele unter den Malern, die ihre Blicke zum Norden wenden, wenige, die über Kopenhagen, den Ausgangspunkt romantischer Malerei hinaus, Einblick suchen in die Länder klaren Lichts, erhabener Formenschönheit, Stille und düster geisternder Nacht.

Hier sei nur von Island, jener vulkanischen Insel zwischen Atlantik und Eismeer, die Rede, die Fischer und Bauern Heimat nennen seit 1000 Jahren.

Einen Tag weit grüßt der Vatnajökull, die größte Eiskuppe Islands, und folgt dem Schiff zu den Westmännerinseln. Diese zerklüfteten Felsen sind von Möven und Alken übervölkert, deren Geschrei widerhallt, — drüben ragt still ein alter Vulkan hinter kleinen Menschenhütten. Der Schneefelsgletscher an der Westküste sieht recht japanisch aus, grauviolett mit weißer Spitze, der Firn von Nebel verhangen, horizontal die Dünung, in der Möven rhythmisch sich wiegen. Mitternächtliche Sonne, ein ewiges Bild.

*

Vor der Torfhütte des alten Haifischfängers auf der Insel Grimsey stank es entsetzlich. Da hingen auf Stangen gereiht große Stücke Haifischfleisch mit stachliger Haut. Dieser wetterharte geschmeidige Seemann erzählte eifrig, daß Hákall etwas sehr Schönes sei; allerdings müsse es zwei Monate in der Erde liegen, damit das Gift herausziehe, und wenn es dann noch zwei Jahre an der Luft hänge, sei es recht. Bei großer Hungersnot freilich aßen es die Leute hier frisch und starben daran. Er zeigte noch sinnige Vogelschlingen, dicht aneinander auf einem Brett. Es wird ins Meer geworfen und ausruhende Vögel fangen sich darin. Freundlich zeigte er dann ein Bündel eichene Pflöcke an Schnüren. Sie werden den Dorschen durch den Kopf geschlagen, diese über Bord geworfen und geschleppt, wenn das Boot schon voll ist oder Sturm droht.

Vor den Abstürzen der Insel standen Böcke mit Rollen, ein Seil läuft darüber und an seinem Ende halten ein Gürtel und zwei Bügel den kühnen Vogelsteller. Zur Mitternacht stand da in rosa Grund die nördliche Sonne, — darunter das weite Eismeer, lichtblau, herzu dunkelgrün, unter mir schwarzblau weit, und darin hellgrün quoll Gischt bis zum schneeigen Weiß. Die Brandung krachte in gemessenen Zeiträumen. Der Atem des Meeres.

*

Der Inselfjord im Norden schneidet tief ins Land und rings von langen Bergrücken umgeben liegt da Akureyri, der zweite Hafenplatz. Von hier aus lassen sich schöne Reisen machen, auf dem Ponyrücken im allgemeinen. Aber Maler brauchen Zeit, und wenn sie auch den braven Pferdchen der Sitte nach die Vorderbeine fesseln, sie grasen lassen und selbst sich in die Farben und Formen vergraben, dann sind die Treuen bedenklich weit der Heimat zugehüpft. Gras wächst nur in den Talsohlen der Fjorde oder in warmquelligen Gebieten des öden Innern. So hat die Fußreise den Vorzug, der Rucksack wird gepackt, Zelt, Wegzehrung, Malzeug hinein und neben den Nagelschuhen die leichten Hautschuhe der Isländer nicht vergessen. Dann gehts den blauen oder weißrosig schimmernden Bergspitzen zu. Was als Weg auf der Karte gezeichnet ist, ist ein Pfad, den die Ponys in Jahrhunderten getreten haben, hinter einander ziehend. Am Abend zeigt sich ein Fleckchen Grün und bald steht man vor dem Hof, vier holzverschalten Giebeln eines Torfbaues. Ich klopfe dreimal, nicht öfter, das brächte Unglück. Die junge Frau macht auf, wir grüßen nach der Tageszeit und sie holt den Bauern. „Sei du gesegnet! — Bitte“ — empfängt er den Gast und geht voran einen dunklen Gang, von dem aus die einzelnen Räume zugänglich sind, zu der getäfelten Gästestube. Außer ihr sind noch Familienstube und Küche mit Holz verkleidet.

Als mich die Bäuerin am nächsten Mittag vor der Abreise zu Tische bat, konnte ich ihr ein Konterfei des Hofes zeigen mit seiner das Ganze verbindenden Grundmauer aus Steinen, deren Fugen mit Torf ausgefüllt waren. „Nei, nei, nei“ — da war auch alles: die Kleinen vor der Haustür, die Großmutter mit dem Jüng-

sten, das wartende Pony vom Nachbar und die Stockfische zwischen den Giebeln, die Karre und der große angeschwemmte Baumstumpf, an dessen Zacken die Strümpfe zum Trocknen hingen.

*

Der lange schwarze Sargberg am Mückensee ist es eigentlich, der die erste Sehnsucht nach Island in mir wachrief. Friedrich Lißmann malte ihn hinter einem Zug einfallender Singschwäne. Von Lava und rauchenden farbigen Hügeln umgeben schließt sich oben der Rücken um einen tiefen Krater. Hier wohnt der weiße Islandfalke und schwebt zu dem Blauen Berg — Bláfjall —, hinter welchem weit die Dingjugebirge gleißen. Die Menschen hier sind einsam und einzeln. Und wenn auch Fremde im Sommer kommen, sie gehen vorüber und berühren sie kaum. So mag es wohl kommen, daß die freundlichen Augen des Pastors doch Verschlossenheit zeigen. Sie leuchteten, als er vom Winter sprach. „Der Winter, sie kennen ihn nicht, ist ja das Schöne unserer Heimat. Da ist die Stille, da tanzen die Nordlichter, da sind hier unten am Graenervatn die meisten Singschwäne, und so nahe. Hier gefriert das Wasser nicht: vor einigen Jahren beim letzten Ausbruch der Askja ist eine Insel hochgekommen und das Wasser bleibt warm."

Die beigegebenen Bildnisse sind aus dem rassischen Querschnitt der mir begegneten Menschen herausgehoben. Es scheint mir wichtig hervorzuheben, daß unter ihnen die beiden wichtigsten im Germanentum verbreiteten Formengruppen deutlich hervortreten: die eine dargestellt durch den Bauer auf Ulsbeyr (Abb. 2) und den alten Jón Jónsson (Abb. 1), die andere offensichtlich sehr stark zu Paudlers dalischem Typus hinneigend (Abb. 3). Der durchschnittliche Körperbau ist wohl als mittelgroß zu bezeichnen, die Haarfarbe ein mittleres Blond, auch rötlich. So starke Mischformen, wie sie das norwegische Mutterland stellenweise aufweist, sind in Island nicht spürbar.

Die Kerle der entlegenen Gegenden sind stämmig, ihr Dickkopf dicht mit langen gelblich oder aschenfarbig hellen Haaren bewachsen. Die Frauen tragen das Haar in langen Zöpfen, deren Enden unter einem flachen Samtkäppchen auf dem Oberhaupt stecken, von wo eine schwarze Troddel aus einem Metallröhrchen über die Schulter herabhängt. Sie haben eine schmuckvolle Sonntags-, Fest- und Hochzeitstracht. Sie sehen so licht und ernst aus in den langen schwarzen Samt- oder blauen Seidenkleidern mit dunkelfarbigen Übertüchern. Die Haut ist bleich und rein, die aristokratischen Züge schwermütig, doch fest.

*

Von dem vogelreichen Mückensee südwärts einen Tagesritt liegt Svartárkot, die Hütte am Schwarzen Wasser. Sie ist dem Kern des Landes am nächsten, am Rande der Untatenlava, hinter der der Breitschultrige, die Askja und Tróllladingja liegen, Tage weit. Der Bauer kennt diese Einöden, in denen seine Schafe sich verirren. Er hat auch jene beiden Deutschen zur Askja, dem Ruhebett der Asche, gewiesen, die dort ihr Grab im Kratersee fanden.

Ich zog munter los bis zu den Quellen, die wunderbar klar unter der Lava hervorsprudeln, trank mich satt und fand einen Schafpfad zwischen alter und neuer Lava. Erschreckt sah ich nach Stunden den Breitschultrigen anstatt des Her, und so mußte ich noch quer über furchtbare Schlacke ihm entgegen. Am Knie des letzten Baches machte ich Rast und zog bergauf, bis das Wasser von Staub und Asche zugedeckt schwindet. Gegen Mitternacht war ich in dem letzten

Lavafeld zwei Stunden von den Vorbergen, hinter denen sich der Ring des Dingjufjöll im schönen Abendlichte schloß; aber die gefürchteten Nebel waren inzwischen so weit vorgekrochen, daß ich gerade noch Zeit fand, mein Zelt aufzuschlagen in schwarzem Staub zwischen haushohen Ungetümen. Nächsten Mittag gab ich



Abb. 1. Nordisländischer Bauer (Haar blond, Bart rot).

es auf und zog heimwärts im Regen. Am andern Tage lag alles klar und nah im schönsten Sonnenscheine.

*

Die folgenden Tage waren schön an dem einsamen See. Jeden Morgen ruderte ich mit dem Bauern hinaus zum Forellenfange, sprach mit ihm über die verschiedensten Dinge und zeichnete die kräftigen, natürlichen Kinder, die er im Winter unterrichtet. Ihre Eigenheit bewahrt ihnen die natürliche Abgeschiedenheit, das Leben im Einzelhof. Der Bergring lag immer noch so nah und so entschloß



Abb. 3. Nordisländischer Bauer (blond).



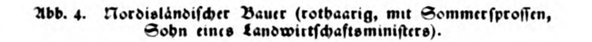


Abb. 4. Nordisländischer Bauer (rothaarig, mit Sommersprossen, Sohn eines Landwirtschaftsministers).

ich mich, zu Pferde durch die Untatenlava und dann zu Fuß über die Vorberge hinaufzuklettern. „Das kostet Geld!“ sagte Snaebjörn. Aber wir ritten beide, das Packpferd zwischen uns, Galopp über die Steppe durch die neblige Dämmerung. In der Lava versucht der schlaue Schimmel öfters auszukneifen, er weiß,



Abb. 8. Nordisländischer Bauernjunge (blond).

was es heißt, zur Askja klettern. Ein seltsam Bild, die Pferde am Zaum, mühsam über rissige Schlackenhügel — und dann wieder Galopp durch schwarzen Staub. Morgens gibts Brot und Milch, für die Pferde Heu, und dann ziehen die Hestar (Pferde) in die Tappen des vorderen tretend mit ihrem Herrn heimwärts. Die weiße Kuppe mit der schwarzen Kante ist lange Stunden mein Ziel, — dann flicke ich meine Schuhe, den Blick über Eis und schwarze Blöcke hin zu dem Breitschultrigen, Herdubreid, am Rande des Gürtels. Über lange Schneefelder, rostrote rauchende Rücken, durch Gletscherbäche hinab zum grünen See. Aber Wolken und Regen jagen mich unter schwarze Ungeheuer und ich habe Zeit zu denken, was hier Menschen suchen. Am schwarzen See hatte ich den wilden Schwan gesehen und

seine Federn aufgehoben. Hier nimmt sie der Wind und ich sehe ihnen nach — scheidende Lebenszeichen. In Wolken hinauf zum Gipfel, zeigt sich ein dreifacher regenbogenfarbener Ring und darin ein menschlicher Schatten, mein eigener, auf der Wolke, licht- und farbenumringt, verebbt. Daraus quillt leuchtend Gold, Weiß und Grün, — die Bergkette und davor der See. Tief unter mir gähnend Schwarz und scharfe Linien Eis. Weit hinten, oben der Vatnajökull, Wasserferner, in Grüngelb, Zartrosa. Dann scheidet die Sonne im Norden, roter Streifen Meer, zwei ferne blaue Gipfel und darunter im leichten grauen Dunst die weite Lavawüste. Um mich dämmernd Weiß.

Gegen Morgen stieg, rutschte ich abwärts fröstelnd und die Sonne brennt in den Augen, als ich am Fuße den Gipfel male. — An der Stelle, wo mich der Führer verließ, aß ich mittags Brot, das er mir hier unter Steinen zurückließ, und dann legte ich mich in den heißen Sand ein Stündchen. Ich konnte nicht schlafen — so zog ich zwei Stunden durch Sand, fand nach der gröbsten Lava Spuren von Pferden aus dem vorigen Sommer und kam auf die eigenen. Den Rest des sandigen Gletscherwassers füllte ich in die hartgetrockneten Seehundsschuhe.

Wie schmeckte das Quellwasser gut am andern Ende! Es gibt wohl nichts Köstlicheres als klares, blauschillerndes Wasser. Abends rannten die kleinen Mädchen zur blinden Großmutter hinein: „Der Deutschmann kommt!“ Mit Snaebjörn Thorsveinn, meinem Gastgeber, brauche ich nicht viel zu reden, er kennt sein Gebiet. Nun erst lud er mich zum Sonntagskaffee der ganzen Familie, dessen Abstufungen nach dem Alter bis zu Warmwasser mit Milch und Zuckerstückchen reichten.

*

Er schlug schon längst wieder Gras, als ich mit seinem lieben Jungen weiterritt zum Aldeyarfoß. Ich mußte mich wundern, wie sicher der versonnene Blondkopf auf dem Schecken die flachen Stellen der reißenden Flüsse herausfand. Mir erschien unerklärlich, weshalb er auf allen Vieren zur Kante des Beckens kroch, in das sich der schönste Wasserfall schlank stürzt. Steil ragen Basaltsäulen, oft überhängend, zu beiden Seiten aus dem aufspringenden Gischt, um den sich Regenbogenfarben sammeln.

Der junge Bauer von Stúratunga lud mich ein, die Nacht bei ihm zu bleiben, statt mit dem schweren Rucksack durchzutippeln. Ich war froh darüber, denn so seltene Kerle wie den alten Jón, der ewig schmunzelnd Münchhausengeschichten erzählt, bekommt man nicht oft aufs Papier (Abb. 1). Schweigend und ernst saß er nun wie versteinert vor mir. Am andern Mittag, nachdem man mich satt gemacht hatte, kletterte er auf den jungen Falben, gab mir den Steppengaul und ritt voran zur nächsten Furt. Tatsächlich wie Münchhausen selbst, knochenhager, hohl, mit langen weißen Haaren, ja, und eine Brille auf der Nase. So hoppelte er vorweg und schlug hampelnd die Hacken dem Pferd unter den Bauch, und es war doch nicht mal nötig. Damit ihm das Wasser nicht in die Schuhe lief, nahm er die magern Schenkel hinter sich und saß wie eine Mumie auf dem strotzenden Hengst. Wortlos schüttelte er lange meine Hand und seine alten Augen sehen ins Leere — dann verschwand er eilig hinterm Berge.

*

Der Godafoß ist wohl nächst dem Dettifoß der größte Wasserfall und bildet einen schönen breiten Bogen. Aus der Mitte taucht eine Insel, die schmal ein Strahl teilt. Das Wasser spreizt sich im Fallen wie ein Gewebe, breit, immer

wechselnd in der Form. Da verhallt der Ruf des Brachvogels, er wird weggenommen von dem Brausen.

Im Innersten des Landes ragt der Hofsgletscher. Als bester Kenner dieser Gegend gilt dort der alte Hjalmar aus einem Seitental des oberen Eyjafjordes[1]. Er lag einen ganzen Sommer da draußen, aufzupassen auf Schafe aus dem Süden, wo eine Seuche wütete. Dieses wellige Hochland des Innern ist vollkommen öde, aber gestattet dem Auge einen seltenen Weitblick. Da schließen sich in der Ferne bekannte und ersehnte Berge aneinander in klarer, schöner Form. Der nächste ist düster und steil; an seinem Fuße soll die heiße Quelle sein. Hinter ihm, wie durchsichtig, wölbt sich die Kuppel des Hofsgletschers und nach links zu die des Wassergletschers. Mit Einbruch der Dunkelheit ist die Quelle erreicht, steht das Zelt. Die ersten Tage wird gemalt. Nachts ist es kalt, liegt dichter Nebel und morgens taucht der schwarze Rücken herauf, — die Wildgänse ziehen in schönem Fluge über den Streifen Grün, Gräser funkeln von schwerem Tau, leicht dampft die warme Quelle. Der Gletscher leuchtet so nahe. Die „Isländer" werden geflickt und der Rucksack gepackt.

Es war nicht so leicht, eine Furt zu finden durch den reißenden milchigen Gletscherfluß. Auf der Jenseite baute ich eine große Steinwarte auf als Zeichen für den Rückweg. Wenn die eine Warte dem Auge entschwindet, wird eine neue gebaut. Vor der schlüpfrigen Moräne liegt grün ein See, von dem die Schmelzwässer ausgehen. Gegen Abend auf schmalen Eisrücken der Gletscherzunge, rinnen unter mir lichte Bächlein über Eis und aus glasigem Schacht dröhnt Wasserbrausen. Vor, über mir ragen formenschön märchenhafte Eispaläste. Sie geben den Blick nicht frei — und der Fluß schwillt, die Abendnebel steigen. Zwischen Angst und Freude zurück, Laufen, Rennen — eisigen Wind im Rücken, wunde Füße. Den nächsten Tag Ruhe und dann laufen, laufen von Nacht zu Nacht ohne sichtbares Ziel, zu Menschen. Der erste Hof ist verlassen. Ein verirrtes Pferd folgt lautlos wie ein Schatten durch die Dämmerung.

*

Am andern Morgen stand vor Jónas' Hütte der Schimmel mit träumendem Auge, schmalen Flanken und hohem Hals bereit, den Zurückgekehrten heimzubringen zu seinen Freunden nach Akureyri. „Du sollst ihn reiten," sagt der Alte. Grasbuckel, Steine, Bäche, die waren nicht zu spüren. Die Fesseln weit gestreckt ließ er den Aschfarbigen hinter sich zurück, unermüdbar. — Er wischt sich die schweißige Stirn an mir ab. Brot, Zucker kennt er nicht, trollt der Heimat zu und sein Herr will nur den Namen behalten.

*

Im Ochsental über dem Lavawasser ragen Bergspitzen, Vorbilder alter Dome, aus zartem Nebel. Unten ruhen traulich vier Giebel in sammetigem Dunkel, leuchtet mild-rosa ein Fenster. Hier ist ‚der' Dichter geboren. Zwischen Hell und Dunkel stehen still Pferde — ein schwarzes, ein weißes.

*

Die Schneedecke rückt immer tiefer herab, das Grün weicht dem Braun, es wird Herbst. Die Brachvögel und Regenpfeifer ziehen in großen Schwärmen dem Süden zu. Nur die Singschwäne bleiben, der weiße Falke und der Fuchs als Teil dieses erhabenen Ganzen.

---

[1] Vgl. jedoch Hans Kuhn in den „Mittlg. der Islandfreunde" (1930) S. 104—109.

Landschaft und Mensch in Niederdeutschland.

Von Ewald Banse, Braunschweig.

Mit 8 Abbildungen.

In Niederdeutschland erfahren Landschaft und Mensch härteste Abwandlung gemeindeutscher Art, die sich denken läßt. Die Linien der Landschaft werden auf die knappste Form zusammengezogen, welche es gibt, auf die wagrechte Linie, von der sich auch die höchsten Rücken der Endmoränenwälle nur wenig entfernen.



Abb. 1. Endmoränenhügel in der Lüneburger Heide (bei Bergen).

Und das reiche Maßwerk des deutschen Charakters wird auf die Grundelemente deutscher Wesenheit zusammengestrichen, die klar und wuchtig, nüchtern doch keineswegs entseelt, hervortreten. Der gründunkle Bogen des Außendeiches, der schwerster Brandung trotzt und dem stillen Leben der kleinen Wurtenhäuser hinter ihm Sicherheit verbürgt — der einsame Denker Kant, der aus seiner tieftiefen Innerlichkeit heraus unerbittlich die Dinge scheidet und herbster Pflichtigkeit verbunden bleibt — in diesen beiden Bildern und Begriffen etwa strömen niederdeutsche Landschaft und Volkstum zusammen.

Niederdeutschland: da breiten sich weite Ebenen, über deren Feldergrün der Westwind gelben Sand trägt — da schlummert in rubinbraunem Glühen die Heide — da blauen niedrige Hügelwellen auf ferner Kimme — da nicken die roten Schäfte der Kiefernwälder — da rauschen die alten Eichen um die Strohgiebel der Sachsenhäuser. Niederdeutschland: hört man nicht das Rollen der aufkommenden Flut — riecht man nicht die herbe Frische der salzenen See — dröhnt nicht ein Dampfer, der von fernen Küsten heimkehrt? Niederdeutschland: die Heere westfälischer Fabrikarbeiter, trotzig und verbissen — die Garden, die im Takte des

Hohenfriedbergers von Tempelhof zurückmarschieren — die Reihen der Knechte und Mägde, die auf den Feldern die Pflanzen stecken. Eine Fülle von Bildern und Vorstellungen beschwört der Name Niederdeutschland, aber, im Gegensatze zu Oberdeutschland, erscheint sie gebändigt und sparsam umrissen. An das niederdeutsche Wesen ist schwerer heranzukommen: es macht nichts aus sich — es läßt sich suchen — es hält seinen Kern verborgen unter harter Panzerschale. Eine



Abb. 2. Niedersächsische Urstromtallandschaft (bei Braunschweig).

frühere Zeit fand es „unpoetisch", sah es überhaupt nicht, setzte Frieslands Inselkleinode, Heide und Mark gleich der Wüste Afrikas, verachtete die zurückhaltenden Bauern dieses Landes als halbe Wilde. Ein früheres Oberdeutschland im Übermute seiner quellenden Kräfte brauchte den Norden nicht, vermochte aus seiner heldischen Kraft und aus seiner lyrischen Veranlagung heraus die deutsche Aufgabe allein zu lösen; erst heute, mit Versiegen seines nordischen Blutsanteiles, beginnt es hinter Niederdeutschland in manchen Dingen zurückzutreten, und die vormals verachteten Bauern aus Heide und Marsch werden zur letzten Hoffnung unseres Volkstums: die staatsbildende Kraft und der Schwerpunkt der Wirtschaft sind nach Norden gerückt, und beide sind in währender Zeit entscheidend geworden. Damit aber gelangen die sparsamen Linien der niederdeutschen Landschaft und die herben Elemente des niederdeutschen Charakters zur Vorherrschaft im deutschen Handeln. Das Lyrische tritt hinter dem Epischen zurück, nüchternes Durchdenken verdrängt das Spiel der Phantasie, zuchtvolles Zusammenfassen tritt an Stelle interessanter, aber oft zielloser Freiheitelei, kühl gewahrter Abstand setzt nachbarliches Biedermannstum ins Unrecht.

Ob wir uns dieses Wandels freuen sollen? Auf jeden Fall können wir nichts gegen ihn machen, denn er ist Ausdruck sowohl des Entwicklungsganges der nordischen Rasse, die in Oberdeutschland an Kraft verliert, wie des Zeitwandels, der dem Materialismus günstig ist, welchem der Niederdeutsche besser gewachsen ist. Grund zur Trauer liegt auch insofern nicht vor, als diese Verschiebung innerhalb des Volkstums bleibt und einen wertvollen Bestandteil an Stelle eines andern wertvollen setzt. Beide sind Ausdruck deutscher Seele, und nachdem diese nach außen hin fast ein Jahrtausend lang durch die süddeutsche vertreten worden ist — warum soll nicht auch die norddeutsche einmal diese Rolle übernehmen?



Abb. 3. Nordsee-Wattküste bei List auf Sylt.

Natur. Niederdeutschland ist Tiefland, weiträumig und durchgängig, flußdurchströmt und meerverbunden, Vermittler zwischen Oberdeutschland und der See oder der Welt überhaupt. Nicht Fels und Kiesel herrschen hier, sondern Sand und Lehm, nicht Berg und Buchenwald, sondern Ebene und Kiefernforst. Über der niedrigen Fläche, deren Linien in einem Dorfe oder einem Walde zusammenlaufen, baut sich die Landschaft des Himmels auf, getürmt voll von Wolkengebirgen, die lautlos dahinwandern, den Hauch des Meeres im Nacken und mannigfaltigstes Mienenspiel im Antlitz. Ist der Blick des Menschen im Bergland auf Talkrümmen und Berggipfel gerichtet, so steigt er im Tieflande suchend am Himmel empor, nicht abgelenkt durch Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten der Erde. Von wannen sonst wäre der Abglanz des Ewigen in die Augen der niederländischen Malerschule gelangt?

Vor langen Zeiten erstreckte sich das mitteldeutsche Bergland weiter nordwärts, aber es ist dort oben zur Tiefe gegangen und seine Höhen und Täler liegen verschüttet unter einer mächtigen Decke von Sand und Lehm, Geröll und Ton. Von Skandinavien war eine gewaltige Eisdecke dahergerückt und hatte nahezu das ganze Tiefland verschluckt. Die Gletscher schleppten aus Norden große Lagen

zermahlenen Gesteines mit und ließen sie an Ort und Stelle zurück, als wärmere Luft das Eis schmolz und völlig vertrieb. Damit entstand ein gänzlich neues Land, weithin aufbereitet aus lockeren Stoffen, die teils in Gestalt von platten Ebenen, teils in Gestalt von Hügelländern auftraten. Wo der Rand des Eises längere Zeit gestanden und den Moränenschutt ausgespien hatte, dort erheben sich Endmoränenrücken, wo es aber schneller zurückwanderte, da breiten sich bucklige Grundmoränen aus (Abb. 1). Zudem haben die Schmelzwasserflüsse südlich der Eisstirn breitflache Talungen in die Sandlager eingeschnitten, die sich als etwas höhere Platten

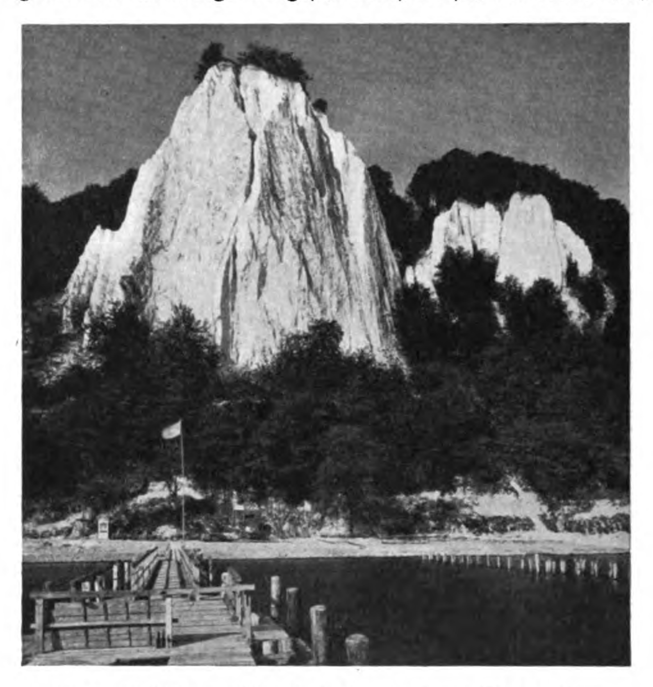


Abb. 4. Steilküste der Ostsee: Kreidefels des Königsstuhls auf Rügen.

zwischen den beiden Niederungen der Urstromtäler abheben. Da das Eis mehrmals gekommen und gegangen ist, so zeigen sich diese Erscheinungen in früher berührten oder mehrmals vereisten Gegenden verwischt oder verworren, in den bis zuletzt vereisten Strichen dagegen frisch und eindeutig.

Infolgedessen gliedert sich der Boden Niederdeutschlands in mehrere Gürtel, die in Richtung der Eisränder verlaufen, also in ungefährem Nordwest-Südost streichen. Der flachen, moorreichen Ebene zwischen Schelde und Niederweser folgt ein älterer Endmoränenzug, der in der Lüneburger Heide und im Fläming aufragt. Daran schließt sich der Gürtel der Platten und Urstromtäler (Abb. 2), der von der Niederelbe ostwärts bis zum Weichsellande breiter ausgreift und als Keimzelle Preußens von überragender Bedeutung geworden ist. Um die Ostsee schlingt sich, von Dänemark bis Baltland hinein, der Endmoränenwall des baltischen Landrückens, stark zerschnitten und seengeschmückt, vom Meere getrennt durch schmale Küstenebene.

Die Landschaft ist also abwechslungsreicher als man denken sollte. Ebene

und Hügelland, Stromgebiet und Küste, ja recht ansehnliche Höhenunterschiede von ein-, zwei-, selbst dreihundert Metern sind gar nicht so selten. Aus dieser Mannigfalt aber treten uns vor allem drei Paare von Landschaften entgegen, die sämtliche anderen überschatten: Nord- und Ostseeküste, Heide und Moor, Ackerebene und Kiefernwald.

Inbegriff des Flachen ist die Landschaft der Nordseeküste mit ihrem Doppelantlitz. Durch die strenge Krümme des Deiches getrennt breitet sich auf der einen Seite das Watt (Abb. 3) aus, rosiggrau bei Ebbe, wasserüberronnen bei Flut,



Abb. 5. Lüneburger Heide mit Wacholderbüschen.

und auf der andern träumen die Marschwiesen, von Kühen und Pferden belebt, von Gräben und Knicks geviert und mit Wurthäuschen durchsetzt. Breiter Friede unter Wolkengetürm und behäbiges Familienleben unter tief herabgezogenem Dach diesseits des Deiches — Verlockung und Segelblähen, Sturm und Tod jenseits — tiefsattes Grün unter Himmelsblau oder Nebelgrau, räumige Leere und Ruhe, in der Luft aber stets ein Zittern, das deichzu in Dröhnen aufschwillt, die Seele der Küste, das Meer.

Die Marsch ist durch Deichbauten der See erst abgewonnen worden und bleibt unter Hochwasserstand, wogegen nur die Mauer des Deiches schützt. Von Flandern bis Jütland ziehend und an den Flüssen tief ins Land hineinreichend, ist der Deich eines der größten Werke menschlicher Arbeit und Ausdruck trotzig-germanischer Art, die selbst der rauhen See Boden abringt. Der Nordseedeich steht als Leistung nicht hinter der chinesischen Mauer zurück, als Werteschaffer übertrifft er sie weitaus, denn ununterbrochen instand gehalten, nicht wie jene verfallend, wirkt er schöpferisch und kennzeichnet tätiges Menschentum. An der Ostsee fehlt ein Deich von der Höhe und Ausdrücklichkeit des Nordseedeiches, da hier die Tide nicht von gleicher Gewalt und Reichweite wie im Weltmeer ist. Ja, oft tritt sogar höheres Land an das Meer heran und fällt mit geröllgespicktem Sandufer ab oder stellt gar hohe Klippen auf, deren kreidiges Weiß zwischen Seebläue und Waldesgrün fremdartig anmutet (Abb. 4). So hebt sich die Ostseelandschaft von

der Nordseelandschaft klar ab. An der Nordsee die grüne, leere Marsch, der windüberschnittene Deich, das leer- und vollaufende Watt — an der Ostsee grüner Buchenwald und schmaler Strand. Dort herbe Seemannsluft und der Atem der Ferne, hier ein weicherer Hauch und der Klang der Sense.

Geht man ins Innere, so trifft man auf das zweite Paar von Landschaften, auf Moor und Heide (Abb. 5). Beide sind Äußerungen gegensätzlicher Höhenformen in feuchter Luft: das Moor als Ausfüllung von Mulden mit Wollgräsern und Torfmoosen, wassergesättigt und größtenteils ungangbar; die Heide

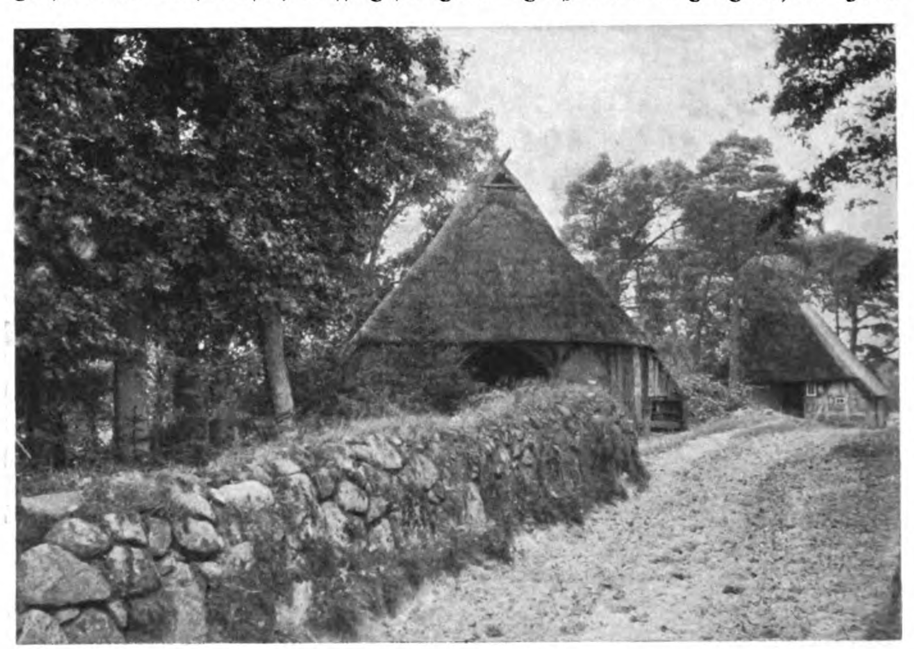


Abb. 6. Heidedorf Steinbeck mit Rauchhäusern und Findlingsmauer.

als Überdachung karger Sandrücken mit Heidekraut und Wacholderbusch. Im Moor und Heide walten dunkle Farben vor, und Ernst, ja Schwermut liegt über der Landschaft ausgebreitet, Braun unterlegt überall das Grün der Bäume, und selbst die rote Blüte des Heidekrautes oder die weißen Stämme der Birken oder die gelben Sandwege vermögen diesen Grüneindruck nicht zu verwischen. Kniehohe immergrüne Stauden und dunkle Wacholderstumpen, Pflanzenwuchs von sonderbarer Krausheit und Wirrnis, gelbe oder graue Hügelwellen und Pfade, zottige Schafherden und einsame Schäfergestalten, Bienengesumm und Honiggeruch, Menschenleere und tiefes Schweigen — alles ist Natur von uraltem Gepräge und sagenhafter Verwunschenheit, und selbst die eichumrauschten Bauernhöfe (Abb. 6) machen den Eindruck, als seien sie von der Zeit vergessen worden. Im Moor aber gar, im Moore hockt das triefendbraune Moorgespenst auf einem Heidbüschel und starrt hohläugig über das leise gluckende Wasser, das zwischen Kraut und Moos unter dem weißen Schaume der Wollgräser lauert. Erst wenn das Wasser abgeleitet wird und das Moor austrocknet, wird es dem Menschen zugänglich und enthüllt in Torfstichen Farben, die weit in die düstere Einöde hinaus-

brennen. Dieser Gegensatz zwischen flammendem Rostrot und düsterem Braun gab einer Malerschule wie Worpswede das Leben.

Den weitesten Raum in Niederdeutschland aber nehmen Ackerland und Kiefernwald ein, zwei Landschaften, die in engerer Beziehung zueinander stehen, indem sie fast überall nebeneinander auftreten und gemeinsam das Bild der Ebene bedingen. Wo Lehm oder lehmiger Sand der Grundmoräne und der Urstromaufschüttung herrschen, da hat die Faust des Bauern den ehemaligen Wald gerodet und Korn- oder Kartoffelfeld angelegt. Wo aber reiner Quarzsand gebietet, vornehmlich also im Bereiche der Endmoräne, da stockt Wald auf, zu allermeist aus Kiefern und Fichten bestehend, braungrüne Einsamkeit, in welcher Licht und Schatten ihre wechselvollen Spiele treiben. Ackerland mag sich noch so weit nach allen Seiten erstrecken, immer blauen die niedrigen Striche ferner Kiefernforste auf und schließen zu endlosen Wäldermeeren zusammen. Und dazwischen breiten sich die Gevierte der Ackergebreiten aus, dicht mit Dörfern durchsetzt und von Straßen durchzogen. Eherne Rune der Ewigkeit hebt sich auf ihrer Kimme die Gestalt des Pflügers vom Himmelsweiß ab, und der Geruch feuchter Scholle steigt empor, treibt auf dem Winde dahin und bringt ein Rudel Rotwild zum Stutzen, das aus dem Dämmergrün des Waldes tritt.

Wald und Feld, Moor und Heide, Strom und Küste, Hügelland und Ebene, Seen und Dörfer verschlingen sich in Niederdeutschland zu einer Landschaft, die fast allerorten den Eindruck der Menschenhand aufweist und doch zumeist tiefe Naturwahrheit behalten hat. Nur gewisse Stellen sind es, an denen Großstadt oder Hafenbetrieb oder Fabriktätigkeit Umgestaltung hervorbrachte, welche dieser Natur roh ins Antlitz schlägt und Abkehr von der landschaftlichen Verbundenheit bedeutet. Die Industrie überspannt den Raum nicht in weitschattendem Netze, sondern bleibt an wenige Stellen gebannt, während alles übrige Land industriefrei ist.

Mensch. So einheitlich die niederdeutsche Landschaft erscheint und ist, so fallen doch, bei Betrachtung der Charakterbildung des Menschen, Unterschiede feinerer Art in ihr auf, und zwar vor allem in zweierlei Belang: im Gegensatze zwischen Küsten- und Binnenland sowohl wie im Unterschiede zwischen West und Ost. Im Küstenlande weht harschere Luft, der Wind erregt die Nerven, das Blut schäumt heftiger und ein Drang, die Früchte des kargen Strandes durch Fernenfahrt zu mehren, zieht in die Menschen hinein; der Erwerb des Lebensunterhaltes erfordert vom Fischer und Schiffer allstund Einsatz des Lebens. Gefahrbereitschaft und Wagemut, weiter Blick und Weltläufigkeit sind Ergebnisse dieser Einflüsse. Der Bauer des Binnenlandes ist enger an den kleinen Raum seiner Scholle gefesselt, ihm fehlt die Zügigkeit des Daseins, er ist mit ihr zutiefst verwachsen, aber aus manchem Auge glimmt ein Funke unbefriedigten Lebenshungers, der allerdings verblaßt vor der stillen Flamme des Bewußtseins, Herr zu sein auf ererbtem Boden. Sicherlich ist der Gegensatz zwischen Küsten- und Binnenlandbevölkerung auch rassisch bedingt, insofern als jene mehr nordisch, diese mehr fälisch (dalisch) unterlegt ist, wobei ostwärts zunehmend das ostbaltische Element eine Nebenrolle spielt.

Der Unterschied zwischen West und Ost, beide getrennt etwa durch die Linie Schwerin-Magdeburg, tut sich kund durch Verbreiterung der Wohnfläche und größerer Gegensätzlichkeit des Klimas gen Osten. Alle Maße vergrößern sich östlich der Elbe, die Ackerebenen, in Niedersachsen an Flußtäler gebunden, steigen schon in den

Marken auf die Zwischenstromplatten hinauf und erlangen damit viel größere Ausdehnung, die Wälder polstern alle Talungen aus, überziehen aber auch hier noch die Endmoränenhügeleien, und schließlich nehmen Seen weite Räume ein. Hierdurch bot sich dem Großgrundbesitz Gelegenheit, Fuß zu fassen und bei der Rückeroberung des Ostens riesige Strecken Landes an sich zu bringen. Damit aber wurde der Charakter jenes Teiles der Landbevölkerung, der auf den Gütern Knechtsdienste leistete, im Sinne des Bevormundetseins und der Mannentreue beeinflußt; was diesen Leuten an eigener Meinung verloren ging, gewannen sie an Stoßkraft

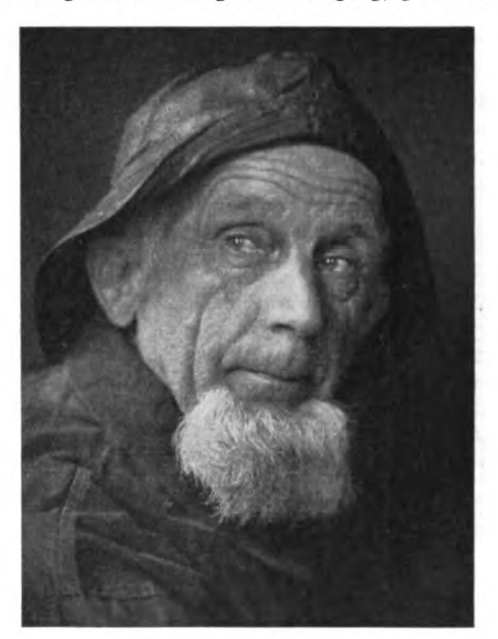


Abb. 7. Helgoländer Fischer.

unter zusammenfassender Führung. Westlich der Elbe fehlt dieser Zwang des Zusammenhaltens, dort ist jeder Bauer sein eigener Herr und wacht eifersüchtig über seine Selbständigkeit. Was hier der Einzelne an Wert gewinnt, geht der Gesamtheit verloren — Hauptgrund, weshalb Niedersachsen gegenüber Preußen staatlich in Hintergrund geriet.

Dem räumlichen Unterschiede gesellt sich, seine Wirkungen verstärkend, der klimatische. Westelbien steht noch unter ausgesprochener Herrschaft der See, von welcher die golfstromgemilderte Atlantluft tief landein dringt. Saftiges Grün, in Seenähe das ganze Jahr hindurch, bestimmt die Landschaftsfarbe, Ausgewogenheit zwischen Sommerkühle und Wintermilde kennzeichnet den Wärmegang, Wolken und Winde, Regen und Nebel bestimmen das Klimabild, das äußerlich ruhig ist, in seiner Windbewegtheit aber doch etwas Anregendes hat. Es ist ein Klima, das in seiner Unbeständigkeit so gleichmäßig wirkt und dem Landmanne ruhige Sicherheit der Erntehoffnung verleiht. In Ostelbien dagegen wird der Einfluß des Meeres merklich geringer, indem das Festlandklima mit seinen heißen Sommern, seinen kalten Wintern und seiner geringeren Feuchtigkeit ostwärts

vorschreitend immer mehr hervortritt. Die Übergangsjahreszeiten Frühling und Herbst schrumpfen allmählich zu kurzen Wochen zusammen, der sonngebadete, blauhimmlige, trockne Sommer grenzt fast an den ebenso klaren, aber eisigen, windgepeitschten Winter. Während der kalten Jahreszeit, welche die Flüsse in Eisesbanden schlägt, stockt alle landwirtschaftliche Tätigkeit und Mensch wie Tier drängen sich um das Herdfeuer. Solch ein Klima verleiht Härte und Strenge, Gegensätzlichkeit und Ausschließlichkeit, es erfordert angespanntere Arbeit im Sommer und zwingt zu längerer Ruhe im Winter.



Abb. 8. Hünengrab in der Heide.

Zum räumlichen und klimatischen Unterschiede zwischen west- und ostelbischer Abart des Niederdeutschen gesellt sich letztlich jener der Rasse und der staatlichen Entwicklung. Westelbien oder Niedersachsen ist altgermanischer Siedlungsboden, der seit der Jungsteinzeit, also seit mindestens 4000 Jahren, von nordischen und fälischen Menschen bewohnt wird. Es ist anzunehmen, daß das bodenständige Bauerntum von heute größtenteils unmittelbare Nachkommenschaft frühzeitlicher germanischer Siedler ist, es hat demnach die zahlreichen Durchzüge anderer Germanen nicht mitgemacht. Hieraus erklären sich jene Seßhaftigkeit und unerschütterliche Ruhe, jenes Hängen an der Scholle und jener Stolz auf den Besitz, die den Niedersachsen auszeichnen.

Ostelbien dagegen, das richtige Preußen also, war zwar auch in Jungstein-, Bronze- und Eisenzeit großenteils germanischer Siedlungsboden, aber es ist solcher nicht geblieben, sondern vom dritten nachchristlichen Jahrhundert ab ziemlich leer gewandert worden, worauf von Osten Slaven nachrückten. Diese wurden vom 10. Jahrhundert ab von den Deutschen wieder überwandert und unterworfen. Die heutige Bevölkerung Ostelbiens ist deshalb wesentlich verwickelter zusammengesetzt als jene Westelbiens. Außer fälischen und nordischen Menschen niedersächsischen und fränkischen Stammes findet sich, durch die Slaven hereingetragen, ostbaltisches

Blut, das namentlich unter den Landarbeitern und im Stadtproletariat durch groben Gesichtsschnitt auffällt. Damit aber ist auch der Volkscharakter vielfach ein anderer. Während der Westelbier König auf seinem Hofe ist und sich, bis zum Eigensinn und bis zur Selbstvernichtung gehend, um niemand sonst kümmert, ist der Ostelbier der geborene Gefolgsmann, treu und zuverlässig, unwiderstehlich in geraffter Gemeinkraft. Als Kolonisator rasch zur Hand mit dem Schwerte, unterscheidet er sich vom Westelbier, der als altseßhafter Besitzer weniger schnell dazu greift, ohne doch feige zu sein. Durch lange Übung und durch seinen Tropfen Ostbaltentums an Gehorsam gewöhnt, hat er den preußischen Königen die besten Soldaten der Welt gestellt und unter ihrer Führung das zweite Reich errichtet. Als Einzelperson dem Westelbier zu allermeist unterlegen, ist er als Gesamtheit allen deutschen Stämmen über und ihr Lehrmeister zu zuchtvoller Ordnung geworden — jener preußische Unteroffizier, der so unbequem und so anmaßend ist und der uns doch so bitter fehlt in währender Notzeit.

Der Niederdeutsche ist Abwandlung des germanischen Menschen und zwar voran nach Seite verstärkter, grüblerischer Innerlichkeit und klar zupackenden Tatsachensinnes. Es fehlt ihm zu allermeist das wikingsmäßig und reckenhaft Auffahrende, das die ostgermanischen Wanderstämme auszeichnete und das in den nordischen Erscheinungen des mittelalterlichen Süddeutschlands so ausgeprägt hervortrat. Hier ist alles gelassener und kühler, ein Schein von Gleichgültigkeit umkleidet tiefes Empfinden, und aus Seelengrunde mehr denn aus Geist steigt lächelnder Humor auf. Klares, festes Wollen, unerbittliches Scheiden des Scheins vom Sein, schlichte Erfüllung des Lebenmüssens machen sich grundlegend geltend. Man ist nicht Blender, sondern schlichter Könner. In herbem Schwarzweiß rinnen diese Linien zum Bilde des niederdeutschen Charakters zusammen, einfach und großzügig wie die wenigen Striche, die auch die niederdeutsche Landschaft zusammensetzen. Nichts von Entweder — oder, nichts von darstellerischer Schönheit, nichts von glatter Gefälligkeit — äußerlich nüchtern und spröde, schwerzugänglich, ja anscheinend unnahbar ruht niederdeutsches Wesen im Schoße deutscher Art, Urquell vorwiegend staatsmännischer und militärischer, gelehrter und wirtschaftsklarer Leistung, ganz unlyrisch und unidyllisch, aber Born deutscher Kraft und Hoffnung deutschen Aufstiegs.

Neues zur Vorgeschichte der Slaven in Deutschland.

Von Dr. Werner Buttler.

Mit 1 Tafel.

Es ist aus dem Geschichtsunterricht allgemein bekannt, daß die Slaven während des frühen Mittelalters im Nordosten unseres Vaterlandes eine große Rolle gespielt haben. Weniger bekannt ist, daß auch in Bayern Slaven gesessen haben, am oberen Main und in der Oberpfalz.

Als durch die großen Völkerverschiebungen im 5. und 6. Jahrhundert weite Räume in Deutschland siedlungsleer wurden oder nur dünn bevölkert blieben, drängten von Osten her slavische Stämme allmählich nach und nisteten sich in

den vorher germanischen Gebieten ein. Die weiteste Westausbreitung erreichten die Slaven nach dem Sturz des Thüringerreiches durch den Frankenkönig Theudebert im Jahre 531. Erst in dieser Zeit drangen sie in Mitteldeutschland langsam bis zur Saale vor, in Süddeutschland von Böhmen (vielleicht auch von Thüringen) her in das nordöstliche Bayern ein.

Schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hat die vorgeschichtliche Forschung aus dem Denkmälerbestande eine bestimmte Gruppe als ausgesprochen slavisch abgesondert, einen Formenkreis, der sich scharf gegen die rein prähistorischen Kulturen absetzte und aus Gräbern, Schatzfunden und Siedlungen bekannt war. In den letzten Jahren sind nun, besonders von dem Münchener Prähistoriker Prof. P. Reinecke, einige wichtige Arbeiten[1]) erschienen, die sich mit den slavischen Bodenfunden befassen und durch die die bisherigen Anschauungen eine grundlegende Änderung erfahren. Es lohnt sich, diese Ergebnisse weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und in diesem Sinne sind die vorliegenden Zeilen geschrieben.

Die bezeichnendsten Eigentümlichkeiten dieser gewöhnlich als „slavisch" zusammengefaßten Fundgruppe sind neben vielen anderen untypischen Dingen (Messer, Sicheln, Äxte aus Eisen, Halsringe aus Silber oder Bronze) vor allem die sogenannten Schläfenringe, meist aus Silber. Sie werden in den Gräbern gewöhnlich am Kopfende der Skelette gefunden und sind besonders auffallend durch ihr S-förmiges Schleifenende. Dazu kommt ferner vor allem die Keramik, die aus Gräbern und Burgwällen reichlich bekannt ist und in der Frühzeit noch ohne Scheibe hergestellt wurde. Sie ist von sehr grober Tonpaste und mit Wellenlinien oder Winkelbändern verziert, dazu trägt der Gefäßboden oft Stempelverzierung. Eine ausführliche Beschreibung der slavischen Kulturhinterlassenschaften findet sich in einem Aufsatze von Dr. Albrecht in „Volk und Rasse" 3, 1928, S. 23 ff. Dort sind auch Abbildungen von Schläfenringen und Wellenlinienkeramik gegeben. Die Zeitstellung dieser „slavischen" Funde ist ziemlich gesichert, sie gehen nur selten in die Zeit vor Karl dem Großen zurück.

Haben wir es hierbei wirklich mit der Hinterlassenschaft slavischer Stämme zu tun? Auf diese Frage geben die Verhältnisse in der Oberpfalz den besten Aufschluß. Zur Beantwortung ziehen wir eine andere uns heute noch zugängliche Quellengruppe zu Rate: die Ortsnamen. In ehemals slavischen Gebieten haben sich deren Siedlungsnamen bis heute gehalten, trotz der deutschen Ostkolonisation. Nun sind in Nordostbayern die einwandfrei slavischen Ortsnamen zusammengestellt und karthographisch festgelegt worden[2]). Die Westgrenze dieses gesichert slavischen Siedlungsgebietes zieht sich vom Thüringer Walde an der Itz entlang bis zu deren Einmündung in den Main, folgt weiter der Pegnitz, um bei Forchheim nach Osten abzubiegen, dem Laufe des Flüßchens Wiesent folgend, hinüber nach dem Quellgebiete der Heidennaab. Die Naab bleibt dann die Grenzlinie bis zur Mündung der Schwarzach, wo unsere Linie nach Osten gegen die Böhmerwaldpässe bei Furth i. W. abbiegt. Zwei etwas spätere Namengruppen schieben sich noch weiter ins germanische Siedlungsgebiet vor: Die eine geht im Bogen bei Forchheim über die Regnitz nach Westen, die andere folgt als schmaler Keil dem

---

[1]) Reinecke P., Die Slaven in Ostbayern. Bayr. Vorgeschichtsfreund H. 7, S. 17 ff. — Derselbe, Die archäologische Hinterlassenschaft der Avaren. Germania XII S. 87 ff. — Ders. Slavisch oder karolingisch? Prähist. Zeitschr. XIX, S. 268 ff.

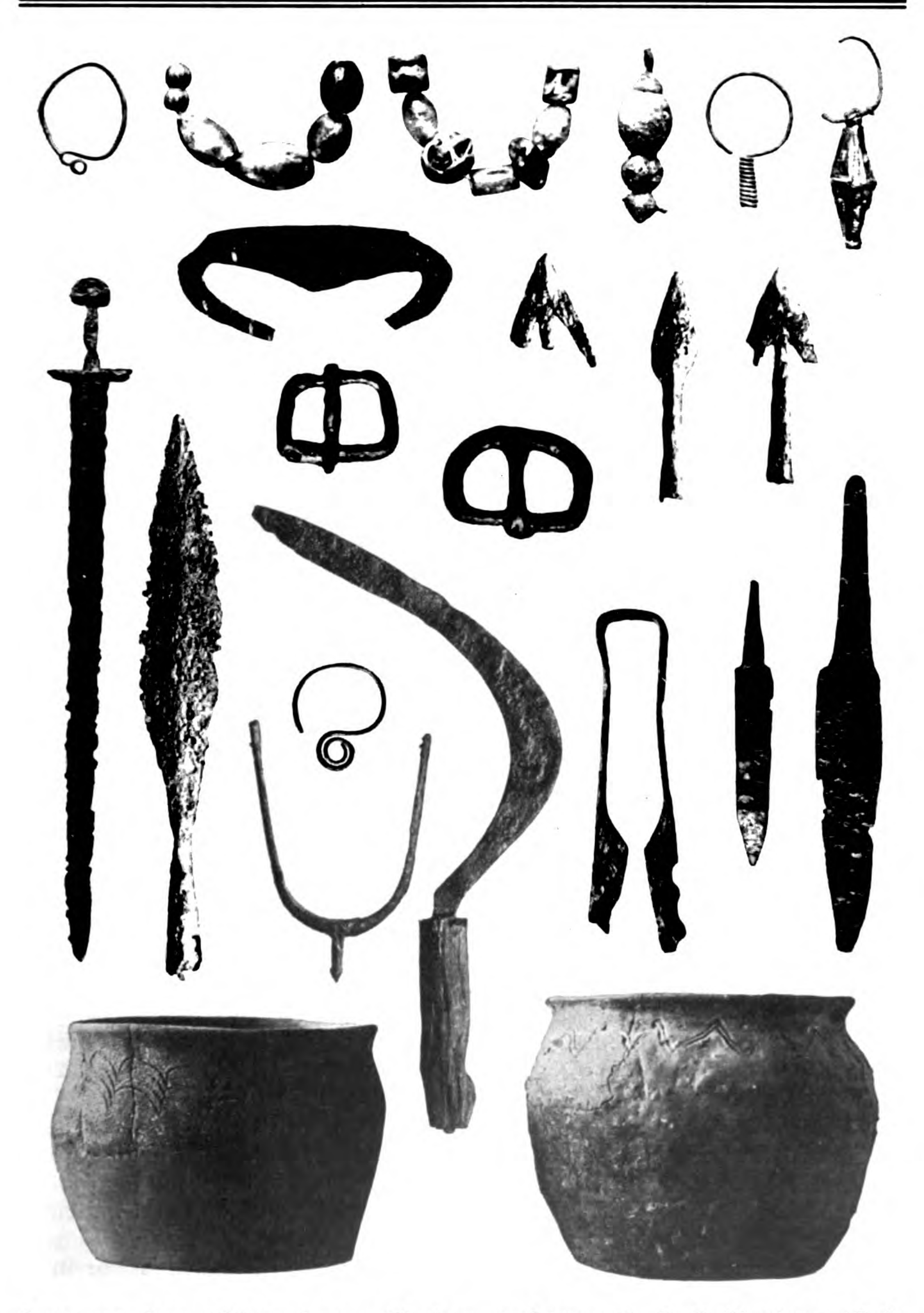
[2]) Bachmann Marg., Die Verbreitung der Slaven in Nordostbayern. Sitzungsberichte der Physik.-Mediz. Sozietät zu Erlangen. Bd. 56/57, 1924/25.

Lauf der Naab bis fast zur Donau hin. Im Osten dieser Linie dürfen wir also im frühen Mittelalter das geschlossene slavische Siedlungsgebiet annehmen. Es entspricht die Feststellung ungefähr dem, was die historischen Quellen über die Grenzlinie berichten, die Karl der Große gegen die Slaven ziehen ließ, und bei welcher der Grenz- und Handelsverkehr auf bestimmte Punkte beschränkt sein soll: Bardowiek, Magdeburg, Schezla, Erfurt, Hallstatt bei Bamberg, Forchheim, Premberg und Lorch/Enns.

Vergleichen wir nun die Verbreitung der Funde slavischen Charakters mit diesem gesicherten Siedlungsgebiete slavischen Volkstums, so zeigt sich, daß sich die Funde keineswegs darauf beschränken, sondern noch weit nach Westen über die oben angeführte Grenzlinie hinausgehen. Schläfenringe und „slavische" Keramik finden sich noch in der Gegend von Gunzenhausen in Gräbern als Beigaben, gelegentlich sogar in Gräbern, die zu karolingischen Kirchhöfen gehören (so an der unteren Isar, mitten in einem Gebiet, das vorher von rein germanischen sogen. Reihengräberfeldern merovingischer Zeitstellung eingenommen wird). Wir haben also folgendes Tatsachenmaterial: Eine breite westliche Zone einwandfrei germanischen Charakters (merovingische Reihengräber), eine östliche sicher slavische Zone, dazwischen ein mehr oder weniger breiter Streifen (im Mittel 50 km), der nach den Ortsnamen nicht slavisch war, jedoch vermeintlich slavische Funde aufzuweisen hat. In diesem Mittelstreifen tritt sogar mehrfach der Fall ein, daß zu einem in karolingischer Zeit bezeugten Orte mit deutschem Namen ein Gräberfeld mit „slavischen" Beigaben gehört.

Man hat zur Erklärung dieser Verhältnisse angenommen, daß die slavischen Gegenstände auf kriegsgefangene oder verpflanzte heidnische Slaven zurückgehen. Doch kann man sich schwerlich denken, daß diese Leute in eigenen Friedhöfen nach heidnisch-slavischer Art bestatten durften inmitten einer rein germanisch-christlichen Umgebung. Folgerichtig müßte man dann in den römischen Funden am Rhein auch die Angehörigen der zahlreich dort dienenden Stämme an ihren Grabbeigaben erkennen können; weiter müßten entsprechend heutzutage die farbigen Franzosen dort auch inmitten der zivilisierten Umgebung nach ihren afrikanischen Gebräuchen leben. Das ist aber alles mit den Tatsachen nicht vereinbar, und so dürfte diese Annahme nicht haltbar sein, vor allem, da es viel einfachere Erklärungen gibt.

Die „slavischen" Grab- und sonstigen Funde liegen in ihrer überwältigenden Mehrzahl auf einem Gebiete, das niemals vorher besiedelt war. Die durch diese Funde bezeugten Siedlungen gehen also auf eine allgemeine Gebietsausdehnung zurück, und zwar ist es der Anfang der mittelalterlichen Rodungszeit. Daß diese Landnahme nicht slavisch sein kann, trotz der vermeintlich slavischen Funde, zeigten die Ortsnamen. Die Besiedler des neuen Gebiets sind vielmehr Franken und Bajuvaren, die aus dem westlichen, sicher germanischen Gebiet kommen. Freilich müßten wir ja dann in deren Stammland, dem Gebiete der älteren merowingischen Reihengräber, auch entsprechende Funde erwarten, und das ist bestimmt nicht der Fall. Die Ursachen sind dafür in Folgendem zu suchen: In frühkarolingischer Zeit beginnt überall mit der strafferen Organisation der Kirche (Bonifatius!) der Übergang von der Bestattung in Reihengräbern außerhalb des Dorfes zu der in den Ortsfriedhöfen der Kirchen, und zwar ohne jede Beigaben. Es ist keineswegs so, daß das Bestatten mit Beigaben in Reihengräbern auf Heiden schließen ließe, dagegen das Beisetzen in Kirchhöfen ohne Beigaben auf Christen. Diese Sitte konnte erst mit dem Erstarken der Kirche in der Karolingerzeit den altgermanischen Brauch verdrängen. So kommt es, daß wir von der materiellen Kultur des 8./9. Jahr-



Funde aus einem Skelettgrabe von Girnitz a. d. Schwarzach, B.-A. Neunburg, (Spätkaroling. Schwert) und aus spätmerowingisch-karolingischen Reihengräbern bei Krachenhausen unweit Kallmünz, B.-A. Burglengenfeld.

(Aus Reinecke „Die Slawen in Ostbayern" Bayr. Vorgeschichtsfreund H. 7).

hunderts eine sehr geringe Kenntnis haben, daß wir z. B. kaum sichere karolingische Keramik kennen (wenigstens aus dem fränkischen Stammlande). Anders dagegen ist es in dem östlichen Kolonisationsgebiet. Dort hat sich das Bestatten mit Beigaben länger gehalten, da die kirchliche Organisation nicht so schnell durchgreifen konnte, und deshalb sind uns dort einige Denkmälergruppen karolingischer Zeit aus Gräbern erhalten. Die uns dort entgegentretenden kulturellen Hinterlassenschaften sind dann auf die angrenzenden Slaven übergegangen und von diesen weiter ausgebildet worden. Die Schläfenringe wie die Wellenlinienverzierung haben ihre Vorgänger im Kreise der merowingischen Kultur, die ihrerseits wieder in der provinzialrömischen wurzelt. Es lehrt also das Beispiel der nordostbayerischen Slaven, daß die dort erscheinenden Funde vermeintlich slavischen Charakters zwar slavisch sein können, aber nicht sein müssen. Es gibt dort keine spezifisch slavische Kultur.

Für Norddeutschland sind diese Verhältnisse noch nicht überprüft worden. Es geht aber auch dort nicht mehr an, jeden Schläfenring und alle Wellenlinienkeramik für ehemalige Slaven in Anspruch zu nehmen, und zwar ist das um so irreführender, je weiter man nach Westen geht, in das germanisch-slavische Grenzgebiet. Doch sei hier auf eine interessante Einzelheit hingewiesen, die zu demselben Ergebnisse führt, wie die Untersuchungen Reineckes.

Als typisch slavisch werden die im norddeutschen Flachlande häufigen Burgwälle von runder Gestalt bezeichnet. Nun gibt es aber die gleichen Rundwälle sehr zahlreich im sächsischen Gebiete, sogar bis nach Holland hinein. Es liegt hier wieder der Fall vor, daß dieselbe Kulturerscheinung zu derselben Zeit bei Slaven und bei Deutschen gebräuchlich ist, ohne daß sich völkische Unterschiede ergäben. Es ist ganz einfach der Rundwall die natürliche Befestigung des Flachlandes, wo keine Bergnasen- und -kuppen als Vorstufen für Befestigungen vorhanden sind. Ob die Slaven nun den Rundwall von den Sachsen übernommen haben, sei noch dahingestellt. Man kommt sehr wohl ohne diese Annahme aus, doch ist der umgekehrte Fall undenkbar, denn Völker mit höherer Kultur übernehmen in der Regel niemals von solchen mit niederer Kultur. Fest steht jedenfalls, daß der Rundwall keine slavische Eigenart ist.

Die bisherigen Ausführungen befaßten sich nur mit der mittelslavischen Periode, die der Karolingerzeit entspringt. Aus der Stufe der slavischen Kultur, welche in die Merowingerzeit zu setzen wäre, kennt man bisher in Deutschland noch keine zeitlich entsprechenden Funde, bzw. kann sie nicht aus der gesamten Fundmasse ausscheiden. Im Gebiete der Tschechen und Südslaven jedoch gibt es Grab- und Siedlungsfunde, die in diese Zeit zu setzen sind. Diese zeigen, daß es auch keine selbständige frühslavische Kultur gibt, denn es herrscht in den betreffenden Funden ein eigenartiger Kunststil, dessen Träger die Avaren sind. Man nennt diesen Stil in der Wissenschaft Keszelytypus (nach einem Grabfeld in Ungarn). Die Slaven waren in jener Zeit dem mächtigen Avarenreich untertan, und dieses übertrug seine Kultur auf die unterworfenen Stämme (übrigens auch auf die Germanenreste in Siebenbürgen und Ungarn, die allmählich avarisiert wurden). Das änderte sich mit einem Schlage, als das Reich der Avaren durch Karl den Großen vernichtet wurde. Nunmehr wurde die karolingische Kultur von den in Deutschland sitzenden Slaven übernommen und bei den Südslaven in Krain und Kärnten finden wir einen Kunststil, der den alten Keszelytypus mit karolingischen Elementen mischt (sogen. Kettlachtypus).

In die spätslavische Zeit des 9.—12. Jahrhunderts fallen die zahlreichen Schatzfunde, welche Reifen, Ringe, Ketten, Münzen und ähnliche Dinge führen. Sie sind oft wegen ihrer Verwendung als Zahlungsmittel zerhackt, so daß man von Hacksilberfunden spricht. Solche Gegenstände sind in den meisten Fällen nicht slavisches Erzeugnis, sondern aus dem Orient eingeführt; dabei sind häufig arabische Münzen. Die Araber besonders trieben einen lebhaften Handel mit den Slaven, der über das Schwarze Meer und Südrußland nach Schlesien ging, von dort weiter nach Prag oder zur Ostsee nach der großen slavischen Handelsstadt Jumne (Vineta). Einem Araber, namens Ibrahim ibn Jaquub, verdanken wir auch eine ausführliche Schilderung von Sitten und Gebräuchen bei den Slaven.

Eine Betrachtung der slavischen Kulturhinterlassenschaften im frühen Mittelalter ergibt das Bild sehr einfacher, wenig entwickelter Verhältnisse. Die wenigen überlieferten historischen Quellenstellen sprechen von primitiven Zuständen, einem vorherrschenden Jäger- und Fischerleben bei den Slaven, und ihre Aussagen ergänzen die Bodenfunde. Die meisten materiellen Kulturbestandteile sind von den Nachbarvölkern entlehnt und zwar durchwegs denen, in deren politischem Machtkreis sie sich jeweils befanden. Zuerst sind die Avaren, nachher die Deutschen, Byzanz und der Orient die Vorbilder gewesen. In der spätslavischen Zeit bildete sich wohl, besonders in dem unabhängigen heidnischen Norddeutschland, ein selbständiger slavischer Kulturkreis heraus, doch wurzelt er durchaus in den vorher übernommenen fremdvölkischen Bestandteilen. Zu wesentlicher eigener Kunst- und Kulturschöpfung hat es das frühmittelalterliche Slaventum nicht bringen können.

Kleine Beiträge.

Neue Arbeiten zur Deutschwerdung des Ostens.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte.

Seitdem ich in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik“ (Jg. 4 Nr. 5 vom 10. Febr. 1928 S. 44 f. und Nr. 21 vom 20. Juli 1928 S. 214 f.) die „neuesten Ergebnisse der Erforschung des Deutschtums im Osten“ zusammenfassend würdigen durfte, hat die Forschung auf diesem Gebiete nicht geruht. Eine Fülle inzwischen erschienener größerer und kleinerer Arbeiten aus den verschiedensten Teilen des vom Deutschtum teils wiedergewonnenen, teils von seinen Ausstrahlungen mehr oder weniger beeinflußten gewaltigen Ostraums läßt die erfreuliche Tatsache erkennen, daß die Anteilnahme an diesen Dingen rege bleibt, anscheinend sogar sich noch fortgesetzt steigert. Da der Begriff „Auslandsdeutschtum“ über weitere Kreise der Reichsdeutschen erst vor kurzem wie eine neue Offenbarung — man kann fast sagen hereingebrochen ist, wird es ohne weiteres verständlich, daß wir auf diesem Gebiete unendlich viel nachzuholen haben.

Am widerspruchlosesten fast schien, dank dem Aufschwung unserer Vorgeschichtsforschung, die vorgeschichtliche Grundlage geklärt zu sein, bis von slavischer Seite nicht weniger als das ganze, z. T. seit Jahrtausenden deutsche Mitteleuropa als slavische Urheimat in Anspruch genommen wurde. Ich habe darüber in „Forschungen und Fortschritte“ 1928 Nr. 21 berichtet.

Dieser slavische, wissenschaftliche Vorstoß gegen Mitteleuropa ist zusammengebrochen. Heute wird er nur noch in Polen fortgesetzt und auch dort nur noch von einer Minderheit unter den Forschern. Seit meinem soeben genannten Bericht sind es in der Hauptsache nur noch J. Kostrzewski und M. Rudnicki, der Begründer und Leiter des „Westslavischen Instituts“ an der Universität Posen, die mit unerschütterlicher Hartnäckig-

keit daran festhalten. Über Kostrzewski und seine Auseinandersetzung mit Dr. v. Richthofen hat vor kurzem E. Petersen in diesen Blättern (Volk u. Rasse 1930 S. 51—56) ausführlich berichtet. Ich kann mich daher auf Rudnicki beschränken, der mit dem Rüstzeug der Philologie der vorgeschichtlichen Aufstellung seines Kampfgenossen zu stützen sucht. Neuerdings hat es ihm das „mecklenburgische Urkundenbuch" angetan, mit seiner reichen urkundlichen Überlieferung bis zum Jahre 1400. Aus der Art, wie dort die Volksbezeichnungen Wenedi, Slavi, Sclavi usw. nebst den entsprechenden Länderbezeichnungen angewandt werden, glaubt er den Schluß ziehen zu dürfen, daß hier ein „seit vorhistorischen Zeiten" vorhandener Tatbestand vorliege, daß hier „der Ausgangspunkt für die Benennung urgerm. Winida —, welche die Slaven bezeichnet", gefunden sei und daß „von den lechischen Bewohnern..... des Flußgebietes der Warnow die Urgermanen ihren Namen zur Bezeichnung der Slaven entlehnten"! So wird Mecklenburg der unverdienten Ehre teilhaftig, bei der Erörterung der Urheimat der Slaven eine Rolle zu spielen [1]).

Wie Rudnicki hier Tatsachen einer verhältnismäßig späten urkundlichen Überlieferung ohne den Schein einer Beweisführung in die Urzeit zurückverlegt, so macht er es auch mit den Ortsnamen. Wo immer im deutsch-slavischen Berührungsgebiet slavische Ortsnamen vorkommen, müssen sie aus der Urzeit, von einem uransässigen Slaventum stammen. Wollten wir Deutschen uns einer Methode bedienen, wie Rudnicki sie handhabt, so würden wir mit ihr dahin kommen, z. B. das Elsaß als zur deutschen Urheimat gehörig anzusehen, sind doch dort die deutschen Ortsnamen in viel entschiedenerem Maße vorherrschend als die slavischen z. B. in Mecklenburg oder Westpreußen.

Auf solchen Wegen kommt Rudnicki dahin, vom Gebiet der Weichsel und Oder zu behaupten, daß slavisch-lechische Stämme „hier in der jüngeren Steinzeit, also mindestens 3000 Jahre v. Chr. erschienen" und „in diesen Gegenden ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage verweilen"! (nach der wörtlichen Übersetzung in den Ostland-Berichten Jg. 3 [1929] Nr. 9 S. 207). Denn seiner Ansicht nach „besteht auch der heutige ganze Osten Deutschlands hauptsächlich aus Nachkommen früherer Lechen" (wörtlich ebd. S. 208).

Natürlich kann Rudnicki die Niederlassung von Germanenstämmen in diesen Gegenden nicht bestreiten, wie sie im Weichselgebiet etwa seit dem 8. Jh. v. Chr. nachweisbar ist. Aber diese Stämme von den Bastarnern bis zu Goten, Vandalen usw. seien nur in geringer Zahl über die Ostsee eingewandert (Ostl.-Berichte 1929 Nr. 8 S. 177, Nr. 9 S. 211 und 213) und hätten an deren Südgestade eine viel zahlreichere Einwohnerschaft angetroffen, die selbstverständlich slavisch gewesen sei. Die Germanen hätten hier nicht einmal 2 v. H. der eingesessenen Bevölkerung betragen!

Das alles sind lediglich Annahmen Rudnickis gleich seinen Ausführungen über die „Verdrängung" der Ostgermanenstämme durch die angebliche slavische Urbevölkerung. In diesem Lichte, als „Sieg über die Unterjocher", erscheint R. die Völkerwanderung, wobei er allerdings „einen Druck bzw. die Hilfe mehr östlicher slavischer oder auch nichtslavischer Stämme" a. a. O. S. 211) und eine Unterstützung durch die Kämpfe der Germanenstämme gegeneinander als nicht ausgeschlossen ansieht.

Die Tatsache des völligen Fehlens slavischer Funde, wie sie selbst längere Zeit nach dem Abzug der Germanenstämme für sämtliche vor der Völkerwanderung germanischen Ostgebiete in nicht mißverständlicher Weise übereinstimmend festgestellt ist, macht R. keinen Kummer. Er erklärt sie damit, daß nach Abzug der Herrenschicht der Eroberer „die zurückgebliebenen ärmeren Siedler längere Zeit größere Kulturansprüche nicht hatten, sondern sich mit den einfachsten Erzeugnissen aus Rinde und Holz begnügten, die unwiederbringlich dem Verderben anheimfielen" (a. a. O. S. 213).

Aber diese angeblich slavische Urbevölkerung der germanischen Ostgebiete reichte doch nach Ansicht R.'s und seiner polnischen Gesinnungsverwandten zurück bis zu den Trägern der Lausitzer Kultur, die von ihnen als die Urslaven dieser Gegenden in Anspruch genommen werden! Und wie überragend hoch war diese Lausitzer Kultur nach ihren reichen auf uns gekommenen Resten gegenüber dem Jahrtausende später erst im 10. Jh. n. Chr. auftretenden Nachlaß unzweifelhaft slavischer Herkunft! Wie war ein so jäher und tiefer Kultursturz des Slaventums, wie er bei Richtigkeit dieser Auffassung vor unseren Augen stände, nur möglich? Wie war er es vollends unter der vielhundertjährigen unmittelbaren Einwirkung germanischer Kultur, die selbst in diesen polnischen Darstellungen trotz alles Streitens als die unbedingt und weitaus überlegene erscheint? Es führt eben

[1]) Näheres in meinem Aufsatz „Mecklenburg in der slavischen Forschung" (Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter Jg. 5, 1929, Heft 2, S. 28—35), wo auch die Belegstellen nach den Ostland-Berichten angegeben sind.

keine Brücke von der Lausitzer Kultur zu den ärmlichen Überbleibseln, die uns soviel später als Nachlaß eines wirklich nachweisbaren Slaventums überkommen sind.

Irrige Voraussetzungen, die einerseits die slavische Besiedlung des deutschen Ostens um Jahrtausende zu früh ansetzen, anderseits die deutsche Wiederbesiedlung in ihrer Stärke nicht erfassen wollen und von „zwangsweiser Germanisierung" viel Ungereimtes fabeln lassen, wo sich in der Hauptsache doch nur die Überlegenheit der Deutschen nach Zahl und Kultur auf ganz natürliche Weise und ohne äußeren Zwang ausgewirkt hat; solche irrige Voraussetzungen lassen R. in den Bewohnern Ostdeutschlands „frühere Slaven und Balten" sehen, die „zwar sprachlich Deutsche geworden, aber physisch geblieben, was sie waren". Er droht geradezu damit, daß man ihnen ihre frühere Art und Sprache zurückgeben könne! (A. a. O. Nr. 10 S. 242.) Es ist schon ein Abweichen von dieser starren Linie, man möchte fast sagen, ein Entgegenkommen, wenn er an anderer Stelle (ebd. S. 241) in diesen unsern ostdeutschen Landsleuten wenigstens Mischlinge sieht, Mischlinge von drei verschiedenen Arten: 1. lechisch-deutsche, 2. lausitzisch-deutsche und 3. baltisch-deutsche, und uns voller Entrüstung vorhält: „Die anthropologische und ethnische Buntscheckigkeit des heutigen Deutschlands ist unerhört"! (ebd. S. 242).

Diese letztere Behauptung erscheint etwas gewagt, da es für sie — leider — in Deutschland immer noch an den nötigen grundlegenden Erhebungen fehlt. Polen ist uns in diesem Punkte überlegen. Nach den dort veranstalteten umfassenderen Untersuchungen, deren Ergebnisse Otto Reche in dieser Zeitschrift (4. Jg. 1929 Heft 2 S. 78 ff.) zusammenfassend behandelt hat, zeigt es sich, daß im heutigen Polen die ganze anthropologische Skala vom streng nordischen Langschädel bis zum flachnasigen Lappengesicht in einer geradezu erschütternden Vielgestaltigkeit vorhanden ist. Man wird, ohne den Ergebnissen der hoffentlich auch bei uns auf diesem Gebiete bald ergiebiger vorliegenden Erhebungen vorgreifen zu wollen, neidlos annehmen dürfen, daß die Polen uns auch in dieser „Buntscheckigkeit" über sind. Denn während man im westlicheren Europa im allgemeinen mit drei Hauptrassen und einigen Varianten auskommt, arbeitet die polnische Anthropologie mit nicht weniger als acht Rassentypen. Unter ihnen befindet sich auch ein ziemlich verbreiteter, dem homo Sudeticus ähnlicher präslavischer Typus. Mit anderen Worten: Auch für die polnische Anthropologie scheiden die Polen und die Slaven überhaupt als Urbevölkerung Polens aus, da sie einen weitverbreiteten älteren Typus festgestellt und ausdrücklich als Rückstand einer vorslavischen Bevölkerung erkannt hat. In welcher Weise sich die Tätigkeit Kostrzewskis und Rudnickis auswirkt, dafür bietet die 1929 in polnischer Sprache erschienene „Legende und Geschichte von der Weichsel, von dem großen König Chrobry und dem heiligen Adalbert" von J. A. Lukaszjewicz, Pfarrer und Professor in dem früher gutpreußischen Graudenz, ein drastisches Beispiel. Unter Schmähungen auf Deutschland und die Deutschen kann man dort lesen, die Deutschen hätten die Slaven zwischen Rhein (!) und Weichsel ausgerottet! Die in dem Buch erhobene Forderung, einen machtvollen polnischen Staat von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und von der Elbe bis zum Ural aufzurichten, kann uns nach allem, was wir von polnischer Seite schon gewohnt sind, nicht einmal wundern.

Und ein solches Buch ist vom Bischof von Kulm durch Erteilung der Druckgenehmigung ausdrücklich gebilligt!

Auch diese Tatsachen verdanke ich den „Ostland-Berichten" (1929 Nr. 11/12 S. 261 ff.) des Danziger Staatsarchivrats Dr. Recke, dieser unentbehrlichen Fundgrube aller einschlägigen Neuerscheinungen polnischer Sprache.

Über Rudnicki hat soeben der bekannte Slavist und beste Kenner des Kaschubischen F. Lorentz in Zoppot in den Hansischen Geschichtsblättern (54. Jg. 1929 S. 234) ein Urteil abgegeben. Es lautet: „Alle Ausführungen Rudnickis fallen in sich zusammen, sobald seine Etymologien fallen, und von diesen ist keine einzige über allen Zweifel erhaben." Dieses Urteil des Philologen kann der Historiker dahin ergänzen: Auch wo Rudnickis Etymologien richtig sein könnten, entbehrt die Rückverlegung der durch sie erschlossenen Tatsachen in die Vorzeit jeglicher einleuchtenden Begründung.

Eingehender haben sich mit diesen Dingen außer dem schon genannten v. Richthofen u. a. neuerdings noch H. Seger in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte (Artikel „Lausitzische Kultur") Bd. 7, 1926, S. 251 ff. und B. Ehrlich in seiner Studie „Germanen, Balten und Slaven in Ostdeutschland in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Vergangenheit und Gegenwart 19. Jg., 1929, S. 321—349) beschäftigt.

Um schließlich noch einen Polen zu Wort kommen zu lassen, der sich von den oben wiedergegebenen polnischen Anschauungen scharf abhebt, sei Alexander Brückner genannt. Er hat in der Art Stellung genommen, daß in älterer Zeit „an der Bernsteinküste

der Ostsee niemals Slaven gesessen hätten", schon weil ihnen ein eigenes Wort für den Bernstein fehle (Ostl.-Berichte 1928 Nr. 3 S. 50).

Von dem in der Vorzeit angeblich slavischen Mitteleuropa darf ich mich damit wohl verabschieden und auf Max Vasmer, „Beiträge zur alten Geographie der Gebiete zwischen Elbe und Weichsel" übergehen (Zeitschr. f. slav. Philologie Bd. V, 1929, S. 360 bis 370). Er stellt eine Anzahl Ortsnamen dieses Gebietes zusammen, die sich weder germanisch noch slavisch herleiten lassen, aber illyrisch zu sein scheinen, so die Flußnamen Netze und Drawa, deren rechten Nebenfluß, Radeça, Nebenfluß der Orla im südl. Posen, Drewenz, Nebenfluß der unteren Weichsel, Ihna, Nebenfluß der Oder in Pommern, Neiße, Drama in Schlesien, ferner den Stadtnamen Schrimm. Gegenüber der Inanspruchnahme der schon bei Ptolemäus genannten Ortsnamen *Καλισια* (= Kalisch) und *Βουδοργις* (= Bedargow) durch die Slaven gibt er einer illyrischen Herleitung den Vorzug. Damit bietet er der Meinung der (nicht nur deutschen) Prähistoriker, die Kossinna folgend, in den Trägern der Lausitzer Kultur Illyrier oder Thraker erblicken, eine philologische Stütze.

In diesem Zusammenhang gewinnt auch die öfters geäußerte Meinung, „daß der Wendenname (Veneti bzw. Venedi), mit dem die Germanen ihre östlichen, slavischen Nachbarn bezeichnet haben, ursprünglich die Bezeichnung eines anderen idg. Stammes gewesen sei, der einst Germanen und Slaven voneinander trennte und ... nach Verdrängung dieses Stammes von den Germanen auf die nun im Osten in ihre Nachbarschaft gerückten Slaven übertragen worden sei", an Gewicht. Dieser verdrängte vorslavische Stamm könnte gemäß dieser Übereinstimmung zwischen Vorgeschichte und Philologie nur als illyrisch angesehen werden, wie der Venetername ja auch bei einem Illyrerstamm an der nördlichen Adria belegt ist.

Weitere anscheinend illyrische Namen im östlichen Mitteleuropa wie Tharandt, „Setovia" im Lande der Quaden, den nördl. Nebenfluß der Donau „Cusus" und die Flußnamen March und Narew hat Vasmer nachträglich zur Erörterung gestellt (ebd. Bd. VI, 1929, S. 145 ff.).

Waren nun tatsächlich die Träger der Lausitzer Kultur Illyrier — bekanntlich hält C. Schuchhardt (Vorgeschichte von Deutschland, 1928) daran fest, daß es Germanen gewesen wären —, so muß doch schon in sehr früher Zeit eine innige Durchdringung dieser Illyrier durch die Germanen stattgefunden haben, die später ja ziemlich ihr gesamtes Gebiet innehatten. W. Frenzel („Haben vor den Burgunden auch Westgermanen in der Oberlausitz gewohnt?" Bautzener Geschichtshefte Bd. VI. 1928, Heft 4) hebt an der Hand des Seddiner Fürstengrabes die enge Verschwisterung der germanischen mit der Lausitzer Kultur schon vor 800 v. Chr. hervor. Ihm ist es sicher, „daß die Vorfahren der historisch beglaubigten Germanen mit in der Lausitzer Kultur zu suchen sind". Diese habe sich in der Oberlausitz fortgesetzt in dem Ausläufer des Billendorfer Formenkreises bis gegen Christi Geburt. Unter diesem Ausläufer verberge sich aber bereits germanische Bevölkerung.

Auf jeden Fall saßen damals die Slaven noch fern im Osten, östlicher noch als Kongreßpolen, wie nach den Feststellungen selbst der polnische Anthropologen (vgl. oben S. 239) sich nicht mehr bezweifeln läßt. Wann sie von dort auswanderten und sich in Ostdeutschland niederließen, darüber habe ich die Leser dieser Zeitschrift in einem kurz zusammenfassenden Aufsatz „Urheimat und Westausbreitung der Slaven" (Volk u. Rasse, 3. Jg. 1928, S. 13—23) zu unterrichten versucht. Soeben hat Ernst Schwarz („Die Frage der staatlichen Landnahmezeit in Ostgermanien. — Ein kritischer Überblick des derzeitigen Forschungsstandes". Mitteilungen des österr. Instituts für Geschichtsforschung Bd. XLIII, 1929, S. 187—260) unter Beibringung eines reichen wissenschaftlichen Apparates diese sowie damit zusammenhängende Fragen einer erneuten Prüfung unterzogen. Auch er kommt zu dem Ergebnis, daß „sich keine Slaven in den ersten fünf nachchristlichen Jahrhunderten in Ostdeutschland, Ungarn oder Balkanländern nachweisen" lassen. „Alle dafür in Anspruch genommenen Gründe haben sich als unrichtig herausgestellt" (S. 227). Als frühestmöglichen Termin für das Einrücken der Slaven setzt auch er den Abzug der Langobarden aus Pannonien und den ersten Vorstoß der Avaren an die Elbe an, so daß also „um 568 sowohl in Ostelbien wie in Westgalizien, den Sudeten- und Westkarpathenländern sowie in den ungarischen Steppen und in Siebenbürgen gleichzeitig die Möglichkeit für die Landnahme eines neuen Volkes gegeben war" (S. 226).

Von allen slavischen Behauptungen einer früheren slavischen Anwesenheit auf ostdeutschem Boden die einzige, die auf den ersten Blick den Schein quellenmäßiger Begründung erweckt, ist die auf Vibius Sequester gestützte, schon von Niederle gebrachte und von Schranil wiederholte Ansicht, daß die Slaven schon vor dem 6. Jh. n. Chr.

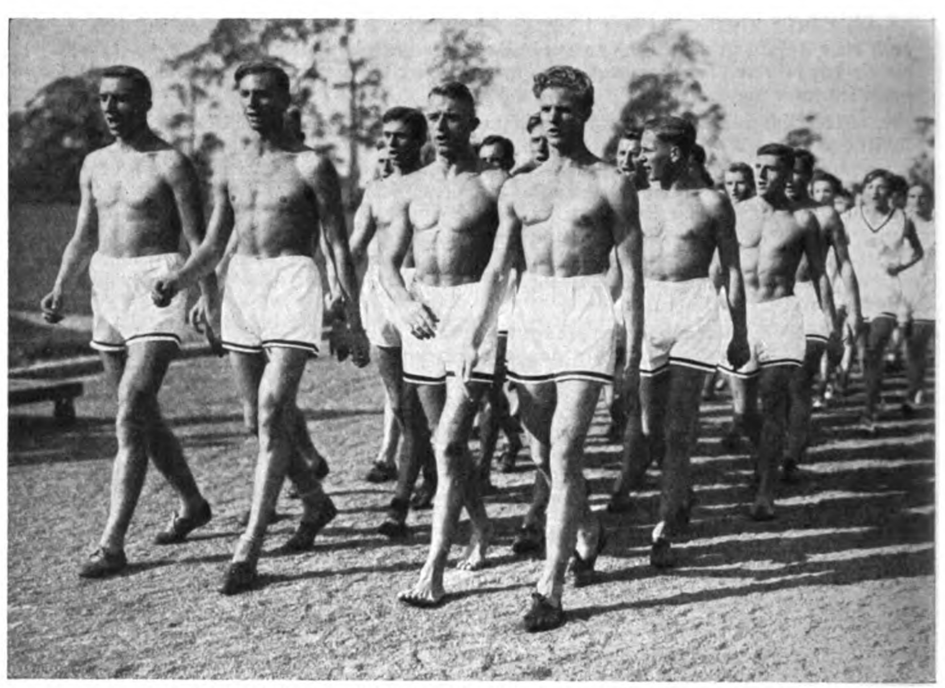
an der mittleren Elbe zwischen Magdeburg und der Saale gesessen haben müßten. Doch auch diese Ansicht ist von W. Frenzel (Bautzener Geschichtshefte VII, 1929, S. 114—117) als ein auf falscher Namensdeutung und mangelhafter Quellenkritik beruhender Irrtum nachgewiesen worden.

Natürlich mußte Schwarz in diesem Zusammenhang auch Stellung zur Lausitzer Kultur nehmen. Wie nicht anders zu erwarten, lehnt er mit eingehender und überzeugender Begründung ihren slavischen Charakter ab und stützt Kossinnas illyrische Hypothese mit dem Vorkommen illyrischer Ortsnamen im alten Gebiete dieser Kultur. Fast überflüssig zu sagen, daß auch er die Urheimat der Slaven am Pripjet und am Mittellauf des Dniepr sieht, wo sich auch „das älteste slavische Ortsnamengebiet befindet" (S. 228). Besonders wertvoll ist seine zum Schluß gegebene Zusammenstellung und Erörterung derjenigen Ortsnamen des ganzen Ostgebietes, die auf ein Vorhandensein von Germanenresten unter der Slavenüberflutung hindeuten.

Fruchtbare Anregungen empfangen hier alle Teilgebiete des Ostens zur Aufnahme und Weiterführung einer mit dem ganzen Rüstzeug der Philologie arbeitenden Forschung, die den Ortsnamen noch manches bis dahin scheinbar unergründliche Geheimnis entlocken wird. Daß die Ortsnamenforschung trotz mancher immer wiederkehrender Mißgriffe und Fehlschläge auf gutem Wege ist, zeigt M. Vasmer („Die slavische Ortsnamenforschung in Ostdeutschland 1914—1927". Zeitschr. f. slav. Philologie Bd. VI, Doppelheft 1/2, 1929, S. 175—204 und Doppelheft 3/4, 1930, S. 464—495). In dieser überaus reichen Sammelbesprechung, die nach Vollständigkeit strebt, sie aber bei der Ungunst der Nachkriegsverhältnisse nicht erreichen kann, kommen keineswegs nur die rein sprachlichen Gesichtspunkte und die Deutung der Namen zu ihrem Recht. Auch die Ergebnisse für die Siedelungs- und Nationalitätenforschung werden festgehalten und für weitere Forschungen bereitgestellt. Auch die Ortsnamen ermöglichen einen Einblick in weit entlegene Vorzeit und auf Grund derselben lehnt Vasmer die polnischen Behauptungen über den slavischen Charakter der Lausitzer Kultur aufs bestimmteste ab.

Haben wir uns bisher auf z. Tl. nur angeblich slavischem Boden bewegt, so führt die Erörterung der Rundlingfrage auf einen Boden, der — wenigstens überwiegend — sicher einmal slavisch war, wenn auch sehr viel später, als es die gekennzeichnete polnische Richtung wahr haben will. Der Hauptvertreter des germanischen Charakters der Lausitzer Kultur bot kürzlich einen neuen Erklärungsversuch dieser vielumstrittenen Erscheinung: C. Schuchhardt („Witzen und Starzeddel, zwei Burgen der Lausitzer Kultur". Niederlausitzer Mitteilungen Bd. XVIII, 1. Hälfte, 1927, S. 178—195) hat in der Starzeddeler Burg das älteste Beispiel einer Rundlingsform festgestellt, wie sie auch sonst von Germanen beim Burgenbau angewandt wurde. Die Rundlingsdörfer seien nur „schwächere Geschwister" der Rundlingswälle und, zumal nur im Grenzgebiet zwischen Germanen und Slaven befindlich, von den Slaven dort vorgefunden und übernommen. Die Ansicht, daß die Rundlingsdörfer keineswegs, wie noch vor kurzem die herrschende Meinung war, typisch-slavische Ortsanlagen sind, sondern als germanische Anlagen von den slavischen Einwanderern übernommen wurden und von diesen wieder in deutsche Hand zurückgelangten, scheint sich durchzusetzen. Wie groß aber die Verwirrung auf diesem Gebiet immer noch ist, zeigt z. B. Rudolf Martiny („Die Grundrißgestaltung der deutschen Siedlungen". Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 197. Gotha 1928, Justus Perthes), wo die Rundlinge als eine in der slavischen Zeit entstandene Schutzform angesehen werden (S. 62). Ähnlich bei Trost („Bemerkungen und Ausführungen zur Rundlingsfrage". Mecklenburg, Zeitschr. des Heimatbundes M., 23. Jg., 1928, S. 97 ff.). Bei Hans F. K. Günther („Deutsche Rassekunde". Karte XI, S. 337) erscheinen sie dagegen als „meist deutsche Gründungen der ostdeutschen Kolonisationszeit (seit dem 12. Jahrhundert)". Weitere Beispiele wird das landschaftliche Schrifttum zeigen.

(Fortsetzung folgt.)



Schüler der Deutschen Hochschule für Leibesübungen (aus Krümmel, Athletik S. 52).

Rasse und Körperbau

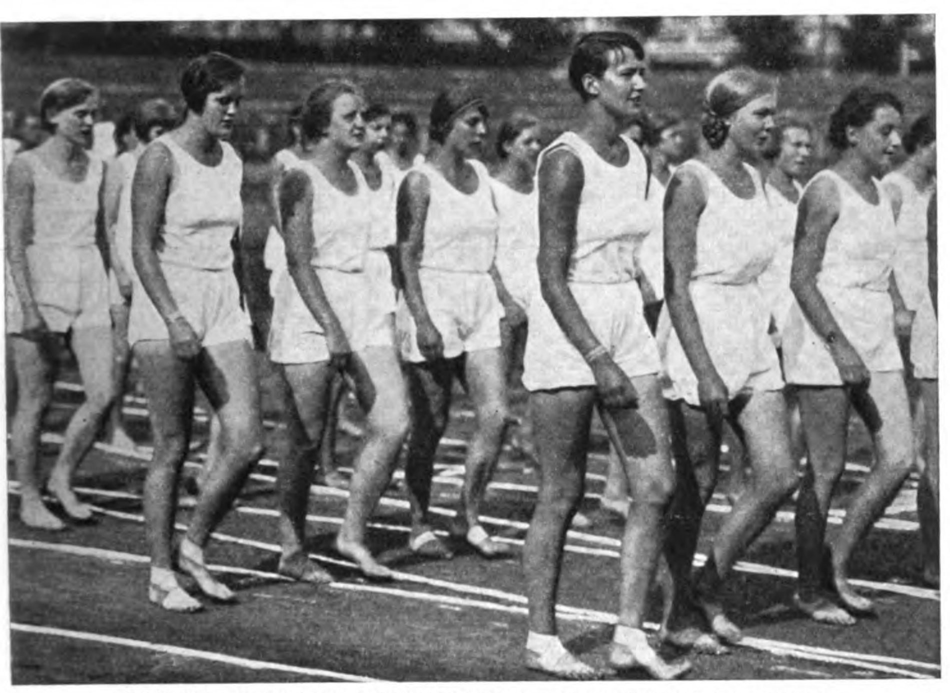
in ihrer Bedeutung für die sportliche Leistung.

(Mit 2 Abbildungen.)

Carl Krümmel gebt in dem ausgezeichneten, von ihm herausgegebenen Buche „Athletik", ein Handbuch der lebenswichtigen Leibesübungen *) in dem Abschnitte „Eignungslehre" auf obige Frage ein und zeigt, welch große Bedeutung auch für die sportliche Eignung die Erbanlage, die teils Rassenmerkmale, teils Sondermerkmale des Einzelnen in sich schließt, besitzt.

Es ist bekannt, daß gewisse volkstümliche Formen der Athletik für Völker bestimmter Rassenzugehörigkeit geradezu typisch sind, so z. B. das Kegelscheiben in baiuwarischen Gebieten, die Ballspiele bei den Angelsachsen, das Hammerwerfen in Schottland usw., je nach dem, zu welcher Fähigkeit die eine oder andere Rasse physisch und psychisch mehr neigt. Ein ähnliches Bild scheint sich auf der sportlichen Heerschau der ganzen Welt, bei den olympischen Spielen zu bieten. Die hochgewachsene, langschädlige, hellpigmentierte nordische Rasse, hauptsächlich vertreten durch Skandinavien, Norddeutschland und die angelsächsischen Völker, herrscht, wie Krümmel sich ausdrückt, auf der ganzen Linie. Die mittelländische Rasse — der nordischen nicht unähnlich, doch klein und stärker pigmentiert — tritt dagegen dort besonders hervor, wo es sich um besondere Flinkheit und Geschicklichkeit handelt. Eigentümlicherweise sind die Länder, wo die alpine Rasse eine ausschlaggebende Rolle spielt, sportlich nicht bemerkenswert hervorgetreten und auch von der dinarischen Rasse läßt sich vorläufig nach dieser Richtung nichts aussagen, obwohl dieser Rasse sportliche Fähigkeiten physischer Art sicher nicht mangeln dürften. Wenn hier nicht etwa bloß ein historischer Zufall vorliegt, so könnte diese Erscheinung bei den Dinariern vielleicht mit be-

*) München 1930. J. F. Lehmanns Verlag, 650 Seiten mit 520 Bildern im Text und auf 11 Tafeln. Preis in Leinen gebunden Mk. 30.— (auch in 6 Monatsraten).



Schülerinnen der preußischen Hochschule für Leibesübungen (aus Krümmel, Athletik S. 53).

stimmten seelischen Merkmalen in Zusammenhang gebracht werden. Unter den außereuropäischen Völkern beginnen nun die Japaner hervorzutreten, während die amerikanischen Neger-Studenten im Weitsprunge und im Laufe auf kurzen Mittelstrecken Vertreter von Weltgeltung stellen.

Bei allen diesen Beobachtungen bezüglich der Eignung der Rassen ist aber, wie Krümmel ausführt, noch auf die Auslese nach Konstitutionsformen entsprechend den verschiedenen Anforderungen der einzelnen Sportsarten hinzuweisen. Unter Konstitution versteht die Eignungslehre individuelle Besonderheiten in Bau und Funktion des Körpers und seiner Anpassungsart. Einen augenfälligen Beweis solcher Besonderheit und ihrer Bedeutung für die sportliche Leistung haben u. a. auch die Olympischen Spiele gebracht, wo bei den Endkämpfen die Vertreter der einzelnen Sportarten ganz bestimmte Körperbautypen und Wuchsformen darstellten. Langstreckenläufer z. B. sind kleine, leichtgebaute Menschen, während als Kugelstoßer, Diskus- und Hammerwerfer die breiten, muskelreichen aller Rassen die größte Aussicht auf Höchstleistung haben.

Die einzelnen Sportarten stellen eben ganz bestimmte auslesende Forderungen an Körper und Geist, denen nur bestimmter Körperbau und bestimmte Wesensveranlagung entsprechen können, die als Rassen- oder Konstitutionsmerkmal dem Menschen eigen sind.

Bei dieser Gelegenheit sei überhaupt auf das Handbuch in seiner Gesamtheit hingewiesen, das von den ersten Fachleuten ihres Gebietes Beiträge enthält und sich in die vier großen Abschnitte: Entwicklungsgeschichte der Athletik, allgemeine Übungslehre, praktische Übungslehre und Betriebslehre gliedert. Das Buch wendet sich im wesentlichen an den praktischen Sportsmann und vermeidet daher auch zu große Belastung in theoretischer Hinsicht. Besondere Erwähnung verdienen die vorzüglichen Bilder, die offenbar mit großer Sorgfalt ausgewählt wurden und jeden Sport in seinen kennzeichnendsten Augenblicken erfassen. An diesen Bildern werden außer Sportsleuten besonders Künstler und Anthropologen ein lehrreiches und seltenes Beobachtungsmaterial finden.

Bruno K. Schultz.

Preisausschreiben

des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung

für Bilder von typischen Vertretern der in Deutschland volkstümlichsten Berufe, wenn möglich bei der Arbeit. Format soll nicht kleiner als 9×12 cm sein, je 1 Bild in Vorder- und Seitenansicht ist erwünscht.

Es kommen folgende 10 Berufe in Betracht:

1. Bäcker
2. Bauern
3. Bergführer
4. Förster und Jäger
5. Metzger
6. Müller
7. Schäfer
8. Schiffer und Flößer
9. Schmiede
10. Schneider.

Es werden ausgeschrieben:

10 erste Preise für je den besten und typischsten Vertreter eines Berufes, im Betrage von je Mk. 50.—;

20 zweite Preise in Büchern im Werte von je Mk. 10.—.

Weitere Bilder können gegen Vergütung von Mk. 1.— für das Bilderarchiv des „Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung" erworben werden. Bei späterer Veröffentlichung werden noch Mk. 4.— für diese Bilder bezahlt.

Der Einsender muß über das Vervielfältigungsrecht der eingesandten Bilder verfügen können. Auf der Rückseite der Bilder ist — soweit bekannt — der Name und Wohnort der Aufgenommenen zu vermerken. Ferner ist Name und Wohnort des Einsenders deutlich anzugeben. Wird Rücksendung der Bilder erwünscht, sind die entsprechenden Briefmarken beizulegen.

Preisrichter sind: Professor Dr. O. Reche, Leipzig,
Dr. Bruno K. Schultz, München,
Verleger J. F. Lehmann, München.

Die Bilder sind an den Verlag J. F. Lehmann, München zu senden. Einlieferungstermin: 31. März 1931. — Bekanntgabe des Ergebnisses im Juliheft 1931 von „Volk und Rasse" mit Abdruck der preisgekrönten Bilder.

Besprechungen.

Sigfus Blöndal u. Sigurdur Sigtryggson: Alt-Island im Bilde. Jena 1930, E. Diederichs Verl. 17 S. Text, 128 Bilder.

Dieses Buch ist eine sehr erfreuliche Ergänzung der bekannten, bei E. Diederichs erschienenen Sammlung „Thule". Die alten Sagaleute, aus deren Zeit ein Teil des hier Wiedergegebenen unmittelbar stammt, werden uns auf diese Weise um Vieles näher gerückt. Die Bilder zeigen Sitten und Gebräuche, Hausbau, Waffen und Geräte sowie Inneneinrichtung des Hauses teils nach alten Pergamentzeichnungen oder Gemälden, teils in unmittelbarer Wiedergabe nach alten Stücken, die sich bis heute erhalten haben und in den skandinavischen Museen aufbewahrt werden.

Im Textanhange findet sich zu jedem Bilde die Angabe, woher das Bild stammt und eine nähere Erläuterung über Bedeutung und Zweck des Gegenstandes.

Bruno K. Schultz.

Wilhelm Böhle: Die Körperform als Spiegel der Seele. Berlin 1929. Teubner, Verlag.

Böhle gibt den Versuch eines Systems der Physiognomik, der Charakterkunde und Typenpsychologie.

Nach einem Rückblicke auf die Geschichte der Physiognomik von Aristoteles über Lavater, Gall, Carus, Huter zu Kretzschmer und Günther werden zunächst unter Voraussetzung eines einheitlichen Bildungsgesetzes des Körpers die Konstitutionstypen — der pyknische, der athletisch-muskuläre, der asthenische Habitus — nach ihrer körperlichen Erscheinungsform betrachtet. Dem folgt eine Untersuchung über die materiellen Grundlagen von Seele und Charakter sowie deren morphologische Merkmale. Die Gallsche Lokalisation der Geistesvermögen wird bemerkenswerterweise — obwohl Galls Anschauungen heute allgemein als abgetan gelten — einer nochmaligen scharfen Prüfung für wert befunden und nach notwendigen Verbesserungen wieder in ihr altes, neues Recht eingesetzt: Nicht die Geistesvermögen, sondern die ihnen voraufgehenden intellektuellen Vorgänge sind nach Böhle in die Großhirnrinde zu lokalisieren. Den Herd des Gefühlslebens sieht der Verfasser im vegetativen Nervensystem, das mit dem Zerebrospinalsystem (Gehirn—Rückenmark) in enger Verbindung steht. Entschluß- und Willensfähigkeit stehen in Zusammenhang mit dem Muskel-, Skelett- und Atmungssystem. Endlich werden auf Grund dieser Feststellungen wichtige morphologische und psychologische Folgerungen gezogen. Aus der Form des Hirnschädels lassen sich nach seiner Meinung die Geistesanlagen erkennen; Brust, Schultern und Glieder spiegeln die Stärke des Wirkungsvermögens; die Bauch-Hüften-Region offenbart Reichtum oder Armut des Gefühlslebens. Da aber die Formen des Rumpfes und der Glieder sich, wie er glaubt, im Gesicht widerspiegeln, so genügen Hirnschädel und Gesicht zur Erkenntnis der charakterologischen Struktur. Diese kühnen Ergebnisse aus eigner Forschung und kritischer Verwertung der Gedanken Galls, James', Langes u. a. sind Böhles Grundlage zum Gebäude seiner Physiognomik.

Entsprechend den eingangs genannten Körperbautypen unterscheidet der Verfasser Seelentypen. Dem pyknischen Körper entspricht der Gemütstypus. Der athletisch-muskulöse Mensch erscheint psychologisch als Bewegungstypus, den Böhle in einleuchtender Darstellung in eine sanguinische, phlegmatische und cholerische Spielart einteilt. Dem asthenischen Körperbau entspricht der Empfindungstypus. Denken und Phantasie sind hier am weitesten entwickelt (Kant, Melanchthon, Tasso, Hölderlin, Novalis u. a.).

Die Mischungen der Grundtypen sind zahlreich. Zu den häufig vorkommenden gehört die pyknisch-athletische Mischung. Die athletisch-asthenische Mischung kommt in Deutschland so oft vor, daß sie der Verfasser fast mit dem deutschen Volkscharakter identifizieren möchte. Von den beiden andern häufigen Gruppen, der asthenisch-athletischen und der pyknisch-asthenischen Mischung sei bemerkt, daß der Verfasser Goethe und Schopenhauer der letzteren zuteilt. — Den entsprechenden weiblichen Seelentypen widmet er ein eigenes Kapitel.

Böhle untersucht endlich das Verhältnis seiner Konstitutions- und Seelentypen zu den Rassetypen. Der phlegmatische Bewegungstyp wird der nordischen Rasse zugeordnet, der sanguinische der Westrasse, der Gemütstyp der alpinen. In der dinarischen Rasse findet der Verfasser körperlich eine Abart des athletischen, seelisch eine des Bewegungstypus, in der ostbaltischen Rasse eine Abart des Pyknikers, bzw. des Gemütstypus. Es überrascht hier besonders die Übereinstimmung in der Charakterzeichnung Böhles auf Grund der Gallschen Lehre mit dem Charakterbild der Rassen, wie es bisher von Rasseforschern gezeichnet wurde.

Trotz fleißiger, gründlicher Durcharbeitung dieser schwierigen Fragen der Physiognomik wirkt manche These mehr lehrsatzhaft als überzeugend. Dies gilt namentlich für die etwas plötzlich als einwandfrei vorausgesetzten Gallschen Gesetze. Der Kritik medizinischer Sachwissenschaft ist öfters Angriffsfläche geboten. Auch wenn nur ein als typisch erkannter Rahmen gezeichnet werden soll, sind doch die Charakteristiken so großer Menschengemeinschaften wie die der Engländer und Juden leicht gewalttätig. Des ungeachtet bleibt jedoch Böhles Werk eine aufschlußreiche und vorwärtsweisende Arbeit, die wertvolles Material zur Erkenntnis des Problems Leib — Seele liefert.

Wilhelm Heidrich.

Buttersack: Triebkräfte des Lebens. Auslösung und Kraftspeicherung bei Individuen, Geschlechtern, Völkern. F. Enke, Stuttgart. 1929. Geh. 9,50 Mk.

Das Geschehen in der Natur wie auch im menschlichen Körper stellt sich nach Auffassung des Verfassers als Energiespeicherung und deren Auslösung dar, welche Anschauung Verfasser mit zahlreichen Literaturzitaten aus dem älteren und neueren Schrifttum belegt. Dem weiblichen Teil ist die Energiespeicherung, dem männlichen Teil der lebenden Substanz die Auslösung übertragen. Die Frauen wollen erlöst sein von den gespeicherten Energien. Der Schrei nach dem Kinde ist der Ausdruck einer biologischen Notwendigkeit, denn biologisch betrachtet, ist das Weib ein Vervielfältigungsapparat. Der Weg zu diesem Ziel

geht über den Mann als Lieferanten des Auslösungsreizes. Hat er den Reiz ausgeübt, ist er überflüssig wie ein gedeckter Tisch nach gestilltem Hunger. Je differenzierter die Frau, um so differenzierter muß auch der entsprechende Auslösungsreiz sein; eine Frau ist reizend, weil der Mann für ihre Reize „reizlich“ ist. Während die Frau im Prinzip im Manne den Vater ihrer Kinder sucht, will der Mann in der Frau einen Kameraden haben, an dem er seine Spannungen frei machen kann. Leitet die Frau die verschieden gerichteten Spannungen des Mannes ab, gibt es eine ideale Ehe, fehlt der Frau die Antenne des Verständnisses, dann sucht der Mann eine andere Ableitung seiner Spannungen. Kommen durch rationale Beweggründe in der Ehe nicht aufeinander abgestimmte Energiequellen und Auslösungsreize zusammen, dann entsteht die indifferente Ehe, in der beide Funktionen nebeneinander herlaufen, in der das Anlocken wegfällt, in der die Frau kein Geheimnis mehr ist. In Zeiten allgemeiner Umschichtung erweitern sich die Unstimmigkeiten der Ehe zu Schwierigkeiten des Volkes, wie die sinkenden Geburtenziffern zeigen. Die im Einzelleben wirkenden Potentiale wirken auch im Leben der Völker, bedingt durch berufliche, ständische, soziale Gliederungen und durch Unterschiede im Erbgut.

Man mag zu der Grundidee sich einstellen wie man will, Anregung wird das Buch infolge der großen Belesenheit des Verfassers geben und in diesem Sinne besteht das den Ausführungen vorangestellte Motto zu Recht: Diese biologischen Streiflichter sind gedacht als Auslösungsreize für Klügere.

G. Moser.

Deutsche Islandforschung 1930, I: Kultur. Herausgegeben von Walther Heinrich Vogt. Veröffentlichungen der schleswig-holsteinischen Universitätsgesellschaft Nr. 28, 1. Ferdinand Hirt in Breslau 1930; 392 S., 1 Karte und 10 Bilder auf 8 Tafeln.

Ein stolzes Schiff, mit vollgewichtiger Gelehrtenarbeit befrachtet, steuert dieser Band zur Tausendjahrfeier nach Island. Es ist eine Huldigung in großem Ausmaße, wie Gustav Neckels einleitender Beitrag über den ‚Wert der isländischen Literatur‘ zeigt; denn Island ist Schulbeispiel (Paradigma) des Germanischen, das sich auf diesem Eilande noch bis in die Spätzeit, ja z. T. noch bis heute erhalten hat, während es außerhalb, und gegen den Süden zu immer gründlicher, auf der „schiefen Ebene der Kultur“ hinabglitt, und von jüngeren, fremden Schichten überlagert wurde. Neckel verdeutlicht das so ziemlich für alle Kulturgebiete und mit lehrreichen Ausblicken auf die Geschichte der Forschung. Dabei tritt er für den berechtigten Kern der romantischen Lehre über die Religion der Germanen und für das Wurzeln des Germanischen im indogermanischen Urvolke ein. Die übrigen Beiträge betreffen Einzelheiten innerhalb dieses Rahmens. Rudolf Much will den Gott Heimdall als nordischen Widdergott erweisen. Rudolf Meißner handelt vom Minnetrinken in einer späten isländischen Skaldendichtung (vielleicht noch 14. Jahrh.) und in der Auvergne (um 900). Helmut de Boor leitet die Wöluspa auf Grund ihrer religiösen Sprache aus der Erwartung des Weltunterganges zur Jahrtausendwende und dem zwar von der Ferne christlich beeinflußten, aber selbständig im Heidentume wurzelnden Kreise der Skalden der Jarle von Lade (Drontheim) ab. Die neue, lebendigere Auffassung der Skaldendichtung durch E. A. Kock in Lund wertet Felix Genzmer in ‚Studien über den Stil der Skalden‘ aus und Walther Heinrich Vogt, der Herausgeber des Bandes, zeichnet in Umrissen eine Geschichte des skaldischen Preisliedes ‚von Bragi bis Egil‘ nach Form und Inhalt. Mit den ‚Berührungen zwischen den Isländergeschichten‘ beschäftigt sich Andreas Heusler. Einen Beitrag zur Geschichte des Organum und der Zweistimmigkeit germanischen Sanges liefert Erich M. v. Hornbostel auf Grund ‚phonographischer isländischer Zwiegesänge‘, die in urtümlichen Quintenfolgen mit Stimmenkreuzung gehalten sind. Aber neben Religion, Dichtung und Musik sind auch Recht, Landschaft, Wirtschaft in dem Bande vertreten. Das genossenschaftliche Verhältnis zwischen dem Schiffseigentümer (Schiffsführer) und seiner Mannschaft erörtert Max Pappenheim und Claudius Frhr. v. Schwerin untersucht ‚die Ehescheidung im älteren isländischen Recht‘, und zwar in ihrer ursprünglichen Form und in der christlichen Umgestaltung. ‚Die Hornküste und ihre Bewohner‘ schildert Paul Herrmann (†) auf Grund seiner aufschlußreichen Reise von 1914 und Hans Kuhn gibt ein anschauliches Bild der Hochweidewirtschaft (Schafzucht) in Island. Der mit Hilfe der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und Mitteln der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft ermöglichte Band setzt des Altisländischen und seiner Quellen kundige Leser voraus, gibt aber auch dem Laien wichtige Einblicke und Anregungen und vor allem ein höchst fesselndes, Achtung gebietendes Gesamtbild von der Vielseitigkeit und Bedeutung der kultur-

geschichtlichen Forschungsaufgabe ‚Island', wie deutsche Forscher sie sehen.

Wolfgang Schultz (Görlitz).

Deutsch-ungarische Heimatsblätter. Vierteljahrschrift für Kunde des Deutschtums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen. Herausgegeben von J. Bleyer, o. ö. Professor der Universität Ofenpest. Schriftleitung: Dr. phil. Franz Basch. 1. Jahrg. Ofenpest 1929. 4 Hefte mit 232 S. und zahlreichen Abbildungen. Jährl. Mk. 4.—.

Von dieser neuen Heimatzeitschrift liegt der erste Jahrgang jetzt vollständig vor. Ihr Dasein und die Art ihrer Betätigung läßt uns erkennen, daß sich unter den Deutschen Ungarns, bei durchaus positiver Einstellung zum ungarischen Staate, das Bewußtsein der völkischen Zugehörigkeit und der Wille, die deutsche Art zu behaupten, immer stärker regen. Alle Äußerungen deutschen Lebens in Ungarn — sei es in der Vergangenheit oder in der Gegenwart —, seine vielfältigen Beziehungen zum Ungartum finden hier aufschlußreiche Darstellung, deren Vielseitigkeit angesichts der bisher erst erschienenen vier dünnen Hefte bewundernde Staunen abnötigt: Volkskunde, Volkstrachten, Volkslied, Mundarten, die verschiedensten Zweige des Kulturlebens, besonders Literatur und Theaterwesen kommen zu ihrem Recht. Mit unermüdlichem Eifer wird die Geschichte der deutschen Besiedlung des Landes und des Schicksals der Einwanderer gefördert. Die Leistungen, die auf allen diesen Gebieten in so kurzer Zeit erzielt sind, sind weitaus überwiegend vom Deutschungartum aus eigener Kraft hervorgebracht.

Dabei liegt der jungen Zeitschrift aber nichts ferner als sich in die engen Grenzen Ungarns oder gar Rumpfungarns einzuspinnen. Das Forschen nach der Herkunft der deutschen Einwanderer hat ganz von selber den Blick weit über diese Grenzen hinaus gerichtet und schon in dieser kurzen Zeit zu einem hocherfreulichen Zusammenwirken mit der alten Heimat geführt. Auch dort regt sich die Aufmerksamkeit für diese Dinge zusehends. Schon in Heft 2 (S. 105 ff.) konnte eine Übersicht „Zur Siedlungsgeschichte der ‚Schwaben' in Ungarn" geboten werden, worin u. a. in württembergischen Zeitungen veröffentlichte einschlägige Aufsätze schwäbischer Pfarrer im Auszug wiedergegeben sind. In Heft 4 erscheinen schon Pfarrer aus Württemberg und Baden als Mitarbeiter der Zeitschrift. Noch in den ersten Anfängen begriffen hat das Forschen Südwestdeutschlands über den großen Schwabenzug nach Ungarn schon Fühlung gewonnen mit den gleichlaufenden Bestrebungen der ungarländischen Deutschen. Dies verheißungsvoll begonnene Zusammenwirken wird nicht allein der Wissenschaft schätzbarste Dienste leisten, sondern auch die großenteils längst abgerissenen Fäden zwischen den Nachkommen der Ungarnfahrer und ihren deutschen Heimatgebieten neu knüpfen helfen.

H. Witte.

Ludwig Finckh: Das Vogelnest. Geschichten aus der Ahnenschau. München 1928. F. Franzscher Verlag, 110 S.

Ludwig Finckh dürfte den Lesern dieser Blätter kaum ein Fremder sein. Sein reges Eintreten für das Auslandsdeutschtum und für Ahnenforschung hat ihn in weiten Kreisen des deutschen Volkes bekannt gemacht. In dem vorliegenden Büchlein führt er uns wieder in anregender Weise auf die Wichtigkeit und den Zusammenhang von Ahnenforschung und Auslandsdeutschtum und ihre innige Verflechtung und politische Bedeutung hin. Im Vogelneste sieht er das Sinnbild seines Stammhauses, aus dem die verschiedenen Geschlechterfolgen der Finckhe in die Welt hinausgeflogen sind. Besonders hinzuweisen ist auf die Abschnitte „Die Bedeutung des Auslandsdeutschtums für das deutsche Volk" und „Erbgesundheit".

Bruno K. Schultz.

Max Fischer, Berlin-Dahlem, „Der Alkoholmißbrauch". „Das kommende Geschlecht", IV. Bd. Heft 3. Berlin u. Bonn 1930. Ferd. Dümmlers Verlag. Preis 2,50 RM.

Der erste Teil „Die schädlichen Wirkungen des Alkohols" ist eine gute und populäre Zusammenstellung sämtlicher Alkoholwirkungen und Schäden, der sozialen und individuellen, der körperlichen und geistigen, deren Beschreibung, ohne in pathetische Detailmalerei auszuarten, sehr anschaulich wirkt. Die einzelnen Abschnitte bringen nur nachgewiesene Tatsachen, insbesondere im Abschnitte „Alkohol und Nachkommenschaft" wird der Unterschied zwischen Fruchtschädigung und bis jetzt nicht nachgewiesener Keimschädigung deutlich betont und dadurch mit mancher unklaren Vorstellung aufgeräumt. Wenig Begeisterung erweckt der zweite Teil über die Bekämpfungsmöglichkeiten. Zunächst schwebt der Geist einer in sieben Stufen gegliederten Fürsorge über dem Ganzen und dann enthalten die Abschnitte „Öffentliche Maßnahmen" und „Allgemeine Bestrebungen" außer schon oft ausgesprochenen und hier nur wiederholten Möglichkeiten nichts, was sie als Kampfliteratur z. B. in der Jugendbewegung oder durch konkret ge-

faßte Vorschläge als Unterlage für die Gesetzgebung geeignet machen würden. Zu bedauern ist noch, daß für die statistischen Angaben keine Quelle genannt ist und daß manchmal Dreifaches und Drittel oder Hundertfaches und Hundertstel verwechselt werden. Th. Lang, München.

W. Frenzel: Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz, Oberlausitzer Heimatstudien, Heft 15. Bautzen 1929. 159 Seiten mit mehreren hundert Abbildungen und vielen Karten. Preis geb. Mk. 4.50.

Nach kurzen Bemerkungen über Urlandschaft und vorgeschichtliche Tierwelt beginnt Frenzel mit einem Abschnitt über die Ausdeutbarkeit der Bodenaltertümer, Hebung und Pflege der Funde, die Vorgeschichte in der Schule, sowie die Landesaufnahme. Hier schöpft Frenzel aus der reichen Erfahrung des tätigen Denkmalpflegers, wenn er die Verantwortung betont, die jeder Ausgräber vor der ganzen Wissenschaft habe, wenn er Anweisungen zur Vermessung von Fundstellen gibt, zur Pflege der Altertümer anhält und auf ihren erzieherischen Wert im Schulunterricht hinweist. Auch die stille Aktenarbeit des Vorgeschichtlers findet ihre Würdigung und wird in ihrer Bedeutung dem Außenstehenden vor Augen geführt. Schlechthin vorbildlich muß man diesen vielversprechenden Anfang nennen.

Wie der Anfang, so das ganze Buch. In chronologischer Reihenfolge, ergänzt durch knappen, einführenden Text führt uns Frenzel den ganzen Altertümerbestand seines Arbeitsgebietes vor, greift hier und da über die Grenzen der Lausitz hinaus, um namentlich das benachbarte Schlesien zu berücksichtigen, und belebt die reinen Fundabbildungen durch Siedlungskarten, kulturgeschichtliche Anschauungsbilder und Grabungspläne. Anerkennung verdient auch, daß der Behandlung der slawischen Kultur einige Bilder und Bemerkungen über die deutsche Kolonisation des Mittelalters angefügt sind, dem Zeitraum, der das Bild unserer ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte erst zur kulturgeschichtlichen Einheit abrundet. Außer zahllosen Druckstöcken, die schon in vielen anderen Arbeiten Verwendung gefunden haben, werden manche neue abgedruckt, so daß nunmehr der wichtigste Bilderbestand einer ganzen deutschen Landschaft vor uns liegt.

So knapp der begleitende Text gehalten ist, so sehr erhöht er das Verständnis der gezeigten Kulturentwicklung. Hier wäre allerdings die bessernde Hand für eine hoffentlich notwendig werdende zweite Auflage des Buches von Nutzen. So sind z. B. die mittelsteinzeitlichen Geröllkeulen nicht durchbohrt, sondern durchhauen, eine nicht unwesentliche technische Eigenheit dieser Stücke (vgl. v. Richthofen in „Aus Oberschlesiens Urzeit" Heft 1, Besprechung in V. u. R. 1929, Heft 4). Beachtung verdient, daß Frenzel seine bisher nicht unwesentlich abweichende Ansicht über die Dauer der, wohl illyrischen, Urnenfelderkultur Ostdeutschlands, Polens, Böhmens und Mährens der herrschenden Meinung bereits etwas angleicht. Eine Abwanderung nach Nordwesten dieser um 400 v. Chr. in ihrem alten Gebiet nicht mehr nachweisbaren Kultur erscheint allerdings wenig glaubhaft. Man darf wohl erwarten, daß Frenzel diese Anschauung noch näher begründet.

Für die Benutzung des Buches macht sich der Mangel einer durchlaufenden Bezifferung der oft auf großen Tafeln vereinigten Abbildungen unangenehm bemerkbar, und auch das Schriftenverzeichnis könnte zum Nutzen des Lesers in mancher Hinsicht umfangreicher gestaltet werden. So vermißt man vor allem bei der Literatur über „Vorgeschichte in der Schule" einen Hinweis auf die drei führenden methodischen Schriften über dieses Gebiet[1]).

Alle diese Ausstellungen vermögen jedoch unser Gesamturteil nicht zu berühren, das die neue Arbeit als ein kulturgeschichtliches Anschauungsbuch bester Art ansieht, dessen Platz, zumal bei dem wohlfeilen Preise, in jeder heimatkundlichen Bücherei sein sollte!

E. Petersen, Breslau.

Kurt Gerlach: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. 112 Seiten, 24 Karten, 1 Deckblattkarte. Preis: geh. 10.—, geb. Mk. 12.—.

Die Heimatsorte der deutschen Dichter, Maler, Musiker, Ärzte, Mathematiker und Generäle wurden für einzelne Zeitabschnitte der Geschichte in Karten eingetragen, welche das Wandern des Wirkungsgebietes kulturschöpferischer Kräfte nach dem Norden zeigen. Bei der Ankunft der Kulturwelle an der Küste befürchtet Verfasser ein Zugrundegehen der deutschen Kultur, welche ohne die nordische Rasse nicht zu denken und mit Verschwinden der nordischen Rasse bedroht erscheint. Wenn die deutsche

---

[1]) Geschwendt, Die Urgeschichte in der Schule, Breslau 1926. — Kiekebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule, Berlin 1915. — Wohlrab, Urgeschichte im vierten Schuljahr, Mannheim, Berlin, Leipzig 1924.

Kultur auch nicht ohne die angrenzenden Rassen zu denken, erhofft Verfasser von einem Überwiegen der nordischen Rasse eine germanische, indogermanische Kulturentwicklung. Die kurze Einleitung reizt mannigfach zum Widerspruch und läßt Richtigstellung einiger Angaben in einer späteren Auflage erwünscht erscheinen. Der Wert der mühsamen Zusammenstellung der Karten wird hierdurch nicht gemindert; zum Vergleiche mit den Angaben von Giese: Die öffentliche Persönlichkeit, Leipzig 1928, A. Barths Verlag rate ich in die Karten die Breiten-Längengrade sich einzuzeichnen, um die Verhältnisse der Jetztzeit mit historischen Entwicklungen vergleichen zu können.

G. Moser.

Fritz Geschwendt: Jagd und Fischfang der Urzeit, dargestellt an ober- und niederschlesischen Funden. **Aus Oberschlesiens Urzeit.** Heft 6. 51 S. mit 8 Tafeln und 23 Abbildungen. Oppeln 1929. RM. 1.50.

In der bereits in Volk u. Rasse IV (1929) S. 246 f. angezeigten Schriftenreihe erscheint soeben die Darstellung eines kulturgeschichtlichen Einzelgebietes der schlesischen Vorgeschichte. Ausgehend von dem in Schlesien gehobenen Fundstoff schildert sie in knapper Form die wechselnde Bedeutung von Jagd und Fischfang der Vorzeit, die in den verschiedenen Zeitabschnitten geübten Methoden und die daraus entwickelten Formen von Jagd- und Fischereigerät. Aus zahlreichen organischen Resten ersteht die reiche Tierwelt, die den vorgeschichtlichen Nimrod lockte. Jagdtrophäen und Tierdarstellungen auf Schmuckstücken und Hausgerät geben einen Begriff von der Bedeutung von Jagd und Fischerei, auch als bereits der Ackerbau herrschend war. In einer Fülle von Anmerkungen zeigt sich die Literaturkenntnis des Verfassers, der den verstecktesten Quellen nachgespürt hat und mit ihnen die volkstümlich geschriebene Studie dem Fachmann unentbehrlich machte. Die jagdliche Ausdrucksweise wird jedem Weidmann willkommen sein. Die handliche und preiswerte Schrift enthält viele, z. T. neue Abbildungen, die im Text vorzüglich sind, auf den Tafeln jedoch infolge mangelhaften Druckes an Klarheit häufig zu wünschen übrig lassen. E. Petersen, Breslau.

Jakob Graf: Vererbungslehre und Erbgesundheitspflege. Einführung nach methodischen Grundsätzen. München 1930, J. F. Lehmanns Verl. 263 S. 4farb. Tafeln, 54 Abb. Preis: geh. 6.75, geb. 8.— Mk.

An einem knapp gefaßten, nach methodischen Grundsätzen einführenden Lehrbuche der Vererbungslehre und der aus ihr gewonnenen Folgerungen für die menschliche Erbgesundheit hat es bisher ziemlich gefehlt. Dieser Mangel ist durch Grafs Buch in ausgezeichneter Weise behoben worden. Alle einschlägigen Fragen, wie Zellehre, Vererbungsgesetze, Modifikation, Mutation, Kombination, gesunde und krankhafte Erbmerkmale beim Menschen, Einfluß der Umwelt auf Erbbild und Erscheinungsbild, Entartung und Volksaufartung werden hier nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft in klarer, auch für den gebildeten Laien durchaus verständlicher Form behandelt. Dem Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Es gehört in die Hand jedes Naturkunde vortragenden Lehrers und wird Studenten wie Lehrern ein wertvolles Handbuch sein. Sehr dankenswert ist das Bemühen des Verfassers, die in der Wissenschaft eingeführten Fremdwörter in Anmerkungen zu erklären. Der Verlag hat wieder sein Bestes in gediegener Ausstattung bei niedrigem Preise geleistet. Bruno K. Schultz.

F. Heinsius: Ist das deutsche Volk ein sterbendes Volk? Geburtenzahl als Kraftquell. Verlag „Die Brücke zur Heimat", Berlin 1929. 56 S. Geh. 2 Mk.

Übersichtlich wird das Sterben der alten Kulturvölker und die für das deutsche Volk ähnliche Gefahren enthaltende bevölkerungspolitische Lage, der Umfang der Geburtenbeschränkung wie die Vorschläge der Abhilfe erörtert. Wie das Ausland die Lage beurteilt zeigt die Äußerung eines italienischen Nationalökonomen in der „Stampa": „Deutschland befindet sich in vollständigem Bevölkerungsniedergang. Die schwerste Niederlage erlebt Deutschland erst jetzt." „Ein derartig starker und rapider Bevölkerungsniedergang offenbart ein tiefgehendes moralisches und geistiges Sichgehenlassen, daß ein Erwachen des deutschen Volkes aus diesem Zustande nicht zu erwarten ist." Der Verfasser glaubt an die Zukunft des deutschen Volkes und an einen Wiederaufstieg. Er hofft die Gefahren durch Erfüllung der Bestrebungen des Bundes der Kinderreichen bannen zu können. Auf die Grundfrage, welche heute die Eugeniker beschäftigt, geht Verfasser nicht ein, ob zunächst eine stärkere quantitative Bevölkerungsvermehrung angestrebt werden soll, um dann später die Auslese einsetzen zu lassen, oder ob von vornherein eine gewisse Auslese tragbar und unerwünschte Fortpflanzung verhindert werden soll, ob die Qualität höher als die Quantität zu schätzen, ob eine große Geburtenzahl allein ohne Berücksichtigung der Qualität als Kraftquell zu bewerten ist.

G. Moser.

Viktor Karell: Sagen aus dem Kaadner Land. Verlag: Vinzenz Uhl's Buchhandlung, Kaaden a. d. Eger. 1928.

Das etwa 240 Seiten starke Buch enthält eine Fülle von Sagen aus dem Kaadner Lande, die, ihrer natürlichen Gruppierung entsprechend, von dem Herausgeber recht übersichtlich angeordnet wurden. Das Buch bietet eine beachtenswerte Zusammenfassung des in Zeitungen, Zeitschriften usw. verstreuten Sagenmaterials dieser deutschböhmischen Landschaft und gibt einen guten Einblick in die vorhandenen volklichen Überlieferungen. Nachteilig wirkt nur, daß die Sichtungsmethode nicht streng genug gehandhabt wurde. Eine Anzahl von Sagen hätte am besten ausgelassen werden sollen, so S. 22 ff. (Gnomenliebe), S. 26 ff. (Böse Gnomen), S. 34 ff. (Die Flucht der guten alten Zeit) u. a. m., da sie zu stark mit der romantischen Erzählform gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verquickt sind und vielfach der Phantasie des „Sammlers" entsprungen sein dürften. Bei einer Neuauflage wird der Herausgeber gut tun, sie auszumerzen.

Die Anordnung des Stoffes ist gut getroffen, die Ausstattung eine für die sudetendeutsche Provinz und ein Sagenbuch ausgezeichnete. Der bekannte sudetendeutsche Künstler Toni Schönecker-Falkenau hat dem Buche einen passenden Bildschmuck gegeben.

Alfred Karasek.

Franz Kießling, Das Aurignacien im Plateaulehme. Ein Beitrag zur Beurteilung der Alters- und Kulturstufe des Urmenschen im n.-östl. Waldviertel (Niederösterreich). Wien 1928. Verlag Roland. 108 S. mit 4 Tafeln. Preis: 2,20 öster. Schilling.

Franz Kießling hat in jahrzehntelanger, mühevoller, durchaus idealistischer Forscherarbeit die größte volkskundliche und urgeschichtliche Privatsammlung von Niederösterreich zustande gebracht. Allen Verlockungen, durch den Verkauf seiner Sammlungen ins Ausland ein reicher Mensch zu werden, hat dieser Heimatforscher widerstanden. Trotzdem liegt die volkskundliche Sammlung heute in vielen Lokalmuseen in Kisten verborgen. Nur die urgeschichtliche Sammlung ist in die Prähistorische Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien gekommen und harrt hier der Durcharbeitung und Veröffentlichung. Im vorliegenden Buche setzt sich der Verf. für die einheitliche Zeitbestimmung seiner Drosendorfer Paläolithstationen ein. Bekanntlich hat ja das Pariser Institut für menschliche Vorgeschichte diese Funde sowohl dem Moustérien, als auch dem Aurignacien zugeschrieben. Dieselbe Ansicht wiederholte noch H. Obermaier in Eberts Reallexikon. Der Erfolg der Schrift blieb nicht aus, da Obermaier nun das vorliegende typologisch primitive Aurignacien anerkennt. Das Buch dient gleichermaßen dem Heimatsgedanken, dem Studium und der Wissenschaft.

E. Beninger.

Karl Kornelius Rothe, Über die Bedeutung der Ethnographie und Anthropologie für die Theorie und Praxis der Erziehung. Sonderdruck aus der Zeitschrift für Pädagogische Psychologie, 31. Jahrg., Heft 3. Leipzig. Quelle & Meyer.

Unter dem etwas umständlichen Titel des Aufsatzes verbirgt sich ein sehr lebensvoller Inhalt. Daß die menschlichen Verschiedenheiten auch Unterschiede in der Erziehung mit sich bringen, ist gewiß keine neue Entdeckung; aber Rothe zeigt, daß die Verwertung dieser Tatsache in der Pädagogik bisher noch gering war. Sonst wäre es nicht möglich, Fragen über Fragen auf diesem Gebiete aufzuwerfen, für deren Beantwortung uns einfach noch das Material fehlt. Die Hauptfragen, zu deren Lösung Rothe Ethnographen und Anthropologen auf den Plan ruft, sind: Wie erziehen die verschiedenen Völker ihre Kinder? und: Wie verhalten sich die verschiedenen Rassen als Objekte und Subjekte der Erziehung? Für die angewandte Erziehung dürfte bei den heutigen Rassenverhältnissen im deutschen Sprachgebiet die zweite Frage besonders wichtig sein; auch bei Rothe beansprucht sie den Hauptteil der Darlegungen. Was er hier an Beobachtungen gibt — über das Grundverhalten der europäischen Rassen in der Erziehung, über die Beziehungen zwischen Rassenseele und Konstitutionsseele, über den Wechsel von Konstitution und Rasse bei Mischlingen in den verschiedenen Altersstufen, über Rasse und Menschentum, über die Urgeschichte der Erziehung — läuft immer wieder in Fragestellungen aus, und so bezeichnet er selbst seinen Aufsatz als „Bitten an die Forscher, dieses Problem aufzugreifen". Es kann gar kein Zweifel sein, daß die Befolgung dieser Bitte wichtiger wäre als manches andere, was heute in der Pädagogik mit großem Lärmaufwande getrieben wird.

K. Eichenauer.

E. Peters: Die altsteinzeitliche Kulturstätte Petersfels. Augsburg 1930. Benno Filser-Verlag. Mit einer Karte, 10 Textabbildungen und 27 Lichtdrucktafeln.

Peters veröffentlicht die Ergebnisse seiner planmäßigen Höhlengrabung am Petersfels, der sich etwa zwischen Thaingen und dem

Probstfels bei Beuron erhebt und somit die altsteinzeitlichen Fundorte der Schweiz mit denen des Donaugebietes verbindet. Zur Ergänzung und Erweiterung zieht der Verfasser die von ihm gehobenen Funde vom Bildstockfelsen heran, einer zweiten, aber unbedeutenderen Fundstelle in der Nähe des Petersfels. Das bearbeitete Silex- und Knochenmaterial, das in großer Anzahl ans Tageslicht gekommen ist, ist recht einheitlich und gehört einer mittleren Stufe des Magdalénien an. Wichtig ist, daß auf etwa 6—7 Silex-Absplisse ein Werkzeug kommt, besonders zum Vergleich für die überall auftretenden mesolithischen und neolithischen Feuersteinschlagstellen, wo auf etwa 30—40 Absplisse ein Stück kommt, das man als Werkzeug ansprechen kann. Unter den Knochengegenständen fallen Speerspitzen und zierliche Nadeln auf, vor allem aber Kommandostäbe. Einer verleiht der Fundstelle besondere Bedeutung; auf ihm sind nämlich zwei schreitende Renntiere so getreu eingezeichnet, daß sich die Darstellung vollwertig an die berühmte des weidenden Renntieres von Thaingen anschließt. Da die Zeichnung nicht die einzige gefundene ist und auch rein ornamentale Verzierungen auf den Knochen auftreten, ist die Fundstelle auch auf dem Gebiet der Kunstäußerungen des Madeleine-Menschen so ergiebig gewesen, daß man die Veröffentlichung über die Untersuchung nicht mehr missen möchte. — Der Verfasser befleißigt sich wohltuender Kürze; der Verleger hat das Buch mustergültig ausgestattet.

Kurt Tackenberg.

Werner Radig: Der Burgberg Meißen und der Slawengau Daleminzien. Führer zur Urgeschichte. Herausgeg. von H. Reinerth. Bd. 8. Augsburg 1929, Benno Filser-Verl. 60 S., 27 Abb. i. T., 26 Tafeln, Preis: Mk. 3.50.

Die Methode, geschichtliche Nachrichten mit Bodenfunden in Übereinstimmung zu bringen, hat einen besonderen Reiz und führt gewöhnlich zu guten Ergebnissen. Das zeigt das Buch von Radig, der die slawischen Siedlungen aus dem Gau Daleminzien behandelt und sie zu den ältesten Urkunden des Gebietes in Beziehung setzt. Im Mittelpunkte der Untersuchungen stehen die slawischen Befestigungen, die Burgwälle, unter denen der Burgberg von Meißen eine besondere Rolle spielt. In sachlicher Weise werden nacheinander die Burgwälle aufgezählt und ihre Stellung, der Beginn und die Dauer der Anlage auf Grund der Funde und der Urkunden zu bestimmen versucht. Dabei tritt hervor, daß Radig den frühgeschichtlichen Stoff überaus gut beherrscht und zu vielen Ergebnissen kommt. Was die älteren Perioden, die herangezogen werden, betrifft, so unterlaufen dem Verfasser einige Ungenauigkeiten. Das westgermanische Gefäß Taf. 22 b ist nicht gedreht, sondern aus freier Hand geformt (S. 38). Das auf der gleichen Tafel abgebildete Grab aus Kl.-Saubernitz dürfte nicht der Stufe Billendorf-P. VI, sondern Billendorf-P. V angehören. Darauf müßte besonders geachtet werden, daß die Billendorfer Gruppe der „illyrischen" Kultur nicht nur früheisenzeitlich ist, sondern schon in Periode III beginnt. Seit dieser Zeit machen sich nämlich in der Lausitz Sonderheiten bemerkbar, die sich bis zur P. VI in einheitlicher Linie fortentwickeln, so daß der Ausdruck „Billendorf" für eine größere Zeitspanne angewendet werden müßte, als es im allgemeinen üblich ist und als es Radig tut, der z. B. auf der Karte Abb. 23 Billendorfer (P. VI) und „Illyrier" (P. III—V) trennt.

Kurt Tackenberg.

Werner Radig: Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibliothek, herausgegeben von Prof. G. Kossina, Nr. 43. Leipzig 1930, Verl. Kurt Kabitzsch. Mit 84 Abb., 9 Taf. u. 2 Karten. Preis: geh. 12 Mk., geb. 14.— Mk.

Nachdem W. Schulz in dem, in demselben Verlage erschienen Buche „Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit" eine erstmalige Übersicht über diese Hausformen vorgelegt hat, war es nur eine Frage der Zeit, die hier gewonnenen gesicherten Ergebnisse im Einzelnen auszubauen. Werner Radig, der sich bereits durch kleinere Arbeiten aus dem Gebiete der Siedlungsforschung vorteilhaft eingeführt hat, legt nunmehr eine umfangreiche Studie aus dem jungsteinzeitlichen Deutschland vor. Es ist das ein verhältnismäßig kleiner Teil der Hausforschung, aber insofern von grundlegender Bedeutung, als sich bereits hier Hauselemente finden, die durch die spätere vorgeschichtliche Zeit in den geschichtlichen Haustypen weiterwirken. Von besonderem Werte sind die Ergebnisse auch dadurch, daß das in vielen Ausgrabungsberichten — sie sind nicht immer klar und eindeutig! — recht zerstreut niedergelegte Material über Gruben- und Rundhaus schon eine Entwicklung erkennen läßt. Das Vorhallen- (Anten-, Megaron-)haus hat dabei seine entscheidende Form anscheinend in Deutschland gewonnen, nachdem die schüchternen Ansätze zum Rundbau überwunden waren. Der Verfasser ist in seinem Urteil zurückhaltend, denn zu einer klaren Entscheidung über den Ursprung der späteren Typen, die

m. E. in der klimatisch und geographisch bedingten Scheidung von Wand- und Dachhaus liegt, müssen erst die anderen vorgeschichtlichen Zeitabschnitte mit derselben Umsicht durchgearbeitet werden. Der Verfasser schließt im allgemeinen die Typen den ostischen, nordischen und westischen Kulturkreisen an, denen er noch einen Mischkreis anfügt, aber er verkennt nicht, daß sich keiner von diesen gegen Einflüsse der anderen abschließt. Bei der Schilderung und den Zeichnungen von Grubenanlagen hat W. Radig nicht berücksichtigt, daß die verlassenen und sicher lange Zeit offen daliegenden Vertiefungen durch den Wind stark verwischt sein können (z. B. bei Dresden-Kotta-), was für die Ausdeutung der Pfostenlöcher nicht unwesentlich ist. Bei den sogenannten Abfallgruben könnte es sich vereinzelt wohl auch um Dörrgruben für das Getreide handeln. Die Vorgeschichte ist an dieser Möglichkeit bisher vorübergegangen. Das Werk ist eine wertvolle Bereicherung der Hausforschung. R. Mielke.

Ernst Reinstorf: Elbmarschkultur zwischen Bleckede und Winsen an der Luhe. Selbstverlag. Harburg-Wilhelmsburg N 6. 504 Seiten. Preis geh. 8.50 Mk., geb. 11.50 Mk.

Das Mißtrauen, mit dem wir heute, im Zeitalter der „Heimatbücher", von mehr oder minder berufenen Leuten verfaßten Büchern dieser Art entgegensehen, weicht bei diesem Werke einer voll auszusprechenden Anerkennung. Wir haben in dieser überaus fleißigen Arbeit das literarische Lebenswerk R.'s, der in hannoverschen Landen kein Unbekannter ist, zu erblicken. Das Buch behandelt in liebevoller Kleinarbeit Werden und Wachsen eines schönen kleinen Fleckchens Erde an den volkskundlich so bedeutungsvollen Ufern der Niederelbe. Beginnend mit den Eiszeiten geht es über die urgeschichtlichen und ältesten siedlungsgeschichtlichen Perioden in die Zeiten der Wenden und der nachwendischen Germanisierung, behandelt als den Lebensnerv dieses Landes Deichschutz und durch Deichbruch verursachte Katastrophen, wie zu deren Verhütung getroffene Schutzmaßnahmen durch die Jahrhunderte hindurch, wendet sich dann den Siedlungsformen mit Höfen, Kirchen, Wüstungen, Windmühlen und Wegen, dem Haus und den Nebengebäuden und endlich den obrigkeitlichen Verwaltungsverhältnissen zu. Ein weiterer Abschnitt spiegelt die große Geschichte im Erleben unseres Landes. Es folgt ein Abschnitt über die kirchlichen Zustände und Altertümer, ein weiterer über Schulverhältnisse und Lehrer, der überleitet zu den Familiengeschichten der Alteingesessenen. Sodann werden die Rechtssitten vergangener Jahrhunderte in Besitz und Lasten abgehandelt, in einem etwas unglücklich „Sittliche Verhältnisse" überschriebenen Abschnitt die Kriminalität und der Volksglaube mit Hexenprozessen, einer Reihe schöner und z. T. gut aufgenommener Sagen und den etwas zu kurz kommenden neuzeitlichen Aberglauben. Es folgen die „Gebräuche" überschrifteten Sitten der Lebens- und Jahresfeste, die Arbeits-, Tisch- und Gesindesitten, denen die Volksdichtung, leider wieder reichlich kurz, mit Kinderreimen und Redensarten angehängt ist. Dem kulturellen Bestande der Gegend entsprechend, hat von den volkskundlichen Teilgebieten die Volkskunst die eingehendste Behandlung erfahren. Tracht und als Trachtenschmuck besonders die Stickerei, die Intarsia und Wandbekachelung als Kunst im Hause, Backsteinmusterung, Hausinschriften, Giebelzier, bäuerliche Bilderfensterscheiben als Kunst am Hause, Hausrat und Grabmalkunst werden ausführlich dargestellt. Der Schlußabschnitt enthält von Fachleuten beigesteuerte Beiträge über die heutigen landwirtschaftlichen Verhältnisse. Alle Kapitel sind ansprechend und sachlich gut durch Kartenskizzen und Zeichnungen bebildert. Angehängt ist ein ausführliches Quellenverzeichnis, das Druckwerke, Archivalien, Karten, museale und private Sammlungen und mündliche Erhebungen aufführt, doch ist im Text leider jede Quellenangabe vermieden und die wissenschaftliche Brauchbarkeit damit beeinträchtigt. Zu demselben Zweck wäre ein Sachregister zu wünschen gewesen, denn eine Inhaltsübersicht von 3 Seiten kann ein solches bei einem Buche von 500 Seiten nicht unnötig machen. Dagegen wird die familiengeschichtliche Ausnützbarkeit durch ein eingehendes Personennamenverzeichnis sehr erleichtert. Modulationen der Sprechweise, die meist vokalischer Art sind, als Herkunftskriterium der Bewohner zu verwenden (S. 33, 48 f.), ist bei der bekannten vokalischen Variabilität der Sprechweisen selbst benachbarter Dörfer eine unsichere Annahme. Etwas mehr Beweiskraft könnte man schon den Eigenarten des Wortschatzes beimessen (S. 49). Solch kleine Beanstandungen setzen jedoch den Wert des Buches nicht herab, mit dem der Verfasser ein Heimatbuch geschaffen hat, deren die Provinz Hannover nicht viele besitzt.

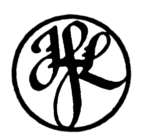
Kurt Heckscher, Hannover.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, München
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans Freimark, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Volk und Rasse

Illustrierte
Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

6. Jahrgang 1931



J. F. Lehmanns Verlag, München

Inhaltsverzeichnis

des 6. Jahrganges, 1931.

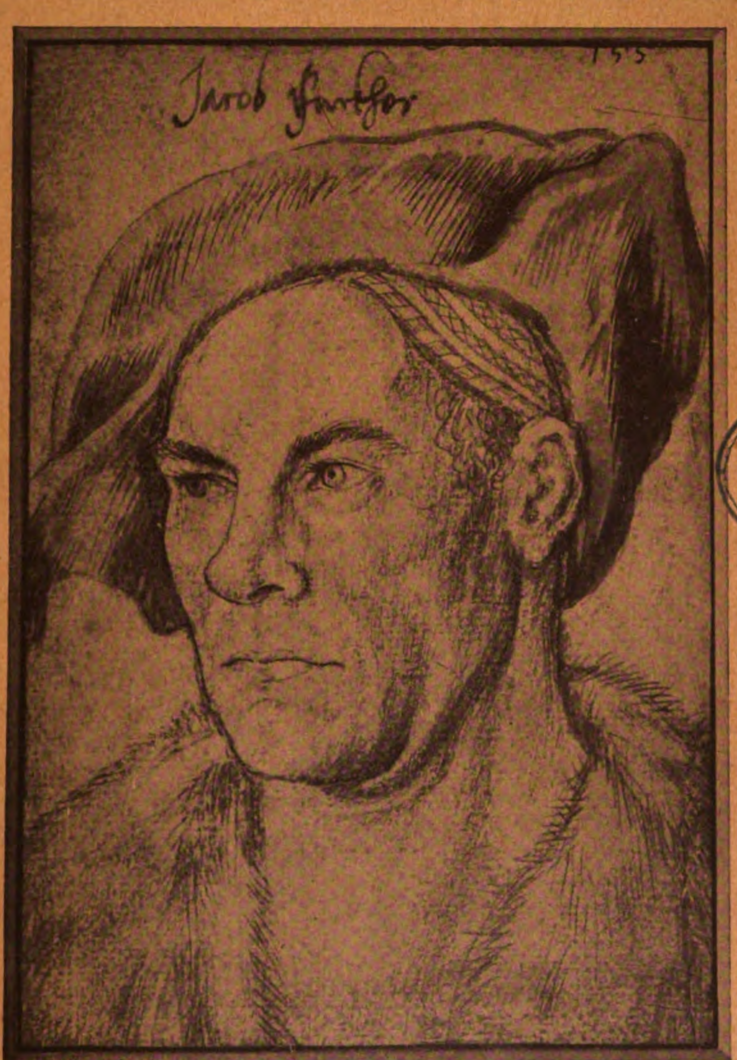
Heft 1 S. 1—64; Heft 2 S. 65—128; Heft 3 S. 129—200; Heft 4 S. 201—260.

Verfasserverzeichnis.

Buchbesprechungen.

Volk u. Rasse

[illegible]. Jahrgang Heft 1 Januar (Eismond) 1931



Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethlefffen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

6. Jahrgang — Heft 1 — Januar (Eismond) 1931

Die Rußlanddeutschen.

Von Walter Kuhn.

I.

Das Wort „Rußlanddeutscher" ist neuen Ursprungs. Vor dem Kriege gab es für den Reichsdeutschen im besten Falle „Deutschrussen", wenn er überhaupt etwas von den mannigfaltigen Formen deutschen Lebens im weiten russischen Reiche wußte. Der Name unterstellte, daß es sich hier dem Wesen nach um Russen handle. Heute aber sind die einzelnen deutschen Gaue Rußlands zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und des Gemeinsamen in Schicksal und Wesen herangewachsen. Die Erlebnisse im Weltkriege, die Leiden in dem „Kampfe gegen das Deutschtum als solches", den Rußland in dieser Zeit führte und die neuen Beziehungen zum Deutschen Reiche haben wesentlich zu der Entwicklung des neuen Stammesgefühles beigetragen. So empfinden die Deutschen im Osten heute die alte Bezeichnung „Deutschrussen" als kränkend und nennen sich selbst „Rußlanddeutsche". Dieser Name umfaßt nicht nur die Deutschen in den Nachfolgestaaten des alten Rußlands, sondern auch die Auswanderer in Amerika und die Rückwanderer in Deutschland. In ihm klingt das Gefühl der Vollwertigkeit als deutschen Menschen, aber auch ein Stücklein Stolzes und Selbständigkeitsbewußtseins gegenüber dem Binnendeutschen.

Innerhalb der Deutschen in Rußland sondern sich die beiden Gruppen der „Balten“ und der „Kolonisten“, die nur äußere Gemeinsamkeit haben. Es kann ja auch nicht anders sein: auf der einen Seite stehen die stolzen niederdeutschen Adeligen, bis zum Umsturz Gutsbesitzer, deren Vorfahren seit dem 13. Jh. das Land beherrschten und im Verein mit den Bürgern der baltischen Städte eine deutsche Vollkultur eigener baltischer Prägung schufen; auf der anderen Seite die Siedler des 18. und 19. Jh., aus allen deutschen Stämmen zusammengesetzt, aber durch die Auslese der Kolonisationszeit zu einem zähen Bauerngeschlechte geworden, dessen Denken auf das Wirtschaftliche und Religiöse beschränkt bleibt, rein bäuerlich in ihrer Kultur, auch wenn sie Besitzungen von Tausenden von Hektaren erworben haben. Die Balten haben den Kolonisten in der Anfangszeit evangelische Geistliche gestellt, die Kolonisten für die Rittergüter in Kurland im 20. Jh. Siedlermaterial. Seelisch aber sind sich beide Gruppen fremd geblieben.

Im folgenden soll der Begriff des „Rußlanddeutschen“ allein auf die Kolonisten eingeschränkt werden und nur von ihrer Geschichte und ihrer Art die Rede sein.

II.

In drei Hauptströmen sind die deutschen Bauern nach Rußland eingewandert.

In der Mitte des 16. Jh. siedelten sich Holländer in der Sumpfwelt des Danziger Werders an und schufen, von der Heimat her Meister im Kampfe gegen Marsch und Bruch, hier in kurzer Zeit blühendes Kulturland. Die Kolonisationsbewegung schritt rasch südwärts fort, neue Holländer kamen nach, unter ihnen trat auch die eben entstandene Sekte der Mennoniten auf, die der Verfolgung in ihrem Vaterlande weichen mußten. Auch die anwohnenden Niederdeutschen in Preußen, Pommern und Brandenburg folgten nun dem Beispiel der Niederländer. Um 1000 entstanden die ersten Siedlungen im späteren Posen und Kongreßpolen, neben der Trockenlegung der Flußmarschen wurde die Rodung der Wälder angegangen. Zur Zeit der polnischen Teilungen war das Gebiet nördlich der Weichsel bis zur westpreußischen Grenze mit einer großen Zahl deutscher Siedlungen erfüllt, in der Niederung des Weichselstroms zog sich ein Band deutscher Dörfer aufwärts, mit Unterbrechungen bis weit über Warschau hinaus und auch südlich der Weichsel bis in die Breite von Lodz gab es eine Menge niederdeutscher Kolonien. Es waren alles private Siedlungen, ohne Zutun des Staates und auch ohne nennenswerte Unterstützung durch die einzelnen Grundherren entstanden, allein durch die Tüchtigkeit und den Landhunger der Deutschen geschaffen.

Die Zeit der preußischen Herrschaft (1793—1807) brachte eine Reihe staatlicher Kolonien, an denen nun auch Südwestdeutsche beteiligt waren. Auch in der Zeit des Großherzogtums Warschau und Russisch-Polens hörte die Einwanderung nicht auf. An ihr beteiligten sich nun, im Süden des Landes, auch schlesische Kolonisten. In den späteren Zeitabschnitten entstanden die meisten Neugründungen als Tochtersiedlungen älterer Dörfer, die Kolonien begannen, ohne weitere Hilfe vom Mutterlande her, aus sich selbst zu wachsen.

1763 setzten die Siedlungsbestrebungen der russischen Regierung ein. Sie führten (1766) zunächst zur Gründung der deutschen Ansiedlungen an der Wolga. Diese — die zweite Wurzel des Rußlanddeutschtums — bieten in ihrer Anfangszeit ein völliges Gegenbild zu den Kolonien der Holländer. Die Menschen wurden von den Agenten der russischen Regierung, meist französischen Abenteurern, in allen Gebieten Deutschlands angeworben, die meisten in Südwestdeutschland. Es

waren nur zum geringsten Teile richtige Bauern, daneben, nach den Schilderungen eines Beteiligten, heruntergekommene Handwerker, Kaufleute und Künstler, verabschiedete Soldaten, Leute, die mit dem Strafgesetze schon in Berührung geraten waren usw. In den ersten Jahren, wo sich die der Landwirtschaft Unkundigen in dem ihnen gänzlich fremden Steppengebiete zurechtzufinden hatten, wurden zu einer schweren Notzeit. Scharen wanderten ab und fielen den räuberischen Tataren zum Opfer, viele starben an Krankheiten. In den Kolonien selbst ging es drunter und drüber, lange dauerte es, bis auch nur in die Landverteilung Ordnung gebracht worden war. Noch 1784 berichtet ein Reisender von den „berüchtigten" Ansiedlungen an der Wolga. Erst nach dem Aussterben der Einwanderergeneration vermochten ihre Nachkommen lebens- und entwicklungsfähige Gemeinwesen zu schaffen.

Wesentliche Hilfe in der „Sprachinselwerdung" empfingen die Wolgadeutschen durch die in der gleichen Zeit entstandene, etwas südlich von ihnen am Wolgaknie gelegene Herrenhutersiedlung Sarepta. Sie wurde von der Direktion der Brüder in Deutschland mit dem ausdrücklichen Zwecke der Mission unter den Mohammedanern, Buddhisten und Heiden angelegt, ohne daß freilich in dieser Hinsicht etwas ausgerichtet worden wäre. Dafür bekümmerten sich die Brüder, deren Siedlung schnell aufblühte, um die geistliche Versorgung der evangelischen Wolgadeutschen. Die „Gemeinschaftsarbeit" innerhalb der evangelischen Landeskirchen war ja neben der äußeren Mission seit Zinzendorfs Zeiten das Hauptbetätigungsfeld der Herrenhuter gewesen.

Die dritte Stammgruppe der Rußlanddeutschen bilden die Ansiedler in Südrußland (Neurußland), in den Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien, die hauptsächlich in den Jahren 1782—1809 einwanderten und von der Regierung in einzelnen, von einander räumlich ziemlich weit entfernten Gruppen angesetzt wurden. Diesmal sah man, durch die Erfahrungen an der Wolga gewitzigt, weit mehr auf die Qualität der Kolonisten. So waren unter den Einwanderern nun ungleich mehr wirkliche Bauern, die Einwurzelung in die neue Heimat wurde ihnen leichter als den Wolgadeutschen. Auch diesmal stellte Südwestdeutschland den größten Teil der Kolonisten.

Ihre besondere Note empfängt die südrussische Einwanderung dadurch, daß ihr teilweise religiöse Momente zugrunde liegen. Vor allem unter den Siedlern aus Württemberg, das von jeher ein guter Boden für sektiererische Bestrebungen gewesen ist, gab es viele, die sich aus ihrer Heimat durch die Einführung neuer, vom Rationalismus berührter Katechismen, Gesangbücher usw. in der Landeskirche vertrieben fühlten, die darin wohl gar den Abfall der Kirche von Gott und die Vorzeichen für den Anbruch des tausendjährigen Reiches sahen, und nun bestrebt waren, einen „Bergungsort" abseits des Strafgerichtes, das über die alte Welt hereinbrechen mußte, zu finden. Solcher Art waren die Siedler in der Umgebung von Odessa, und vor allem die Schwaben, welche 1816 sich ihr Land in Transkaukasien anweisen ließen, um beim Anbruch des jüngsten Gerichts möglichst nahe an Jerusalem zu sein. In der gleichen Zeit fanden die „huterischen Brüder" eine Zuflucht in Rußland, eine Sekte auf kommunistischer Grundlage, die in der Reformationszeit entstanden war und in ständiger Verfolgung durch die verschiedenen Landeskirchen ihren vielfältigen Wanderweg über Südmähren, Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien genommen hatte.

Am bedeutendsten aber war, daß sich unter den südrussischen Einwanderern auch die Mennoniten befanden, die fortan die unbestrittenen Führer des Ruß-

landdeutschtums in wirtschaftlichen und kulturellen Fragen wurden. Aus Holland waren sie nach Ost- und Westpreußen gezogen. Nach dem Anfalle beider Länder an Preußen wurde auch hier ihre Stellung schwierig, vor allem infolge ihrer Verweigerung des Militärdienstes und des Eides. In Westpreußen erreichte sie der Ruf der russischen Regierung, der ihnen völlige Religionsfreiheit und noch größere Begünstigungen verhieß, als den übrigen Einwanderern gewährt wurden. So zogen sie nach Neurußland und wurden in dem Gebiete von Chortitza (1790) und an der Molotschnaja, einem kleinen Zuflusse des Asowschen Meeres (1804) angesiedelt. Es war also für sie schon die zweite, für viele unter ihnen schon die dritte Wanderung, die sie nach Rußland führte.

III.

Der Einwanderung einzelner Gruppen nach Rußland folgt jeweils eine Zeit des Einwurzelns. Die Deutschen lernen die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des neuen Landes kennen und werden sich in ihrer Überlegenheit über die Einheimischen bewußt. Bei der Ansiedlung waren den einzelnen große Wirtschaften zugewiesen worden, an der Wolga 30 Desjatinen[1]), in Südrußland 60—65. Trotzdem beginnt es schon zwei Menschenalter später an Land zu mangeln, das strenge Anerbenrecht verwehrt die Versorgung der zahlreichen Kinder, in den Siedlungen mehren sich die „Landlosen" und der Menschenüberschuß drängt nach außen.

Schon die Kolonien, welche die russische Regierung seit 1812 in dem eben den Türken abgenommenen Bessarabien anlegte, erhielten ihre Einwohner nur mehr zum geringeren Teile unmittelbar aus Deutschland, zum größeren kamen sie aus den alten Kolonien Kongreßpolens. So traf hier die älteste Gruppe der Rußlanddeutschen mit der jüngsten, der südrussischen, zusammen, die gleichfalls Kolonisten nach Bessarabien schickte. In der Folgezeit gab es noch einzelne kleinere Zuströme aus Deutschland, seit 1826 hörten sie ganz auf und seitdem beruht die weitere Ausbreitung des Rußlanddeutschtums allein auf der Tätigkeit der drei Stammgruppen.

1846 beginnt in den Wolgakolonien die „große Aussiedlung", die Gründung von Tochterkolonien auf dem von der Regierung neuangewiesenen Steppengebiete, das östlich an den Raum der alten Dörfer anschloß.

In Südrußland setzte die Bewegung etwas später ein, entsprechend der späteren Gründung der Ansiedelungen, um 1860. Aus der Krim waren nach dem Krimkrieg die meisten der Tataren, von denen das Land früher bevölkert war, weggezogen, Grund und Boden war dort in Fülle und um ein Billiges zu haben. Als erste begannen die Mennoniten, sich hier niederzulassen. Sie entdeckten die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des bisher fast nur zur Viehzucht verwendeten Steppenbodens und gaben den Anstoß, daß aus dem Lande eines der wichtigsten Weizengebiete Südrußlands wurde. Ihnen folgten die evangelischen und katholischen Deutschen und binnen kurzem entstanden einige Hundert deutscher Siedlungen. Auch gegen Osten wandten sich die Deutschen, in das Gebiet der donischen Kosaken, nach Norden in die altrussischen Gebiete hinein und nach Südosten in die Länder um den Kaukasus. Von Bessarabien griff die Auswanderung in die benachbarte, damals noch türkische Dobrudscha hinüber. In der gleichen Zeit, nach 1863, wurde

[1]) Desjat. = 1,09 ha.

von den kongreßpolnischen Deutschen der wolhynische Urwald erschlossen, etwas später das Cholmer Land im Gouvernement Lublin.

Ermöglicht wurde diese starke Ausbreitung durch den wirtschaftlichen Aufschwung und das planmäßige Vorgehen der Kolonien. In die 70er Jahre fällt die Einführung der landwirtschaftlichen Maschinen, welche die Russen in der Folgezeit von den Deutschen übernahmen. Schon etwas früher war unter dem Vorangehen der Mennoniten die Dreifelder- durch die Vierfelderwirtschaft ersetzt worden, bei der Grün- oder Schwarzbrache, Weizen, Roggen und Gerste aufeinanderfolgen. Zugleich setzte die Entwicklung der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere die Siedler in den Stand, große Mengen Weizen auszuführen, die Deutschen begannen reich zu werden.

In der Organisation des Landerwerbes wurden die Mennoniten in der Molotschna vorbildlich. Ihre Siedlungen hatten bei der Anlage über die 60 Desjatinen jeder Familie hinaus noch ein Stück Reserveland bekommen. Anstatt dieses später unter die Landlosen zu verteilen, wie das die meisten der anderen Siedlergruppen machten, verpachteten es die Molotschnaer und wurden dadurch fähig, von Zeit zu Zeit auswärts Ländereien für die jüngeren Söhne anzukaufen. Die Angesiedelten waren verpflichtet, einen Teil der für sie aufgewendeten Gelder nach einiger Zeit zurückzuzahlen und so wurden immer neue Mittel für die Gründung neuer Tochtersiedlungen frei.

Je mehr die Kolonisten wirtschaftlich erstarkten, um so mehr nahm ihre Ausbreitung zu. Für die deutschen Einwanderer in Südrußland hatte die Regierung 670000 Desjatinen angewiesen. Bis zum Jahre 1910 hatten die Deutschen aus eigener Kraft dreieinhalb Millionen Desjatinen [2]) dazu erworben, das ist ein Gebiet fast vom Umfange Preußisch-Schlesiens. Der gesamte Landbesitz der Deutschen im europäischen Rußland kam in dieser Zeit etwa der Größe von Bayern gleich! Diese großartige bäuerliche Leistung haben die Rußlanddeutschen in einer Zeit vollbracht, da im Mutterlande selbst die kolonisatorischen Kräfte zu erlahmen begannen, die Großstädte nicht nur den Menschenüberschuß des Landes an sich zogen, sondern auch schon die bäuerliche Stammbevölkerung angriffen und auf den Gütern im Osten der polnische Wanderarbeiter immer unentbehrlicher wurde.

Aber die Ausbreitung der Rußlanddeutschen blieb nicht auf Rußland beschränkt. Seit etwa 1890 begannen sie sich an der Erschließung von Sibirien und Zentralasien zu beteiligen, wo ihnen von der Regierung 15 Desjatinen für den Kopf angewiesen wurden. Schon zwei Jahrzehnte früher hatte die Auswanderung aus dem russischen Staate überhaupt begonnen, nach den verschiedenen Gebieten Amerikas, nach Kanada, den Vereinigten Staaten, Mexiko, Brasilien und Argentinien. Vor dem Kriege betrug allein die Zahl der jährlich nach den Vereinigten Staaten wandernden Rußlanddeutschen ein volles Drittel der aus dem Reiche Hinüberziehenden. Auch in diesen neuen Ländern haben die Rußlanddeutschen vielfach bahnbrechend gewirkt. In Kansas haben die 1874 aus der Krim eingewanderten Mennoniten ihren heimischen harten „türkischen" Weizen eingeführt, der Kansas erst zu dem Weizengebiet gemacht hat, das es heute ist.

In Amerika trafen die Rußlanddeutschen mit den Auswanderern aus dem Reiche zusammen und kamen damit wieder in wenigstens mittelbare Beziehungen zu ihrem alten Mutterlande. Da zeigte es sich nun, wie sehr sie die Zeit in der

[2]) Nach den statistischen Angaben bei Schmid, Die deutschen Bauern in Südrußland. Berlin 1917.

neuen Heimat geformt und zusammengeschweißt hatte, und wie sehr sie den Binnendeutschen an bäuerlicher Kraft überlegen geworden waren. Der Auswanderer aus dem Deutschen Reiche geht in der Regel als Einzelmensch hinüber und schlägt sich auf eigene Faust durch. Die meisten gehen in die Städte, nur ein kleiner Bruchteil widmet sich der Landwirtschaft. Die Rußlanddeutschen zogen vielfach geschlossen übers Meer, hatten vorher ihre Kundschafter ausgesandt, die das Land aussuchten und die Kaufverträge abschlossen. Am besten verstanden es, wie überall, die Mennoniten die Anlage der neuen Kolonien vorzubereiten und sich weitgehende Sonderrechte auszuwirken. Und wo eine einzelne Familie nach Amerika ging, da sorgte schon die rege Verbindung, die zwischen den früher Ausgewanderten und der alten Heimat bestand, daß sie wieder in rußlanddeutsche Umgebung kam und den Weg durch die Anfangsschwierigkeiten mit nachbarlicher Hilfe zurücklegen konnte. Dazu waren die Rußlanddeutschen den Reichsdeutschen an einfacher bäuerlicher Arbeitskraft, in der Anspruchslosigkeit, in der Fähigkeit zu entbehren und Strapazen zu ertragen, überlegen. Fehlschläge waren bei ihnen viel seltener. So ist es gekommen, daß die Rußlanddeutschen auch in Amerika zum großen Teile in geschlossenen Dörfern beisammenwohnen, von anderen Stämmen getrennt, die Reichsdeutschen nicht ausgenommen, denen sie fremd geworden sind. Sie sind im Vergleiche mit ihnen sicherlich die Ungebildeteren und zivilisatorisch Rückständigen, aber an ihrer deutschen Sprache und Art halten sie dafür besser fest als jene.

Gegenwärtig beträgt die Zahl der Rußlanddeutschen in der Sowjetrepublik (samt Russisch-Asien) 1 240 000 (Zählung von 1927), in Polen (vor allem Kongreßpolen und Polnisch-Wolhynien) an 400 000, in den baltischen Ländern an 20 000, in dem heute rumänischen Bessarabien und in der Dobrudscha rund 90 000, zusammen in den russischen Nachfolgestaaten also 1 750 000. In Deutschland leben seit dem Kriege an 50 000 Rückwanderer. Für Amerika fehlen zuverlässige Zahlen, eine sehr niedrig gegriffene Schätzung ist 800 000. Danach beträgt die **Gesamtzahl der Rußlanddeutschen** heute **über** 2 600 000, entspricht also der Bevölkerung Württembergs.

Für die **Mennoniten** gibt Lindemann[3]) für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege an: 100 000 in Rußland, 40 000 in Kanada und 140 000 in den Vereinigten Staaten (seither ist freilich ein weiterer Teil der Mennoniten aus Rußland nach Übersee ausgewandert). Zu diesen 280 000 meist rußlanddeutschen Mennoniten kommen noch 80 000 in den Niederlanden und im Deutschen Reiche. Die Mennoniten sind also ein richtiger auslanddeutscher Stamm. Ein **deutscher**, denn von ihrem ursprünglichen Holländertum ist wenig mehr übrig geblieben. Schon vor der Einwanderung nach Rußland, in Ost- und Westpreußen, hatten sie die deutsche Schriftsprache statt der holländischen angenommen, ihre Familiensprache war ja ohnehin immer das niederländische Platt gewesen. In der Schicksalsgemeinschaft mit den übrigen Rußlanddeutschen wurde ihre Eindeutschung vollendet. Während des Weltkrieges, da in Rußland der Kampf auch gegen die Deutschen im eigenen Lande geführt wurde, suchten sich einzelne von ihnen durch Berufung auf ihre holländische Nationalität zu retten, von der Mehrzahl aber wurde solches Vorgehen als „Holländerei" verurteilt. Heute sind die Mennoniten diejenigen Deutschen, die, geschützt durch ihre Religionsgemeinschaft und ihre gün-

---

[3]) **Lindemann Karl**, Die Mennoniten in Rußland. In: Von den deutschen Kolonisten in Rußland, Schriften des Deutschen Auslands-Institutes, Reihe A, Bd. 14.

stige materielle Lage, am zähesten an ihrer deutschen Sprache festhalten, auch in den angelsächsischen Ländern.

IV.

Welche Eigenschaften sind es, denen die Rußlanddeutschen ihre außerordentlichen kolonisatorischen Erfolge verdanken? Wie ist das seelische Bild des Rußlanddeutschen überhaupt?

Es ist, ganz allgemein gesagt, das Bild jungen Kolonistentums, wie wir es auch bei den Karpathendeutschen in Galizien und Altungarn und überall dort, wo ein neues Land erschlossen wird, wiederfinden. Aber bei den Rußlanddeutschen ist es zum Höchstmaß gesteigert, entsprechend den ungehemmten Entwicklungsmöglichkeiten, die das große, anfangs fast menschenleere Reich bot. Hier ist der Typus des jungen Sprachinseldeutschen zur Vollendung entwickelt.

Die Grundlage der Stärke des Deutschen ist sein Volkstum und dessen Reife, der ganze Schatz an Fähigkeiten, an Arbeitsenergie und Zähigkeit, Ordnungssinn, planmäßigem und vorausschauendem Denken, daneben an praktischem Wissen, den seine Vorfahren in jahrhunderlanger Kulturarbeit zusammengetragen haben und den die minderreifen Ostslaven nicht, oder noch nicht besitzen. Wohl kann sich die teilweise noch recht extensive Wirtschaftsweise des Rußlanddeutschen, vor allem des Wolgakolonisten, nicht mit dem restlos rationalisierten Landwirtschaftsbetriebe Deutschlands messen, wohl bleibt sein Arbeitstempo hinter dem binnendeutschen eine gutes Stück zurück. Dem Slaven aber, der nur so viel arbeitet, als zur knappen Deckung seines Lebensbedarfes nötig ist, bleibt er noch immer unendlich überlegen. Dem Rußlanddeutschen ist die Arbeit nicht so sehr Mittel zum Leben, vielmehr Selbstzweck und eigentlicher Lebens- und Denkinhalt. Zum Extrem gesteigert ist diese Geisteshaltung beim Mennoniten, dem zielbewußtes, nüchtern-sachliches Leben und unermüdliche organisierte Arbeit nichts anderes als eine besondere Form des Gottesdienstes darstellt[4]). Diese Gesinnung des „Bete und arbeite", dieselbe, die im Mittelalter die Mönchsorden zu Bahnbrechern der Kultur machte, hat auch den Täufern ihre Führerstellung innerhalb des Rußlanddeutschtums verschafft. Aber die enge Verbindung von wirtschaftlichem und religiösem Denken, die sich hier ausspricht, ist in gemilderter Form kennzeichnend für die Seelenlage des Rußlanddeutschtums überhaupt.

Vielleicht noch schärfer als in Südrußland, wo die Slaven ebenso wie die Deutschen als Kolonisten einwandern, wird der innere Abstand vom Umvolke in Gebieten, wo Deutsche in einem russischen Stammlande als Siedler auftreten. Ein Musterbeispiel hiefür ist Wolhynien. Die Einstellung der Deutschen gegenüber den Ukrainern ist hier eine durchaus herrenmäßige. Sie wissen es genau, daß die Erschließung des Landes durchaus ihr Werk und der Slave in allen wirtschaftlichen Dingen ihr Schüler ist, ihre Meinung von den „Muschiken" ist eine ungemein verächtliche, und meist wird die deutsche Überlegenheit auch von der anderen Seite anerkannt. In Südrußland haben die Deutschen sich der wohlfeilen slavischen Arbeitskraft zu bedienen gelernt, vor dem Kriege kamen in der Erntezeit die russischen Schnitter oft weit aus dem Norden her gezogen, ebenso wie in der gleichen Zeit im Westen die Polen auf binnendeutsche Güter als Wanderarbeiter gingen. Selbst die Standesbezeichnung trennt Deutsche und Slaven: die ersteren

[4]) Man vergleiche hier: Max Weber, „Der Geist des Kapitalismus und die protestantische Ethik", in den „Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie." Tübingen 1920 Bd. 1.

werden „Kolonisten", die letzteren „Bauern" genannt, der deutsche Landwirt würde es sehr übel nehmen, wollte man ihn als Bauern ansprechen.

Eine derartige Einstellung ist naturgemäß das beste Schutzmittel gegen nationale Angleichung und Vermischung. Eine solche droht den deutschen Sprachinseln gegenüber den Westslaven und Magyaren, wo der Reifeunterschied ein weit geringerer ist. Gegenüber den russischen Bauern gibt es keine Entnationalisierungsgefahr. Wirksam ist dabei auch die Fremdheit gegen die griechisch-orthodoxe Religion, die evangelische und katholische Deutsche gleichmäßig schützt. Mischehen sind etwas ungemein Seltenes und von der Sitte aufs schärfste Mißbilligtes. — Russifizierung kam vor bei den deutschen Städtern, die nur zum geringsten Teile aus den Kolonien stammten, zum größten Teile unmittelbar aus Deutschland eingewandert waren. Sie kam nicht vor in den Kolonien trotz des mangelnden Kräftezuflusses aus der Heimat, trotz der russischen Schulen und Beamten. (Heute ist übrigens das städtische Deutschtum, das ein fremdes Element innerhalb des Rußlanddeutschtums bildete, von der Revolution hinweggefegt, nach der letzten Zählung wohnten nur 4% der Deutschen im Sowjetstaate in Städten.) So sind die Rußlanddeutschen der national am wenigsten gefährdete Teil des Auslanddeutschtums. Erst die Auswanderung nach Englisch-Amerika kann ihnen in dieser Hinsicht Gefahren bringen.

Der Jugend des Siedlungsgebietes entspricht die einfache ständische Gliederung. Wohlabgestufte und festgewordene soziale Rangordnungen auch innerhalb des Bauerndorfes, mit ganzen, halben usw.-Bauern, Büdnern oder Häuslern und eigenem Gesinde- und Taglöhnerstand sind das Merkmal alter Länder mit langer Geschichte. Im Rußlanddeutschtum gibt es wohl auch Ärmere und Reichere, je nach der Rührigkeit, die einer im Erwerben neuen Landes bewiesen hat. Aber „arm" und „reich" bedeutet hier nur einen Gradunterschied innerhalb der gleichen sozialen Schicht von selbständigen Wirten, auch der Besitzer großer Güter unterscheidet sich in seiner Lebensführung im allgemeinen nicht von den anderen. Wohl schafft das Anerbenrecht immer neue Besitzlose, doch sie vermögen sich in absehbarer Zeit wieder Land zu erwerben, wenn nicht im heimischen Dorfe, dann anderswo. Der Name „Landlose", der bei den Rußlanddeutschen für solche Leute gebraucht wird, drückt es deutlich aus, wie dieser Zustand als etwas Ungesundes und Abnormales empfunden wird. Als ganzer Mensch kann sich nur der selbständige Besitzer fühlen, der sich von niemandem befehlen lassen muß.

Gesteigert und zur vollen Wirkung gebracht wird der Landhunger der Deutschen durch ihren Kinderreichtum. Auch er ist ein durchgehendes Merkmal junger Sprachinseln, das auf rußlanddeutschem Boden besonders ausgeprägt erscheint. Um das Jahr 1860, als die große Ausbreitung begann, betrug die Geburtenziffer bei den Evangelischen fast in allen Siedlungsgruppen mehr als 60 jährlich auf 1000 Seelen[5]). In derselben Zeit erreichte sie im deutschen Mutterlande noch nicht 40, während sie heute hier auf 18 gesunken ist. Auch in der Gegenwart ist die Geburtenziffer der Rußlanddeutschen noch hoch, bei den Wolhyniern beträgt sie etwa 50.

Die Siedler haben in ihrem Streben nach Land weite Wanderwege zurückgelegt, oft hat eine Generation mehrere Tochterkolonisationen mitgemacht. Waren sie schon durch die erste Auswanderung aus der Verbundenheit mit dem Boden

[5]) Vgl. Busch E. H., „Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evangelisch-lutherischen Gemeinde Rußlands". Petersburg 1863.

gelöst, so hat später nur ein kleiner Teil von ihnen wieder festen Fuß gefaßt. Ihre Siedlungen haben noch keine so lange und starke Überlieferung, daß sich in ihnen ein Heimatgefühl von der Art, wie es der binnendeutsche Bauer besitzt, ein Verbundensein auf Gedeih und Verderb mit einem engumgrenzten Erdstücke hätte entwickeln können. Das Verhältnis des Rußlanddeutschen zu seinem Lande ist vielfach noch ein rein wirtschaftliches, es kostete ihn nicht sonderlich viel, aufs Neue hinauszuziehen in frisches Siedlungsland, sei es nun etwa nach Sibirien oder nach Brasilien.

Sein Heimatsgefühl ist von anderer Art. Es ist losgelöst von der Scholle, weiträumig wie das Land, in dem er lebt, es haftet in erster Linie an der Schicksalsgemeinschaft der Menschen gleicher Art, der Gesamtheit des Rußlanddeutschtums. Der durchschnittliche Deutsche in Rußland kennt ein weit größeres Stück Land als der binnendeutsche Bauer. Er ist selbst gewandert, er steht in brieflicher Verbindung mit den Verwandten in Kanada und Argentinien. Der Dienst im russischen Militär, wo die Kolonisten meist in eigenen Verbänden zusammengefaßt werden, hat die an der Weichsel, in Wolhynien, in der Krim und an der Wolga miteinander bekannt gemacht. Ein übriges hat dann der Weltkrieg getan. Da standen die rußlanddeutschen Soldaten zusammen bei der Armee im Kaukasus (für den Westen galten sie als nicht verläßlich genug). Beim Rückzug der Russen an der Front gegen die Mittelmächte wurden aus Kongreßpolen und Wolhynien die Deutschen vertrieben und, soweit sie die Strapazen des Transportes überstanden, bei ihren Stammesgenossen in Innerrußland untergebracht. So spinnen sich die Beziehungen von einer Siedlergruppe zur anderen, und so kommt es, daß etwa die Deutschen in Wolhynien von denen in Bessarabien wie von ihren nächsten Nachbarn sprechen.

Bei den Mennoniten ist dieses besondere rußlanddeutsche Heimatgefühl ins Religiöse erhoben. Ihnen ist die Heimat die Gemeinschaft ihrer Glaubensgenossen, und die Verbundenheit der einzelnen Gruppen erreicht eine außerordentliche Stärke.

Zu der Arbeitskraft und materiellen Tüchtigkeit des Rußlanddeutschen gehört als unbedingte Ergänzung seine Religiosität. Sie eignet allen Gruppen, ob sie nun, wie Teile der Württemberger, schon um ihres Glaubens willen in die Fremde zogen, oder ob sie, wie die Wolgadeutschen, als ein wüst zusammengewürfelter Haufe nach Rußland gingen. Schon die Namen der Siedlungen kennzeichnen häufig die religiöse Grundstimmung ihrer Gründer: Sarepta, Gnadenflur, -tau, -feld, Hoffnungsburg, -feld, -tal, -dorf, Neu-Hoffnung, Friedensfeld usw., die meisten der eben genannten kommen mehrmals vor. Lebendiges religiöses Suchen einerseits, die mangelnde Versorgung durch die Pastoren anderseits, die wieder auf die ungeheure Größe der Kirchspiele zurückzuführen ist, haben bei den Protestanten zu allerhand religiösen Sonderbildungen geführt, zu Gemeinschaftskreisen innerhalb der Kirche und selbständigen Sektengründungen. 1862 schildert Busch anschaulich die seelische Verfassung der Odessaer und bessarabischen Kolonien, in denen es Anhänger Jakob Böhmes, Jung-Stillings und einer Reihe anderer gibt, und auch schlechthin Kirchengläubige sich als „Pietisten" bezeichnen und sich außer am Sonntag noch mehrmals in der Woche zu privaten Andachten versammeln. „Die Gläubigen machen sich oft zu größeren Besuchsreisen auf, um sich untereinander mehr kennen zu lernen und durch gegenseitigen Austausch der Gedanken und geistlichen Erfahrungen im Glauben zu stärken." Diese Kolonisten haben auch auf ihre griechisch-orthodoxe Umgebung eingewirkt. In der Nachbarschaft der Kolonie Rohrbach bei Odessa entstand um 1862 die russische

Sekte der „Stundisten“, so benannt nach den „Stunden“, den religiösen Versammlungen der Evangelischen. Sie scheint heute noch ziemlich stark verbreitet zu sein.

Heute gibt es eine große Menge evangelischer Sekten unter den Rußlanddeutschen, die teils von außen eindrangen, teils im Lande selbst entstanden sind: Baptisten, Zettler, Pfingstler, Fußwascher, Adventisten, Sabbatisten, Brotbrecher, Darbisten, Bibelforscher, auch solche Entartungserscheinungen wie die Tanzbrüder kommen vor. Unter den Wolgadeutschen sollen allein 10 000 Sektierer sein.

Bei den Mennoniten ist es nicht anders als bei den Lutheranern. Ihr Glaube ist keineswegs restlos eindeutig durch Dogmen festgelegt, sondern es bleibt innerhalb des gemeinsamen Täufertums Raum zur Bildung von Sonderrichtungen. Lindemann[6]) zählt ihrer nicht weniger als sieben bei den Rußlanddeutschen, die jüngste Richtung, die „evangelisch-mennonitische Brüdergemeinde“ ist erst 1921 entstanden.

Die aus Deutschland mitgebrachten Bildungsgüter der Kolonisten gingen in den harten Anfangsjahren gar schnell in die Brüche. Wohl bestanden in den allermeisten Kolonien Schulen, aber sie ließen alles zu wünschen übrig. Die Lehrer, selbst Kolonistensöhne ohne besondere Bildung, oder gar landfahrende Leute, konnten oft selbst nicht schreiben. In den evangelischen Dörfern, die keine eigene Pfarrei hatten, war ihr Amt auch das Halten des Lesegottesdienstes, das Taufen und Beerdigen. Die Kinderzahlen der Schulklassen waren viel zu groß, an der Wolga gab es, als die Dörfer erst gewachsen waren, oft Lehrer, die 400 bis 500 Schulkinder zu unterrichten hatten. Die Siedler selbst legten wenig Wert auf die Schulbildung, sträubten sich auch nicht sonderlich gegen die Russifizierung der Gemeindeschulen. Der Gedanke, ihre Kinder studieren zu lassen, war ihnen etwas durchaus fremdes. Die evangelischen Geistlichen kamen aus dem Westen oder dem Baltenlande, die katholischen waren vielfach Polen.

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts begann dann zögernd das theologische Studium, in den 80er Jahren, unter Vorangehen der Mennoniten, das weltliche Hochschulstudium. Heute besitzt das Rußlanddeutschtum eine bodenständige Intelligenz und hat durch sie den geistigen Anschluß an das Mutterland wieder gefunden. Bis zum Kriege aber lebte es, da es stumm blieb, sein abgeschiedenes und unbekanntes Dasein.

V.

Während der Tätigkeit der preußischen Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen sind auch einzelne Rußlanddeutsche dorthin gekommen, zwischen 1906 und 1913 wurden ihrer an 25 000 angesetzt. 1909 wurde ein „Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer“ gegründet, der es den in die alte Heimat Zurückgekehrten erleichtern sollte, sich in den Verhältnissen Binnendeutschlands zurechtzufinden und sich an die hier herrschenden Arbeitsmethoden anzupassen. Das war die erste Berührung der Rußlanddeutschen mit dem Reiche nach der langen Zeit der Trennung. In viel größerem Ausmaße brachte eine solche der Weltkrieg.

In den Jahren 1915 und 1916 ging die deutsch-russische Front mitten durch das wolhynische Siedlungsgebiet hindurch. Als im Jahre 1916 nach der Offensive bei Luck die Russen neuerlich vordrangen, zogen die Kolonisten nach Deutschland, da ihnen unter der Russenherrschaft die Verschleppung nach dem Osten

[6]) Lindemann, Die Mennoniten in Rußland.

sicher gewesen wäre. Auch nach 1917 wurden viele aus der russischen Verbannung zurückgekehrte Wolhynier durch die Besatzungsbehörden nach Deutschland gebracht, auch Deutsche aus Kongreßpolen und Südrußland kamen dorthin, so daß beim Zusammenbruche an 100 000 Rußlanddeutsche im Reiche waren.

Der Aufenthalt in Deutschland ist für sie zu einer schmerzlichen Enttäuschung geworden. Sie hatten draußen in den Kolonien nicht viel von der alten Heimat gewußt. In ihren Träumen aber stand sie als das schlechthin vollkommene Land, in dem überall Ordnung und Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Treue, Glauben und Frömmigkeit herrschten. Beim Abzug aus Wolhynien wurde ihnen von den deutschen Behörden versprochen, daß sie alle in Deutschland auf eigenem Lande seßhaft gemacht werden sollten, viele hatten daraufhin ihre Wirtschaften verkauft. Zunächst aber wurden sie auf die großen Güter in Posen und Ostpreußen gebracht, da es im Reiche natürlich an Erntearbeitern fehlte, und damit begann das Elend. Sie, deren höchster Stolz die Freiheit des selbständigen Bauern war, sollten nun Knechte werden, „Sklaven der Edelleute", wie sie es empfanden und nannten. Sie hatten Aufseher über sich und wurden vielerorts als „Russen" behandelt und den russischen Kriegsgefangenen gleichgeachtet, ihr „sogenanntes" Deutschtum nur belächelt. So stehen in ihrem Gefühl die Jahre in der alten Heimat nur als eine Zeit der Schande und der Verbannung. Sobald es nur irgend ging, kehrten sie zurück nach Rußland und dem neuentstandenen polnischen Staate, wenn sie auch wußten, daß ihre Besitzungen dort vollkommen verwüstet und niedergebrannt, ihr Land vielleicht gar von Fremden in Besitz genommen sei.

Für eine größere Zahl war aber die „Heimkehr" nicht mehr möglich, sie mußten in Deutschland bleiben. 40 000—50 000 Rußlanddeutsche solcher Art, zum überwiegenden Teile Wolhynier, mag es heute im Reiche geben. Ein kleiner Teil von ihnen wurde in eigenen Wirtschaften angesiedelt, die anderen sind heute noch Landarbeiter. Die Art nun, wie sie sich mit ihrer Umgebung auseinandersetzten, ist, wie nicht bald etwas anderes, geeignet, die seelische Art des Rußlanddeutschen und seine Unterschiede vom Binnendeutschen klar zu machen.

Die Gutsbesitzer loben die Schlichtheit und Treue der Wolhynier, ihre Frömmigkeit und ihren Familiensinn. An die regelmäßige und durchorganisierte Arbeit müssen sie sich erst gewöhnen, ebenso an die Frauenarbeit. Die Wolhynier selbst aber fühlen sich durchaus unglücklich. Sie haben nach 10 Jahren Aufenthalt im Mutterlande für dieses noch kein Heimatgefühl entwickeln können, nur untereinander, als Rußlanddeutsche, halten sie fest zusammen, die anderen Deutschen sind ihnen fremd. Ihr heißes Streben geht danach, wieder selbständig zu werden, sei es auch auf einem noch so kleinen Landstückchen. Jeden Pfennig, den sie erübrigen können, legen sie zurück, und bei ihrer Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit gelingt es wirklich dem einen oder anderen, sein Ziel zu erreichen. Wo ihnen aber alle Hoffnung schwindet, da ergreifen sie jede Gelegenheit zum Auswandern, und da der Weg nach Rußland verschlossen ist, gehen sie nach Amerika, die meisten nach Brasilien. In der Nähe von Frankfurt a. O. gibt es eine kleine, rein rußlanddeutsche Kolonie „Tirpitz". Auch sie wahrt mitten in Deutschland die rußlanddeutsche Tradition: die überzähligen Söhne gehen nach Mexiko hinaus. Aus den Briefen der ausgewanderten klingt es immer wieder: „Hier steht keiner hinter uns bei der Arbeit, man kann gehen und kommen, wann man will." Und wenn sie auch für den Anfang auf Kaffeeplantagen arbeiten müssen, da die meisten fast ohne Mittel hinübergegangen sind, so haben sie doch in einigen Jahren die eigene Farm in sicherer Aussicht. Und dann hat ihnen die neue Fremde wieder gebracht, was

sie in Deutschland so bitter vermißten: den „richtigen evangelischen Sonntag". Strenge Sonntagsheiligung war ihnen in Rußland eine Selbstverständlichkeit, und der Zwang zur Sonntagsarbeit auf den ostdeutschen Gütern war ihnen ein Kennzeichen für den Mangel an Frömmigkeit in Deutschland. Viele haben als Gutsarbeiter ihr Deputatland nicht bearbeitet, weil sie das nur am Sonntag hätten tun können, oder sich keine Kühe gehalten, weil ihnen für das Heumachen nur der Sonntag blieb. Was galt ihnen gegenüber solchen Übeln die gehobene Zivilisation in Deutschland, die ja in mancher Hinsicht auch ihnen die Lebensführung erleichterte und verschönte? „In Deutschland waren alle Wege breit und schön, aber ich habe sie müssen zu Fuß laufen. In Wolhynien sind sie löcherig und schmal, aber ich kann sie fahren."

Sie können einander nicht verstehen, Mutterland und Rußlanddeutschtum. Es ist zwischen ihnen der Abstand von Alter und Jugend. Mit ihrer rein bäuerlichen Verfassung, ihrer Gläubigkeit, ihrer geringeren Bildung und ihrer weniger rationalen Wirtschaftsart verkörpern die Rußlanddeutschen einen jugendlichen Zustand des Volkstums, der für das Binnendeutschtum weit zurückliegt und unwiederbringlich vorbei ist[7]). Aber auf dieser Jugend und ihrer Kraft beruhen alle die kolonisatorischen Erfolge des Rußlanddeutschtums.

VI.

Und die Zukunft?

Der bolschewistische Umsturz hat tiefeinschneidende Änderungen auch für die Rußlanddeutschen gebracht. In nationaler Hinsicht genießen sie heute weitgehende Freiheit. Die russische Unterrichtssprache an ihren Schulen wurde überall wieder durch die deutsche ersetzt, auch höhere Schulen besitzen sie nun. Die Kolonien an der Wolga, bei denen das wegen der Geschlossenheit ihrer Lage möglich ist, wurden zur „Wolgadeutschen Sowjetrepublik" organisiert, mit einem Umfange von etwa 25 000 km (das ist fast das Doppelte von Elsaß-Lothringen), mit deutscher Staatssprache und, zumindest der Theorie nach, deutscher Regierung. In Südrußland und Sibirien wurden größere deutsche Sprachinselgebiete zu eigenen „Rayons" zusammengefaßt, die deutsche Verwaltung besitzen. Natürlich arbeiten diese Behörden durchwegs im Sowjetsinne.

Dem nationalen Gewinne stehen schwere Verluste auf wirtschaftlichem und religiösem Gebiete gegenüber. Die Enteignung des Großgrundbesitzes hat den Deutschen einen großen Teil ihres Landes genommen, die kleinen Wirtschaften, die ihnen geblieben sind, bieten ihnen keine genügende Bewegungsfreiheit. In den Wolgakolonien haben der Umsturz und seine Folgen die bekannte Hungerkatastrophe hervorgerufen, deren Zerstörungen heute noch nicht wettgemacht sind. Gegenwärtig bedroht die mit schärfsten Zwangsmitteln vorgehende Einführung der Kollektivwirtschaft die Grundlage deutscher Wirtschaftsweise. Die Anlage neuer Siedlungen aber geht bei alledem weiter, und gerade in diesen Tagen wird von deutschen Koloniegründungen im Amurgebiet am Stillen Ozean berichtet.

---

[7]) Es muß hier angeführt werden, daß solche Fremdheit nicht besteht zwischen den beiderseitigen Führern. Die Rußlanddeutschen im Reiche haben sich organisiert in einzelnen Verbänden ihrer Herkunft nach, die zusammengefaßt sind in der „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen aus Rußland und Polen E. V.". Deren Leitung bemüht sich vor allem dahin, daß die Rußlanddeutschen im Reiche bei der Grenzsiedlung im Osten mit berücksichtigt werden und hat in dieser Hinsicht schon manche Erfolge aufzuweisen.

Die Glaubensfreiheit, die von der Revolution zunächst nicht angetastet wurde, ist in den letzten Jahren einem wüsten Kampfe gegen alles Religiöse gewichen. Schließung der Kirchen und Umwandlung in „Kulturhäuser", Vertreibung der Geistlichen, die bisher die besten Führer der Rußlanddeutschen waren, Gottlosenpropaganda in der Schule, Gründung von kommunistisch-atheistischen Jugendvereinigungen, welche die Spaltung auch in die Familien hineintragen, müssen die Deutschen über sich ergehen lassen, deren beste Kräfte doch in ihrer Religion liegen.

Um ein vollständiges Bild über die heutige seelische Verfassung der rußlanddeutschen Bauern zu geben, sind die zu uns gelangenden Nachrichten nicht zureichend. Nur einzelne Tatsachen geben Fingerzeige: deutsche Kolonisten zünden ihre eigenen Kirchen lieber an, ehe sie die Umwandlung in ein weltliches „Kulturhaus" zulassen. Die Auswanderung schwillt an, vor allem die Mennoniten organisieren eine planmäßige Übersiedlung nach Kanada. Für die Sowjetregierung zählen die Deutschen zu den „unzuverlässigen" Nationen. Wie das Rußlanddeutschtum den Kampf der Gegenwart bestehen wird, ob seine bäuerlichen Kräfte zum Widerstande stark genug sein werden, das sind Fragen, die wir heute nicht beantworten können.

Die Ratzeburger Bauern von 1618 bis zur Gegenwart.

Von Archivrat Dr. C. A. Endler, Neustrelitz.

Mit 6 Abbildungen und 2 Tabellen.

Im Lande Ratzeburg hatte sich wie im übrigen Mecklenburg seiner Zahl nach das Bauerntum bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges fast unversehrt erhalten, wie ich in einem Aufsatz „Ist der Ratzeburger Bauer vor dem 30jährigen Krieg seßhaft" (Volk u. Rasse 1930, H. 3), dargelegt habe. Die rechtliche Lage war günstig, besser als im übrigen Mecklenburg, die wirtschaftlichen Verhältnisse meist gut, soweit Erbteilungen und Ehepakte dies erkennen lassen. Die Belastung der Stellen, wie sie bei Verkäufen sich ermitteln läßt, war nicht übermäßig hoch, wenn auch gelegentlich Verschuldungen vorkommen, die den Wert des Grundstückes und des Inventars[1]) übersteigen. Wie weit allerdings dieser Wert, der nicht durch freies Angebot, sondern durch Abschätzung der Nachbarn ermittelt wurde, dem tatsächlichen entspricht, bedarf noch genauer Klärung. Anscheinend liegt er nicht unerheblich unter dem tatsächlichen, da sonst Belastungen, wie sie im 30jährigen Krieg vorkommen, unmöglich hätten getragen werden können. Auch werden neben dem mit dem vollen Werte zu zahlenden Kaufpreise den Stellen häufig noch Altenteile und Abfindungen an die Kinder auferlegt. Ertragsfähigkeit und Wert stehen also offenbar in keinem bestimmten Verhältnisse. Aber trotzdem ermöglichen Belastung und Stellenwert einen ungefähren Einblick

[1]) Unter Inventar versteht man in Mecklenburg das zum Betriebe der Wirtschaft notwendige Vieh, Ackergerät und die Aussaat. In Ratzeburg wurde früher dafür auch der Ausdruck „Ingedüm" gebraucht.

in die wirtschaftlichen Verhältnisse und lassen einen Vergleich zwischen der wirtschaftlichen Lage der Bauern vor und nach dem großen Kriege zu.

Während vor dem Kriege die Belastung der Stellen über 100% des Wertes hinaus eine Ausnahme bildet, ist sie nach dem Kriege nahezu die Regel. Die Schuldsumme übersteigt den Wert des Grundstücks häufig um ein vielfaches. So ist eine Stelle in Walksfelde, die auf 457 Mk. geschätzt wird, mit 1287 Mk. verschuldet, eine in Carlow, die 40 fl.[2]) wert ist, mit 86 fl., eine in Mechow, die auf 60 Mk. taxiert wird, mit 563 Mk. und außerdem noch mit rückständigen Steuern belastet. Wohl gibt es auch günstigere Verhältnisse, aber sie sind seltener geworden als vor dem Kriege, wenn auch in der Folgezeit mancher Hauswirt sich rasch erholte.

Dieser wirtschaftliche Rückgang während des Krieges mußte notwendig eintreten, da von 1625 bis 1640 das Land Ratzeburg unter Durchzügen aller Parteien zu leiden hatte[3]). Die Lasten der Einquartierung lassen sich zahlenmäßig nicht ermitteln, ebensowenig wie die durch Plünderung entstandenen Schäden. Sicher ist, daß ganze Dorfschaften zeitweise ihre Heimat verlassen haben. Sicher ist auch, daß mehrmals den Bauern alles Korn und alle Futtermittel fortgenommen sind und ihnen von den Amtleuten geholfen werden mußte. Die Berichte der Beamten, die davon sprechen, daß die Untertanen völlig zugrunde gerichtet wären, sind übertrieben. Diese Klagebriefe sollten ja auch gar nicht die tatsächlichen Verhältnisse wiedergeben, sondern sie waren Hilfegesuche, in denen die Not aufs eindringlichste dargestellt wurde und die düster gefärbt sind.

Einen guten Einblick in die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Bauern im Verlauf dieser Notjahre geben die Kontributions- und Pachtregister. Um einen ungefähren Einblick in die Belastung der Bauern zu geben, seien einige Zahlen genannt. Im Winter 1629/30 wurde jedem Hauswirte 28 Wochen lang eine wöchentliche Zahlung von 1½—2 Th. auferlegt. Die Besteuerung erfolgte bereits nicht mehr in der üblichen Form nach Hufen, sondern wurde nach dem Vermögen umgelegt, da die vorhergehende Zeit schon schwer gewirkt hatte und nur, wenn jeder nach der tatsächlichen Leistungsfähigkeit besteuert wurde, auf ein Aufkommen der Steuer gerechnet werden konnte. Bis auf geringe Reste ging das Geld auch wirklich ein. Ohne daß den Bauern eine Erholungspause gegönnt werden konnte, wurde 1630 je nach der Höhe des Viehstandes eine Auflage von 4—11 Th. im Monat für mehrere Monate ausgeschrieben und gezahlt. Wie die Aufzählungen zeigen, ist der Viehbestand trotz der 5 Jahre Krieg noch recht zahlreich. 12—14 Pferde auf einem Hof sind keine Seltenheit, ja 23 kommen vor, doch fehlt es auch nicht an Stellen, die 3 und weniger haben. Der Bauer ist also noch völlig imstande, seinen Acker zu bestellen, seine Wirtschaft also noch gesund. Diese Steuer wurde 5 Monate lang erhoben, die ersten 3 Raten kamen gut ein, die beiden letzten schlechter. Die Steuerkraft ist bereits im Abnehmen. Ende des Jahres 1636 sahen die Dinge schon wesentlich ungünstiger aus. Der vom Lande aufzubringende monatliche Steuerertrag wurde auf 5193 fl. festgesetzt, im ersten Monate kamen 3613 fl. auf, im zweiten 1322 fl. und im dritten nur noch 257 fl. Der Bauer war am Ende seiner Zahlungsfähigkeit. Große Dörfer vermochten 1638 und 39 kaum 2 Rth. im Monat aufzubringen. In einem dreiviertel Jahr kamen 1642 im ganzen Lande nur 852 fl. auf, doch 1644, als

[2]) 1 fl. = 1½ M.

[3]) Über die Ereignisse im einzelnen vgl. Masch, Geschichte des Bistums Ratzeburg, 1938, S. 616ff.

die Zeiten ruhiger wurden, betrug das Steueraufkommen im Jahr bereits wieder 5000 fl. Die Krise war also 1644 bereits überwunden, der Bauer begann sich zu erholen.

Tabelle 1.

Leistungen der Stelle des Hauswirts Jacobs in Schlagresdorf während des 30jährigen Krieges.

Größe des Hofes: 2 Hufen, lebendes Inventar 1630: 12 Pferde, 8 Kühe, 10 Schweine, 8 Schafe.

1626.	Mansfeldische Contribution, jede Hufe 11 Rth. = 22 Rth. =	66 M.	
1626.	4 Wochen lang pro Woche 10 M.; 24 Wochen 5 M. = 160 M. davon gezahlt 50 M. und vom Rest 1627 20 M.	70 „	
1627.	Tillysche Abgabe 1 Rth. pro Hufe	6 „	
1630.	Jan. Kriegssteuer pro Hufe 12 Rth. = 24 Rth. = ...	72 „	
	vom 27. Dezember 1629 bis 26. August 1630 (34 Wochen) pro Woche und Hufe 1 Rth. = 68 Rth. = ...	204 „	
	vom 26. August 1630 bis 13. Januar 1631 nach dem Viehstand 5 Monate 5 Th. 30 Sch.	84 „	6 Sch.
Nach dem 13. Januar 1631 im 1. Monat	. . . .	4 „	8 „
	vom 2. bis 4. Monat je 3 M. 12 Sch.	11 „	4 „
	im 5. Monat	26 „	
	vom 6. bis 8. Monat je 15 M.	45 „	
	im 9. Monat 14 Rth.	52 „	
1632.	Mai und Juni je 4 M. 4 Sch.	8 „	8 „
	Juli	7 „	8 „
	August, Oktober, November je 10 M.	30 „	
1633.	Januar und Februar je $2^1/_2$ M.	5 „	
	März 10 M. und 7 M. 8 Sch.	17 „	8 „
	Juli, September und Dezember je 10 M.	30 „	
	November	5 „	
1634.	Januar	5 „	
	jedes Vierteljahr 10 M. und 5 M. Sondersteuer	45 „	
1635.	Im ersten Vierteljahr	4 „	
	Oktober bis Dezember pro Monat 20 M.	60 „	
1636.	März 20 M., April 15 M., Mai und Juni je 11 M., September und November je 20 M.	97 „	
1637.	März	20 „	
		975 M.	10 Sch.
1626	90 M. schuldig und wahrscheinlich später gezahlt	90 „	
		1065 M.	10 Sch.

Die laufenden Abgaben wurden im allgemeinen anstandslos bezahlt, nur 1629 und 1638—40 blieben sie ganz aus. Tab. 1 zeigt die Leistungen, die ein Bauernhof in Schlagresdorf während des 30jährigen Krieges aufgebracht hat. Es sind in 11 Jahren 1065 Mk. an Kontributionen, also im Jahr 100 Mk. Der Wert des Hofes wäre nach den üblichen Sätzen der Zeit für 2 Hufen 160 Mk., für 12 Pferde 180 Mk., für 8 Kühe 40 Mk., weitere 50—60 Mk. für das übrige Vieh und Ackergerät, insgesamt also rd. 450 Mk. Die normale Belastung beträgt 2 Mk. Pacht, einige Naturalabgaben und etwa 5 Mk. für Zehntenablösung jähr-

lich. Die Kriegsbelastung ist also ungeheuer hoch, über 22% des Stellenwertes sind jährlich als Steuer gezahlt, und es bleibt vorläufig unverständlich, wie der Bauer diese Summen hat aufbringen können.

Dazu kommen Plünderungsschäden und Einquartierungen, sowie Krankheiten und Seuchen. Diese sind allerdings nur in geringem Umfange aufgetreten, denn die Geburtenziffern der Selmsdorfer und Carlower Kirchenbücher zeigen im ganzen große Stetigkeit. Carlow weist bis zum Beginn des Krieges für Ratzeburg (1620—25) Geburtenziffern auf, die zwischen 12 und 23 schwanken. Sie sind als normal anzusehen. Wesentlich darunter bleiben die Jahre 1630 mit 5 (1631 und 32 fehlen), 1633 mit 7 (1636 bis 40 fehlen), 1641 mit 6, 1642 mit 9 Geburten, dann wird die Zahl der Geburten wieder günstiger, wenn sie auch über 17 noch nicht hinausgeht. Die Sterblichkeit ist besonders groß 1625 mit 30, 1628 mit 28, 1629 mit 20 Toten. Die Pest hat in diesen Jahren gewütet. In der Parochie Selmsdorf weisen die Jahre 1625 mit 9, 1628 mit 13, 1631 und 32 mit je 15, 1637 mit 17, 1638 mit 4 und 1639 mit 14 die niedrigsten Geburtenziffern auf.

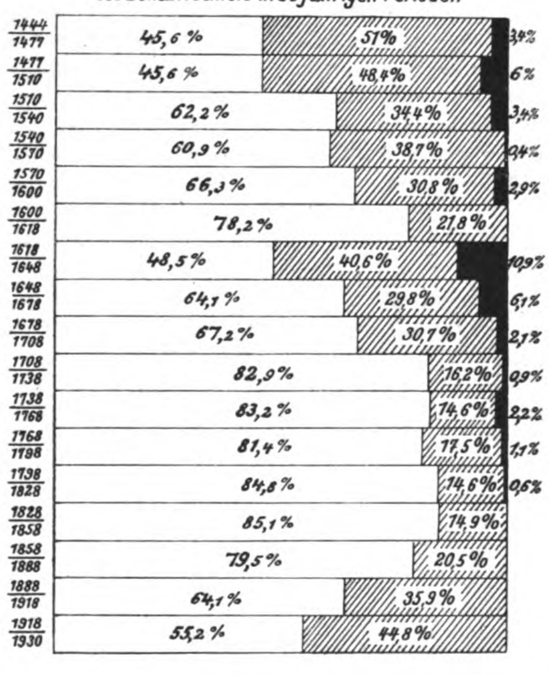


Abb. 1.

Diese Schwankungen zeigen, daß ein nachhaltiger Rückgang der Bevölkerung durch Abwanderung oder Tod nicht erfolgt sein kann.

Die Seßhaftigkeit des Bauernstandes aber erlitt durch diese Katastrophenjahre einen schweren Schlag. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten waren zu groß. Das Jahr 1627, in dem die Not zuerst besonders fühlbar wurde, brachte einen erheblichen Wechsel der Stelleninhaber, 1634 war es ebenso. Die Notjahre 1636 bis 40 aber führten häufig zum Wüstwerden der Stellen, doch wurden sie meist von Verwandten des letzten Besitzers im Laufe der nächsten Jahre wieder angefaßt oder sie wurden neu vergeben. Trotzdem sind 1648 63 Stellen = 10,9% wüst (Graphische Darstellung 1) und von den 31 Stellen = 6,1%, die von 1648/78 als wüst neu auftreten, ist wohl die weitaus größte Zahl schon vorher verlassen gewesen, nur läßt die nachlässige Führung der Register dies nicht früher erkennen.

Die Zahl der eingegangenen Stellen ist vor allem in der Vogtei Stove hoch. Hier ist die Zahl der Bauernwirtschaften um 16,80% zurückgegangen, ähnlich

sieht es bei den Kapiteldörfern aus. Hier ergeben sich sogar, wenn die wüsten Stellen von 1618/78 zusammengerechnet werden, 19,6%. Die größte Zahl der eingegangenen Stellen liegt im Süden, dem Amt Stove benachbart. In den bischöflichen Dörfern des Amts Schönberg sind nur 12% der Stellen eingegangen. Der Norden hat weniger gelitten. Die Straße von der Elbe nach Mecklenburg über Lauenburg-Ratzeburg war in dieser Zeit militärisch wichtiger als die Lübeck-Wismarsche über Schönberg[4]).

So hoch der Prozentsatz der wüst gewordenen Stellen absolut genommen auch ist, so niedrig erscheint er doch im Vergleiche zu andern mecklenburgischen Gebieten. Im Amte Stargard im östlichen Mecklenburg geht die Bevölkerung bis 1640 auf 2—3% der ursprünglichen zurück. Von den Bauernstellen gelingt es bis 1708 nur ganz allmählich 24,6% wieder zu besetzen, 75,4% blieben dauernd wüst. Im Amt Mirow sind 47,9% der Stellen wiederbesetzt[5]). Dieselbe Zahl hat Ihde für das Amt Schwerin errechnet[6]). Auch sind die Bauern nirgends imstande, ohne starke Hilfe der Grundherrschaft wieder hoch zu kommen, und es vergehen mehr als 10 Jahre, bis sie überhaupt wieder Abgaben zahlen können.

Außer auf den eingegangenen Höfen sind in Ratzeburg auch auf den in Bewirtschaftung gebliebenen zahlreiche der bisherigen Besitzer verschwunden. 40,6% aller Stellen sind in andere Hände übergegangen, eine Zahl, die sich noch erheblich erhöhen würde, wenn man die Fälle erfassen könnte, in denen entfernte Verwandte gleichen Namens den Hof übernommen haben. Die Stellen sind oft schon nach 2—3 Jahren wieder in andere Hände übergegangen und zwar häufig mehrmals hintereinander. Auch in den beiden folgenden 30jährigen Perioden ist noch keine volle Ruhe eingetreten, da noch 29,8% bzw. 30,7% der Stellen wechseln (Graph. Darst. 1). Diese Zahlen liegen allerdings nicht über den für das 16. Jahrhundert ermittelten, wohl aber weit über denen, die für die Folgezeit gelten.

Tabelle 2.

Übersicht über die Zahl der in Ratzeburg vorhandenen Familiennamen von 1618—1930.

Zeitraum	Am Beginn vorhanden	Es treten neu auf	Es verschwinden[7])		Am Schluß vorhanden
			alt	neu	
1618—1700	228[8])	135	73	96	194
1700—1800	194	54	46	29	173
1800—1900	173	70	45	39	159
1900—1930	159	117	30	32	214

In dem Zeitraum von 1618 bis 1700 tauchen zahlreiche neue Familiennamen auf (Tab. 2). Von den 228 1618 vorhandenen Familiennamen verschwinden 73 wieder, 135 Familien tauchen bis 1700 neu auf, aber nur 39 sind wirklich im Lande

4) Als wüst geworden sind nur solche Stellen gerechnet, die dauernd unbesetzt blieben.

5) Im einzelnen sind Zahlen gegeben in Endler-Folkers, Das Mecklenburgische Dorf. Carl Hinstorffscher Verlag, Rostock 1930, S. 69 ff.

6) Ihde, R., Das Amt Schwerin, Schwerin 1912, S. 136.

7) Als „alt" sind die Familiennamen bezeichnet, die über 30 Jahre, als „neu", die weniger als 30 Jahre vorkommen. Zu dieser Gruppe gehören die Namen vieler Setzwirte.

8) Die Zahl gilt für ganz Ratzeburg einschl. Mannhagen, das bei meiner Arbeit in Heft 3 nicht berücksichtigt war.

geblieben. Die übrigen haben bereits nach kurzer Zeit das Land wieder verlassen, teilweise sind sie auch wohl nur als Setzwirte zugezogen. Allerdings kommt den Zahlen nur ein Annäherungswert zu, denn unter den neu einwandernden Familien sind nachweislich einige mit gleichen Namen, wie die, die schon im Fürstentum saßen, aber ihre Zahl ist wohl nicht so groß, daß sie eine erhebliche Änderung der Zahlen hervorrufen würde.

Die neu Zuziehenden stammen, soweit es sich nachweisen läßt, in der weitaus größten Zahl aus Holstein. Mecklenburger sind nur sehr vereinzelt unter ihnen. Hier war der Bauer nach dem Krieg Leibeigener geworden, auch gab es so viel Land, daß ein Anreiz zur Auswanderung nicht bestand.

Seit 1648 war das Bistum Ratzeburg ein weltliches Fürstentum geworden und an Mecklenburg als Entschädigung für an Schweden abgetretene Gebiete gekommen. Zunächst gehörte es zu Mecklenburg-Schwerin, seit 1701 zu Mecklenburg-Strelitz. Diese Veränderungen aber sind ohne erheblichen Einfluß auf die Rechtsstellung der Bauern geblieben. Insbesondere hat die Leibeigenschaft, die seit dem 30jährigen Krieg im übrigen Mecklenburg herrschte, sich nicht auf Ratzeburg ausgedehnt. Der Ratzeburger Bauer ist nie leibeigen gewesen, sondern hat stets seine persönliche Freiheit gewahrt, die er äußerlich bis in die jüngste Zeit dadurch bezeugte, daß er bei seiner Trauung einen Degen, die Wehr des freien Mannes, trug. Auch sonst hat sich seine rechtliche Stellung nicht wesentlich verändert. Insbesondere ist sein Erbrecht an der Stelle durch die tatsächliche Übung stets gewahrt geblieben. Eine gesetzliche Regelung wurde durch eine Verordnung vom 30. Juli 1776 getroffen. Erbberechtigt waren danach nur die Nachkommen in absteigender Linie, zunächst die Söhne, waren keine vorhanden, die Töchter. In beschränktem Maße wurde sogar die Testierfähigkeit dem Erblasser zugebilligt, indem ihm die Wahl unter den Söhnen bzw. Töchtern freigelassen wurde. Starb ein Hauswirt, solange die Kinder unmündig waren, so wurde der zweite Mann der Witwe Setzwirt. Seine Kinder konnten kein Erbrecht erhalten, es sei denn, daß der Hof von der Frau stammte. Der älteste Sohn bzw. die älteste Tochter sollten in der Regel den Hof erben. Die frühere Bevorzugung des jüngsten Sohnes hörte auf. Waren keine Kinder vorhanden, fiel der Hof an die Regierung heim, doch wurde die Allodialerbschaft, ebenso wie sonst, unter die Verwandten geteilt. Falls der heimgefallene Hof nicht zu einer Meierei gelegt wurde, sollten bei dem Wiederverkauf die Verwandten des Vorbesitzers bevorzugt werden. Das ist auch tatsächlich geschehen, indem Wünsche des letzten Besitzers berücksichtigt wurden. Die Regierung selbst legte die Rechtslage für die Bauern in der Art aus, daß für alle bewegliche Habe, insbesondere auch für die Hofwehr, ein Eigentum bestände, während für den Hof selbst nur die Erblichkeit zugebilligt würde. Inwieweit das völlig mit den Verhältnissen vor 1618 übereinstimmt, vermag nur eine eingehende Untersuchung zu klären. Im Vergleiche zu allen Bauernschaften der Umgebung aber hat die Ratzeburger eine überragend günstige Stellung behalten, zumal auch eine Verschuldung der Stellen zulässig war.

Die Abgabenverhältnisse haben sich wenig verändert. Die Pächte wurden in der alten Höhe weitergezahlt, nur wurden die Zinsen für vom Grundherrn erhaltenes Kapital, die redditus, zu ihnen geschlagen. Offenbar war man sich nicht mehr klar, um was es sich bei diesen Zahlungen handelte. Das in seiner Gesamtheit nicht unbeträchtliche Kapital, das besonders das Kapital im 16. Jahrhundert in Bauernhöfe gegen Zinsen weggegeben hatte, wurde damit für immer festgelegt und verlor seine Ablösbarkeit. Der kleine Zehnte wurde in Geldzahlungen umge-

wandelt, ebenso wurde auch der Kornzehnte meist nicht in natura gegeben, sondern von den Dorfschaften abgekauft. Neu taucht das sogenannte „Monatsgeld" auf, dessen Ursprung nicht völlig klar ist.

Die bedeutendste Last aber waren die Dienste. Da Grund- und Landesherrschaft in Ratzeburg in derselben Hand waren, kann gar kein Zweifel darüber be-



Abb. 2.



Abb. 3.



Abb. 4.



Abb. 5.

Ratzeburger Bauern.

stehen, daß ungemessene Dienste gefordert werden konnten. Die tatsächliche Anforderung von Diensten aber richtete sich naturgemäß nach dem Bedarf. Die Zahl der Dienste mußte wachsen mit der Zunahme der Meierhöfe und dem Sinken der Zahl der dienstpflichtigen Bauern. Das tritt im übrigen Mecklenburg klar hervor, wo infolge des 30 jährigen Krieges die Gutswirtschaft weiter ausgedehnt werden mußte, um den wüstliegenden Acker überhaupt zu nutzen und wo es in der Folge beim Übergang zur Koppelwirtschaft im 18. Jahrhundert zu systematischen Bauernlegungen kam. In Ratzeburg aber hat die Zahl der Gutshöfe nicht

erheblich zugenommen, nur im Amte Stove wurde Kl. Rünz in eine Meierei umgewandelt, und hier verschwanden alle Bauern. Ebenso entstanden Höfe neu in Demern, Rabensdorf und Jarnewenz, und die übrigen alten Meiereien vergrößerten sich teilweise nicht unerheblich. Bedeutenden Zuwachs durch Bauernlegung haben sie in späterer Zeit nicht erhalten, da die Regierung schon rein rechtlich an eine Abnahme der Höfe nicht denken konnte, auch nur vereinzelt heimgefallene Bauernhöfe ihnen beigelegt wurden. Fast alle Gutswirtschaften sind hier im Vergleich zu den Gütern im übrigen Mecklenburg klein. Dagegen sind in den drei Rittergütern des Landes Ratzeburg, wo die Rechtslage der Bauern sich rasch verschlechterte, sämtliche Bauern gelegt, die letzten noch im 19. Jahrhundert.

Bei dem geringen Umfang der Güter und der verhältnismäßig großen Zahl der Bauern waren die Dienste nicht hoch im Vergleich zu Holstein und dem übrigen Mecklenburg. Der übliche Satz ist drei Spanndienste in der Woche, in der Ernte, die 8 Wochen dauerte, keine Spanndienste, aber 2 Handdienste täglich. Dazu kamen noch Kapiteldienste und Fuhren. Vereinzelt sind die Dienste auch etwas höher. Da die Zahl der Bauern, die für Dienste zur Verfügung stand, aber auch bei diesen geringen Diensten noch zu groß war, so wechselten die Dörfer ab. Im Amt Schönberg kam jeder Bauer in 3½ Jahren nur 1 Jahr zum Dienst, im Amt Stove jedes zweite Jahr. Nur einzelne Dörfer wie Schlagsdorf dienten ununterbrochen. In den Jahren, wo der Bauer dienstfrei war, zahlte er 20 Th. Dienstgeld und leistete außerdem 5 Spann- und 2 Handtage im Jahr. In Mecklenburg dagegen wurde in der Regel täglich mit 2 Gespannen gedient und 2 erwachsene Leute mußten gestellt werden, während in Ratzeburg die Handdienste von Halberwachsenen geleistet werden durften. Auch beanspruchte der freie Ratzeburger eine andere Behandlung als der leibeigene, wirtschaftlich vom Gutsherrn völlig abhängige Mecklenburger Bauer.

Diese günstige Lage des Ratzeburger Bauern hat eine gute Wirkung auf seine Seßhaftigkeit ausgeübt. Abwanderungsmöglichkeiten gab es in dieser Zeit nicht für ihn, wollte er nicht leibeigen werden, und die straffere Handhabung des Erbrechts sorgte dafür, daß die Stellen in der Familie blieben. Auch stand er sich wirtschaftlich nicht schlecht, so daß er in recht guten Verhältnissen gelebt haben muß. Gerade diese Zeit, in der der Wechsel gering war, hat wohl auch den Bauernstolz und die Abneigung gegen das Fremde, die den Ratzeburger heute auszeichnen, erzeugt oder zum mindesten gefördert. Im 18. Jahrhundert geht der Prozentsatz der Stellen, die innerhalb von dreißig Jahren gewechselt haben, 1708/38 auf 16,2% und 1738/68 auf 14,6% herunter. Von 1768/98 steigt er wieder etwas auf 17,5%. Da Einheiraten bei der Erbberechtigung der Töchter eine nicht unerhebliche Rolle spielten, kann man annehmen, daß der weitaus größte Teil des Besitzwechsels in dieser Zeit durch Einheirat erfolgt ist.

Für die 30 Dörfer, die in Krüger-Ploen, „Dreißig Dörfer des Fürstentums Ratzeburg" aufgezählt sind, ergibt sich, daß bei den 63 Stellen, die im 18. Jahrhundert die Besitzerfamilie gewechselt haben, dies bei 53 = 84,1% durch Einheirat geschehen ist und nur bei 10 = 15,9% durch Kauf. Diese Zahlen dürften auch für die übrigen Dörfer zutreffen.

Die Zahl der gelegten Stellen ist in dieser Zeit nicht erheblich. Nur 1768/98 erreicht sie 2,2%, da in dieser Zeit die Kl. Rünzer Bauern gelegt bzw. in andere Dörfer versetzt sind. Wie wenig Fremde in diesem Jahrhundert ihren Weg in die Bauernfamilien fanden, zeigt die Tatsache, daß in diesem Zeitraum nur 54 neue Namen auftauchen, von denen 29 sich noch nicht 30 Jahre halten. Die Zahl

der im 18. Jahrhundert überhaupt vorkommenden Namen geht von 194 auf 173 zurück. Die einheimischen Familien haben sich also weiter ausgebreitet, da die Zahl der eingegangenen Stellen zu gering ist, um diesen Schwund zu erklären.

Die Wende des 18. Jahrhunderts brachte in Ratzeburg die Regulierung. — Bauernbefreiung kam hier ja nicht in Frage. — Die Regulierung beseitigte die Gemenglage und hob alle Kommunionen mit Forst und Höfen auf. Auch wurden alle Stellen in einem Dorf möglichst gleich groß gemacht. Alle alten Abgaben und Dienste bis auf die sogenannten Kapiteldienste, die aber genau festgelegt wurden, wurden beseitigt. Der Bauer erhielt sein Grundstück zu freiem Eigen, über das er nahezu unbeschränkt verfügen durfte. Nur war jede Zusammenlegung und Parzellierung der Grundstücke verboten. Bei Besitzwechsel war die Bestätigung notwendig, und beim Verkauf mußte der Zehnte und Zahlschilling in Höhe von 16 1/2% des Kaufpreises für die Stelle ohne Inventar, wie bisher gezahlt werden. Doch wird diese Abgabe neuerdings nur noch von Grundstücken erhoben, die weniger als 10 Jahre im Besitz einer Familie sind, um reinen Spekulationsverkäufen vorzubeugen.

An Stelle der aufgehobenen Abgaben wird von jedem Hof ein Grundzins gezahlt, dessen Höhe bei der Regulierung festgesetzt wurde. Er blieb in der Regel weit unter dem damaligen Reinertrag der Stelle und näherte sich diesem nur bei den schon vor der Regulierung hochbelasteten Stellen, da er in seiner Höhe von den alten Abgaben abhängt. Er wurde in Korn festgesetzt und entsprechend dem Lübecker Martinikornpreis in Geld gezahlt. Diese Regelung gilt heute noch, nur sind die meisten der zunächst noch gebliebenen kleinen Fuhren und Dienste im Laufe der Zeit abgelöst. Die Regulierung begann am Ausgang des 18. Jahrhunderts und war in der Hauptsache bis 1830 beendet; doch gibt es auch heute noch eine, wenn auch kleine, Anzahl nicht regulierter Stellen. Nicht einbezogen in den Grundzins wurden die öffentlichrechtlichen Lasten, wie die Kontribution, und die kirchlichen und Pfarrabgaben.

Das 19. Jahrhundert brachte zunächst eine weitere ruhige Entwicklung. Die Stellenzahl, die bei der Regulierung vereinzelt noch vermehrt wurde, blieb seitdem unverändert. Von 1798/1828 wechselten nur 14,6%, von 1828/58 14,9% und 1858/88 20,5% der Stellen den Besitzer. Die Notjahre der Agrarkrise der 20er Jahre machen sich also durch stärkeren Besitzwechsel nicht bemerkbar.

Die Steigerung des Besitzwechsels, die sich schon 1858/88 ankündigt, nimmt in der Zeit von 1888/1918 erheblich zu. Mit 35,9% bleibt der Besitzwechsel nur wenig hinter der Zahl für den 30jährigen Krieg zurück. Für die Jahre 1918/30 würde sich, falls die Verkäufe in den nächsten 18 Jahren in derselben Form weitergehen wie bisher, sogar die Prozentzahl 44,8% ergeben. Die eigentliche Periode des verstärkten Stellenwechsels setzt erst nach 1900 ein, dann allerdings in bedenklichem Maße, haben doch einzelne Stellen, was bei der Prozentzahl nicht zum Ausdrucke kommt, ihren Besitzer in den letzten 30 Jahren nicht weniger als 3—5 mal gewechselt.

Auch sind gerade seit dieser Zeit zahlreiche Besitzer von außerhalb ins Land gekommen. Im ganzen 19. Jahrhundert kommen nur 70 Namen neu vor, von denen 39 bald wieder verschwinden. Die Zahl der 1900 verhandenen Namen beträgt nur 169, einzelne der einheimischen Familien haben sich also im Vergleich zu 1800 noch weiter ausgedehnt. In den letzten 30 Jahren dagegen tauchen 117 Namen neu auf. Von ihnen sind 32 heute schon nicht mehr vorhanden, aber auch 30 alteingesessene Familien sind in diesem Zeitraume verschwunden. Die Zahl der

heute innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung vorkommenden Familiennamen beträgt also 214. Die Neuzugezogenen stammen in der Hauptsache aus Holstein, Oldenburg und dem Rheinlande.

Da ja die Stellen nicht nur in männlicher, sondern auch in weiblicher Linie vererblich sind, so geben die Zahlen kein völlig richtiges Bild, da ich bei meiner Untersuchung, die mit Hilfe der Abgabenregister durchgeführt ist, Namenswechsel des Besitzers gleich Besitzwechsel gesetzt habe. Immerhin bleibt die Steigerung des Besitzwechsels, auch wenn man die Einheirat berücksichtigt, bestehen. Für 161 Stellen, die gewechselt haben, habe ich für die Zeit von 1818/68 und 1868/1918 den Prozentsatz derjenigen Stellen ermitteln können, die durch Einheirat in andere Hände gekommen sind. Während im ersten Zeitraume noch 69,2% der gewechselten Stellen durch Einheirat einen neuen Besitzer erhielten, sind es von 1868/1918 nur noch 48,7%. Bei Berücksichtigung der Einheirat haben von 1818—1868 nur etwa 4½% der Stellen gewechselt, von 1868/1918 aber etwa 18½%. Dieser Rückgang der Einheiraten wirkt sich aber für die letzten Jahre viel stärker aus, als diese Zahlen erkennen lassen, da die Zahl der Einheiraten bei den Stellen, die vor 1900 einen neuen Besitzer erhielten, größer ist als nachher.

Die Ursachen für den starken Rückgang der Seßhaftigkeit der Landbevölkerung in Ratzeburg liegen in diesem Zeitraum nicht innerhalb des Landes, sondern in der Gesamtentwicklung Deutschlands. Die Landflucht hat auch Ratzeburg ergriffen und droht hier die sich im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr verstärkende Seßhaftigkeit des Bauernstandes zu vernichten.

Einen Überblick über die Gesamtentwicklung der Seßhaftigkeit von 1444 bis 1930 zeigen die beiden graphischen Darstellungen. Bei der graphischen Darstellung I ist zu bemerken, daß für die Zeit bis 1618 nur die Kapiteldörfer mit 240 Stellen berücksichtigt sind, während von 1618 an sämtliche Bauernstellen im Land Ratzeburg untersucht wurden, mit Ausnahme der Dörfer Lankow und Gr. Molzahn, für die das Material nicht zu beschaffen war. Insgesamt sind 446 Stellen, die heute noch vorhanden sind, und 139, die eingegangen sind, berücksichtigt. Im 18. Jahrhundert wies das Material Lücken auf, doch war für jede Periode mindestens ein Register vorhanden. Für das 19. Jahrhundert wurden die Register alle 10 Jahre eingesehen. Die Häufigkeit des Wechsels innerhalb der Perioden ist daher vielleicht noch etwas größer, als es hier ermittelt wurde, wesentlich kaum, da mir für fast die Hälfte der Dörfer Krüger Ploens Buch zur Verfügung stand.

Die erste Darstellung zeigt den Stellenwechsel in 30jährigen Perioden. Langsam wird er, wenn auch in Schwankungen, bis 1618 geringer. Der 30jährige Krieg läßt ihn noch einmal ansteigen, dann geht er rasch zurück und verläuft von 1708—1858 ziemlich gleichmäßig. Seit dieser Zeit steigt er bis 1930 rasch an und hat fast dieselbe Höhe wie am Anfang, wo er am stärksten war, erreicht.

Bei dieser Darstellung würde die Berücksichtigung der Einheiraten wenig ausmachen. Diese erreichen, allerdings nur für einen Teil der Stellen ermittelt, im 18. Jahrhundert 84,1% der gewechselten Stellen, 1818/1868 sind es nur noch 69,2%, 1868/1918 noch weniger, 48,7%. Die Zahl der Einheiraten ist also im Verhältnis zur Zahl der gewechselten Stellen zurückgegangen, absolut sich aber wohl ungefähr gleichgeblieben. Zöge man diese gleiche Zahl überall von der Zahl der gewechselten Stellen ab, so würde nur die Höhe der Prozentsätze an sich niedriger, ihr Verhältnis zu einander aber nicht. Diese Darstellung könnte, da sie nur 30jährige Perioden gibt, an sich ein etwas schiefes Bild der Entwicklung geben, da ja der Wechsel sich immer auf dieselben Stellen beschränken könnte. Dies ist aber

nicht der Fall, sondern er trifft ziemlich gleichmäßig alle Stellen. Das zeigen die Zahlen, die sich ergeben, wenn man feststellt, wieviel Stellen in 100 Jahren gewechselt haben. Von 1444—1518 sind eingegangen 6,3%, in der Hand der Familie geblieben 26,3%, in andere Hände gekommen 67,4%, für 1518—1618 lauten die Zahlen 6,7%, 37,7% und 55,6%, für das folgende Jahrhundert 1618—1718 14,6%, 28,4% und 57%, für 1718—1818 4,1%, 52,2% und 43,7%. Im letzten Jahrhundert 1818—1918 schließlich sind keine Stellen eingegangen, in der Familie blieben 42,4%, der Rest wechselte.

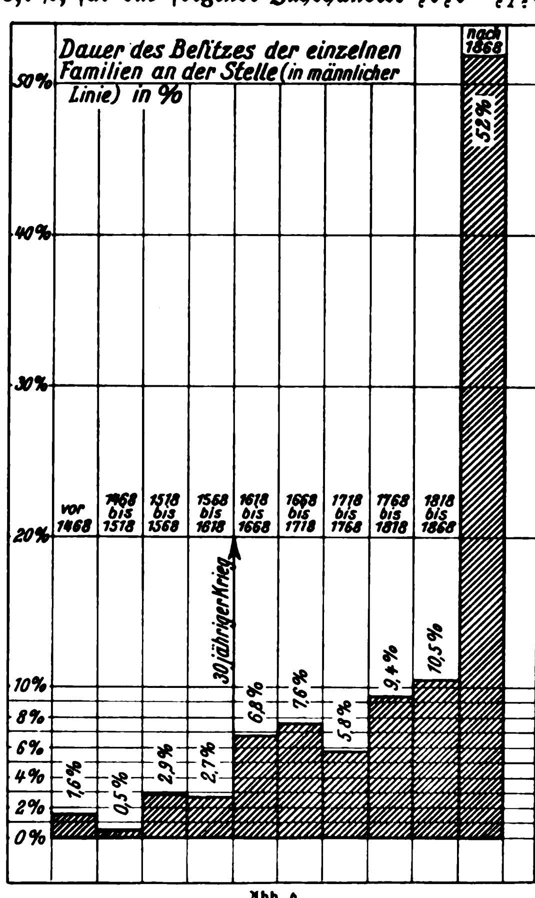


Abb. 6.

Die zweite graphische Darstellung (Abb. 6) zeigt, wann die Gehöfte in die Hand der jetzigen Besitzerfamilie in männlicher Linie gekommen sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Register nur für die Kapiteldörfer bis 1444 zurückreichen, für die bischöflichen Dörfer dagegen nur bis 1525 und für die Vogteien Stove und Mannhagen sogar nur bis 1590. Es sind im ganzen 16 Gehöfte, die in derselben Familie in männlicher Linie geblieben sind, soweit die Register zurückreichen. Auf einem Hofe in Rodenberg sitzt seit 1379 dieselbe Familie, auf einem in Boitin-Sülsdorf seit 1426. Seit 1444 sind in Schlagresdorf 2, in Thandorf eine unverändert im Besitze, seit 1525 6, und zwar je eine in Gr. Bünsdorf, Grieben, Menzendorf, Retelsdorf, Boitin-Sülsdorf und Zarnewentz. In Stove und Mannhagen sitzen 5 Familien seit 1590 auf ihren Höfen, je eine in Mannhagen, Carlow, Panten, Sahmkow und Walksfelde, doch ist die Pantener Familie 1444 (aus diesem Jahr ist ein Register von Panten erhalten) noch nicht dort nachweisbar. Außerdem sitzt in Kleinfeld, für das die Register erst 1593 beginnen, eine Familie, die bereits 1505 in einem Kalandsregister dort genannt wird, noch heute auf ihrem Hofe. Im ganzen haben 37 Familien = 7,7% ihre Stellen seit vor dem 30jährigen Krieg in Besitz. Nach dem Kriege liegen, wie der geringere Besitzwechsel im 18. Jahrhundert erwarten läßt, die Verhältnisse zunächst günstiger. Zwischen 1618— 1718 haben allein 64 Familien = 14,4% ihren Besitz übernommen. Besonders hoch aber ist die Zahl der Stellen, die erst nach 1868 in die Hand der jetzigen Eigentümerfamilie gelangt sind. Es sind 52,2%.

Die Berücksichtigung der Einheiraten würde das Bild zweifellos wesentlich günstiger gestalten, vor allem bei den Stellen, die im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert erworben sind, aber für eine solche Untersuchung fehlen für die älteste Zeit die Grundlagen. Für die 9 Kapiteldörfer Bechelsdorf, Boitin-Resdorf, Lockwisch, Niendorf, Ollendorf, Petersberg, Raddingsdorf, Rupensdorf und Wahlsdorf mit zusammen 54 Höfen habe ich mit Hilfe des schon mehrfach genannten Buchs von Krüger-Ploen die Einheiraten berücksichtigt. Es ergibt sich folgendes (die Ziffern in Klammern nennen die Zahlen bei Nichtberücksichtigung der Einheirat): Vor 1468 in Besitz gekommen 6 = 11,1% (1 = 1,8%) zwischen 1468/1518 2 = 3,7% (1 = 1,8%), 1518/68 3 = 5,6% (2 = 3,7%), 1568/1618 2 = 3,7% (1 = 1,9%), 1618/1668 13 = 24% (7 = 13%), 1668/1718 7 = 13% (3 = 5,6%), 1718/1768 = 0% (2 = 3,7%), 1768/1818 2 = 3,7% (7 = 13%), 1818/1868 = 9,3% (10 = 18,5%), nach 1868 14 = 25,9% (20 = 37%). Diese Zahlen geben einen ungefähren Anhalt für die Bedeutung der Einheirat, immerhin ist zu berücksichtigen, daß die Verhältnisse in andern Dörfern weniger günstig liegen, wie ein Vergleich mit den Durchschnittsziffern für alle Stellen lehrt, insbesondere bleibt der Wechsel in der Zeit von 1868/1930 bei diesen 9 Dörfern um 15,2% hinter dem Durchschnitt zurück. Das ist deswegen besonders bedeutungsvoll, weil gerade in diesem Zeitabschnitte, wie wir sahen und wie auch ein Vergleich der Ziffern, die sich mit und ohne Berücksichtigung der Einheirat ergeben, bestätigt, die Einheirat eine besonders geringe Rolle spielt. Gerade der starke Wechsel durch Stellenverkauf in der Zeit des 30 jährigen Krieges und in der Jetztzeit wird durch diesen Vergleich bestätigt, ebenso die Tatsache, daß im 18. und 19. Jahrhundert in den meisten Fällen der Übergang des Besitzes durch Einheirat erfolgt ist. Die Gesamtzahl der eingegangenen Stellen ist recht beträchtlich, mit 139 beträgt sie 23,8% aller Höfe. Von ihnen ist nur ein Teil zu Gutswirtschaften zusammengelegt. Der überwiegende Teil ist zunächst entweder von einzelnen Hauswirten mitgenutzt oder unter mehrere verteilt. Bei der Regulierung, die eine ungefähre Gleichmachung aller Höfe eines Dorfes mit sich brachte, ist auch dies Land der wüsten Stellen dann auf alle Höfe gleichmäßig verteilt worden. Eine gewisse Neigung zur Vergrößerung der Stellen ist vorhanden, sie scheint besonders stark im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts gewesen zu sein. Heute ist sie nicht ganz erloschen, gibt es doch eine wenn auch nur geringe Zahl von Hauswirten die 2 oder auch 3 Stellen besitzen, doch verhindern die gesetzlichen Bestimmungen die Zusammenlegung.

In großem Umfange sind dagegen Stücke von den Hauswirtsstellen abgenommen und darauf Büdnereien[9]) errichtet. Diese Einrichtung wurde zunächst für nachgeborene Bauernsöhne getroffen. Doch setzt in neuerer Zeit auch ein umfangreicher Verkauf an Fremde ein. Einige Dorfschaften weisen einen besonders starken Zuwachs an Büdnern auf, wie z. B. Carlow, Selmsdorf und Herrnburg. Die Büdnerbevölkerung nahm und nimmt noch vor allem Bauernsöhne in sich auf, andererseits heiraten manche der Büdnersöhne in Bauernstellen ein, so daß ein nicht unerheblicher Austausch zwischen beiden Gruppen stattfindet. Manche alte Ratzeburger Hauswirtsfamilie, die aus der bäuerlichen Bevölkerung verschwunden ist, lebt in Büdnerfamilien noch weiter. Von den ursprünglich in Ratzeburg vorkommenden Hauswirtsfamilien sind heute noch 62 als bäuerliche Familien vor-

[9]) Die mecklenburgischen Büdner haben Stellen von 1—3 Hektar Größe. Die Landwirtschaft ist bei ihnen Hauptberuf, aber sie sind auf Nebenerwerb angewiesen. Daneben gibt es, auch in Ratzeburg vereinzelt, Häusler, die nur Haus und Kartoffelland haben; bei ihnen ist die Landwirtschaft nur noch Nebenerwerb.

handen, das sind über 50% der vom 1444/1618 dauernd vorkommenden Namen. Die Eingesessenheit der Bevölkerung ist also seit dem 30 jährigen Krieg recht stark.

Die graphische Darstellung 2 gibt nur die Dauer des Besitzes der jetzigen Hauswirtsfamilie wieder. Dabei ergeben sich, wenn man die Verhältnisse in den einzelnen Dörfern betrachtet, ziemlich starke Unterschiede. Wesentlich stärker tritt dies hervor, wenn man die durchschnittliche Dauer von einem Wechsel zu anderm ermittelt.

Dabei mußten die Kapiteldorfer, für die die Register bis 1444 reichen, die bischöflichen Dörfer des Amtes Schönberg, für die sie bis 1525 zurückgehen, und die des Amtes Stove, für das vor 1593 keine Verzeichnisse vorhanden sind, getrennt betrachtet werden. Bei den Kapiteldörfern ergibt sich, daß in 486 Jahren die 205 Hauswirtsstellen dieses Gebiets 1216 mal gewechselt haben, also jede Stelle durchschnittlich 6 mal, oder anders ausgedrückt, jede Stelle wechselt im Durchschnitt nach 81 Jahren den Besitzer. Von dieser Durchschnittszahl 6 des gesamten Amts weichen nun die Zahlen für die einzelnen Dörfer teilweise erheblich ab. Weit über dieser Zahl liegt der durchschnittliche Wechsel bei Schlagsdorf mit $10^{2}/_{11}$ für die Stelle, bei Ziethen mit $8^{9}/_{14}$, Schlagbrügge mit $8^{1}/_{10}$ und Lüdersdorf mit $8^{3}/_{7}$. Alle diese Dörfer haben außer Lüdersdorf 10 und mehr Stellen. Doch ergibt sich für Palingen mit 14 Stellen nur ein durchschnittlicher Wechsel von $5^{1}/_{5}$ und für Thandorf mit 13 $5^{12}/_{13}$. Weit unter dem Durchschnitt bleiben Bechelsdorf mit $1^{3}/_{4}$, Rupensdorf mit $2^{4}/_{5}$ und Kl. Mist mit 3. Ebenso wie diese bleiben auch die übrigen kleinen Dörfern unter dem Durchschnitt, nur in Wahrsow wechselt jede Stelle durchschnittlich 8 mal.

Für die Dörfer des Amtes Schönberg reichen die Unterlagen nur 405 Jahre zurück. In dieser Zeit wechselt jede Stelle durchschnittlich fast $3^{1}/_{2}$ mal, sie bleibt also etwa 115 Jahre in der Hand desselben Besitzers. Diese auffällig günstigen Ergebnisse für die Schönberger Dörfer erklären sich mit daraus, daß hier eine Lücke in den Registern von 1525—1593 klafft. In dieser Zeit kann manche Stelle mehr als einmal gewechselt haben. Hoch über dem Durchschnitt liegen die großen Dörfer Herrnburg mit $5^{8}/_{9}$ und Selmsdorf mit $4^{10}/_{11}$, doch erreicht das kleine Bardowiek mit 3 Stellen einen durchschnittlichen Wechsel von $7^{2}/_{3}$. Tief unter dem Durchschnitt bleiben Papenhusen und Rüschenbeck mit $1^{1}/_{2}$ und Rodenberg mit $1^{3}/_{4}$. Für Stove und Mannhagen reichen unsere Unterlagen nur 340 Jahre zurück. Für diesen Zeitraum ergibt sich ein durchschnittlicher Wechsel von etwas über 3, so daß jede Stelle ungefähr 110 Jahre im Besitz bleibt. Am höchsten ist die Zahl für Mannhagen mit $4^{4}/_{5}$, am niedrigsten für Samkow mit $1^{4}/_{7}$. Im allgemeinen scheint der Besitzwechsel in den großen Dörfern stärker zu sein als in den kleinen, aber besondere Ereignisse, stärkere Belastungen, für die jüngere Zeit auch die Lage zu Verkehrswegen wirken oft dahin, daß diese Annahme sich gelegentlich als verfehlt erweist. Eine restlose Klärung kann nur eingehendste Einzeluntersuchung bringen.

Betrachtet man die Höhe des Besitzwechsels in den einzelnen Jahrhunderten[10]), so ergibt sich, daß im 15. Jahrhundert die 205 Stellen 190 mal, im 16. Jahrhundert 342, im 17. 300, im 18. 131, im 19. Jahrhundert 143 und seit 1900 110 mal gewechselt haben. Bei diesen Zahlen muß bemerkt werden, daß die Zahl im 15. Jahrhundert nur für 56 Jahre gilt, und daß für einzelne Dörfer das Material noch nicht einmal ganz soweit reicht. Berücksichtigt man dies, so ist ein

---

[10]) Dabei gebe ich nur die Zahlen für die Kapiteldörfer, da hier das Material am weitesten reicht.

stetiges Sinken der Zahl der Besitzwechsel überhaupt bis zum 18. Jahrhundert festzustellen. Bedenklich hoch erscheint die Zahl für die Zeit nach 1900. Doch ist die Zahl der betroffenen Stellen verhältnismäßig nicht so bedeutend, da bei einer Reihe von Stellen rasch hintereinander Verkäufe stattgefunden haben. Wie lange ist nun in der Regel eine Stelle im Besitz derselben Familie geblieben? 67% alles Stellenwechsels erfolgt nach einer Besitzzeit von weniger als 60 Jahren, 17,3% bleiben zwischen 60 und 120 Jahren im Besitz derselben Familie und 15,7% über 120 Jahre, von diesen fast die Hälfte über 200 Jahre. Diese Zahlen verschieben sich noch etwas zugunsten der längeren Besitzdauer, da wir ja erst seit 1444 die Namen der Hauswirte kennen.

Würde man die Einheiraten auch noch mit heranziehen, so verschöbe sich das Bild noch mehr zugunsten der längeren Besitzdauer. Im ganzen gesehen bietet die Ratzeburger Bevölkerung daher trotz alles Wechsels das Bild der Bodenständigkeit und besonders die alten Ratzeburger Familien fühlen sich durchaus schollenverbunden. Der Ratzeburger Bauer stellt einen Typ dar, der sich schon äußerlich vom Mecklenburger abhebt. Wer die Bevölkerung genauer kennt, für den treten drei Typen deutlich hervor. Unter den Männern ist zunächst ein großer hagerer meist blonder Menschenschlag vertreten. Es sind ausgesprochene Schmalgesichter mit kräftiger meist etwas gebogener Nase. Daneben steht eine zweite Gruppe ebenfalls groß, aber breit und auffallend stark. Das Gesicht ist ebenfalls breiter als das der ersten Gruppe. Ein dritter Typ ist seltener. Er ist wesentlich kleiner als die andern und meist dunkelhaarig.

Bei den Frauen liegen die Dinge ähnlich. Bei diesen hat sich auch bis vor 50 Jahren die außerordentlich kleidsame Tracht erhalten, die bei den Männern früher verschwunden ist. Das Ratzeburger Haus ist das Niedersachsenhaus, das aber heute vielfach durch moderne Gebäude ersetzt ist. Land, Haus und Menschen bilden in Ratzeburg eine Einheit, und die Ratzeburger Bevölkerung wird vorläufig noch durchaus in der Lage sein die Zugewanderten, zumal wenn sie aus Gebieten stammverwandter Bevölkerung kommen, in sich aufzunehmen, ohne daß eine wesentliche Veränderung ihrer Eigenschaften entsteht.

Rassenpsychologie auf Grund von Charakterologie.

Von Helmut Sandvoß.

Vorbemerkung.

Zum Verständnisse der Rassenseele genügt ihre Beobachtung, wie sie der anthropologisch, geographisch oder völkerkundlich eingestellte Forscher vornimmt, nicht ganz. Er sieht gleichsam nur ihre äußere Erscheinungsform, ohne die innere Ursächlichkeit dieser Erscheinungsform zu erfassen. So stellt er Einzelheiten, Merkwürdigkeiten und nicht zuletzt Widersprüche fest, ohne ihre innerpsychische Abhängigkeit und den tieferen Zusammenhang zu erklären. Hier setzt die Rassenpsychologie ein.

Zwei Hauptuntersuchungsgebiete treten hervor: Erstens der Rassencharakter, d. h. die bei allen Vertretern derselben Rasse gleiche oder doch ähnliche

Art des Erlebens und der seelischen Verarbeitung des Erlebnisses. Zweitens die sich daraus ergebende kulturelle und intellektuelle Leistungsfähigkeit. In beiden Gebieten ist eine größere Schwankungsbreite auch innerhalb derselben Rasse vorhanden. Die Natur schafft nie nach Präzisionsschablonen, auch nicht innerhalb der gleichen Art, und durch Rassenmischung werden Übergänge geschaffen. Die Rassenpsychologie hat den engegengesetzten Weg zu gehen und zwar ins Typologische. Sie hat die ideelle Rassenseele zu durchforschen und darzustellen. Das bedeutet allerdings, daß das wahllos aus einer Menge herausgegriffene Einzelwesen nur zum Teil von der Rassenpsychologie aus verstanden werden kann, nämlich soweit sein psychisches Sein wirklich einen Rassentyp erfüllt.

I. Beschreibung der Rassentypen.

Wir beschränken uns in dieser Arbeit auf die drei europäischen Rassen, wie sie als Hauptrassen vom psychologischen Standpunkte gesehen werden: die nordische, westische (mittelländische) und ostische Rasse. Diese Beschränkung ist notwendig, um den Blick für das Wesentliche in einer grundlegenden Arbeit nicht zu verwischen. Als Grundlage verwenden wir dabei die Schilderungen der Rassenseele, wie sie sich bei L. F. Clauß, H. F. K. Günther, L. Stoddard u. a. finden; ihre Stichhaltigkeit wird zwar von manchen bestritten, aber es gibt bisher keine besseren, und die folgenden Ausführungen dürften zeigen, daß die erwähnten Verfasser mindestens in den Hauptpunkten die seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen richtig erfaßt haben.

Die nordische Seele kennzeichnet sich nach den genannten Quellen in sachlich abwägender Haltung; Schweigsamkeit und Stetigkeit werden von Dichtern und Schriftstellern, sobald sie Menschen nordischen Typs schildern, immer wieder betont, ebenso die Hingabe an die Pflicht, Ehrgefühl, Verschlossenheit und Rechtlichkeit, desgleichen die Zurückhaltung in der Äußerung von Gefühlen als Ausdruck ihrer besonderen Tiefe. Innere Wahrhaftigkeit und Verläßlichkeit rühmt man der nordischen Rasse besonders nach. Einbildungskraft und Gefühlsleben sind nicht leicht erregt; geschieht es aber doch, dann tief. Das Denken des Menschen der nordischen Rasse geht von der Wirklichkeit aus und zu ihr zurück. Deshalb eignet er sich zum Staatsmann. Er ist kühn, oft sorglos gegen das eigne Wohl, gerade darin gelegentlich von seiner Vordenklichkeit verlassen. In ihren höchsten Vertretern eignet der nordischen Rasse sogar eine gewisse Überschwenglichkeit, die nach außen aber sorgsam zurückgehalten wird. Eroberungsdrang auf geistigem und kriegerischem Gebiete sind deutlich vernehmbare Züge der nordischen Rasse.

Die mittelländische oder westische Rassenseele ist leidenschaftlich, beweglich, ebenso leicht erregt wie versöhnt und äußerst lebhaft. Der westische Mensch hat seine Freude am Wort, an gefälligen, lebhaften Bewegungen, ist infolgedessen gewandt. Er erlebt sein Dasein am liebsten heiteren Sinnes und oberflächlich. Er ist wenig arbeitsam, mehr genießerisch eingestellt. Geschlechtlich ist ihm die äußerste Zurückhaltung des Norden fremd. Leidenschaftlichkeit und Wiz, mehr flüssige, formale als tiefe, ringende künstlerische Begabung sind ihm eigen. Nicht selten kommen Grausamkeit und Tierquälerei bei ihm vor. Trotzdem ist er voll überströmender Liebe zu seinen Kindern und voller Herzlichkeit im Familienleben. Sein Glaube ist nicht tief im Gewissen verankert, er ist viel mehr eine Angelegenheit des Augenblicksempfindens. Überhaupt geht sein Erleben völlig in der Hingabe an den Augenblick auf. Zukunft und Vergangenheit kümmern

ihn weit weniger als den nordischen Menschen. Abwechslungsdrang, Radikalismus, Neigung zu gesetzlosen Zuständen sind die Auswirkungen des leicht erregten Temperamentes; daher auch die sehr häufigen Zusammenstöße mit dem Gesetz.

Die ostische Rassenseele zeigt sich als beschaulich, aber trotzdem voller Streben nach Erwerb: die Seele des Spießbürgers[1]). Enge des Horizontes und Kleinlichkeit werden bei ihm festgestellt. Daneben Neigung zu Behaglichkeit und Beharrung und völliges Fehlen von Kühnheit und Wagemut. Seine Denkungsart ist nüchtern. Standesunterschiede sind ihm unbegreiflich und unangenehm. Sein Denken bewegt sich in altbewährten Bahnen, ebenso wie seine innere Einstellung, die auf das Greifbare und Nächstliegende gerichtet ist. Er ist der geborene Untertan und Kirchturmspolitiker. Sein höchstes Glück ist Rentnertum. Die Gebildeten der ostischen Rasse zeigen Strebsamkeit, aber wenig Begeisterung beim Bildungserwerb. Die ostische Frau ist häufig ein gleichgültiges, seelenlos erscheinendes Wesen voll dumpfer Erwerbsamkeit und wie ihr Mann ohne Sinn für Witz und Humor. Ein Feldzug erscheint dem Osten als dumpfes Verhängnis. Abstand und seelische Zurückgezogenheit sind ihm unbegreiflich. Er teilt sich gern rückhaltlos mit und erwartet von anderen dasselbe. Im Zusammenleben mit Andersrassigen wird er mißtrauisch, hinterhältig und mufflig. Er beobachtet seine Mitmenschen, um sie für seine Zwecke auszunutzen. In geschlechtlicher Beziehung ist er ziemlich hemmungslos, im Glaubensleben gefühlsarm, trotzdem von großer Selbstgerechtigkeit. Er fühlt sich wohl und stark in der Masse, die er aber keinesfalls führen möchte, weil er sich dazu zu schwach fühlt.

II. Die Struktureigenschaften, insbesondere das Temperament als Grundlage der seelischen Eigenart der Rasse.

Die Charakterkunde bezeichnet Begabungseigenschaften als Mengeneigenschaften, was auch im Sprachgebrauche hervortritt. Man sagt von jemandem z. B., er habe für dieses oder jenes Gebiet eine große oder kleine Begabung. Demgegenüber stehen die Eigenschaften, die das Charaktergefüge ausmachen. Sie sind Verhältniseigenschaften, deren jede durch eine Proportion dargestellt wird, z. B. in Form eines Quotienten zweier sich entgegenstehender Veranlagungen. Die Klagessche Charakterologie, die den charakterkundlichen Unterbau dieser Rassenpsychologie liefert[2]), unterscheidet drei solcher Struktureigenschaften: 1. Die Gefühlserregbarkeit,

2. Die Willenserregbarkeit.

3. Das Äußerungsvermögen.

Die persönliche Gefühlserregbarkeit zeigt sich in der Reaktion des Gefühlslebens auf Reize. Obwohl der Mensch auf verschiedene Reize auch mit verschiedener Gefühlserregung antwortet, die je nach dem Reiz stark oder schwächer sein kann, so ist für jeden Menschen doch eine für alle gleichen Anlässe gleichbleibende Fähigkeit der Gefühlserregbarkeit vorhanden. Sie kann verglichen mit anderen Menschen allerdings verschieden groß sein und von äußerster Leichtigkeit bis zu kaum glaublicher Schwere vorkommen.

Einzelwesen unterscheiden sich voneinander in ihrer Gefühlserregbarkeit oft nur um ein Geringes, die Vertreter verschiedener Rassen dagegen sehr erheblich.

---

[1]) H. F. Günther, Rassenkunde Europas, 2, 1926, Seite 57. (J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.)

[2]) Siehe: L. Klages, Die Grundlagen der Charakterkunde, 4, 1926, S. 93 ff.

Die Gefühlserregbarkeit, also die Leichtigkeit der Gefühlsentstehung, darf jedoch nicht verwechselt werden mit der Heftigkeit oder Stärke, bis zu der Gefühle überhaupt anwachsen können. Beides ist voneinander unabhängig. Man denke an die Leichterregbarkeit des Kindes gegenüber dem Erwachsenen. Niemand wird dem Kinde wegen seiner rascheren Gefühlserregbarkeit darum auch die größere Gefühlstiefe zutrauen.

Je mehr die Gefühlslebhaftigkeit wächst, d. h. je größer die innere, der Persönlichkeit oft unbewußte Neigung zur Gefühlsbetätigung wird, um so größer auch die Gefühlserregbarkeit. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Gefühlslebhaftigkeit auch die Gefühlserregbarkeit fördert. — Viel seltener sind die wirklichen Tieferregungen des Gefühls, die eine größere Dauer haben, den ganzen Menschen bis ins Innerste aufwühlen und schon deshalb einer mehr oberflächlichen Gefühlslebhaftigkeit gegenüberstehen. Das Bewußtsein wehrt sich geradezu gegen solche Tieferregungen. So stehen also Gefühlstiefe im umgekehrten, Gefühlslebhaftigkeit im gleichen Verhältnis zur Leichterregbarkeit des Gefühls. Klages bringt für diesen Sachverhalt die allerdings nur schematisch zu verstehende Formel:

$$\text{Gefühlserregbarkeit}^{3)} = \frac{\text{Gefühlslebhaftigkeit}}{\text{Gefühlstiefe}};\ Eg = \frac{Lg}{Tg}$$

Die Gründe für eine gesteigerte Gefühlserregbarkeit können nun

a) in einer außerordentlich großen Gefühlslebhaftigkeit bei normaler Gefühlstiefe gesucht werden, oder

b) bei nur normaler Gefühlslebhaftigkeit in geringerer, unternormaler Gefühlstiefe.

Andererseits ist die geringe Gefühlserregbarkeit

a) bei nur normaler Gefühlslebhaftigkeit auf gleichzeitige große Gefühlstiefe oder

b) bei nur durchschnittlicher Gefühlstiefe auf geringste Gefühlslebhaftigkeit zurückzuführen.

Die Seele der mittelländischen Rasse gehört zur Art der Typen mit gesteigerter Gefühlserregbarkeit. Die rasche Versöhnungsbereitschaft des Mittelländers zeigt aber, wie überhaupt das rasche Abklingen all seiner Gefühle, daß eine große Tiefe seiner Gefühle nicht vorhanden ist. Gerade die Auswirkung des Zornes müßte sonst von viel längerer Dauer sein, denn Zorn erweckt im allgemeinen größte seelische Energien. Wir werden den durchschnittlichen Typ des Mittelländers dem Falle b der großen Gefühlerregbarkeit zurechnen, die auf Kosten mangelnder Gefühlstiefe entsteht. Sein sprunghaftes Wesen, die raschen Freundschaften, das dauernde Sichhingeben an den Augenblick sind Folgeerscheinungen seines Gefühlserregungsquotienten ebenso wie sein Abwechslungsbedürfnis.

Um große Kulturen schaffen zu können, ist Tiefe und Dauer der Gefühle ihrer Schöpfer und Träger ganz unumgänglich nötig. Das ist aber beim Mittelländer mit seinem Mangel an wirklicher Tieferregung mindestens in Frage gestellt. Immerhin gehört der höherstehende Teil der mittelländischen Rasse dem a-Fall der großen Gefühlserregbarkeit an. Wir können also bei ihm eine normale Gefühlstiefe voraussetzen, die in ihrer effektiven Auswirkung aber durch ein Mehrfaches an Aufgeschlossenheit und an Gefühlslebhaftigkeit nicht zur vollen Auswirkung kommt.

---

[3]) L. Klages, Die Grundlagen der Charakterkunde, 4, 1926, S. 98.

Der ostischen Seele wird Schwere der Gefühlserregbarkeit zugeschrieben. Setzen wir normale Tiefe des Gefühlslebens voraus — beim geborenen Spießbürger haben wir keinen Grund, mehr als normale Tiefe des Gefühlslebens anzunehmen —, so bleibt, um den Effekt geringer Gefühlserregbarkeit zu bekommen, nur die Tatsache unterdurchschnittlicher Aufgeschlossenheit und das Gegenteil einer Gefühlslebhaftigkeit, also Gefühlsstumpfheit der Urtyp des Osten. Seine spärlichen, nicht sonderlich tiefen Gefühle können sich ungehindert auswirken. Daraus folgt eine ausgesprochene Neigung zu Gleichmäßigkeit und ein seelenlos dumpferwerbsames Wesen, dem es an neuen Impulsen aus den angegebenen Gründen dauernd gebricht.

Auch die nordische Seele läßt sich in bezug auf Gefühlserregbarkeit nach der angegebenen Formel erfassen. Ihre ausgesprochene Schwererregbarkeit entspringt großer Tiefe des Gefühlslebens. Die Lebhaftigkeit des Gefühlslebens, die durchaus durchschnittlich ist, verrät sich oft kaum, auf jeden Fall ist sie nicht imstande, den Erregungsquotienten, wie etwa beim mittelländischen Menschen, zu erhöhen. Wir sehen den nordischen Menschen äußerlich teilnahmslos, und nur sein helles Auge verrät die Lebhaftigkeit seines Miterlebens. Seine ganze Seelenlage bleibt ruhig. So verhindert eine große Tiefe des Gefühlslebens, daß die Gefühlslebhaftigkeit einen großen Erregungsquotienten erzeugt, wie ihn der mittelländische Mensch besitzt. Die Schwererregbarkeit der nordischen Seele ist Schutzmaßnahme gegen ein dauerndes Ergriffensein durch jegliches Erleben, was bei längerer Dauer zu pathologischen Zuständen führen würde.

Die wichtigste der Struktureigenschaften, zugleich auch die beständigste, ist die persönliche Willenserregbarkeit. Um sie als Verhältniseigenschaft zu verstehen, ist es nötig, an allen Gefühlen eine Antriebsseite zu erkennen. Freude, Zorn, Hoffnung sind mit erheblicher Antriebsbereitschaft verbunden, ganz im Gegensatze zu Trauer, Kummer, Gram, Enttäuschung, die geradezu Willensbereitschaft hemmen. Die Triebseite der Gefühle bedarf jedoch erst des Willensaktes, um verwirklicht zu werden, ferner sind Triebkräfte physikalisch wie psychisch nur möglich in der Wirkung an Widerständen. So stehen auch der Triebseite der Gefühle Widerstände entgegen, nach deren Überwindung erst der eigentliche Willensakt in Erscheinung tritt. Ist die Triebkraft kleiner als der Hemmungswiderstand, so kommt es zu keiner Willenserregung und der Gefühlsantrieb verebbt wirkungslos. Das ist eine Tatsache, die man bei Selbstbeobachtung oft feststellen kann.

Das Verhältnis der Triebkraft (T) zu ihrem Widerstand (W) drückt also die Möglichkeit einer Willenserregung aus, die, falls sie erfolgt, einen innerpsychischen Vorgang darstellt, der mit der sichtbar werdenden Handlung nicht mehr als die Ursache mit der Folge zu tun hat. Die Willenserregbarkeit (Ew) läßt sich in folgender Formel darstellen:

$$^{4)}\ Ew = \frac{T}{W}$$

Dieser Quotient, auch Temperamentskonstante genannt, bedeutet mit anderen Worten ausgedrückt: Eine Zielvorstellung, die als Triebkraft T in der Formel erscheint, wird um so leichter in eine Willenshandlung umgesetzt, je geringer das Bewußtsein der Hemmungen ist, oder aber je größer die Triebkraft der Zielvorstellung anwächst.

[4]) L. Klages a. a. O. 4, 1926, S. 105.

Beim Angehörigen der *mittelländischen Rasse* findet sich eine relativ große Triebkraft, der es an hemmenden Widerständen fehlt. So ist er in dauernder Willensbereitschaft jeder Triebseite seines Gefühlslebens ausgeliefert. Da er überdies eine große Gefühlserregbarkeit besitzt, so ist aus diesem Zusammenhange sein äußerst leichtbewegliches, heißsporniges Temperament zu verstehen, vor allem aber die Schnelligkeit, mit der er alles auffaßt, der Eifer, den er dabei entwickelt und das schnelle Nachlassen, Ermüden und das gänzlich unbekümmerte Aufgeben seines Zieles, was bestimmt nicht geschähe, wenn seine Triebkraft größer als durchschnittlich wäre oder ein größerer innerer Widerstand ihn vom leichtfertigen, unüberlegten Beginnen zurückhielte. Ob es sich dabei um eine Einzelleistung oder ein Gesamtunternehmen Vieler handelt, ist gleich.

Aus der fast hemmungslosen Willenserregbarkeit folgt nebenbei das gänzliche Aufgehen, das Sichvergessen und -verlieren in der Handlung des Augenblickes. Kein Wunder, daß dadurch ein Überschwang an Bewegung und Worten bei allem Tun entsteht, ein Dasein heiteren Sinnes, eine Oberflächlichkeit der Sinnesart, die gerade darum der Abwechslung bedarf. Ferner: Eine nur kleine Triebkraft löst einen Überschwang an Hingabe aus. Widerstandslos wird jeder Gefühlserregung nachgegeben. Es wundert daher nicht, daß der Angehörige der mittelländischen Rasse eine große Gewandtheit in der Erfassung des Augenblicks, der Situation, des Sichbewegens besitzt, die ihn gerade gegenüber dem nordischen Menschen über Gebühr intelligent erscheinen läßt, ihm mindestens aber schätzenswerte gesellschaftliche Eigenschaften verleiht.

Aus diesem Zusammenhange wird auch ohne weiteres der vollkommen aufs Gegenwärtige gerichtete Sinn dieser Rasse klar. Dauerndes Nachgeben gegenüber den Triebseiten seiner leicht erregten Gefühle läßt ferner notwendig einen Sinn für einen übergreifenden, von langer Hand vorbedachten Realzusammenhang vermissen. Durch das Hin- und Herspringen von einem Antrieb zum anderen wird die gesamte Willensenergie so sehr verbraucht, daß zur Durchführung eines großen, langdauernden Handelns keine Aussicht besteht.

Alles Große ist letzten Endes Ergebnis einer gewissen Stetigkeit des Wollens. Von diesem Standpunkte betrachtet kann man eine große und einheitliche Kultur mittelländischen Ursprungs nicht erhoffen. Tatsache ist, daß es eine solche Kultur nie gegeben hat und wahrscheinlich nie geben wird, so oft es auch den Anschein haben mag, die mittelländische Rasse sei Schöpfer der in ihren Ländern zeitweilig auftauchenden Kulturen gewesen. Kultur der gigantischen Schöpfungen ist niemals Sache der mittelländischen Rasse, wohl aber die feine *Kultur des Augenblickserlebens*: des Feuilleton, der Kurzgeschichte, der kleinen Schmuckgegenstände, der Kleidung, des gesellschaftlichen Tones, der Eleganz.

Ganz anders als bei dieser Rasse ist die Temperamentskonstante bei der *nordischen*. Einer meist nur mittleren Triebhaftigkeit steht ein ungewöhnlich hoher Widerstand entgegen. Es kommt zu einer geringen Willenserregbarkeit Ew wegen Kleinheit von T und Größe von W. Geringe Willenserregbarkeit heißt aber noch nicht, daß eine Willenserregung überhaupt unmöglich ist. Sicher ist sie möglich, nur muß der Widerstand erst überwunden sein, der ja im allgemeinen schuld an der geringen nordischen Willenserregbarkeit ist. Ein Wille, der sich trotz großer Widerstände durchsetzt, bietet dann allerdings auch Gewähr für seine restlose Durchführung. Denn die Triebkraft der Zielvorstellung muß sehr stark sein, wenn sie große Widerstände überwinden kann. Andererseits liegt die Gefahr einer Störung in der Durchführung fern, denn der große Widerstand

merzt neue sich andrängende Triebkräfte aus. Daraus erwächst Zähigkeit in der Zielverfolgung, ein natürliches Pflichtgefühl und Treue zur Sache. So erklärt sich auch die Fähigkeit des nordischen Menschen, für einen einmal gefaßten Plan sein ganzes Leben einsetzen zu können und bis ins hohe Alter nicht davon abzulassen. Andererseits zeigt er bei allzu großem Anwachsen von W eine direkte Unfähigkeit, sich zu etwas zu entschließen, Verdrießlichkeit, Ungewandtheit, ja gar nicht selten regelrechte Verbohrtheit.

Die Schwerereglichkeit seines Willens drängt den Nordrassigen von einem Aufgehen im Gegenwartsleben ab, denn der innere Widerstand verhindert das ständige Nachgeben, und so wandert ganz von selbst der Blick des Angehörigen nordischer Rasse in die Zukunft oder Vergangenheit. Das alles wird noch verstärkt durch eine geringe Gefühlserregbarkeit, die ohnehin schon ein dauerndes Abgelenktsein durch neue Gefühlsantriebe ausschließt. Daß der nordische Mensch sich ungestört vertiefen und restlos einer Sache widmen kann, ist also nicht ein besonderes Verdienst seinerseits, sondern ergibt sich aus diesem Zusammenhange als Selbstverständlichkeit. Die Schwererregbarkeit des Gefühls hat, wie bereits nachgewiesen, den Vorteil, nur Gefühle von wirklich großer Tiefe entstehen zu lassen, die dann auch entsprechende Antriebserregungen auslösen. So erklärt es sich, daß der Nordrassige, auch von diesem Zusammenhange aus gesehen, nur von tiefsten Gefühlen richtunggebend beeinflußt werden kann. Es wird ihm durch diese Umstände leicht, jahrelang sich selbst und anderen die Treue zu halten, leichter als dem Angehörigen der Mittelmeerrasse für nur kurze Zeit.

Die für die Schwererregbarkeit des Nordrassigen typische große Gefühlstiefe ist die Grundlage seiner künstlerischen Veranlagung. Kunst ohne Gefühlsbegabung ist unmöglich. Hinzu kommt zur Gefühlstiefe der zur Erlangung der Technik nötige Fleiß, vor allem die Ausdauer, das stete Ringen um den höchsten Preis, die Möglichkeit ungestörten Sichversenkens. Also lauter Eigenschaften, die für ein ausgeprägtes Künstlertum nötig sind, das sich nicht mit der mageren Umsetzung seiner Sinneseindrücke in Augenblicksleistungen begnügen mag.

Die Temperamentskonstante des nordischen Menschen vermag auch den scheinbaren Widerspruch des einerseits ruhigen, sachlichen Wesens gegenüber ausgelassener Begeisterung, Taumel und höchster Freudfähigkeit zu klären. Denn der große innere Widerstand hält in der Regel jede ablenkende Gefühlsbetätigung mittlerer oder geringerer Art nieder. Das sind die Zeiten ruhigen, sachlichen Wesens. Siegt jedoch die Antriebsseite des Gefühlslebens, so muß das notwendigerweise mit gewaltigem Überschwang geschehen. Denn der große Widerstand kann nur durch einen noch größeren Antrieb besiegt werden. Das sind die Zeiten der seltenen, aber tiefen Begeisterung und Lustempfindung und der starken Durchschlagskraft in der Vornahme. In dieser durch die Temperamentskonstante begründeten Doppelheit des nordischen Wesens liegt die große Erfolgsmöglichkeit auf kulturellem, zivilisatorischem und militärischem Gebiete.

Wesentlich ungünstiger ist die Temperamentskonstante beim ostischen Menschen. Er ist gleich dem nordischen von schwerer Willenserregbarkeit, aber nicht wegen hervorragender Stärke der inneren Widerstände, sondern wegen der Schwäche der Antriebsseite seines Gefühlslebens. Darum reicht bei ihm bereits ein geringer Widerstand zur Erzeugung der schweren Willenserregbarkeit aus. Der ostische Mensch wird in seinem Tun gleich dem nordischen wenig durch auftretende Gefühlsimpulse gestört und erscheint als fleißiger, gleichmäßiger, ruhiger, arbeitsamer Mensch. Da seine Gefühlserregbarkeit nur gering ist, kommt es zu

keinem kulturschöpferischen Gefühlsdurchbruch, wie wir ihn beim Nordrassigen sahen. Seine geringe Gefühlserregbarkeit aus Mangel innerer Aufgeschlossenheit vermag keine Gefühle derart starker Antriebsseite zu erzeugen. So entsteht die eigentümlich starre, gleichförmige Seelenhaltung des ostischen Menschen, der es an einer reinigenden Begeisterungsmöglichkeit fehlt. Er kann zwar fleißig, nüchtern, gedankenlos sein ihm bestimmtes Pensum erfüllen, aber niemals drängt es ihn darüber hinaus, so daß er auch den Einsatz eines ganzen Lebens aus tiefster Begeisterung für eine Sache nicht verstehen kann. Auf diese Weise erklärt sich auch die Vorliebe für Gleichmäßigkeit, in der er mit der nordischen Rasse sehr übereinstimmt. Da ihm Begeisterung und Gefühlstiefe fehlen, muß der ostische Mensch als langweiliger, kleinlicher, wagemutloser Mensch erscheinen, der außerordentlich konservativ am Hergebrachten hängt. Als Geschäftsmann kann er darum niemals große Unternehmungen wagen, kommt aber durch zähen Fleiß im sicheren Pfennig-geschäft vorwärts, und so ist auch sein höchstes Ziel die ungestörte Daseinsmöglichkeit als Rentner.

Humor muß ihm notwendigerweise unbekannt sein, weil er sich auf Gegensätzlichkeit der Gefühle gründet. Diese Gegensätzlichkeit erfordert eine viel zu große Schwankungsbreite von Gefühlsmöglichkeiten, die nicht vorhanden ist. Das macht den nüchternen Eindruck und das trockene Wesen des ostischen Menschen verständlich.

Tiefe Gefühlsergriffenheit ist der ostischen Seele unmöglich, und so kann ihr Träger diese Eigenschaft auch im anderen Menschen nicht achten und anerkennen. Er ist in seiner Stimmungslage stets dem ersten besten gleich, und es gibt infolgedessen bei ihm kein Bewußtsein für Unterschiede und den durch plötzlich veränderte seelische Struktur bedingten Abstand. So ist es zu erklären, daß der ostische Mensch zur Inzucht und zum Sichgehenlassen neigt und gern mit jedermann intim wird.

Die dritte Struktureigenschaft ist das Äußerungsvermögen. Manche Naturen zeigen schon bei geringer Erregtheit ein hohes Maß von Erregungsäußerung, andere mit nachweislich starken Wallungen lassen nur eben merkliche Symptome sehen. Setzen wir eine besondere Äußerungsfähigkeit (A) voraus, so zeigt die Beobachtung, daß die Äußerungsfähigkeit (A) im allgemeinen mit wachsender Erregung (E) zunimmt, daß andererseits ihrer ungehemmten Auswirkung ein innerer Widerstand (Wa) entgegensteht. Die Äußerungsfähigkeit ergibt also folgendes Verhältnis:

$$^{5)}\ A = \frac{E}{Wa}$$

Dieser Äußerungswiderstand ist allgemein bekannt als Selbstbeherrschung gegenüber der Äußerung von Gefühlserregungen, kurz: als Haltung. Sitte wäre unmöglich ohne diesen Hemmungsfaktor, denn alle ihre Forderungen der Zurückhaltung, des Verbergens irgendwelcher Gefühle oder gar das Vortäuschen nicht vorhandener gründet sich auf diese Fähigkeit. Alle Hemmungsbetätigungen zugunsten des guten Rufes, dessen Macht weit größer ist, als es zunächst den Anschein haben mag, sind Auswirkung dieser Fähigkeit, die oft kaum noch bewußt geübt wird.

Die Rasse, bei welcher der Äußerungswiderstand am stärksten ausgeprägt ist, mit der Wirkung des geringsten Äußerungsvermögens, ist die nordische. Ihre Sachlichkeit, abwägende Haltung und Neigung zu Schweigsamkeit ist bereits

[5]) L. Klages a. a. O. 4, 1926, S. 114.

durch geringe Gefühlserregbarkeit begründet. Ein weiterer Grund für diese nordische Eigenschaftengruppe liegt im Äußerungswiderstand, der fast immer größer ist als die seltene Gefühlserregung. Der Äußerungswiderstand hebt ihre Wirkung nach außen hin auf und läßt sie nach innen um so heftiger sich ausbreiten. Oft sucht sich solche Erregung ihre Bahn im Erröten, also auf physischem Wege.

Die Tatsache des großen Äußerungswiderstandes in der nordischen Seele hat ihren tieferen Grund in der Temperamentskonstante, die ja mit ihrer schweren Willenserregbarkeit die Grundlage zu sachlicher, kühler, ruhiger Haltung bietet. Es ergibt sich eine Abneigung gegen alles, was eine Unterbrechung dieses Dauer- oder Gewohnheitszustandes verursacht als etwas Fremdes, Ungewolltes, ja Unwürdiges. Ein solches Moment wäre die dauernde Erregungsäußerung, die neben anderen Auswirkungen sichtbar die Aufgabe einer rein sachlichen Haltung und einen Kraftverbrauch bedeutete. Darum wird sie auf jeden Fall, oft unbewußt, unterdrückt.

In der Folge des aus der relativen Größe des Äußerungswiderstandes erwachsenden Äußerungs*un*vermögens zeigt sich noch eine Reihe von Einzelzügen des nordischen Menschen. Erstens die *scheinbare Gefühlskälte* gegenüber anderen Menschen, ja selbst zu nächsten Verwandten oder Kindern. Zweitens die Strenge des ungeschriebenen nordischen Sittenkodex gegenüber einem Zurschautragen und Ausplaudern von Gefühlen: der Selbstbeherrschung um jeden Preis. Weiterhin folgt auch die erstaunliche Steifheit der nordischen Werbung um die Frau, oder beim schwächlichen nordischen Kinde das häufige Vorkommen psychogener Sprachstörungen.

Ganz anders ist das Äußerungsvermögen der mittelländischen Rasse, die bei dauernder Erregungsbereitschaft gleichzeitig nur geringsten Äußerungswiderstand zeigt und infolgedessen dauernd ihre Erregungsspannungen hemmungslos nach außen wirken läßt. Alles ist auf Umsetzung in sichtbaren Ausdruck eingestellt, wobei der reichliche Wortschwall noch erheblich durch das Körperspiel unterstützt wird. So erlangt ein relativ kleines Gefühl einen großartigen Ausdruck. Diese Eigenschaft befähigt den Angehörigen dieser Rasse in hervorragendem Maße zum beruflichen wie nichtberuflichen Schauspieler.

Aus der Komponente einer leichten Gefühls- und Willenserregbarkeit und dem starken Äußerungsbedürfnis ergibt sich die Tatsache, daß er, und wenn er auch gar nicht will, Tatsachen verdreht, entstellt und lügt — nur um in einer ihm notwendig erscheinenden Pose dazustehen und Aufmerksamkeit zu erregen. Eine schwere Gefühls- und Willenserregbarkeit würde ihn davor bewahren. Immerhin ist auf diese Weise doch auch andererseits Grazie, Schönheit und Glätte mittelländischer Darstellungskunst zu verstehen.

Wie sehr der Angehörige der mittelländischen Rasse auf das Bewundertwerden, auf die Anerkennung seiner Ausdrucksfähigkeit eingestellt ist, zeigt die gänzliche Vernachlässigung seiner Wohnung zugunsten seines Anzuges. Einsamkeit und stilles Schaffen, ein Glück im Winkel, Freude am Schönen, das andere nicht von ihm wissen, ist ihm unmöglich, weil dabei das Publikum fehlt. Ganz anders der nordische Mensch, der alles Empfinden, alles Höchste und Teuerste in die Stille seiner Wohnung flüchtet, die er sich darum aufs schönste zu gestalten sucht.

Das Zuneigungsgefühl zu Familienangehörigen ist beim Nordrassigen nicht geringer als beim mittelländischen Menschen, aber dessen Äußerung wesentlich zurückhaltender und daher für den oberflächlichen Betrachter scheinbar weit un-

bedeutender. Der Angehörige der mittelländischen Rasse zeigt eben seine Zuneigung zu Familienangehörigen und anderen Menschen sofort auffällig mit Worten und Gebärden und wirkt immer dadurch herzlicher.

Ähnlich wie beim nordischen Menschen ist das Äußerungsvermögen des ostischen. Er ist schwerfällig und ungewandt. Der nordische ist ausdrucksschwerfällig trotz großer Erregungsmöglichkeit durch einen noch größeren Widerstand — der ostische aus geringer Erregungsfähigkeit und einem noch größeren Widerstand. Bei beiden dasselbe Ergebnis, jedoch der Wert der bestimmenden Ursachen wesentlich voneinander verschieden.

III. Zusammenhang zwischen Struktureigenschaften und Intelligenz der Rassen.

In Amerika sind beim Eintritt in die Armee Intelligenzuntersuchungen an Hunderttausenden von Menschen vorgenommen, deren Ursprungsland dabei notiert wurde. Es ergab sich eine konstante Vorherrschaft einzelner Nationen für einzelne Intelligenzstufen. Dabei sind uns drei Nationen wichtig, deren Auswanderer die drei Rassentypen wenigstens verhältnismäßig zahlreich enthalten dürften: England die vorwiegend nordischen, Griechenland die vorwiegend mittelländischen und Polen die vorwiegend ostischen. Der Hundertsatz der Begabungsminderwertigkeit[6]) ist für

England	8,7
Griechenland	43,6
Polen	69,9

während die Begabungshöherwertigkeit[7]) für

England	19,7
Griechenland	2,1
Polen	0,5

sich genau umgekehrt verhält. Diese Abstufung nach Nationalitäten hat für die rassenkundliche Auswertung ihre Mängel, aber eine andere Möglichkeit, zu festen Zahlen zu kommen, besteht vorläufig leider nicht.

Nach der Auseinandersetzung mit den Struktureigenschaften ist das gute Ergebnis bei der nordischen Rasse nicht überraschend, sobald man nämlich die lebenden Rassevertreter als Endglied einer Geschlechterfolge ansieht, die gerade der geistigen Arbeit, also der Intelligenzbetätigung auf Grund ihrer Strukturveranlagung günstig gegenübersteht. Sachliches Denken, Zielstrebigkeit, Unablenkbarkeit und Forschungsdrang in einer unabsehbaren Geschlechterreihe müssen schließlich diejenige Veranlagung für geistige Betätigung erzeugen, die wir allgemein Begabung nennen. Wie wir eine Rassenanpassung an Rauschgifte bis zum gewissen Grade anerkennen, so ist auch die Möglichkeit einer Anpassung an eine, sich auf Grund der Struktur ergebende Intellektbetätigung durchaus nicht abzuweisen. Diese Tatsache findet ihren Niederschlag in der höheren Begabung der nordischen Rasse.

Die geringere Allgemeinbegabung des mittelländischen Menschen gegenüber dem nordischen ist nicht verwunderlich, sobald man die weitere Auswirkung der

6) L. Stoddard, Der Kulturumsturz, München 1925, S. 59.

7) L. Stoddard a. a. O., München 1925, S. 60. (J. F. Lehmanns Verlag. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.)

mittelländischen Temperamentskonstante verfolgt. Das völlige Aufgehen und Sichverlieren in den Lockungen des Augenblicks machen ein tiefes, folgerichtiges Denken, eine Neigung zu dauernder, nur mit großer Willensaufbietung möglicher geistiger Arbeit zunichte. So bleibt ein augenblickhaftes, schnell sich zurechtfindendes Hin und Her der geistigen Tätigkeit übrig. Eine regelrechte Geistesübung [8]), die sich notwendig in der Verfolgung geistiger Ziele ergeben müßte, fällt fort, weil die Kraft zur Durchführung von immer neuen Antrieben verbraucht wird. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich bei der mittelländischen Rasse im Verlaufe der Geschlechterfolgen keine besondere Bereitschaft zu einer geistigen Veranlagung herausgebildet hat.

Der Einwand, daß noch nicht alle Vertreter der nordischen Rasse rein geistige Berufe haben und so nur wenige die Anlage zu geistiger Tätigkeit weiter vererben können, ist unbegründet. Man bedenke, daß auch der einfache Mann aus dem Volke seinem Temperament und seiner psychischen Struktur entsprechend ganz von selbst „denkt". Das Sinnieren, Zukunftsinnen, der Blick in zeitliche Fernen, vor allem die Philosophie des täglichen Lebens, in Hunderten von Sprichwörtern niedergelegt, wie auch die Formung einer Weltanschauung, nicht zuletzt das Stecken und Erreichen persönlicher Ziele, verlangt geistige Betätigung. Dazu ist keinerlei schulmäßige, oder gar akademische Bildung notwendig. So kommt es, daß beim nordischen Menschen das Erbe dieser Veranlagung zu geistiger Betätigung sich in einer allmählich steigenden Begabung der Rasse auswirkt.

Das Geschlecht der Fugger.

Ein biologischer Überblick.

Von Otto H. Brandt, Dresden.

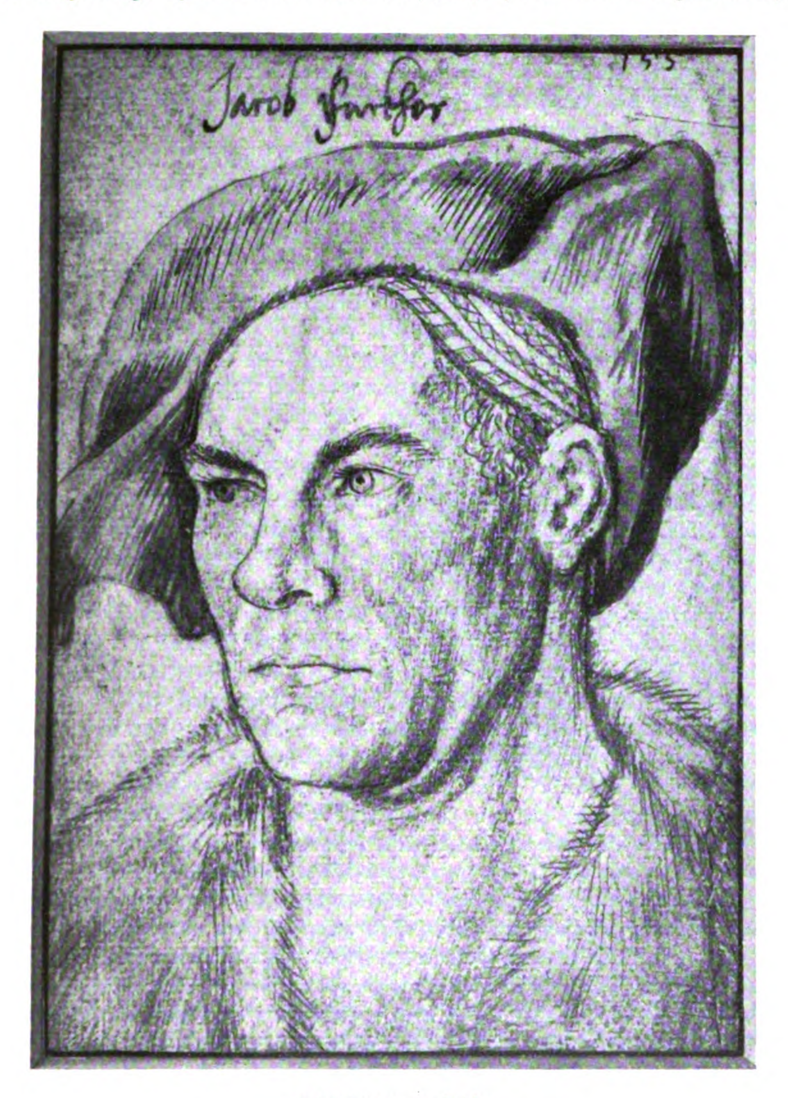
Mit 2 Abbildungen und einem Stammbaum.

Die Kultur eines Volkes wird nicht nur durch die Menschen, sondern auch durch die Umwelt, in der sie leben, geschaffen. Aber die schöpferische Kraft, die aus ihnen spricht, ist bedingt durch Blut und Herkunft. Nur selten ist es möglich, das Werden einer Familie — von fürstlichen abgesehen — durch Jahrhunderte zu verfolgen. In den Fuggern, die von Landwebern zu beherrschenden Kaufleuten binnen weniger Generationen sich emporgearbeitet haben, besitzen wir eine klassische Ausnahme. Ihr Geld schuf ihre Macht und ihr Landbesitz die Grundlage zu fürstlichem Ansehen. Wenn wir ihre Porträts in der Pinacotheca Fuggerorum von 1618 betrachten, so spricht aus der älteren Generation ein herrischer energischer Zug im Gesicht, dem ihre Zielstrebigkeit entsprach. Früh suchten die Fugger sozial in die Höhe zu kommen, indem sie Anschluß an angesehene Familien, alte Geschlechter erstrebten, eine kluge Heiratspolitik trieben.

---

[8]) Über das Verhältnis von Intelligenz und Wille siehe E. Meumanns grundlegendes Werk: Intelligenz und Wille, 4, 1925, S. 323! — Meumann ist dort folgender Ansicht: „Wir sehen, daß die höchsten Entwicklungsformen der Intelligenz nur mit Hilfe des Willens zustande kommen." („nur" ist von uns gesperrt.)

Die Anfänge dieser Familie verlieren sich im Dunkel der Sage. Keine Urkunde spricht in ältester Zeit von ihnen, und nur das eine ist sicher, daß sie nicht wie andere Augsburger Familien ein altes Geschlecht sind. Wie die Familienchronik



Jakob Fugger der Reiche.
Silberstiftzeichnung von Hans Holbein d. Ä.

berichtet, sei 1367 ein blutarmer Handswerksbursche Hans Fugger aus dem Lechfelddorf Graben, all sein Gut im Ränzel, zur Stadt gewandert. Mit der Armut kann es indessen nicht so schlimm gestanden haben, denn noch im selben Jahre meldet das Augsburger Steuerbuch, daß Hans Fugger 44 Pfennige steuerte. Daß das Geschlecht seit alters in der Weberei tätig war, darauf deutet der Name Fugger

hin, der mit fuccare, d. h. färben, zusammenhängt. Hans Fugger war nicht der einzige, der damals sein Glück versuchte; weil es ihm gut ging, folgte ihm 1376 sein Bruder Ulrich nach. Von ihm und seiner Familie wissen wir wenig. Nach einem anfänglich raschen Aufstieg, der sich in einer besonders hohen Steuerleistung ausspricht, scheint seine Familie einen tiefen Sturz getan zu haben. Jedenfalls ist sie schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts erloschen. Vielleicht offenbart sich in ihm der eine Zug der Fugger, der zu gewagten Spekulationen drängt und sie in ihrer Hoffart dem Untergange zutreibt.

Anders stand es mit Hans. Aufmerksam beobachtete er die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt und mußte bald einsehen, daß er sich als Gast nicht halten konnte. So heiratete er eine Augsburgerin, eine Widolf, deren Vater als Zunftmeister der Weber Einfluß besaß, und nach deren Tode die wohlhabende Elisabeth Gfattermann. Er selbst trat der Weberzunft bei und wurde Bürger der Stadt. Allmählich verschob sich seine Aufgabe. Ursprünglich nur als Barchentweber tätig, entdeckte er sein kaufmännisches Talent und besorgte selbst die Ausfuhr des Barchents wie die Einfuhr der Rohstoffe. Rasch muß seine Wohlhabenheit gewachsen sein, denn schon 1380 saß er im Verwaltungsrat der Zunft, und 1397 erwarb er das Haus „vom Rohr" in bester Lage am Judenberge. Damit war eine feste und sichere Grundlage für die Familie gewonnen, und je günstiger sich seine wirtschaftlichen Verhältnisse gestalteten, um so mehr offenbarte sich in ihm ein kennzeichnender Zug der Fugger, den Reichtum fest und sicher in Grundbesitz anzulegen und ihn damit wirtschaftlichen Wechselfällen nach Möglichkeit zu entziehen. Als Hans 1409 starb, wurde sein Vermögen auf 3000 Gulden geschätzt, für damalige Zeit eine beachtliche Summe.

Er hinterließ seine Frau und mehrere Kinder, die noch im jugendlichen Alter standen. Da erwies es sich als Glück, daß die tüchtige Witwe das Geschäft fortsetzen konnte. Bis zu ihrem Tode 1436 behielt sie die Oberleitung, selbst als die Söhne erwachsen waren, von denen zwei, Andreas und Jakob, hervortraten. Nach dem Tode der Mutter führten beide Söhne das Geschäft bis 1454 gemeinschaftlich weiter. Immer mehr überwog bei ihnen der Kaufmann, und zwar war Andreas rein kaufmännisch, Jakob der Ältere mehr technisch tätig. Andreas trat wohl in die Kaufleutezunft über, wie es den veränderten Verhältnissen entsprach, während Jakob bei den Webern blieb. Beide Brüder waren in ihren Zünften angesehen und Jakob sogar Vorsteher der Weberzunft, obwohl er das Handwerk selbst nicht mehr ausübte. 1454 setzten sich die Brüder auseinander, ohne daß wir die Gründe genauer kennen. Sie scheinen in beider Charakter gelegen zu haben, von denen Andreas als hochfahrend geschildert wird. Seit jener Zeit trennten sich die Geschicke, und die Familie des Andreas, die sog. „Fugger vom Reh" brachten es früher zu Ansehen als der andere Zweig. Durch seine Heirat mit einer Patrizierin, Barbara Stammler von Augsburg, knüpfte Andreas — wiederum bezeichnend — wertvolle Verbindungen. Reich und angesehen dehnten er und seine Söhne den Handelsbetrieb aus und gewannen ständig neue Beziehungen. Schon 1462 wurde Andreas' Sohn Jakob für sich und seine Kinder ein Wappen verliehen, das ein goldenes Reh auf blauem Grunde zeigte, wonach sie zum Unterschied von ihren Vettern kurzweg die „Fugger vom Reh" genannt wurden. Seiner Ehe mit Barbara Stammler entsprossen viele Kinder. Die Töchter heirateten in die eingesessenen Geschlechter Augsburgs oder Ulms. Von den vier Söhnen Lukas, Jakob, Matthäus und Hans war der erste der tüchtigste, der viele Ämter der Stadt bekleidete und auch diplomatisch für sie tätig war. Wurde die Firma auch gemeinschaftlich

betrieben, so hatte jeder Bruder seine besondere Aufgabe. Lukas hielt die Fäden in Augsburg zusammen, Matthäus besorgte die Geschäfte mit Mailand und Hans nach Nürnberg. Hatte der Vater noch hinter Rechnungsbüchern und Warenballen gesessen und durch mühevolle Arbeit das Ganze in die Höhe gebracht, so waren die Söhne im Glanz eines reichen Hauses geboren und fühlten sich mehr als prunkende Lebemänner denn als rechnende Kaufleute. Ihre Vorliebe für Prunk, der kostspielige Lebensgenuß und leichtsinnige Kreditgabe brachten sie um die Jahrhundertwende in immer größere Schwierigkeiten und unglückliche Spekulationen, namentlich in den Niederlanden, vollendeten den Zusammenbruch. Durch ihr hochfahrend Blut getrieben, hatten die Fugger vom Reh einen so tiefen Sturz getan, daß sie sich niemals davon erholten. Manche sanken wieder in den Handwerkerstand zurück, andere traten in den Dienst der bisher wenig geschätzten Vettern, und 1583 erlosch ruhmlos mit dem Kürschner Ulrich Fugger ihr Geschlecht.



Ulrich Fugger († 1510).
Silberstiftzeichnung von Hans Holbein d. Ä.

Langsamer war der Aufstieg des anderen Zweiges in den nächsten drei Generationen. Auch Jakob der Ältere hatte Anschluß an einflußreiche Familien der Stadt gesucht, als er sich mit Barbara, der Tochter des Münzmeisters Bässinger, vermählte, der als einer der reichsten Bürger galt. Leicht war es für Bässinger, zu Gewinn zu kommen, da er für die Stadt fast ein Monopol im Silberhandel hatte und daneben noch ausgedehnte Kaufmannschaft betrieb. Auch er — ein Zeichen der Zeit — überspannte seine Kräfte und brach 1444 wirtschaftlich zusammen. Unter Bürgschaft Jakobs verglich er sich mit seinen Gläubigern und ging als Münzmeister nach Hall in Tirol, von wo aus er vielleicht Jakob auf den gewinnbringenden Erzhandel hinwies.

Nach der Auseinandersetzung mit seinem Bruder hatte Jakob ein eigenes Handelsgeschäft begründet. Wegen seiner Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Mildtätigkeit geschätzt, bekleidete er nicht nur Ehrenstellen im Rat, sondern auch in der Weberzunft. Was er unternahm, glückte, und wiederum kaufte er neuen Grundbesitz zum alten hinzu. Bei seinem Tode 1469 hinterließ er ein Vermögen von etwa 15 000 Gulden. Von seinen sieben Söhnen waren schon zwei vor ihm während der Lehre in Venedig gestorben, zwei andere in den geistlichen Stand getreten. Von den vier Töchtern heirateten drei in die angesehenen Augsburger Geschlechter der Meuting, Manlich und Rem. Wieder war das Glück der Familie hold, denn die Witwe, eine geschäftstüchtige Frau, vermehrte das Vermögen in den 30 Jahren die sie ihren Gatten überlebte. Es scheint beinahe, als stamme der größere Teil der kaufmännischen Begabung, der kühne Wagemut der Fugger, von weiblicher Seite.

Von den Söhnen, die die Mutter im Handel unterstützten, waren Ulrich (1441—1510) und Georg (1453—1506) tüchtige Kaufleute, von ihnen zweifellos Ulrich der begabtere, bis auch er durch Jakob in den Schatten gestellt wurde. Wie ihr Reichtum geworden ist, läßt sich bei dem geringen Material kaum sagen. Jedenfalls erhielten 1473 von Kaiser Friedrich III. alle vier Brüder, da sie ihm in seinen Finanznöten geholfen hatten, einen Wappenbrief. Wenn damit auch weder Adel noch Patriziat erworben war, so standen sie doch ihren Vettern vom Reh im An-

Stammbaum der Fugger (von

Jakob der Ält. † 1469
× Barbara Bässinger

11 K.

Ulrich † 1510 × Veronika Lauginger 10 K.	Anna † 1485 × Hektor Mülich	Johannes † 1461	Markus † 1478	Petrus † 1473	Georg † 1506 × Regina Imhof 6 K.	Barbara † 1497 × Konr. Meuting

Anna † 1535 × Gg. Thurzo	Ursula † 1535 × Phil. v. Stein	Veronika † 1550 × Walther Ebinger in Bolzheim	Ulrich † 1525 × Veron. Gassner	Sybilla † 1552 × Markus von Bubenhofen	Susanna † 1548 × Georg von Stetten zu Bocksberg	Hieronymus † 1538	Markus † 1511	Raimund † 1535 × Cathar. Thurzo 13 K.

Hans Jakob † 1575 1. × Ursula Freiin v. Harrach 2. × Sidonia von Kollaus 21 K.	Georg † 1569 × Ursula von Lichtenstein 14 K.	Regina † 1550 × Hans Frhr. v. Meersberg	Christoph † 1579	Sybilla † 1552 1. × Wilh. von Knorringen, Frhr. v. Seefeld 2. Wilh. Frhr. von Buchheim	Veronica † 1558 × Frhr. von Spaur	Ulrich † 1584	Barbara † 1573 × Ferd. Frhr. von Fels	Raimund † 1569

Phil. Eduard † 1618 × Maria Magd. Freiin zu Königsegg 6 K.	Oktavian II. † 1600 × Maria Jakobina Fugger 5 K.	Georg † 1611 × Helena v. Madrutsch 21 K.	Anton † 1616 × Barbara Gräfin von Montfort 8 K.

sehen gleich. Da das Wappen eine blaue und goldene Lilie im Feld zeigte, so nannte man seitdem die Familie kurzerhand die „Fugger von der Gilgen" (oberdeutsche Form für Lilie). Zäh und fleißig arbeiteten sich die Fugger in die Höhe. Sie liebten es nicht, nach außen aufzufallen oder wie ihre Vettern prunkend aufzutreten. In sich gekehrte Naturen, wirkten sie gern im Stillen, und selbst Jakob der Reiche, der auf Repräsentation Wert legte, vermied leeren Prunk. So einfach das Fuggerhaus äußerlich als bürgerliche Wohnung erschien, um so prachtvoller war es im Innern. Ulrich Fugger hatte um 1498 ein Haus am Rindermarkt gekauft, das er zu einem Doppelwohnhause für sich und seinen Bruder Georg umbaute und in dem sich die berühmte „Goldene Schreibstube" befand, die so wegen ihrer kostbaren Ahorntäfelung mit vergoldeten Leisten genannt wurde. Ulrich war keine Einnahme zu gering. Die Familienchronik sagt von ihm: „Gar ein feiner

freundlicher und frommer Herr ist dieser Herr Ulrich Fugger gewesen; ein dickes buschicht weißes Haar, so ihm ehrlich angestanden, hat er gehabt.“ Obwohl er von seiner Gattin Veronika Lauginger, die einem alten, angesehenen Geschlechte entstammte, fünf Söhne und vier Töchter hatte, erlosch sein Stamm schon mit seinen Söhnen. Die Töchter heirateten wiederum in alte Geschlechter, von denen das eine, die Stetten auf Bocksberg, bald in die schwäbische Ritterschaft aufgenommen wurde. Nur zwei seiner Söhne hatten Kaufmannssinn. Ulrich der Jüngere vertrat

der Gilgen) bis um 1600.

Walburg † 1500 × Wilh. Rem	Jakob der Reiche † 1525 × Sibylla Artzt

Anton † 1560 × Anna Reblinger	Regina † 1553 × Johann Baumgartner

11 K.

Markus † 1597 × Sibylla Gräfin v. Eberstein	Anna † 1549	Hans † 1598 × Elis. v. Notbaft	Katharina † 1585 × Jakob Graf von Moutfait	Hieronymus † 1573	Regina × Dietrich Graf zu Hardegk	Susanna † 1588 × Balth. v. Trautson, Frhr. z. Schrofenstein	Jakob † 1598 × Anna Ilsong	Maria † 1583 × Mich. Frhr. von Eizing	Veronika † 1590 × Hans Frhr. von Spaur

14 K. (Philipp, Albrecht) — 6 K. (Maria Jak., Marx, Christoph) — 11 K. (Georg, Veronika, Hans, Hieronymus, Maximilian)

Philipp † 1601 × Barb. Fugger 2 K.	Albrecht † 1614 × Veron. Fugger 9 K.	Maria Jak. † 1588 × Oktav. II. Fugger	Marx † 1614 1. × Maria Gräfin von Hohenzollern 2. × Salome Freiin zu Königsegg 7 K.	Christoph † 1615 × Maria Gräfin zu Schwarzenberg	Georg † 1643	Veronika × Albrecht Fugger	Hans † 1633	Hieronymus † 1633	Maximilian † 1629

zuletzt die Firma in Schwaz in Tirol, wo er 1525 starb. Hieronymus dagegen war zwar noch als Kaufmann tätig, aber fühlte sich schon mehr zur Kunst hingezogen. Er starb 1535 als Junggeselle.

Die Brüder Andreas und Hans wurden in das Fuggersche Lager nach Venedig, Peter nach Nürnberg, geschickt. Alle drei starben frühzeitig und auch Markus, der als Schreiber in der päpstlichen Registratur der Bittgesuche tätig war und dort die ersten Beziehungen mit der Kurie geknüpft hatte. Im Hause der Fugger herrschte Arbeitsteilung, aber alle Kräfte waren in einem Punkte zusammengefaßt. Damals handelten die Fugger mit allem, was für den Lebensunterhalt, Luxus und Verkehr notwendig war. Um ihre Ziele zu erreichen, lehnten sie sich gelegentlich an andere Handelshäuser an, und ihr Geschick offenbarte sich darin, daß sie diese ihre Mithändler zu untergeordneter Bedeutung herabdrückten oder ganz

beseitigten. Georg, „ein ganz stattlicher und feiner Mann“, schob von Nürnberg das Geschäft nach Osten vor. Für Ulrich wie auch für Georg bleibt es bezeichnend, daß sie beide ihre Frauen aus den angesehenen Familien der Lauginger und Imhof wählten. Aber noch immer tritt das Charakterbild des Einzelnen wenig deutlich hervor. Die erste Gestalt, die scharf umrissen vor uns steht, ist ihr genialer Bruder Jakob der Reiche.

Als sein Vater starb, war er gerade 10 Jahre alt und als der jüngste von sieben Brüdern für die geistliche Laufbahn bestimmt. Er empfing eine gute Schulbildung und wirkte mehrere Jahre als Kanonikus in Herrieden im Bistum Eichstätt. Da starben binnen wenigen Jahren zwei der Brüder, 1473 Peter und 1478 Markus. Weil das Geschäft inzwischen so umfangreich geworden war, daß die Mutter es mit den beiden überlebenden Brüdern nicht bewältigen konnte, mußte Jakob das geistliche Amt aufgeben. Spät kam er nach damaliger Anschauung in die Lehre, die er, der Augsburger Sitte entsprechend, in Venedig verbrachte. Viel lernte er in dieser Zeit, fand auch Berührung mit der Kunst der Renaissance. Dann ging er auf Reisen und weilte seit 1480 wieder in Augsburg. Mit Glück lenkte Jakob das Geschäft in neue Bahnen, indem er sich vom Warenhandel zurückzog, dafür Erzhandel und Geldgeschäfte in den Vordergrund rückte. Den gesteigerten Anforderungen entsprach nicht mehr die Form des Geschäftes, und so wurde 1494 die bestehende Handlung in eine offene Handelsgesellschaft umgewandelt, die durch die Verträge von 1502 und 1512, als die beiden Brüder gestorben waren, ergänzt wurde. Immer schärfer drang der Wille Jakobs durch. Drei Jahrzehnte lang rang er mit dem Problem, den stolzen Bau unversehrt zu halten. Diesem Zwecke diente auch eine kluge Heiratspolitik. Er selbst vermählte sich mit Sybille Artzt, der schönen Tochter eines reichen Kaufherrn, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Jakob später die Beziehungen mit den Thurzo knüpfte, um die ungarischen Kupferbergwerke auszubeuten, sollte eine doppelte Heirat die geschäftlichen Verbindungen enger gestalten. Sein Neffe Raimund heiratete 1513 Katharina Thurzo und Georg Thurzo Anna, die älteste Tochter seines Bruders Ulrich.

Mit dem Vertrag von 1512 hatte Jakob sein Ziel erreicht. Waren bis dahin alle Gesellschafter gleichberechtigt gewesen, so war nunmehr Jakob übergeordnet, der „Hauptherr“, mit diktatorischer Macht seinen Neffen gegenüber. Ohne wesentlichen Widerspruch hat Jakob diese seine Stellung bis zum Tode behauptet. Seine Hauptsorge war und blieb das Geschäft, dem sich die Familie einzuordnen hatte, wie sich aus seinen Testamenten ergibt. Zu seinen Erben ernannte er seine drei Neffen Raimund, Anton und Hieronymus zu gleichen Teilen. Zum Leiter wurde Anton bestimmt, weil Raimund körperlich nicht kräftig genug, Hieronymus aber für den Handel wenig brauchbar war. Am 30. Dezember 1525 starb der große Augsburger Handelsherr, fest im Glauben der katholischen Kirche wurzelnd: „In aller seiner Krankheit hat er kein ungeduldig Wort noch Gebärde je gezeigt.“ Es war sein Schmerz, daß ein großer Teil der Bevölkerung sich Luthers Lehre zugewendet hatte. Wie er, blieben mit einer einzigen Ausnahme alle Fugger streng katholisch gesinnt. Vor beschränktem religiösen Fanatismus bewahrte sie allerdings ihr weltmännischer Blick, und sie waren viel zu sehr Aristokraten, um sich von einer Bewegung abzuwenden, die den Frieden der Kirche und der Stadt bedrohte.

Wie jeder bedeutenden Persönlichkeit hat auch die Mitwelt Jakob Abneigung oder Bewunderung entgegengebracht. Seine eigenen Handelsgenossen warfen ihm

Rücksichtslosigkeit, Vernachlässigung der gemeinsamen Interessen vor. Bedroht fühlten sich auch die mittleren und kleinen Kaufleute. Ritter und Adel haßten ihn als den Zerstörer ihrer gesellschaftlichen Stellung, und seine eigenen Vasallen wollten ihn, den Bürgerlichen, nicht als Lehnsherrn anerkennen.

Unermüdlich war seine Schaffensfreude, unbändiger Arbeitsdrang erfüllte ihn, dazu ein leidenschaftlicher Trieb, zu schaffen, neue Wege zu suchen. Nicht Gelderwerb, Raffgier, nicht die Freude am Gelingen bestimmten sein Handeln, sondern unermüdlicher Schaffensdrang, Einsetzenmüssen all seiner Kräfte, ein wahrhaft humanistischer Zug. Er wollte nicht so sehr gewinnen als arbeiten. Nirgends tritt das deutlicher in Erscheinung als in einer kleinen Szene, die sich zwischen ihm und Georg Thurzo, der sich von den ungarischen Geschäften nach Augsburg zurückgezogen hatte, etwa um 1520 abspielte. Dieser, der die kommenden Schwierigkeiten ahnte, riet, das Geschäft aufzulösen. Das lehnte Jakob mit der für ihn so bezeichnenden Antwort ab: „Er wolle gewinnen, solange er könne."

Zäh, entschlossen, zielbewußt führte er seine Aufgabe durch, und wenn auch seine Unternehmungen ins Riesenhafte wuchsen, nie verlor er das Ziel außer Augen, stets blieb ihm die nüchterne, klare Auffassung. Geschäfte wurden abgeschlagen, wenn er es für nötig hielt, und selbst Kaiser Maximilian bekam größere Summen nur bei entsprechenden Sicherheiten. 1515 antwortete er dem Kaiser auf ein Ansuchen: „Er wisse nicht, wie lange er lebe, oder wie es mit den Kriegsläuften nach etlichen Jahren stehen werde; er hätte sonst auch große Geschäfte, und stünden ihm solche täglich zu, darum man ihm ins Haus komme, während er ihnen vor Jahren gern weit nachgeritten wäre. Nichtsdestoweniger entschlage er sich derselben, denn er wäre auch nun bei einem tapferen Alter und habe kein Kind; er wolle daher sich mit seinen bisherigen Geschäften begnügen und neue nicht mehr anfangen." Besonnenheit hielt ihn von gewagten Geschäften fern. Als echter Realpolitiker zog er ein sicheres kleines Geschäft dem größeren, unsicheren vor. Nicht romantischer Zufall förderte ihn, sondern entsagungsvolle Arbeit. Ermüdung und Arbeitsunlust waren ihm fremd. Wochen, Monate war er auf Reisen, auf Messen, überprüfte die Filialen und deren Abschlüsse, behielt dabei eine ausgezeichnete Gesundheit bis ins Alter, war frei von jeder Gereiztheit. Des Nachts legte er alle Sorgen ab, und mehrfach berichten seine Neffen nach seinen eigenen mündlichen Äußerungen: „Wenn er des Nachts schlafen ginge, habe er gar keine Hinderung des Schlafs, sondern tue mit dem Handel alle Sorge und Anfechtung des Handels von sich."

Über Jakob Fuggers Äußeres unterrichten zahlreiche Bildnisse zeitgenössischer Künstler. Mit 60 Jahren war der große Handelsherr ein stattlicher, schlanker, nicht unschöner Mann, an dem eine hochgewölbte, breite, edelgeformte Stirn mit starken Augenbrauen auffällt. Das bartlose Gesicht mit den kräftig vorspringenden Backenknochen und dem festgeschlossenen Munde spricht von kühner Tatkraft und Zielbewußtheit. Kluge Augen sind scharf und durchdringend auf den Beschauer gerichtet. Die Nase, leicht nach oben gebogen, ist eine Eigentümlichkeit, die bei vielen Fuggern zu beobachten ist. Kinn und Nacken sind kräftig ausgeprägt. Von heiterem und gefälligem Wesen war er schlicht im Verkehr, wovon sein Zeitgenosse Clemens Sender Kunde gibt: „Er ist eine herrliche, schöne, lustige, fröhliche Person gewesen und hat sich gegen Reiche und Arme freundlich und mit fröhlichem Gemüt gezeigt, mit aller Demut. Er hat freundlich gesprochen ohn alle Pracht, war vornehm und freigebig mit Gastmählern und viel freigebiger gegen Hausarme und andere Arme. Er ist von hohem Verstand und Vernunft

gewesen und mit guten Sitten und Gebärden, auch allen Tugenden geziert und hat alle anderen damit übertroffen. Frömmigkeit, Ehrbarkeit, Treue und Glauben und Gerechtigkeit sind in seinem Herzen zu Haus gewesen." Persönlich ohne Bedürfnisse, war er von wirklicher Bescheidenheit und aufrichtiger Frömmigkeit. Klar im Denken, schnell im Erfassen, bestimmt im Ausführen, war er Kaufmann durch und durch, aber nicht ausschließlich. Die gelehrte Bildung seiner Jugend hatte in ihm tiefe Wurzeln geschlagen, bewahrte ihn davor, ein Sklave des Geldes zu werden, erhielt ihm die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, die bei seinen Nachkommen immer mehr überwiegen sollte.

Anton Fugger war 32 Jahre alt, als er mit seinem Bruder und Vetter das Erbe Jakobs übernahm. War das Geschäft auch allen drei Neffen zu gleichen Teilen hinterlassen, so traten doch zwei zurück: Hieronymus, der immer mehr den Künsten sich hingab, und Raimund, bei dem weltmännische Neigungen überwogen, die durch weite Reisen gefördert wurden. Ihn schildert die Familienchronik als „schöne, lange und fast lustige Person, stark von Leib und Gemüt, nicht allein besonderer Liebhaber, sondern ein Vater aller wahrhaften Historien. Von ganzem Herzen und Gemüt sanft, mild und gebreich gegen männiglich und insonderheit gegen alle Armen". Im Reichtum aufgewachsen, war er weniger berechnender Kaufmann als stolzer Weltmann und auf seinen Adel bedacht. Karl V. hatte ihm und seinen Brüdern 1530 die Würde eines erblichen Grafen und volle Landeshoheit verliehen. Mit Raimund tritt ein neuer, den bisherigen Fuggern fremder Geist hervor. Im Geschäftsgebaren offenbart er sich als weitgehende Spekulationslust; auf der anderen Seite veranlaßt ihn sein Streben nach gesellschaftlicher Stellung zu Anklängen an die Ritterzeit, die längst vorüber war. In seinem Übermute glaubte er sich über alle Schranken hinwegsetzen zu können und befreite gewaltsam einen Gefangenen, wofür er vom Rat in den Turm gesperrt wurde. Schon aus der Silberstiftzeichnung Holbeins läßt sich dieser Wesenszug Raimunds erkennen. Es ist ein ganz anderes Element als in der gleichzeitigen Zeichnung Antons. Dort herrscht Phantasie, dort treten weiche, schlaffe, genießerische Züge hervor, während bei Anton alles auf Schlichtheit und Einfachheit abgestimmt ist.

Unter Anton erlebte das Unternehmen die höchste Blüte. Als Diplomat wie als Kaufmann gleichmäßig gewandt, hat er Karl V. wie seiner Vaterstadt manchen wertvollen Dienst geleistet. Nie hitzig und jäh, handelte er in kühler Erwägung, seinem Wahlspruch getreu: „Stillschweigen stehet wohl an." Nicht einseitig stellte er dabei seinen Reichtum in den Dienst der Firma, sondern legte Wert auf vornehmes Auftreten und folgte damit den Spuren seines Oheims. Kunst und Wissenschaft wurden unterstützt, tüchtige Studenten auf seine Kosten auf die Universität geschickt, Gelehrte von ihm beschäftigt, und manches kostbare Buch wanderte in seine Bücherei, die sich ständig vergrößerte. Am steigenden Glanze des Hauses offenbarte sich der Wohlstand der Firma.

So schnell wie in dem Jahrzehnt vorher ging der Aufstieg der Fugger nicht mehr, und die Zeit müheloser Gewinne war vorüber. Anton besaß zudem Gleichmaß, Entschlußfähigkeit und Vorsicht nicht in dem gleichen Maße wie Jakob. Im Anfang hatte er große Scheu, die gewaltigen Unternehmen Jakobs fortzusetzen. Erst allmählich gewann er Zutrauen zur eigenen Kraft und zur Zukunft seines Hauses. 1546, in dem Augenblicke, als das Geschäft ein Handelskapital von rund 5 000 000 Gulden besaß, die etwa heute 40 000 000 Goldmark entsprechen würden und das größte Kapital sind, das die Fugger je besessen, faßte er den Gedanken der Auflösung. Gerade in diesem Entschluß offenbart sich das richtige

Urteil über die Gefahren der damaligen Weltlage und der von ihr abhängenden geschäftlichen Lage. Daß es anders kam, daran trug auch Anton Schuld, der nicht die Kraft fand, zur rechten Zeit zu bremsen. Darin offenbart sich wohl, daß Anton nervöser war. Bezeichnend ist der folgende Vorfall: Als schwere Verluste durch das eigenmächtige Verfahren des Antwerpener Faktors eintraten, entzog er diesem 1557 die Vollmacht, „um ruhiger schlafen zu können". Bald hatten die Fugger zu büßen, daß sie ihr Geschick zu eng mit der Antwerpener Börse und Spanien verbunden hatten. Kurz vor seinem Tode hatte Anton seinen ältesten Neffen Hans Jakob Fugger nach Spanien geschickt, um ein Abkommen mit der Regierung zu treffen. Noch ehe es gelang, schloß er im selben Jahre, alt und kränklich, die müden Augen. Kurz vorher hatte er seinem Testament einen Nachtrag angefügt, da alle vier Söhne Raimunds freiwillig die Fortführung des Geschäftes abgelehnt hatten. Georg mit der bezeichnenden Antwort: „Er vermöge die Arbeit nicht zu leisten und wolle viel lieber in Ruhe leben." Da die eigenen Söhne zu jung waren, bestimmte Anton, sein ältester Neffe Hans Jakob solle mit dem eigenen ältesten Sohne Marx die Last auf sich nehmen und die Handlung möglichst rasch abwickeln. Wie Jakob, untersagte auch er die Veräußerung aller liegenden Güter. Aus alledem geht hervor, daß Anton die Aufgabe seines Geschlechts als erfüllt ansah. Welch ein Abstieg von der Höhe der Macht, die in der Anekdote von den Schuldscheinen Karls V. lebt, die Anton in dessen Gegenwart im Kaminfeuer seines Hauses verbrannt haben soll!

Rasch ging es abwärts. Wie oft bei großen Handelshäusern, war die dritte Generation den Aufgaben, die an sie herantraten, nicht gewachsen. Die Fugger fühlten sich nicht mehr als Kaufleute, sondern als Mitglieder des hohen Adels, traten lieber in den Dienst der Fürsten oder lebten auf ihren Landsitzen gelehrten und künstlerischen Neigungen. Charakteristisch bleibt für die Fugger, daß ihre Mitglieder stets den Sinn für höhere Bestrebungen sich wahrten. Sie knüpften Beziehungen zu Humanisten aller Länder, nahmen teil an einem internationalen geistigen Austausch, legten sich reiche Sammlungen zu und sorgten, was besonders hervorzuheben ist, für eine gründliche und vielseitige Erziehung ihrer Kinder. Niemals stellten sie den Reichtum ihrer Familie engherzig nur in den Dienst materieller Interessen. Aber indem seit der dritten Generation bei ihnen die geistigen Neigungen überwogen, übersahen sie, daß ihr Wohl und Wehe immer mit ihrer Firma verbunden war.

Zahlreiche Mitglieder der Familie genossen in wissenschaftlichen Kreisen Ansehen und mehrten Bibliothek und Sammlungen. Hans Jakob, der älteste Sohn Raimunds, hatte in Bologna studiert und dort eine solche Liebe zu den Wissenschaften gewonnen, daß er nur ungern die Leitung der Firma übernahm. Er vermehrte die Bibliothek auf 15000 Bände und schrieb in dem „Geheim Ernbuch" eine Chronik des Geschlechts. Sein Bruder Ulrich, der einzige, der zum Protestantismus übertrat, war ein gründlicher Kenner des Griechischen und förderte die Kenntnis antiker Schriftsteller durch sorgfältige Ausgaben. Auch Antons Söhne hatten wissenschaftliche Neigungen. Der feingebildete Marx Fugger schrieb 1578 das erste deutsche Buch über Gestütwesen und beschäftigte sich außerdem viel mit Kirchengeschichte. Doch den größten Sammeleifer entfaltete sein Bruder Hans. Er bezog Gemälde und Plastiken aus Italien, Arbeiten in Edelmetall aus Augsburg, und seine Kunstkammer war um 1570 berühmt. Als besonderer Kenner galt er für die Antike. So sind die Fugger bezeichnende, ansprechende Vertreter eines vornehmen Humanismus. Liebevoll pflegten sie die Kunst zu einer Zeit, als in

Deutschland Aufträge seltener wurden. Ohne ihren Einfluß wäre künstlerisches Schaffen in jener Zeit undenkbar, und Hans Fugger, der schon zu Lebzeiten sich von Alexander Colin ein Renaissancegrabmal herstellen ließ, ist bahnbrechend für die Spätrenaissance in Süddeutschland geworden.

Nur widerwillig war Hans Jakob Fugger als ältester Neffe Antons an die Spitze der Handlung getreten, denn er war sich bewußt, daß er die gewaltigen Aufgaben, die ihm bevorstanden, nicht meistern konnte. Als Kaufmann zwang nicht er die Verhältnisse, sondern sie ihn. Daraus erwuchsen Streitigkeiten, die sich vornehmlich gegen ihn als den verantwortlichen Leiter richteten. In Bedrängnis geraten, mußte er seine Güter an die Gläubiger abtreten und aus der Handlung ausscheiden. Er trat in die Dienste des Herzogs von Bayern, bei dem er 1586 starb. Doch damit hörte der Streit nicht auf, und die Lage der Firma verschlechterte sich, als Christoph, ebenfalls ein Sohn Raimunds, der als der reichste Fugger galt, seinen Geschäftsanteil ausgezahlt haben wollte. Dadurch wurde 1572 die Firma ungemein geschwächt. Um so mehr als Marx ebenfalls mehr künstlerische und gelehrte Neigungen als kaufmännische hatte, aber immer noch verstand er, nach außen durch glänzende Prachtentfaltung über die innere Schwäche der Handlung hinwegzutäuschen. Marx Fugger war zwar vorsichtig, aber nicht folgerichtig und entschieden genug. Abermals ein Zeichen, daß der Kaufmannsgeist erlahmt war. So nimmt es nicht wunder, daß das Geschäft von Jahr zu Jahr an Bedeutung verlor.

Doch unsere Betrachtung wäre nicht vollständig, wenn sie nicht zuletzt des Anteils der Frauen an der Begabung der Fugger gedächte. Nur eben ergeben sich im einzelnen mannigfache Schwierigkeiten, weil über keine der angeheirateten Familien ein so lückenloses Material vorliegt wie über die Fugger. Während die Fugger vom Reh nur in den Zeiten ihres Aufstieges sich mit angesehenen Familien Augsburgs verschwägerten, bald aber in sozial tiefere Schichten mit ihren Heiraten absanken, vollzieht sich die Entwicklung bei den Fuggern von der Gilgen gerade umgekehrt, steigen sie in immer höhere soziale Kreise. Gerade dadurch erklärt es sich, daß sie sich mehr ihrer ursprünglichen kaufmännischen Aufgabe entfremden, wie ein Überblick über die ersten vier Generationen verdeutlicht. Schon Jakob der Ältere, der Gründer dieser Linie, war mit der Tochter eines einflußreichen Mannes vermählt. Der bischöfliche Münzmeister Bässinger war ein Mann von ungewöhnlichem geschäftlichen Wagemut, der dadurch zuletzt ins Verderben gerissen wurde. Von ihm mag jener ausgesprochene Geschäftssinn, jene kühle kaufmännische Berechnung stammen, die die Söhne Jakabs d. Ä. auszeichnen.

Drei der Söhne, Ulrich, Georg und Jakob der Reiche, suchten Anschluß an die einflußreichen Geschlechter der Stadt und verschwägerten sich mit den Lauginger, Imhof und Artzt. Die Lauginger waren ein altes Geschlecht Augsburgs und ihr Vermögen, älter als das der Fugger, stammte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Imhof, von denen ein Zweig in Nürnberg saß, gehörten zum Landadel, der in Augsburg eingewandert war und durch seinen Handel Reichtum erworben hatte. Wurden auch die Artzt erst 1538 in das städtische Patriziat aufgenommen, so bedeutete das nur die endgültige Anerkennung eines schon seit langem bestehenden Zustandes, seitdem vor allem Ulrich Artzt durch seinen ausgedehnten Handel mit Italien sein Vermögen rasch vermehrt hatte.

Drei Töchter aus der zweiten Generation schufen verwandtschaftliche Beziehungen zu anderen angesehenen Familien der Stadt, zu den Mülich, Meuting und Rem, von denen wir nur über die beiden letztgenannten eingehender Bescheid

wissen. Beider Vermögen stammte aus dem Handel, und die Meuting waren mit die ersten, welche die gefährlichen Silbergeschäfte wagten. Um 1430 galt die Meutingsche Handelskompanie als das bedeutendste Unternehmen Augsburgs.

Pflegten die Fugger in der zweiten Generation vor allem die Beziehungen zu den alten Familien der Stadt, verschwägerten sie sich in keinem Falle mit irgendeiner, die eben erst durch die Gunst der Zeit aus dem Nichts sozial aufgestiegen war, so griff der Ehrgeiz in der dritten Generation weiter. Von den Söhnen Ulrichs und Georgs, die allein Nachkommen hinterließen, gingen nur noch zwei eine Ehe mit Töchtern Augsburger Geschlechter ein, mit den Gassner und Rehlinger. Die Gassner hatten sich überraschend schnell aus kleinen Anfängen emporgeschwungen; namentlich Lukas Gassner, der Vater Veronikas, war als Finanzbeamter Kaiser Maximilians zu Macht und Einfluß gekommen. Das Vermögen der Rehlinger wiederum, die dem Landadel angehörten, stammte aus dem Handel mit Tuch, Gewürz und Safran, die sie aus Italien holten. Und Raimunds Ehe mit Katharina Thurzo, der Schwester des königlichen Statthalters in Ungarn, entsprang ebenso kühler Berechnung wie die seiner Base Anna, die sich mit Georg Thurzo vermählte. Durch diese Doppelheirat sollte die Stellung der Fugger und ihr reicher Besitz in Ungarn gesichert werden, wollten sie nicht ohne weiteres als Ausländer angesehen werden, die Ungarn aussaugten.

Von den Töchtern heirateten zwei in kaufmännische Kreise, in die Familien der Ulmer Ehinger und der Nürnberger Baumgartner. Die letzteren hatten in Nürnberg zwar Bankrott gemacht, aber waren dann in Augsburg durch den gefährlichen Handel mit Edelmetall in kurzer Zeit zu neuem Reichtum gekommen. Die Ehinger dagegen strebten schon aus dem Handel heraus und in das Bereich des Landadels hinüber. Mit diesen Kreisen verschwägerten sich drei andere Töchter. Die Bubenhofen und die Stein waren begüterte Rittergeschlechter, und die Stetten, die ähnlich wie die Ehinger aufs Land strebten, kauften sich im Jahre 1524 mit dem Gelde der Fugger die Herrschaft Bocksberg.

Von der vierten Generation an fühlten sich die Fugger schon völlig dem Adel zugehörig und damit kaufmännischen Neigungen entfremdet. Seitdem gingen alle männlichen und weiblichen Glieder der Familie fast ausnahmslos nur noch Verbindungen mit dem niederen und bald auch höheren Adel namentlich Süddeutschlands und Tirols ein, wobei von ihnen gerne auf gute Beziehungen zu regierenden Fürstenhäusern Wert gelegt wurde.

1614 tauchte erneut der Gedanke auf, die Handlung aufzulösen, aber noch Jahre vergingen, zumal der 30jährige Krieg das finanzielle Gleichgewicht immer mehr störte. Die gesamte Fuggersche Masse wurde in Spanien 1632 den Genuesen zur Verwaltung übergeben, nachdem in Deutschland die Firma bereits vorher erloschen war.

Die spanischen und niederländischen Bankerotte des 16. und 17. Jahrhunderts hatten die Familie um den größten Teil ihres Reichtums gebracht, und es blieb ihr nur ein hochbelasteter Grundbesitz, der durch den Krieg furchtbar verwüstet war. Die Hausgesetze Jakobs, nach denen der Grundbesitz unveräußerlich im Mannesstamme zusammengehalten werden sollte, waren ein Glück für die zahlreiche Familie. Seitdem traten die Fugger in den Dienst der Kirche und brachten es dort zu hohen Ehren als Bischöfe und Domherren, oder sie dienten Kaiser und Reich als Beamte und Soldaten. Noch heute blüht das Geschlecht der Fugger in zwei Linien mit drei Ästen, die von den Söhnen Georgs, Raimund und Anton abstammen. Eine Linie brachte es auf kurze Zeit von

1803 bis 1806 zum Landesfürsten mit dem Reichsfürstentum Babenhausen, das 52 Quadratmeilen mit 11000 Einwohnern umfaßte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden vom König von Bayern auch noch die Fugger-Glött gefürstet, so daß heute nur die Linie der Fugger von Kirchberg und Weißenhorn gräflich ist.

Seit dem Augenblick, da die Fugger in den hohen Adel Deutschlands aufgegangen waren, traten sie als schöpferische Persönlichkeiten nicht mehr stärker hervor. Auf eine kurze Zeit ist die Bedeutung dieses Geschlechtes zusammengedrängt; ihre kaufmännische Begabung, die wohl von väterlicher Seite stammt, aber von mütterlicher entscheidend beeinflußt wurde, erreichte in Jakob geniale Höhe. Wenn die dritte Generation fast schon versagte, so offenbart sich hier ein Vorgang, den wir auch sonst an den großen Familien der jetzigen Industrie beobachten können. Trotz allem bleibt es schwer, bis in die Einzelheiten der Charaktere dieser bedeutenden Kaufleute einzudringen; wir bleiben im Wesentlichen auf Umrisse beschränkt, weil der Kaufmann eine private Tätigkeit ausübt, die nur selten in den Akten auftritt, und weil er oft selbst das Bestreben hat, mit seiner Persönlichkeit im Hintergrunde zu bleiben.

Der Ahnenbaum.

Von Marinegeneraloberarzt Dr. P. Steffan, Wilhelmshaven.

Mit 2 Abbildungen.

Gelegentlich der Erforschung meiner eigenen Vorfahren bin ich im Jahre 1924 auf einem Punkte angelangt, wo die üblichen Ahnentafelvordrucke wie auch verschiedene Verbesserungsversuche derselben stellenweise nicht mehr ausreichten, um die Ahnen älterer Geschlechterfolgen auf demselben Blatt, d. h. im anschaulichen Zusammenhang mit dem Prüfling, übersichtlich und in richtiger Anordnung unterzubringen. Das Ende der Darstellungsmöglichkeit war so meist schon bei der 4., bei Benutzung radiärer Anordnung in verschiedenen konzentrischen Ringen etwa bei der 6. Geschlechterfolge erreicht. So war es das nächstliegende, die Darstellung in den Raum zu verlegen, und die nähere Prüfung und Durcharbeitung des Gedankens bestätigte seine Richtigkeit. Ich fertigte damals ein Modell des „Ahnenbaums" für meine eigene Familie an, von dem ich hier eine auszugsweise Abbildung zur besseren Veranschaulichung beifüge (Abb. 1).

Der Ahnenbaum bezweckt die Darstellung der unmittelbaren Vorfahren (Ahnen) eines Lebewesens — sei es Mensch, Tier oder Pflanze — in räumlicher Form an Stelle der bisher allein üblichen flächenhaften in Gestalt von Ahnentafeln. Die grundsätzliche Gleichwertigkeit aller Vorfahren derselben Geschlechterfolge in bezug auf einen bestimmten Abkömmling wird durch den Ahnenbaum nach bestimmtem System in allen drei Raumdimensionen zur Darstellung gebracht. Dem genealogischen Bedürfnis nach übersichtlicher, zusammenhängender Darstellung von mehr als 6 bis 7 Geschlechterfolgen wird durch die räumliche Anordnung abgeholfen, denn der einmal zur Verfügung stehende Gesamtraum des Ahnenbaums braucht immer erst für jede 4. Generation vergrößert zu werden, während innerhalb des einmal seiner Gesamtdimension nach festgelegten Systems jederzeit Nachträge, Ergänzungen und Erweiterungen spielend leicht vorgenommen werden können.

Der Ahnenbaum hat den denkbar einfachsten Aufbau. Außer einem Grundbrettchen, auf dem er angebracht wird, besteht er nur aus gleichartigen, regelmäßigen, stereometrischen Halbkörpern für jede darzustellende Person — z. B. Halbwürfeln oder Halbkugeln — und aus Stäben von bestimmter Länge, welche die zu Vollkörpern vereinigten Halbkörper verbinden. Jeder Halb- oder Vollkörper stellt auch ohne Beschriftung allein durch seine Lage im System und seine Verbindungen mit anderen Körpern (Eltern, Gatte, Kind) ein ganz bestimmtes, eindeutig erkennbares Individuum bzw. Ehepaar dar. Zwei zu einem Vollkörper vereinigte Halbkörper sind ein Ehepaar, jeder Halbkörper ein Einzelindividuum. Natürlich kann

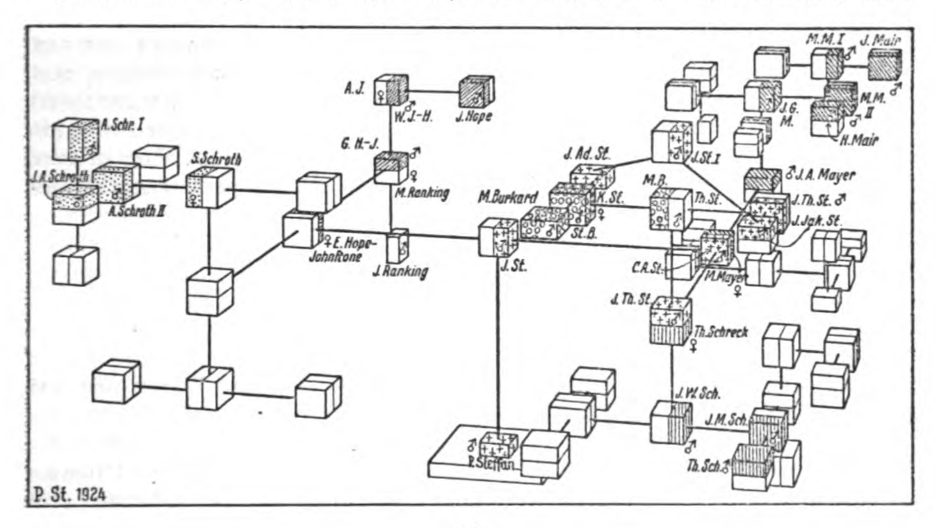


Abb. 1.

man durch Beschriftung der Körper mit ausführlicheren Daten, mit kurzen Namenangaben oder auch nur mit fortlaufenden, auf die Ahnenkartothek Bezug nehmenden Zahlen, vor allem aber durch Anwendung verschiedener Farben zur Darstellung der verschiedenen „Blutlinien“, durch die Ausnutzung der 5 freien Flächen jedes Halbkörpers zu schriftlichen Bemerkungen genealogischer, biologischer, statistischer oder bloß weiterverweisender Art sehr viel mehr Angaben unterbringen, als bisher auf den Ahnentafeln. Der Ahnenbaum ist für alle Menschen wie überhaupt für alle geschlechtlich fortgepflanzten Wesen gleich. Außer durch die verschiedenen Namen auf den sich im System entsprechenden Körpern unterscheiden sich die Ahnenbäume verschiedener Individuen nur durch die Zahl der dem Probanden zur Zeit der Zusammenstellung des Ahnenbaumes zufällig bekannten Vorfahren.

Ein Blick auf die beigefügte Zeichnung beweist, daß der Ahnenbaum tatsächlich allen erbbiologischen Forderungen gerecht wird. Er zeigt die Herkunft aller Vorfahren oder, was dasselbe ist, aller Erbwerte aus allen Seiten des Raumes — allerdings schematisiert. Ein Vollkörper entspricht, wie wir gesehen haben, einem Ehepaar; d. i. erbbiologisch der Gesamtheit der im Augenblick der Befruchtung von Samen- und Eizelle nach abgeschlossener Kernreduktion noch übrig gebliebenen Erbmasse; dementsprechend stellt auch ein Halbkörper nicht eigentlich das Einzelwesen im Erscheinungsbilde, sondern im Erbbilde dar. Die beiden Halbkörper eines Vollkörpers sind technisch so eingerichtet, daß sie sich leicht aneinander-

fügen lassen, am besten durch Fuge, s. Abb. 2. Die Stäbe vermitteln die Verbindung von einer Geschlechterfolge zur andern in der Weise, daß (theoretisch) der Mittelpunkt des Vollkörpers (= Mittelpunkt der Berührungsflächen von ♂ und ♀ Halbkörper) mit demselben Punkt des das Kind darstellenden Halbkörpers verbunden wird. Dabei muß aus Gründen der systemalen Ordnung eine bestimmte Reihenfolge hinsichtlich der Verteilung der Geschlechterfolgen im Raum eingehalten werden, so zeigt der angefügte Ahnenbaum, von der Schauseite aus betrachtet, in jedem vorderen, rechten und oberen Halbkörper einen Ahnherrn, in jedem hinteren, linken und unteren Halbkörper eine Ahnfrau. Mit anderen Worten: alle „Blutlinien" sind — beim Menschen — vom Probanden aus nach oben, rechts und vorn in den Linien der Namensträger, nach unten, links und hinten in den weiblichen Linien zurückzuverfolgen. An einigen Beispielen ist dies durch besondere Kennzeichnung von Sippen veranschaulicht worden. So läßt sich die Linie Steffan vom Probanden (unterster Halbkörper) bis zum ältesten bekannt gewordenen Ahnen Jakob St. I — geboren etwa 1660 — durch immer wiederkehrendes Fortwinden im Raum nach der Regel „aufwärts, rechts, vorwärts" leicht verfolgen, ebenso z. B. die Linien Schroth und Burkard, bei denen nur die jüngste Verbindung von rechts nach links verläuft, weil es sich um die Namenslinien von Ahn f r a u e n handelt. Es darf hier bemerkt werden, daß die Aufstellung solcher „Blutlinien" nur bedingt biologischen Wert hat, da männliche und weibliche Erbmasse grundsätzlich gleichwertig sind. Diese Blutlinien beruhen vielmehr auf alten Vorurteilen und haben höchstens den Wert, daß sie das Zurechtfinden im System erheblich erleichtern, da sie die Träger desselben Familiennamens zusammenfassen; sie sind daher schon bei Völkern ohne vererbte Familiennamen, aber auch bei Tieren und Pflanzen zwecklos, wenn nicht der Züchter Veranlassung hat, bestimmte Eigenschaften durch derartige Linien von Geschlecht zu Geschlecht zu verfolgen.



Abb. 2.

Da, wo ein Ehegatte — Vater oder Mutter — noch nicht bekannt ist, wird zunächst nur die bekannte Körperhälfte dem System eingefügt; das Anfügen der zweiten Hälfte wird nachgeholt, sobald der betreffende Ahne aufgefunden ist. So sehen wir auf dem Ahnenbaumschema an mehreren Stellen solche Halbkörper, wie bei J. Ad. Stephan, dessen Frau noch unbekannt ist, und wie bei dem Schwiegervater von George Hope-Johnstone, Joseph Ranking, dessen Frau nicht nachzuweisen ist, weil damals in England kein Zwang zu kirchlicher Eintragung bestand. In den 4 ältesten Geschlechterfolgen der Familie Steffan spielt sich ein typischer Ahnenverlust ab, indem mein Ururgroßvater Thomas St. Theresia Burkard, die Urenkelin seines eigenen Urgroßvaters Jakob Stephan, heiratete. Das Bild zeigt, daß der Ahnenbaum auch die stereometrisch richtige Wiedergabe von Ahnenverlusten ermöglicht. Allerdings ist in solchen Fällen der Vollkörper des gemeinsamen Ahnenehepaars so zu drehen, daß die Berührungsfläche der beiden Halbkörper senkrecht zur Verbindungslinie der b e i d e n in Betracht kommenden Kinder steht, was eine Störung des Parallelismus in bezug auf alle anderen Systemkörper zur Folge hat. Von dieser Drehung des Körpers wurde im Schema aus Gründen der Übersichtlichkeit abgesehen.

Da immer drei aufeinanderfolgende Geschlechterfolgen durch gleichlange Stäbe mit einander verbunden sind, kann man sich leicht ausrechnen, wie die Längen der Stäbe überhaupt abzumessen sind. Man geht dazu von der ältesten darzustellenden Generation aus und stellt fest, ob sie zur Gruppe der ersten bis dritten,

vierten bis sechsten, siebten bis neunten, zehnten bis zwölften usw. Geschlechterfolge gehört; denn die 1. bis 3. Generation ist mit der jeweils älteren durch den längsten Stab verbunden, die nächste Gruppe hat den zweitlängsten, usw. Die Stablänge der letzten Geschlechterfolge, also der ältesten, die dargestellt werden soll, entspricht in ihrer lichten Weite zweckmäßig der Seitenlänge eines Vollkörpers bzw. bei Kugeln deren Durchmesser. Der abgebildete Ahnenbaum, der der besseren Übersicht halber in seinem linken (mütterlichen) Teil nur lückenhaft das vorhandene Material widergibt, stellt noch die 8. und 9. Geschlechterfolge dar, ist also auf der Grundlage der Gruppe 7/9 aufgebaut. Wenn die Seitenlänge eines Würfels 1 cm ist, so beträgt die lichte Weite der Stäbe 7/9 auch je 1 cm, die der Stäbe 4/6 je 3 cm, die der Stäbe für die 1. bis 3. Generation je 7 cm. Nimmt man als größte Stablänge statt 7 cm 15 cm, so kann man noch die 10., 11. und 12. Geschlechterfolge anbringen, geht man von 31 cm Stablänge aus, so läßt sich noch die 13., 14. und 15. Geschlechterfolge darstellen, usw., immer 1 cm Würfellänge vorausgesetzt. Doch das sind Fragen der praktischen Ausführung, deren kurze Erörterung an dieser Stelle lediglich die Ausführbarkeit dartun sollte.

Gleiche Gedankengänge haben übrigens kürzlich Herrn Professor Mollison, München bei dem Versuche, einen größeren schwäbischen Familienkreis darzustellen, ebenfalls dazu geführt, anstatt der flächenhaften die räumliche Wiedergabe anzuwenden (Verhandl. d. Ges. f. Phys. Anthropol. 1930, S. 75).

Kleine Beiträge und Buchbesprechungen.

Neuadel aus Blut und Boden.

Nur der Staat kann für lange Zeit gesund bleiben — und damit auch das Volk — in dem Einrichtungen getroffen sind, die mit Sicherheit dafür sorgen, daß stets wirkliche, idealistische und uneigennützige Führernaturen in genügender Anzahl vorhanden sind und auch am richtigen Platze zur Wirkung kommen. Daß das in einer auf allgemeinem, gleichen Stimmrecht und auf der „Mehrheit“ aufgebauten „Demokratie“ nur unter primitivsten Kulturverhältnissen der Fall sein kann — aber nicht in einem Großstaat — braucht man heute wohl kaum mehr zu betonen, wo uns jeder Tag mit grausamer Deutlichkeit die Wahrheit des Schillerwortes vor Augen führt:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wengen nur gewesen“.

Nur vorübergehend kann dringendste Not, aus dem instinktiven Gefühl heraus, daß es so nicht weitergehen kann, und unter der Leitung wirklicher Führernaturen eine brauchbare Mehrheit schaffen.

Am ehesten ist ein Staatsideal zu erreichen, wenn eine begabte Schicht „geborener Führer“ mit guten körperlichen und geistigen Erbanlagen vorhanden ist und den Staat leitet, mit andern Worten, wenn es einen echten Adel gibt.

Das sind die Grundlagen, auf denen sich das vorliegende Buch[1]) aufbaut. „Ein gesunder Adel vermag ein Volk zu höchster Gesittungs- und Staatsblüte zu führen; versagt er aber, oder geht er zugrunde, so ist das Schicksal des von ihm geführten Volkes besiegelt, wenn dieses sich nicht rechtzeitig zur Schaffung einer neuen Führerschicht aufrafft.“ Den Adel in „germanischem Sinne“ definiert D. „als bewußt gezüchtetes Führertum auf Grund ausgelesener Erbmasse“.

Daß der heutige deutsche Adel die an ihn zu stellenden Bedingungen erfüllt, daß er auch nur in der Mehrzahl aus „geborenen Führern“ besteht, wird niemand behaupten wollen; er ist also zumeist nur noch ein Namens-, aber kein echter Adel mehr; es ist viel zu viel

[1]) R. Walther Darré, Neuadel aus Blut und Boden. Geh. RM. 5.80, geb. RM. 7.—. J. F. Lehmanns Verlag, München 1930.

ungeeignetes — zu einem erheblichen Teil ganz fremdrassiges — Blut in ihn eingedrungen, und für die Vererbung vorhandener Begabungen ist keinerlei Vorkehrung getroffen. Also, so schließt D. mit zwingender Logik, müssen Mittel und Wege gesucht werden, aus entsprechend begabten Familien einen neuen Adel zu schaffen; nur wenn dies gelingt, ist eine neue Blüte unseres Volkes zu erreichen.

Derartige Gedankengänge sind in den letzten Jahrzehnten schon des öfteren ausgesprochen worden, und der Verfasser weist darauf hin, daß auch Paul de Lagarde die gleiche Forderung erhoben und sogar praktische Vorschläge zur Durchführung gemacht habe; seit 1918 haben sich derartige Vorschläge gehäuft, auch das Adelsblatt hat entsprechende Aufsätze gebracht. Aber all diese Vorschläge, meint Darré, „befriedigen nicht recht, weil sie entweder ganz wesentliche Punkte der Frage übersehen oder nur Teilgebiete herausgreifen ... oder sie beachten geschichtliche Erfahrungen nicht ..."

Darré hofft diese Fehler zu vermeiden, indem er unter historischen Gesichtspunkten und als Züchter an die Frage herangeht. „Es gibt nur Geburtsadel, nur Geblütsadel. Wo von ‚Aristokraten des Geistes' geredet wird, da fehlt es zumeist nicht an Gründen, etwas zu verheimlichen ... Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es erst etwas, das den Geist adelt. — Wessen bedarf es dazu? Des Geblütes!" ein Wort Fr. Nietzsches.

In dem Abschnitte „Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Adels" führt D. dann aus, daß sich der Adel der heidnischen Germanen „auf dem Wissen von der erblichen Ungleichheit der Menschen aufgebaut" habe und daß folgerichtige Zuchtgesetze für die Reinerhaltung des Blutes sorgten. Der Adel war „Geschlechteradel", besaß aber nur tatsächliche und gesellschaftliche Vorzüge, keine Vorrechte öffentlich-rechtlicher Art; sein Einfluß beruhte in der Hauptsache auf der Achtung, die man ihm entgegenbrachte. Der Adel stand dabei in engster Beziehung zum bodenständigen Freibauerntum, zu dem er im Grunde selbst gehörte. Mit der Einführung des Christentums und der Machtausbreitung des Frankenreiches änderten sich die Verhältnisse, zunächst in Deutschland, von Grund aus: das aristokratische Gefüge wurde auf ideellem Gebiete „in seinen Grundfesten erschüttert", der Gedanke von der erblichen Ungleichheit der Menschen trat immer mehr in den Hintergrund und der Adel wurde durch fürstliche Huld durch zahlreiche blutmäßig z. T. sehr wenig geeignete Familien vermehrt und wurde zum bevorrechteten „Stand".

Seine Stellungnahme zum „Rasseproblem" faßt D. in den Worten zusammen: „Es ist mit allen nur möglichen Mitteln dahin zu streben, daß das schöpferische Blut in unserm Volkskörper, das Blut der Menschen nordischer Rasse, erhalten und vermehrt wird, denn davon hängt Erhaltung und Entwickelung unseres Deutschtums ab." Der „nordische Mensch" ist ihm das „Auslesevorbild" für das deutsche Volk.

Der Hauptteil des Buches erwägt die Wege und Möglichkeiten zu einer Adelsneubildung, zur Schaffung eines „echten Adels in altgermanischem Sinne", eines „lebendigen Quells hochgezüchteter Führerbegabungen". D. untersucht zunächst die züchterischen und wirtschaftlichen Grundsätze, auf denen sich der alte Adel aufbaute: „Durch Bereitstellen von Erbsitzen, zu denen der Erbe nur nach erwiesener Leistung gelangte und auf denen Ehegesetze von durchaus züchterischer Auswirkung galten, wurde bei den Germanen bewährtes Führerblut nicht nur festgehalten, sondern vermehrt und damit bewußt gezüchtet." Die gleichen Grundlagen müssen auch für die Schaffung und Erhaltung eines Neuadels maßgebend sein: also Seßhaftmachung auf dem Lande, Sicherung der Wirtschaftsgrundlage des Landgutes und Zuchtgesetze. Für derartige Erblandgüter schlägt Darré den Namen „Hegehof" vor.

Nachdem der Verfasser dann einige Grundfragen deutscher Landwirtschaft besprochen und hervorgehoben hat, daß Grund und Boden „dem Deutschen Volke sowohl sein Ernährer als auch der gesunde Untergrund zur Erhaltung und Mehrung seines guten Blutes" ist, beschäftigt er sich eingehend mit den Hegehöfen und ihrer Einrichtung; er hält derartige Höfe, also eine Verwurzelung des Neuadels mit dem Boden, für eine wichtige Vorbedingung für die Durchführbarkeit seiner Vorschläge, denn „aus der Scholle heraus erlebt echter Adel Heimat, Volk und Staat".

Die Einzelheiten und die zahlreichen geistvollen Vorschläge lese man im Werke selbst nach: darüber läßt sich in wenigen Worten nicht berichten.

Ich habe das Werk Darrés ausführlicher besprochen, um recht eindringlich auf die Beschäftigung mit seiner Gedankenwelt hinzuweisen: jeder, dem die Zukunft des Deutschen Volkes am Herzen liegt, wird sich mit diesem hervorragenden Buch auseinanderzusetzen haben. Irgendein mit unsern geschichtlichen Erfahrungen und unsern rassenhygienischen und biologischen Erkenntnissen zusammenhängender Weg muß gefunden werden, soll das

Deutsche Volk und seine Kultur nicht zugrunde gehen; und dieser Weg wird mindestens ein großes Stück den Darré'schen Vorschlägen zu folgen haben. O. Reche.

Hans Burkhardt: Der rassenhygienische Gedanke und seine Grundlagen.

München 1930. E. Reinhardt Verlag 227 S. Preis geh. Mk. 7.80, geb. Mk. 9.50.

Der Verfasser selbst bietet, wie er sagt, kein abgerundetes Buch, sondern verschiedene Tragsäulen zu dem rassenhygienischen Gedanken, den er mit einer realistischen Weltanschauung verbindet. Diese Anschauung ist aus dem Geiste germanischen Tatwillens geboren — nicht zufällig schmückt Burkhardt seine Ausführungen mit verschiedenen Worten Goethes und Faustens — und gibt in den ersten Kapiteln eine gute Kritik der pessimistischen und, wie er sie nennt, idealistischen Weltanschauung.

Die zweite Säule nennt er das naturwissenschaftliche Weltbild. Hier ist der Verfasser noch durchaus in mechanistisch-darwinistischen Begriffen befangen, welche zum größten Teile heute längst überholt sind. Er will rein mechanistisch „erklären", gibt aber zu, daß im Tierreich z. B. das Regulatorische das Bauprinzip vieler Typen ist. Er hebt durch die Anerkennung sein eigenes Erklärungsprinzip auf und mit Recht. Weiterhin sagt Burkhardt, „für das praktische Handeln und für das wissenschaftliche Erklären ist es so, als ob der Mensch kein Bewußtsein hätte" — nun dann ist aber auch die wissenschaftliche Erklärung darnach — dieses Kapitel führt in die Tiefe der Probleme nicht ein. Nach einem K. E. von Baer, Driesch, von Uexküll darf man solche Kapitel nicht mehr schreiben. Er führt einen zweckmäßigen Reflex, z. B. den Wischreflex des Frosches, als Beweis für seine mechanistische Auffassung an. Ja, das Wunder ist ja nicht der Reflex, sondern die Zweckmäßigkeit des Reflexes, der so planmäßig in das Tier eingebaut ist, daß er auch noch richtig abläuft, wenn das Gehirn entfernt ist.

Wenn Burkhardt die menschliche Sprache im gleichen Sinne eine zweckmäßige, durch Reize ausgelöste kombinierte Betätigung der Mund- und Kehlkopfmuskel nennt, so ist darauf mit Recht einzuwenden, daß eben die Reize gar keine Erklärung für die Sprache abgeben, wohl aber die Vorstellungen und Begriffe, die sinnvolle Erfassung der Reize, nicht aber die Reize selbst. Seine Worte über Tierpsychologie beweisen, daß er sich mit diesen Fragen der Wissenschaft nicht beschäftigt hat. Denn Tierpsychologie durch Einfühlung treiben wollen, hat mit Wissenschaft nichts zu tun.

Im dritten Kapitel — Sachlichkeit und Wertung — befaßt sich der Verfasser mit der Angepaßtheit, Minderwertigkeit oder Höherwertigkeit und mit der Ethik und bewährt in seinem Realismus den klugen Blick des Arztes, geschult durch Kretschmers Arbeiten über die verschiedenen Konstitutionen. Gut ist seine Stellung zum Psychopathen, den in seiner Leistungsfähigkeit verminderten, wie er es bestimmt und an verschiedenen Beispielen erweist. Eine gewisse Klasse von Psychopathen stellt den Hauptteil der geistigen Führer — „sie bestimmen den herrschenden Zeitgeist".

Interessant ist es, daß Burkhardt bei Überlegung des Einflusses der Psychopathie auf das Genie zu einer objektiven Auffassung kommt, welche nur das Werk genial nennen möchte, nicht aber dessen Schöpfer. Er kommt so zu einer Auffassung, welche der Goethes und Chamberlains sehr ähnlich ist — anscheinend ohne es zu wissen. Um so merkwürdiger, daß er trotzdem den „Vollkommensten Menschen" höher einschätzt, als das „vollkommenste Werk". Ich glaube, wenn er von dem Geniekultus abrückt und das geniale Werk verehrt, müßte er folgerichtig auch dabei bleiben und nicht von dem vollkommensten Menschen schwärmen, der ohne entsprechende Leistung, nur aus seiner Lebensführung als solcher anzusprechen sei. Ich bin aber der Anschauung durchaus nicht abhold, den vollkommenen Menschen und dieses Zuchtideal als ganz hohes Ziel zu betrachten.

Als vierte Säule dient das Kapitel über Körperbau, Rasse und Charakter. Der Verfasser versucht zuerst die Unterschiede, zwischen Konstitution und Rasse aufzuheben — ist aber auch da nicht in die Tiefe gedrungen; denn seine drei Typen: athletisch, pyknisch, asthenisch, kann man wohl in jeder Rasse aufzeigen. Dann versucht er als Programm so zu sagen: „Jede Rasse als besondere Anpassungsform, die unter besonderen Ausleseverhältnissen früher einmal entstanden ist, zu verstehen." Das ist eine Art Postulat, das natürlich

zu gar nichts führt, außer zu ein paar phantastischen Hypothesen. Dies zeigt ein kleiner, gleich auf die eben erwähnten Zeilen folgender Absatz, in welchen er die Pygmäen als primitiven Bautyp schildert, der er gar nicht ist, denn es handelt sich bei den Pygmäen um einen Sonderfall, wenn auch gewisse primitive Merkmale vorhanden sind. Weil der Verfasser aber dauernd Ursprünge sucht, fängt er schließlich vom Urtypus zu reden an, den schon Schiller in dem berühmten Gespräch mit Goethe als eine Idee, aber keine Erfahrung bezeichnete.

In dem fünften Kapitel: Aufgaben der Gesellschaft — beschäftigt er sich knapp aber gut mit der eigentlichen Rassenhygiene. Burkhardt traut sich, einzugestehn, daß er die nordische Rasse am höchsten schätzt und verschmäht die Politik der anderen, die mit seiner Schätzung zwar übereinstimmen, aber in einer künstlichen Wolke von Pseudoobjektivität stecken bleiben.

Aus dieser Gesinnung heraus erörtert er ganz richtig die Maßnahmen zum Schutze der nordischen Rasse. Gewiß könnten wir durch Ausrottung der Geschlechtskrankheiten gar manche Ehe fruchtbar machen — aber neben dem ungeheuren Ausfall der Geburten durch Nichtwollen und Verminderung der Fortpflanzung spielt das leider Gottes keine sehr große Rolle. Die Hauptsache aber ist und bleibt die Veränderung der Willensrichtung der germanischen Menschen. Den Glauben an den unentrinnbaren Völkertod, wie ihn gewisse moderne Größen pflegen, nennt er mit Recht Gaukelei. In vollem Bewußtsein stellt er sich in Gegensatz zu den meisten deutschgesinnten Rassenhygienikern, welche fürchten, durch Freigabe der künstlichen Schwangerschaftsunterbrechung unser Volk zu schädigen. Er will ihn freigeben. Stellen wir uns vor, wir könnten heute jeden nur nicht medizinisch begründeten Abortus mit dem Tod bestrafen, glaubt jemand, daß dadurch das deutsche Volk um wertvolle Menschen bereichert würde? Die Hochstehenden und Intelligenten würden noch sorgsamer des Präventivverkehres pflegen. Man kann zwar Schutzmittel verbieten, aber den coitus interruptus nicht verhindern. Obendrein kennen wir kleine Völker in der Südsee, die sterben wollen, wo sich die Männer das Wort geben ihren Frauen nicht beizuwohnen, und auf diese Weise verschwindet das Volk gar rasch von der Erde. Denken wir an die asketischen und mönchischen Ideale des Christentums, auch die sind aus einer ähnlichen Gesinnung heraus entstanden. Mit Gewalt und Gesetz richtet man da wenig aus. Solange wir nicht imstande sind bei uns durchzusetzen, daß es für ehrlos gilt, wenn ein gesundes Paar keine Kinder in die Welt setzt, solange sind alle Gesetzesmaßnahmen für den Papierkorb. Sehr gut ruft Burkhardt den Deutschen zu: „Seht zu, für wen Ihr schafft". Wozu denn Kultur schaffen, wenn die Leute, welche sie erfassen und genießen können, nicht mehr da sind. So müßte man diese, wie Burkhardt sagt „Unterlassungssünde" als schwerste Sünde gegen das Volk überhaupt brandmarken.

Für unser Rechtsempfinden dreht Burkhardt wohlbegründet die bestehenden Grundsätze um: Er fordert die Unschädlichmachung der durch die Veranlagung zum Verbrecher gewordenen — unsere heutigen liberalen Reformer möchten diese am liebsten freilassen — und die ausdrückliche Geringbestrafung der durch die Umwelt und Umstände zu Verbrechern herabgesunkenen.

Ganz gleicher Meinung mit dem Verfasser bin ich auch in seiner Auffassung über die Schule. Die Auslese kann mehr, ja viel mehr als die Erziehung, und der gleichmäßige Fleiß eines Schülers ist eher ein ungünstiges Zeichen für ihn. Weg von der Überfüllung des Gedächtnisses mit eitlem Wissensstoff! Wir wollen Denker und Beurteiler, aber nicht wandelnde Lehrbücher oder gar Konversationslexika. Er fordert dementsprechend eine völlige Umbildung der Schule. Ihre höhere Aufgabe heißt den Menschen werden zu lassen, was er ist.

Im sechsten Kapitel gibt er Einiges zur geschlechtlichen Frage, darunter auch eine ganz gute Kritik der Freudschen Psychoanalyse. Jeder Mensch erlebt in der Jugend ein Trauma, aber nur der geborene Neurotiker erleidet es, der Gesunde merkt es gar nicht.

Eine realistische Analyse der Liebe beendet das Kapitel. Das was wir Liebe nennen ist nichts Primäres, sondern eine kultivierte Pflanze, auf die wir stolz sein können, die die Rassenhygeniker aber als sozusagen alleinseligmachende ohne Rücksicht auf Nachkommenschaft und Zukunft nicht anerkennen können und wollen.

Im Siebenten Kapitel schreibt der Verfasser über Religion und Kirche mit erfreulichem Mute und setzt sich mit dem Christentum auseinander. „Wer nicht ganz Christ sein kann, der soll es überhaupt nicht sein." Er hat in seiner Auffassung viel von Nietzsche gelernt, was durchaus kein Tadel sein soll. Er fühlt und denkt aber germanisch. Seine Ideale sind nicht die Ideale des Christentums. Die alten Götter sind keine allein selig-

machenden gewesen und nahmen ruhig den Christengott und die Heiligen bei sich auf. Denken wir uns umgekehrt einmal, wie das gewesen wäre, wenn die Germanen fremde Völker zum Wotansglauben hätten belehren wollen. Man merkt sofort, daß das ein ganz unmöglicher Gedanke ist.

Denn es war, wie Burkhardt sehr richtig heraushebt, so viel Dichterisch-Symbolisches, Gleichnishaftes in dem Heidenglauben, so daß jeder diese Glaubenswelt nach seinem Bedürfnis formen konnte. Der Gedanke, jemandem Anderen das aufdrängen zu wollen, was man sich selbst zurechtgelegt hatte, kommt dem germanischen Menschen gar nicht, er ist eben wirklich frei. Der Germane ist im tiefsten Sinn tolerant und Burkhardt bemerkt: „Das Christentum als die unfehlbare Lehre hinzunehmen, wie uns geboten wird, dazu sollte kein Mensch von freiem Gedanken sich bereitfinden“ und fügt hinzu „gegen die Intoleranz als solche tolerant zu sein verbietet sich von selbst.“

Alles in allem ein wertvolles Buch eines selbständig denkenden Mannes.

Lothar Gottlieb Tirala, Brünn.

Rassenhygiene und Steuerproblem.

Mit der Erkenntnis, daß der begabte Teil unseres Volkes durch Kleinhaltung der Familien in Gefahr ist stark vermindert zu werden, traten Vorschläge auf, dem Einhalt zu tun. Erbrechtsänderungen, bäuerliche Siedlungen und ähnliches wurden in Vorschlag gebracht; allein über Theorien kamen die Autoren nicht hinaus.

Nunmehr wird die Frage entschiedener angefaßt und im Mittelpunkte der Bewegung stehen Dr. Friedrich Burgdörfer, Direktor im statistischen Reichsamt in Berlin, und Dr. Fritz Lenz, Professor für Rassenhygiene in München. 1929 ließ Burgdörfer in den Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung eine Arbeit erscheinen: „Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung“. Mit dem Untertitel: „Die Lebensfrage des deutschen Volkes“. (Schoetz, Berlin).

Diese Arbeit ganz ausgezeichnet nach Form und Inhalt erregte großes Aufsehen und erfuhr durchwegs verdiente Würdigung[1]). Ihre Forderung war Elternschaftsversicherung, kopfteilige Steuerberechnung. Änderung des Erbrechts durch Indienststellung der Erbschaftsteuer für die Familienpolitik. Die Elternschaftsversicherung solle für diejenigen Schichten eingeführt werden, die der Sozialversicherung unterliegen. Hier wird Burgdörfer von rassenhygienischer Seite eine gewisse Ablehnung erfahren; denn Kinderbeihilfen fördern in zu weitgehendem Maße die Fortpflanzung untüchtiger Bevölkerungselemente. In „Das kommende Geschlecht“, erschien nun Band 5, Heft 4/5, eine Arbeit Burgdörfers, „Bevölkerungsfrage und Steuerreform“. (Dümmlers Verlag Berlin-Bonn). Hier geht der Verfasser den ihm als richtig erscheinenden Weg, den Familienlastenausgleich durch eine entsprechende Steuerpolitik durchzuführen, unbeirrt weiter.

Seine Forderungen lauten:

Festsetzung des steuerfreien Existenzminimums einheitlich für jedes Mitglied der Familie auf mindestens RM. 600.—.

Ferner: Die nach der Kinderzahl bemessenen Einkommensabzüge sollen so gestaffelt werden, daß sie auch bei höherem Einkommen noch spürbar sind. Junggesellenprivileg sei unstatthaft. Wenn man schon Privilege schaffe, so sei — der Verfassung entsprechend — ein Familien- und Kinderreichen-Privileg angezeigt.

Diesem Vorschlage entspricht das zurzeit geltende Verfahren, das einen Unterschied zwischen Lohnsteuer und veranlagter Steuer macht, nicht.

Burgdörfer verlangt, daß die abzugsfähigen Beträge nach der Familiengröße gestaffelt werden, was sich ohnehin dadurch ergibt, wenn für jedes Kind der gleiche Betrag gewährt wird. Für die Familie sei die Herstellung des Grundsatzes der steuerlichen Gerechtigkeit, d. h. die steuerliche Belastung nach der Leistungsfähigkeit anzustreben.

Statt der bisher geltenden Regelung soll gewährt werden für das 1. bis 3. Kind ein abzugsfähiger Betrag von RM. 600.—, vom 4. Kind ab aber RM. 900.—.

Sämtliche Leistungen an die Familie sollen aus der „Familienversicherung“ fließen.

---

[1]) Vgl. Volk und Rasse, 1929, Heft 2 S. 86.

Ref. erlaubt sich, darauf hinzuweisen, daß B.s Vorschläge mehr auf quantitative Bevölkerungspolitik gerichtet zu sein scheinen.

Lenz vertritt in einer Arbeit „Die bevölkerungspolitische Lage und das Gebot der Stunde" (Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie, Lehmann München, Band 21 Heft 3) im Gegensatze zu B.s Familienversicherung die Auffassung, daß der Ausgleich der Familienlasten am zweckmäßigsten ganz auf dem Wege der Steuer herbeigeführt werden würde. Für die Frau und jedes Kind sollten 20% der Steuer nachgelassen werden, sodaß Familien mit vier und mehr Kindern steuerfrei ausgehen würden und zwar bis in die höchsten Einkommensstufen hinein. Für Junggesellen und Kinderarme müßten die Steuern natürlich höher sein als heute. (Inzwischen ist die Junggesellensteuer ja gekommen). Diese Steuerreform als Hauptmittel der Bevölkerungspolitik hätte den großen Vorteil, daß der Ausgleich der Familienlasten allmählich herbeigeführt werden könnte. Man könnte mit den Nachlässen, die heute für Kinder gewährt werden, beginnen und jedes Jahr um 1 oder 2 Prozente hinaufgehen, bis der oben genannte Satz von 20% für jedes Kind erreicht wäre. L. sieht auch einen großen Vorteil für seinen Vorschlag darin, daß keine neue Versicherung und kein neues Amt den Haushalt des Reiches zu belasten brauche, sondern daß die Reform mit Hilfe der bestehenden Finanzstellen durchgeführt werden könnte. Im Gegensatz zur Familienversicherung würde auf dem Wege der Steuer sich auch qualitativ eine höchst segensreiche Auswirkung ergeben. Im Archiv Band 23, Heft 2 u. 3 ist nun eine höchst spannende und belehrende Auseinandersetzung seitens der Autoren Burgdörfers und Lenz; die Zielsetzung ist bei beiden die gleiche, die Wege hiezu unterliegen noch der Diskussion.

Bei beiden Autoren spricht reinste Sachlichkeit und dringlicher Ernst. Auf bezeichneten Archivband darf nachdrücklichst hingewiesen werden. Karl Georg Vogel.

Neue Arbeiten zur Deutschwerdung des Ostens.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte.

(Fortsetzung.)

Auch sonst werden Merkmale, von denen man bisher glaubte, daß sie für die Slaven kennzeichnend seien, mehr und mehr in Zweifel gezogen. So hat P. Reinecke („Slavisch oder Karolingisch". Prähistorische Zeitschrift Bd. XIX, 1928, 3./4. Heft, S. 268—279) darauf aufmerksam gemacht, daß die vermeintlich slavischen Bodenfunde in Nordost-Bayern eine ganz andere Verbreitung haben als die slavischen Ortsnamen. Namentlich seien Schläfenringe und Wellenornament „durchaus gebräuchliches Kulturgut mindestens bei den germanischen Bajuwaren, Alemannen, Ostfranken und Thüringern während der Karolingerzeit" (S. 276). „Was ehedem als eigentümlich slavisches Kulturgut galt, ist also vielmehr germanisches Gut zur Karolingerzeit gewesen" (S. 277). Die Slaven auf jetzt deutschem Boden hätten, zur Merowingerzeit noch ohne jeden selbständigen Formenkreis, zuerst völlig im Banne avarischer Kultur gestanden. Danach seien sie in politische und kulturelle Abhängigkeit vom Karolingerreich gekommen, von wo sie Schläfenringe und Keramik übernommen hätten.

Auch mit der bisherigen Auffassung vom anthropologischen Typus der Slaven sieht es bedenklich aus. Ich habe darauf in meinem Aufsatz „Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen" [3]) deutlicher hingewiesen. Der Gedanke, daß kleine dunkelhäutige und -haarige Menschen Wendenabkömmlinge sein müßten, scheint aber bei uns unausrottbar zu sein. Noch vor kurzem wurde in den „Mecklenburgischen Monatsheften" (Juninummer 1929 S. 302) „klein, gelbhäutig und schwarzhaarig" als äußere Kennzeichen der mecklenburgischen Wenden angegeben; die slavische Führerschicht dürfte im wesentlichen nordisch gewesen sein; sie hat aber vom Osten her unterworfene („präslavische", mongoloide, dinarische usw.) dunkelfarbige Elemente mit eingeschleppt, die man nicht gut als „Slaven", höchstens als „slavisiert" bezeichnen kann; auch den Zuschuß dunklen, mongoliden avarischen Blutes darf man nicht unberücksichtigt lassen. Dagegen weist Hermann Aubin („Wirtschaftsgeschichtliche Bemerkungen zur ostdeutschen Kolonisation". Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Gedächtnisschrift für Georg v. Below. Stuttgart 1928,

---

[3]) Volk u. Rasse 1929 Heft 1, S. 11.

S. 169—196), wo er das Rätsel des raschen und durchschlagenden Erfolgs unserer Ostkolonisation im Vergleich zu anderen großen Siedlungsvorgängen behandelt, auf den geringen ethnischen Abstand der Slaven von den Deutschen als eine der vornehmsten Grundlagen dieses Erfolges hin. Er nennt diesen geringen Abstand, mit anderen Worten die nahe Verwandtschaft und die Ähnlichkeit des anthropologischen Erscheinungsbildes, schon an dritter Stelle nach der Begünstigung durch die politischen Umstände und die z. Tl. allerdings erst geschaffene Gemeinsamkeit der Kirche und vor der Überlegenheit der deutschen Kultur.

Besonderen Wert legte Aubin außerdem auf den Überfluß an Arbeitskräften, wie er zu jener Zeit in Deutschland bestand und eine Menschenausfuhr bester Beschaffenheit aus allen Berufsarten ermöglichte, und darauf, daß die Ostkolonisation sich als unmittelbare Fortsetzung des innerdeutschen Ausbaues vollzog, städtische und ländliche Kolonisation bis auf einige abgelegenere Gebiete Hand in Hand gingen. Aus solchen und anderen Gründen konnte diese Kolonisation eine Wirtschaft schaffen, die „von Anfang an jener des Mutterlandes dem Wesen nach gleichartig war". Das Kolonialland wurde in wirtschaftlicher und anderer Hinsicht einfach eine „Erweiterung des Mutterlandes" und so rasch und vollkommen ein integrierender Bestandteil Deutschlands".

Gewaltsame Unterdrückung oder sogar Ausrottung, wie namentlich die Polen sie uns vorwerfen und wie sie in der üblen Tendenzschrift A. Vierset, Un peuple martyr (Brüssel 1923), widerlegt von Otto Eduard Schmidt, Die Wenden (Dresden 1926), uns fast Seite für Seite vorgehalten werden, spielen in Aubins Untersuchung mit Recht keine Rolle. Wie ungerechtfertigt dieser Vorwurf ist, hat soeben wieder Ernst Hoyer, „Das Sprachenrecht im Sachsenspiegel". Jahrb. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 2. Jg. 1929 S. 5—33) dargetan durch den Nachweis, daß dies sächsische Volksrecht in liberalster Weise für die wendische Minderheit sorgte, indem es sowohl in der Besetzung der Gerichte wie in der Verhandlungssprache die Gleichberechtigung der Wenden vertrat und jeden Sprachzwang verpönte. Das rasche Aufgehen der Wenden im Deutschtum war „nicht die Folge von Entrechtung oder Zwang, sondern die Wirkung der starken Vermehrung der deutschen Rückwanderer und ihrer hohen Kultur".

Auch bei der neuzeitlichen Fortsetzung der mittelalterlichen Kolonisationsbewegung, wie sie nach dem 30 jährigen Krieg im Nordosten von Preußen wieder aufgenommen wurde, war von planmäßiger Germanisation oder gar Unterdrückung fremden Volkstums kein Gedanke. B. Schumacher („Die Bedeutung der preußischen Könige für die Wiederbesiedlung des deutschen Ostens". Korr.-Bl. des Gesamtvereins 77. Jg. 1929 Sp. 82—98) schildert in zusammenfassender Darstellung alle diese Siedlungsvorgänge, bei denen französische Hugenotten, Waldenser, Wallonen u. a. nichtdeutsche Volkssplitter eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Das Ergebnis dieser Betätigung der preußischen Könige ist, fern von einer Germanisation, nichts mehr als „eine Blutauffrischung der alten deutschen Bevölkerung des Ostens von der Elbe bis zur Memel", die auch der staatlichen Einigung des deutschen Volkes vorarbeitete. Bei allem, was tatsächlich geleistet wurde, ist doch der Eindruck des Mangels an Zielklarheit, Nachdruck und Stetigkeit weitaus überwiegend. Wäre davon nur halb soviel vorhanden gewesen, wie es Polen jetzt mit starker Übersteigerung, Gewalttätigkeit und rücksichtsloser Unterdrückung übt, es wäre kein so lückenhaftes Werk entstanden, das der Pole jetzt fast mühelos in Trümmer legen kann. Auch über diesen so stark und stolz eingeleiteten Abschnitt deutscher Geschichte kann man die Überschrift „Versäumte Gelegenheiten" setzen. Sie sind das immer wiederkehrende Verhängnis unseres völkischen Daseins, wie wir eben wieder an dem Trauerspiel der Massenabwanderung deutscher Bauern aus Rußland erlebt haben, mit denen wir, wenn ein Funken von Wille und Entschluß bei uns vorhanden wäre, einen Schutzdamm im Osten hätten aufrichten können.

Nun zu den einzelnen Landschaften des Ostens: Für Holstein bietet Wilhelm Biereye („Untersuchungen zur älteren Geschichte Segebergs". Zeitschr. d. Ges. f. Schl.-Holst., Gesch. Bd. 58, 1928, S. 298—338) im Verlauf von Prüfungen älterer Urkunden, wobei er mehrfach im Gegensatz zu Schirren für Echtheit eintritt, eingestreute Notizen zur Siedlungsgeschichte. Erste Anfänge einer deutschen Besiedlung zeigen sich bei Segeberg schon zwischen 1137 und 1139. In einer zweiten Arbeit „Das Bistum Lübeck bis zum Jahre 1254" (Zeitschr. d. Ver. f. Lübeckische Gesch. u. Altertumskunde Bd. XXV, Heft 2, 1929, S. 261—364) geht er auf diesen ersten Siedlungsversuch Vizelins auf Segeberger Klostergebiet etwas näher ein: „Högersdorf, Schwissel, Mözen, ein Wittenborn und das 1250 wieder eingegangene Ritzersdorf werden 1134 bis 1136 gegründet worden sein". 1136 ziehen Brüder aus Neumünster in das neue Kloster ein (S. 266). Bei der Neubesiedlung des durch die Grenzkriege verödeten Wagriens durch

Graf Adolf II. seit 1143 blieben die nördlichen Striche um Lütjenburg und Oldenburg den Resten der wendischen Bevölkerung vorbehalten. Doch wurde in Oldenburg zum Schutz der Mission eine sächsische Ansiedlung zugelassen. Für die Mission wurden Predigtbücher in der Sprache der Wenden beschafft (S. 288).

Neumünster, der Ausgangspunkt der Christianisierung Ostholsteins, dessen alter Name Faldera, wie Friedrich Prien („Neumünstersches Flurnamenbuch". Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. Bd. 58, 1929, S. 31—286; vgl. dazu Faldera oder Wippenholz, Das heutige Neumünster, ebd. Bd. 59, 1930, S. 217—257) unter Berufung auf F. Lorentz dartut, nicht slavisch, sondern nur deutsch sein kann, wird nebst Umgebung nach Prien „nur kurze Zeit vorübergehend", etwa von 1075—1093 von den Wenden besetzt gewesen sein. Bei Vizelins Ankunft wohnten hier sächsische Christen und heidnische Wenden nebeneinander.

Eine umfassendere Untersuchung verdanken wir Joh. Ulr. Folkers („Zur Frage nach Ausdehnung und Verbleib der slavischen Bevölkerung von Holstein und Lauenburg". Zeitschr. der Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. Bd. 58, 1929, S. 339—448). Eine Prüfung der Urgermanentheorie führt zu dem Ergebnis, daß die als germanisch angesprochenen Ortsnamen „fast ausschließlich Gewässer und Wälder des Grenzgebietes" sind, wie Trave, Eider, Schwale, Stör, dazu einige Limesnamen. Auch Nehms und Nehmten, die wie Nimptsch in Schlesien u. a. m. als Nêmri-Deutsche gedeutet werden, liegen im Kspl. Schlamersdorf und am Plönersee, nahe östlich der Limeslinie in einem vielleicht längere Zeit gemischt gebliebenen Grenzstreifen. Das Endergebnis ist auch hier, daß „im eigentlichen Wagrien sich gar kein Anhalt für überdauerndes germanisches Volkstum findet" (S. 346). Nur Fehmarn (Ymbria, Imbra) weise nordgermanische Beziehungen auf.

Besonderer Nachdruck liegt, wie stets bei Folkers, auf der Flurkartenforschung und der Erörterung der Dorfanlagen. Bei den Rundlingen weist er auf in westdeutschen, niemals von Slaven bewohnten Gebieten vorkommende Formen und führt den Nachweis, daß im Kolonisationsgebiet auch deutschbenannte Rodungsdörfer, ja selbst Hagendörfer bisweilen Rundlingsform haben. Die Rundlinge sind ihm die „anscheinend schon von den Germanen bevorzugte Form des Viehzüchterdorfes" (S. 393). Das breite Straßendorf faßt er wie Gley als einheimische Form der Slaven auf (S. 402), doch nicht als ihre Urform, welche ihm der Einzelhof gewesen zu sein scheint. Das Straßenangerdorf ist ihm das „deutsche Kolonistendorf der Ebene im noch nicht völlig befriedeten Slavengebiet" (S. 406), wohl älter als das Reihendorf, das ganz friedliche Verhältnisse voraussetzte. So stellt er folgendes Schema der Dorfformen auf: Primitiv der Rundling, modern das Reihendorf, dazwischen Anger- und Straßendorfarten.

Wie die Dorf-, so bieten auch die Fluranlagen kein unbedingt und in allen Fällen anwendbares Unterscheidungsmittel. Die Flurkartenforschung kann „nur altslavische Siedlungen von denen der Kolonisationszeit" unterscheiden, „nicht aber slavische Siedlungen, die erst unter deutschem Einfluß entstanden sind." Dem Hausbau dagegen sind keine unterscheidenden Merkmale zu entnehmen, da vom slavischen Hausbau keine Spur geblieben ist und das Niedersachsenhaus restlos gesiegt hat (S. 440). Ebenso wenig ist mit den Volkstrachten anzufangen, da sie viel zu jungen Datums sind (S. 443).

Solche und andere grundsätzlich methodische Erwägungen, die teils für das Gesamtgebiet zutreffen, teils nur für Holstein und seine nächstverwandten Nachbargebiete, bilden die Hauptstärke der Arbeit, die die gestellte Frage nach Ausdehnung und Verbleib der slavischen Bevölkerung von Holstein zu einem endgültigen Abschluß nicht bringen konnte und wollte. Bei der Behandlung der eigentlichen Nationalitätenfragen ist bisweilen auf Bretholz, Ohnesorge und Jegorov, soweit wir ihn bis jetzt kennen, etwas zu viel Gewicht gelegt. Das durch das Nebeneinander von drei Völkern besonders interessante Fehmarn — auch die Dänen spielten dort eine Rolle — findet eine besonders eingehende Behandlung (S. 428 ff.).

Mecklenburg ist in letzter Zeit auf diesem Gebiet nur wenig vorwärts gekommen, weil es hier keinen der slavischen Sprache kundigen Forscher gibt. D. N. Jegorovs zweibändiges, 1915 im russischer Sprache erschienene Werk „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert" hat aus diesem Grunde auf die einheimische Forschung noch keine Wirkung ausüben können, es sei denn durch Vermittlung der ausführlichen Besprechung von Heinrich Felix Schmid (Zeitschr. f. slav. Philol. Bd. II, 1925 S. 134 ff.). Vor endgültiger Stellungnahme wartet man hier die Übersetzung ins Deutsche ab, die vom Breslauer Osteuropa-Institut seit einiger Zeit betrieben, hoffentlich bald im Druck erscheinen wird *).

*) Inzwischen ist Band I erschienen.

Über „Mecklenburg in der slavischen Forschung" habe ich — in der Hauptsache nach den Danziger Ostland-Berichten — in den Mecklb.-Strelitzer Heimatblättern Jg. 5, 1929, S. 28 ff. berichtet. Die neueste polnische Forschung, die sich verhältnismäßig viel mit Mecklenburg befaßt, sucht das Wendentum in eine möglichst entlegene Vergangenheit zurückzudatieren, läßt es im späteren Mittelalter von den wieder ostwärts vordringenden Deutschen in unmenschlicher Weise ausgerottet werden und erklärt dennoch die heutigen Bewohner Mecklenburgs und des deutschen Ostens überhaupt als Slaven (Lechen) mit aufgezwungener deutscher Sprache. Ihr macht es nichts aus, die Ausrottungstheorie mit der Germanisationstheorie trotz ihrer scharfen Gegensätzlichkeit in einem Atem anzuwenden.

Vorteilhaft hebt sich in diesem Kreise ab Alexander Brückner („Aus der Geschichte des nordwestlichen Slaventums", polnisch in Slavia occidentalis Bd. V, 1926, S. 81—99 nach Ostland-Berichte Jg. 2, 1928, S. 11). Er bekämpft die These der gewaltsamen Verdrängung und Ausrottung der Wenden. Ihr Untergang sei überall gleich schnell und ohne Druck erfolgt. Nur Spuren in Orts- und Personennamen seien von ihnen geblieben. Wenn er aber auch den Familiennamen slavischer Prägung nur traditionelle Erhaltung zuerkennt und ihnen eine Beweiskraft für das Fortleben der Wendensprache abspricht, so scheint er mir darin zu weit zu gehen. Denn hier handelt es sich — in der Hauptsache wenigstens — nicht um Erhaltung altgewohnter Formen, sondern um einen Akt sprachlicher Neuschöpfung, der ohne Leben der Sprache nicht denkbar wäre. Mit seiner Kritik an Jegorovs und auch an meinen (d. h. in Wirklichkeit Muckes) Namenerklärungen mag er bis zu einem gewissen Grade Recht haben, wenn er sich auch früher anders ausgesprochen hat.

Spuren eines vor Jahrhunderten untergegangenen Volkes in deutlicher und überzeugender Weise festzustellen, hat immer seine großen Schwierigkeiten. Wenn z. B. der durch Erforschung wendischer Schädel verdiente R. Asmus in einem neuen Aufsatz „Spuren wendischer Siedelung und wendischer Kultur in den Flurnamen der Feldmark Teterow und ihrer nächsten Umgebung" (Zeitschr. Mecklenburg 1929 Heft 1—4) die dort weitaus vorherrschenden niederdeutschen Flurnamen als Übersetzungen oder Verballhornisierungen angenommener, aber nicht nachgewiesener slavischer Formen behandelt, so muß gegen ein solches Verfahren Einspruch erhoben werden.

Nicht minder schwierig und umstritten ist die Feststellung der Bevölkerungsdichte oder gar die Schätzung der Einwohnerzahl für entlegene Zeiten. Otto Reche („Die Wiedereindeutschung Mecklenburgs unter bevölkerungsstatistischem Gesichtspunkt", Volk und Rasse 4. Jg. 1929 S. 13 ff.), hat eine Schätzung der Einwohnerzahl zur Wendenzeit versucht und sie für Mecklenburg-Schwerin auf 40 000 veranschlagt. Meine Schätzung für beide Mecklenburg nach der deutschen Wiederbesiedlung auf 100 000 (Wendische Bevölkerungsreste S. 114), von der Reche offenbar nicht wußte, dürfte sich mit der seinigen vereinigen lassen. Doch sind solche Schätzungsversuche unter allen Umständen sehr gewagt.

Zur Erforschung der Herkunft des Adels aus deutschem oder wendischem Ursprung hat neuerdings Jegorov in größerem Umfange die Heraldik herangezogen. Zu seinen anscheinend überwiegend wendischen Herleitungen wird erst nach Erscheinen der Übersetzung Stellung genommen werden können. Einen interessanten Einzelfall behandelt J. v. Weltzien („Ein Beitrag zur Einwanderungsfrage", Jahrb. d. Ver. f. meckl. Gesch., 89. Jg., 1925, S. 323 f.). Gestützt auf die Wappenfigur (Pferdebremse) macht er es wahrscheinlich, daß die bald nach Heinrichs des Löwen Eroberung im Lande auftretenden Geschlechter v. Brüsewitz, Brüsehaver, v. Weltzien und v. Wolkow dem westfälischen Uradel entstammen. Die Pferdebremse käme nämlich nach Siebmacher usw. und bei westfälischen Archiven eingeholter Bestätigung ursprünglich nur beim Uradel in Westfalen vor „und dort nur bei den Lehnsmannen der 877 gegründeten reichsunmittelbaren Benediktiner-Nonnenabtei zu Essen a. d. Ruhr" und sei herzuteilen „von der Wildpferdezucht im Emschenbruch". Die Familiennamen sind erst nach der Besiedlung entstanden, oft durch Annahme eines wendischen Ortsnamens, während die Wappen aus der Heimat mitgebracht wurden. So kommt es vor, daß Brüder verschiedene Familiennamen annahmen, nicht allein bei den Brüsewitz-Brüsehaver-Weltzien, auch bei den Hahn-Dechow, Bülow-Britzkow usw.

Wenig förderlich sind die siedlungsgeographischen Arbeiten, wie sie in Hans Schubert, Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie von Mecklenburg-Strelitz (Mitteilg. der Geogr. Gesellsch. zu Rostock 18. u. 19. Jg., 1926/27 u. 1927/28, S. 5—77) und Walter Eckermann, Die Siedlungen des nordöstlichen Mecklenburg (ebd. 11.—15. Jg., 1919/20 bis 1923/24, S. 5—116) vorliegen. Namentlich im erstgenannten ist die Literatur nicht ausgeschöpft und wichtige kartographische Unterlagen nicht einmal herangezogen.

Brandenburg. Eine Übersicht über den Kulturnachlaß der Wenden bietet O. Felsberg („Das Havelland zur Wendenzeit". 58.—60. Jahresbericht des Hist. Ver. zu Brandenburg. 1929, S. 115 ff.). Die Fundkarte (S. 138) läßt eine dichte wendische Besiedlung erkennen. Einen Versuch, die Familiennamen zur Aufklärung der Herkunft der Bevölkerung heranzuziehen, unternimmt Bernh. v. Arnim („Alt-Temmen, Slavische Familiennamen in der Uckermark". Brandenburgia XXXVII, 1928, Nr. 1 u. 2, S. 1—8). Die beigebrachten Formen sind z. T. die gleichen wie in Mecklenburg, z. B. Tesch, Porath, Dolge. Andere, wie Kusenack, Beuster, Tetzlaff, Rettschlag, Dermietzel kommen in Mecklenburg — wenigstens in der älteren Zeit bis gegen 1600 — nicht vor. Manches ist natürlich zweifelhaft. Das beigebrachte Material ist schwer zu verwerten, da es nicht in quellenmäßiger Forschung, sondern nur aus der gegenwärtigen Bevölkerung angesammelt ist. Die Sicherheit, daß es sich um bodenständige Namen handelt, ist nur gering. Immerhin sind einige aus Schlesien oder der Tschechei eingewanderte Formen (Mudrak, Koosch u. a.) gesondert behandelt. Auf jeden Fall ist die Arbeit als Versuch und Anregung zu begrüßen, und zu hoffen, daß bald mit systematischer Sammlung des älteren archivalischen Materials fortgefahren wird, damit wir endlich für die längst gesammelten wendischen Familiennamen Mecklenburgs das unbedingt nötige Vergleichsmaterial bekommen.

Interessant ist der Versuch, den H. Teuchert („Was die neumärkische Sprache über die Besiedlung und die Geschichte der Neumark aussagt". Die Neumark, Jg. 6, 1929, Nr. 3, S. 41—49) gestützt auf die dialektgeographische Methode, unternimmt. Mit dem geschichtlichen Bild der Deutschbesiedlung, die schon vor der askanischen Besitzergreifung überall „wo die Mundart pommersch und schlesisch ist", d. h. im Norden und Süden, eingesetzt hatte, wird der sprachliche Befund verglichen. Auch im Westen hatten das Erzbistum Magdeburg, der Johanniterorden und das Kloster Lehnin schon die Deutschbesiedlung gefördert. „Nur im Bezirk von Zehden herrschte bei der Übernahme die slavische Bevölkerung vor". Sie ist „auch später nicht verdrängt worden, sondern hat, wie der Winkel zwischen Oder und Warthe südlich Küstrin, die angestammte Sprache gegen die deutsche eingetauscht" (S. 48). Trotzdem stammen in der Neumark „kaum mehr als ein Dutzend" Worte aus dem Slavischen gegen hundert in der gesamten Mark, die aus dem Flämischen oder Holländischen stammen. Bauernsöhne des Barnim und der Uckermark, Nachkommen „der ersten Zuzügler aus dem Nordteile der Provinz Sachsen, aus dem Hannöverschen, aus Mecklenburg und Vorpommern ..... brachten ihre niederdeutsche Sprache mit, der sich niederländische Wörter vom Fläming, vom rechten Elbufer und dem Havellande, wo die Niederländer angesetzt waren, bereits beigemengt hatten" (S. 43).

Slavische Sprachweise tritt nach T. in der südlichen Neumark, „abgesehen von den kärglichen Resten des Wortschatzes" nicht mehr auf, „während in den Kreisen Arnswalde und Friedeberg deutliche Spuren davon zeugen".

Im Niederlausitz'schen Teil der Mark, wo die wendische Sprache bis auf den heutigen Tag in allmählich verschwindenden Resten am Leben geblieben ist, hat O. E. Schmidt („Schloß Alt-Döbern und seine Umgebung. Ein Durchschnitt durch die Entwicklungsgeschichte der Niederlausitz". Dresden 1930, VIII, 249 S.) auch die deutsche Kolonisation und den Rückgang des Wendentums behandelt. Rudolf Lehmann trägt dazu in einer Besprechung (Forschg. z. Brand.-Preuß. Gesch. 42. Bd. 1929 S. 403 ff.) „die für die Beurteilung der völkischen Verhältnisse wichtigen Notizen" nach, „daß 1804 nach Altdöbern wie nach Ogrosen ausdrücklich wendische Prediger berufen wurden (ad docendum Evangelium lingua vandalica)".

Von demselben Rudolf Lehmann (Das Wendentum in der Niederlausitz um das Jahr 1857 und die Frage eines Stipendiums für wendische Theologiestudierende". Aus der Heimat für die Heimat! Beil. des Senftenberger Anzeigers, 2. Jg., 1928, Nr. 20 f.) erfahren wir von einer Bestandsaufnahme des Wendentums in der Niederlausitz, die 1857 auf Anregung des evangelischen Oberkirchenrats veranstaltet wurde. Die mitgeteilten Zahlen lassen erkennen, daß damals in den Kreisen Luckau, Guben, Lübben, Sorau nur noch unbedeutende wendische Reste, bedeutendere aber in den Kreisen Calau und Spremberg vorhanden waren. Der Kottbuser Kreis, der Hauptsitz des Wendentums, war, weil nicht zum Markgrafentum Niederlausitz gehörig, von der Zählung ausgeschlossen geblieben. Überall aber war in der wendischen Bevölkerung die Kenntnis der deutschen Sprache sehr verbreitet und in starkem Vordringen begriffen. Zugunsten einer besseren geistlichen Versorgung der Wenden in ihrer Muttersprache, hatte der Oberkirchenrat die Errichtung eines Stipendiums für wendische Theologiestudierende angeregt. Die Geistlichkeit wie das Konsistorium, das Schulkollegium und selbst der Oberpräsident von Brandenburg, Flottwell, waren dafür eingetreten. So sah die „brutale Unterdrückung" der Wenden aus, deren man

uns zu beschuldigen pflegt (vgl. oben A. Vierset u. a.)! Daß die Stipendienerrichtung schließlich von den Niederlausitzer Ständen abgelehnt wurde, hatte Gründe, die mit Unterdrückung der Wenden nicht das Geringste zu tun hatten. (Fortsetzung folgt.)

Besprechungen.

Viktor Grimm: Der Kampf des Bauerntums mit der Großstadt. Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Medizinalverwaltung XXX. H. Berlin 1929. R. Schoetz, Verl. 116 S. Preis RM. 5.—.

Grimm gibt seinem Werke den Untertitel: Eine kritische Studie in letzter Stunde; er ist Arzt und ist auf Grund seiner Tätigkeit auf dem Lande und der dabei gemachten Erfahrungen zu der Überzeugung gekommen, daß das deutsche Volk nur eine Zukunft haben wird, wenn es sich wieder zum Bauerntum bekennt: Bauerntum im weitesten Sinne verstanden. Eine Fülle aufschlußreichen Stoffes trägt G. herbei, um seine Behauptung zu stützen. Wer heute die Bauernfrage im deutschen Sinne bejaht, darf an diesem Buche nicht vorbeigehen. Ich empfehle es nachdrücklichst. — Es tut dabei nichts zur Sache, daß G. einige Irrtümer unterlaufen. Was er über das Judentum bringt, dürfte geschichtlich wohl kaum zu erhärten sein. Das Beispiel (S. 21) mit der Wild- und Hauskatze als Beweis für den schädlichen Einfluß der Domestikation ist falsch, weil unsere Hauskatzen mit der europäischen Wildkatze gar nichts zu tun haben, sondern auf eine afrikanische Wildkatze zurückgehen und sich von ihrer Wildform gerade nur wenig abgewandelt haben.

R. Walther Darré.

Hans F. K. Günther: Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1930, J. F. Lehmanns Verlag 148 S. 84 Abb. 13 Karten. Preis geh. RM. 2.80, geb. RM. 4.—.

In der „Kleinen Rassenkunde“, die nun schon in zweiter verbesserter Auflage vorliegt, ist in Kürze der Inhalt der großen Rassenkunde des deutschen Volkes von Hans F. K. Günther niedergelegt. Verf. bringt zunächst eine kurze aber übersichtliche Beschreibung der 7 Rassen Europas: nordische, fälische, westische, dinarische, ostische, ostbaltische, sudetische und geht dann auf die außereuropäischen Einschläge innerhalb der Bevölkerung deutscher Sprache ein, wo er den negerischen, innerasiatischen (mongolischen), vorderasiatischen und orientalischen Einschlag hervorhebt. Einen weiteren Abschnitt widmet Verf. der Rassenverteilung im Gebiete deutscher Sprache mit besonderer Berücksichtigung ihrer geographischen Verteilung wie auch der in den verschiedenen Volksschichten. Eingehend behandelt G. die Rassengeschichte Europas und die des deutschen Volkes. Die nordische Rasse läßt er mit Reche aus der Chancelade-Rasse entstehen (wichtige Stütze ist der Schädelfund vom Pritzerber See), wobei nach ihm auch Erbanlagen der Aurignac-(Brünn-)Rasse zur Bildung der nordischen beigetragen haben mögen. Die fälische Rasse führt er auf die Cro-magnon-Rasse zurück. H. Bryn fand in Norwegen einen dunklen cro-magnonähnlichen Menschenschlag, nach G. eine dunkle Abart der fälischen Rasse. Auf den Ursprung der anderen Rassen kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Verbreitung des Germanentums und ihre Gesittungskreise sind ausführlich besprochen. Zum Schlusse weist Verf. auf die Bedeutung der nordischen Rasse für die Kultur des ganzen Abendlandes hin. Er führt eine Reihe von Arbeiten an, die sich mit dem nordischen Gedanken beschäftigen. Der nordische Gedanke besagt nicht ein Wiederbeleben frühgermanischer Gesittungsgüter und Gebräuche, er wendet sich auch nicht an den Einzelmenschen nordischer Rasse, sondern er richtet sich nur an den nordischen Menschen als Erbträger. Eine reiche Anzahl von Bildern und ein eigener Abschnitt über Vererbungsfragen erhöhen den Wert des Buches.

S. Ehrhardt.

Friedrich Janz: Die Entstehung des Memelgebietes, zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Versailler Vertrages. Schriften zu Politik und öffentlichem Recht Mittel- und Osteuropas, Band I, Berlin-Lichterfelde 1928, Edwin Runge Verlag. 136 Seiten.

Diese Arbeit untersucht in 72 Seiten Text die 4 ersten Abschnitte der Entstehung des Memelgebietes, gibt dann auf 8 Seiten einen kurzen Abriß der Entstehungsgeschichte des litauischen Staates (1915—18) und zuletzt einen Dokumenten-Anhang von 38 Seiten.

Der ausgezeichnet unterrichtete Verfasser behandelt hier unter Zugrundelegung der ganzen vorliegenden internationalen Literatur die Entwicklungsgeschichte der Memelfrage im Rahmen der Entstehung des Ver-

sailler Vertrages bis zur Übergabe des Gebietes an die alliierten Hauptmächte. In klar und scharf herausgearbeiteten Untersuchungen wurden die Pläne des Feindbundes gegenüber einem deutschen Lande, dessen Bevölkerung gar nicht gefragt wurde, bis in die letzten erkennbaren Einzelheiten und Hintergründe dargestellt. Die Abhandlung schließt mit der Übergabe des Gebietes an den französischen General (15. II. 1920). Nach der Schilderung der sonst ziemlich unbekannten kurzen Entstehungsgeschichte Litauens bildet der Dokumentenanhang einen überaus wichtigen Abschluß.

Werner Essen.

Moschkau, R.: Handwerk und Handel der Bronzezeit. (Lehmann, Kulturgeschichtliche Bilder III. Abtl. Nr. 5). Wandtafel in Dreifarbendruck 74×98 cm. RM. 4.—. Erläuterungen des Verfassers: Handwerk und Handel der Bronzezeit. Leipzig 1930. Verlag F. E. Wachsmuth. 8°, 32 S. 12 Abb. Brosch. RM. 1.20.

Das farbenfrohe Wandbild stellt eine Szene in einem Dorf etwa des heutigen Hannover vor rund 3½ Jahrtausenden dar. Im Vordergrund sind Metallarbeiter beschäftigt. Man sieht den Bronzegießer und den Bronzeschmied bei der Arbeit. Im Hintergrunde bietet ein fremder Bernsteinhändler vor der Hütte des Dorfältesten seine Ware an. Die einzelnen Gestalten des Bildes geben Gelegenheit, die Tracht und die verschiedenen Formen der Waffen, Schmucksachen und Geräte jener Zeit zu zeigen. Das Häuptlingshaus unterrichtet über den damaligen Wohnbau. Die beigegebene Erklärung geht über das bildlich Dargestellte hinaus und gibt z. B. Entwicklungsreihen einiger Bronzegeräte und behandelt die Holzbearbeitung, die Töpferei und ferner die Eigenart des damaligen Handels. Sie ist keine trockene Aufzählung im Katalogstil, sondern gibt das Dargestellte im Rahmen einer kurzen Zeitschilderung und beantwortet auch allgemeinere Fragen, z. B. welche Beweise man für das Germanentum dieser Leute hat und worauf sich die zahlenmäßige Altersangabe dieses Zeitabschnittes stützt.

Tafel und Erläuterung werden dem Lehrer den Unterricht erleichtern, den Schülern ein gutes Bild unserer Bronzezeit verschaffen und Aufmerksamere zu eigener Weiterarbeit anregen, für die ein beigegebenes Literaturverzeichnis die Wege weist.

J. Richter.

Arthur Müller: Ersatz für die Sozialversicherung. Nationalwirtschaft 1. Jahrg. (1928). H. 6, S. 777—790. Verlag: Nationalwirtschaft und Werksgemeinschaft. Berlin W 57.

Die Sozialversicherung, die staatliche Versorgung des Einzelnen an die Stelle der Selbstverantwortlichkeit der Person setzt, sollte ersetzt werden durch ein „Zwangsparsystem“ im Anschlusse an bestehende Banken, in das alle in der rechtlichen Stellung des Arbeitnehmers auf Grund eines Arbeitsvertrages befindlichen einbezogen werden. Die Sozialbeiträge (Krankenkassen, Arbeitslos.-Vers., Inval.-Vers.) eines Arbeiters mit 0.70 Mk. Stundenlohn betrugen 1928 für einen Monat Mk. 22.80, für ein Jahr Mk. 273.60. Derjenige Arbeiter, der die Sozialversicherung nicht in Anspruch nehmen muß, gibt diese Summe heute à fonds perdu. Beim Zwangssparsystem könnte der Einzelne erhebliche Beträge sparen. Bei Zahlung eines Jahresbeitrags von z. B. Mk. 266.— würden bei 5% iger Verzinsung in 10 Jahren Mk. 3744.—, nach 20 Jahren Mk. 9352.—, nach 30 Jahren Mk. 18752.— zur Verfügung stehen. Die Zinsen eines solchen Kapitals würden bereits höher sein als die Invalidenrente! Für die Fälle, in denen der Bestand des Sparkontos noch nicht oder nicht mehr zur Deckung der Bedürfnisse... ausreicht, muß die öffentlich-rechtliche Pflicht für die Gesamtheit der wirtschaftlichen Unternehmungen begründet werden, Hilfe zu leisten. Manche Mißstände (Rentenpsychose, Saisonkranke, Kassenjäger bei den Ärzten) würden beseitigt werden. Große Kapitalien würden der Wirtschaft nutzbar gemacht werden können. Eine Verknüpfung mit dem Gedanken der Werksgemeinschaft erscheint möglich.

Lothar Loeffler, Kiel.

Bruno Plaetschke, Die Tschetschenen. Forschungen zur Völkerkunde des nordöstlichen Kaukasus. Hamburg 1929, Friederichsen, de Gruyter & Co., in: Veröffentl. d. Geographischen Instituts der Universität Königsberg, Heft 11. 116 S. 68 Abb. i. Text u. 1 Tafel. Preis kart. Mk. 8.—.

Auf Grund seines Aufenthaltes und eigener wissenschaftlicher Beobachtungen aus den Jahren 1918—20 und namentlich aus der Zeit 1927/28 gibt der Verfasser völkerkundliche Materialien über die Tschetschenen am Nordostabhang des Kaukasus, über die man bisher nur verhältnismäßig wenig wußte. In den einleitenden Abschnitten bietet der Verfasser eine kurze Skizze der landeskundlichen Grundlagen, sowie sprachliche, historische und anthropologische Gesichtspunkte. Nächst den Georgiern sind die Tschetschenen das stärkste der Kaukasusvölker; sie zählen über 300000 Köpfe. Sprachlich stehen sie nach Ansicht der für dieses schwierige Gebiet namhaften Sprachforscher den Dagbestanern

am nächsten. Seit dem 18. Jahrhundert sind sie zum Islam bekehrt. Wie bei allen Kaukasusvölkern, so ist auch bei den Tschetschenen rassenmäßig der „vorderasiatische" Grundstock unverkennbar. In den eigentlich völkerkundlichen Abschnitten findet der Wohnbau besondere Berücksichtigung, wobei auf die Turmbauten (Wohn- und Wehrtürme) eingegangen wird. Da diese Turmbauten in den tschetschenischen Bergen, also im schwerer zugänglichen Gebiet, besonders ausgeprägt sind, spricht der Verfasser von einer Turmkultur, deren Merkmale er herauszuarbeiten versucht. In diesem Zusammenhang weist er auch auf die über Rumänien und den Balkan nach Westen weisenden Entsprechungen dieser Turmbauten hin. Die Schlußabschnitte bieten Beobachtungen über die Inneneinrichtung der Häuser, über die Kleidung, über Geräte und die Filzbearbeitung. Eine ethnographische Monographie über die Tschetschenen ist es also nicht. So fehlt z. B. ein Kapitel über die Wirtschaft der Tschetschenen oder das Gesellschaftsleben. Trotzdem ist es ein sehr wertvoller Beitrag zur Ethnographie des Kaukasus.

Aus neuerer Zeit liegen Arbeiten über die Völkerkunde des Kaukasus vorwiegend von russischen Forschern und von solchen vor, die im Kaukasus selbst geboren sind. Haben doch, wie auch der Verfasser betont, die einzelnen selbständigen Gebiete des Kaukasus ihre eigenen Museen als wissenschaftliche Zentralstellen zur Erforschung ihrer Heimat, deren Bewohner und Kulturgeschichte. Überhaupt scheint man im gegenwärtigen Rußland gerade für anthropologische und völkerkundliche Erforschung des europäisch-asiatischen Rußland sehr viel übrig zu haben. Angesichts solcher Tatsachen ist es nur zu bedauern, daß ein großer Teil dieser Arbeiten schwer erreichbar, ja infolge mangelnder Sprachkenntnisse westeuropäischer Forscher so gut wie unzugänglich ist. Um so mehr ist daher eine Arbeit wie die vorliegende zu begrüßen, die eigene Beobachtungen, aber auch einheimische Literatur verarbeitet.

Hans Plischke.

H. A. Ried, Oberammergauer Köpfe. Sonderabdr. aus Heft 3/1930 d. Mitteilungen d. Akademie z. wissenschaftlichen Erforschung und z. Pflege des Deutschtums. München 1930, Ernst Reinhardt Verlag. 64 S. 16 Tafeln.

Der erste Abschnitt gibt einen Überblick über die Geschichte des Ammergaues und über seine ganz eigenartige Entwicklung. Das 1330 verliehene Erbrecht, die günstigen, von dem Kloster Ettal ausgehenden wirtschaftlichen und kulturellen Einflüsse, die Blüte der Rottmännerinnung, der vorwiegende Kleinbesitz und die besonderen Schicksale der Gemeinde Oberammergau ermöglichen erst in ihrem Zusammenhang ein tieferes Verständnis des kleinen „Künstlervölkchens" und seines in Deutschland geradezu vorbildlichen Zusammengehörigkeitsgefühls.

Die Besprechung der körperlichen Merkmale führt zu einigen sehr interessanten Ergebnissen. Die nach Martin erhobenen Maße wurden mit denen der Isarwinkler — noch nicht veröffentlicht — und der Miesbacher (von demselben Autor stammend) verglichen. Untersucht wurden nur alteingesessene Familien. Leider vermissen wir Angaben über die Zahl der gemessenen Personen.

An Körpergröße übertreffen sie ihre Vergleichsgruppen: die Oberammergauer Männer infolge hoher Prozentzahl der Großen, die Frauen infolge Fehlens der Kleinen. Kürzere Armlänge und größere Stammlänge werden nicht rassisch, sondern — wohl mit Recht — physiologisch gedeutet. Die übrigen Merkmale sprechen eindeutig für das Vorwiegen dinarischer Rassenmerkmale. Unter den Männern finden sich 76,9% relativ reine Dinarier oder Dinarier mit nordischem oder alpinem Einschlage. Für das Erscheinungsbild des Oberammergauers entscheidend sei die Zugehörigkeit seines Wohngebietes zum Hosigau. Daß die erst später germanisierten Hosi Illyrier waren, ist eine wissenschaftlich unterlegte Anschauung und ebenso unsicher wie der Hinweis auf die Kunst der Hallstadt-Illyrier. Man erkennt aber doch deutlich, daß der Ursprung der dinarischen Rasse ein noch ungelöstes Problem ist. Erwähnt seien noch die ausgezeichneten Photographien am Ende des Heftes.

Der größeren Veröffentlichung kann man wohl mit gespanntem Interesse entgegensehen. In dem gleichen Heftchen befinden sich noch zwei kurze Abhandlungen über die Oberammergauer Schnitzkunst von Dr. G. M. Ritz und über die kulturpolitische Bedeutung der Oberammergauer Passionsspiele von Dr. Franz Thierfelder, die das Bild des „Kulturvölkchens" in dankenswerter Weise vervollständigen.

Friedrich Stumpfl.

H. W. Siemens: Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. München 1930. J. F. Lehmanns Verlag. 147 S. 59 Abb. Kart. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Mit zahlreichen Erweiterungen und kleinen den Fortschritten Rechnung tragenden Änderungen, liegt die Neuauflage des auch im Auslande durch mehrfache Übersetzungen be- und anerkannten Grundrisses vor. Neu eingefügt wurde ein Abschnitt über die Zellforschung, welcher die durch die Zellforschung gelieferte Ergänzung der Mendelforschung

abhandelt und auch auf die Fragen der Geschlechtsbestimmung eingeht. Auf dem ersten, vererbungswissenschaftlichen Teil des Buches baut sich die Rassenhygiene auf, in beiden Teilen bei aller Kürze doch leicht verständlich und für eine Einführung ausführlich genug. Die Bedeutung biologischer Erkenntnisse für das Einzelleben wie für das Völkerleben, die engen Zusammenhänge des Programms der Rassenhygiene mit der Sozial-Wirtschafts- und Kulturpolitik sollte jeden Gebildeten veranlassen, sich mit den über die Zukunft unseres Volkes entscheidenden Fragen vertraut zu machen und zunächst für sich selbst zu befolgen und dann mitzuhelfen, daß die Forderungen der Rassenhygiene endlich in die Tat umgesetzt werden — reichlich spät dazu ist es schon. Die geschickt vermittelten Kenntnisse gehören heute zur Allgemeinbildung, das mangelnde Schulwissen nachzuholen bietet sich eine günstige Gelegenheit. G. Moser.

Thomsen, A.: Die Bildung von Völkerkeimen zur Erhaltung und Mehrung wertvoller Erbanlagen. Verh. d. 5. Internat. Kongr. f. Vererbungswiss. in Berlin 1927. Suppl. Bd. II d. Zeitschr. f. Indukt. Abst.- u. Vererb.-Lehre. 1928. Verlag Gebrüder Borntraeger, Berlin.

Thomsen erörtert in dieser Schrift, die einen Vortrag wiedergibt, als einen Weg zur Bekämpfung der Rückgänge wertvoller Erbanlagen im Volk die Begründung von Völkerkeimen. Durch Zusammenschluß von Familien, die durch entsprechende Kinderzahl den generativen Bestand ihres Kreises sichern wollen, zu einer Heiratsgemeinschaft, werden „historische" Völkerkeime begründet, die, innerhalb ihres Kreises ohne Zuchtrichtung, ihr historisch überkommenes Erbgut erhalten wollen. Tritt dazu ein Zuchtideal, demgemäß eine Fortpflanzungsauslese getroffen wird, dann spricht T. von „biologischen" Völkerkeimen. Beide Formen der Fortpflanzungsgemeinschaft sind in Wirklichkeit bereits biologisch erprobt. Das jüdische Volk nennt der Verfasser als Beispiel für die Auswirkung historischer Völkerkeime, die untereinander im Konnubium leben und trotz Mangel einer räumlichen Geschlossenheit die Erhaltung des Volkstums sichern, die Familie Bach, der in 8 Generationen 50 bedeutende Musiker entsprossen sind, als Beispiel eines biologischen Völkerkeimes mit Fortpflanzungsauslese im Sinne der Wertschätzung musikalischer Begabung. Verf. tritt vor allem für den Aufbau historischer Völkerkeime im deutschen Volk ein und bespricht Möglichkeiten der Gliederung und Organisation. Eine erste Verwirklichung seiner Gedanken erhofft T. von der Umwandlung möglichst zahlreicher Familienverbände, deren er in Deutschland 600—800 schätzt, in Völkerkeime. — Näher ausgeführt hat der Verf. seine Gedanken über biologische Völkerkeime in der Schrift: „Der Völker Vergehen und Werden", Leipzig 1925 (RM. 1.75), über die Begründung von historischen Völkerkeimen in der Schrift: „Die deutschen Familienverbände als Völkerkeime, als Retter des schwindenden deutschen Volkes", Berlin 1927 (RM. 0.80). — M. Hesch.

Friedrich Wecken: Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung. Mit einem Geleitwort von Ludwig Finckh. 4. umgearbeit. u. erweit. Aufl. Leipzig 1930. Verlag Degener & Co. 171 S. u. Kalender f. 1930. Geb. RM. 6.50.

Das handliche, überaus inhaltreiche Büchlein des bewährten Genealogen ist jedem Familienforscher auf das wärmste zu empfehlen. Wie beliebt und verbreitet es bereits ist, geht daraus hervor, daß nun (seit 1919) schon die 4. Auflage notwendig wurde. Das Werk enthält alles Wichtige an Hinweisen und Hilfsmitteln, die der Familienforscher braucht; erwähnt seien nur: eine von St. Kekule v. Stradonitz beigesteuerte „Zeittafel zur Geschichte der deutschen Familienforschung", Bibliographisches, „Grundbegriffe und Grundsätze der Familiengeschichtsforschung" nebst Schilderung der Arbeitsweise und der Darstellung der Ergebnisse, eine Übersicht der Quellen und der Hilfsmittel zu ihrer Benutzung, ein Beitrag zur Ständegeschichte. Ein kurz und übersichtlich gefaßter Abschnitt unterrichtet dankenswerterweise über die Haupttatsachen und Begriffe der Erbkunde und macht auf die Notwendigkeit der Erbforschung aufmerksam; der Verf. bezieht sich dabei hauptsächlich auf Lenz, Siemens, Kaestner und Czellitzer; auch die Fragen der Vererbung von Krankheiten und Anomalien und der Inzucht werden gestreift und es folgt ein Hinweis auf den großen Wert der Rassenhygiene. Praktisch sind alphabetische Verzeichnisse der in alten Urkunden vorkommenden Krankheitsnamen, der Fachausdrücke, der Standes- und Verwandtschaftsbezeichnungen, der Monats- und Tagesbezeichnungen, der Feste und Heiligentage und mehrere Seiten mit Proben alter Handschriften. Die wichtigsten Neuerungen, durch die sich die 4. Auflage von der früheren unterscheidet, sind: Zweiteilung in den Hauptteil und das jährlich neu erscheinende Kalendarium mit seinen Beilagen; die Aufnahme von Dauersuchanzeigen (die über einen „toten Punkt" durch Zufallsfunde hinweghelfen sollen) und ein Sachregister. O. Reche.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, München
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans Freimark, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Volk u. Rasse

. Jahrgang Heft 2 April (Ostermond) 1931





König Philipp August von Frankreich an der Kathedrale von Reims.
(Nach Vitry, La cathédrale de Reims.)

Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neubauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4107.

6. Jahrgang — Heft 2 — April (Ostermond) 1931

Altarische Restvölker Innerasiens.

Von Prof. Dr. Arved Schultz, Königsberg i. Pr.

Mit 19 Abbildungen.

Als arische Restvölker Innerasiens wird man ethnologisch heute indische und iranische Völkergruppen bezeichnen, die sich durch anthropologische und kulturelle Merkmale, die auf älteste indogermanische Zustände hinweisen, von den Nachbarvölkern oder anderen indo-iranischen Völkern, unter denen sie leben, unterscheiden. Am eindeutigsten sind die Merkmale der Sprache. Weniger tritt das alte, jetzt nur in einer Reihe von Überbleibseln erhaltene Kulturgut zutage und am meisten verwischt ist der Rassentypus. Der Anteil der Blonden, Helläugigen, Langköpfigen unter der vorwiegend dunkelhaarigen, dunkeläugigen und kurzköpfigen Bevölkerung ist in Innerasien für die alten arischen Restvölker nicht maßgebend. Wie in Vorderasien sind auch hier helle Farbelemente in den westlichen Landschaften überall anzutreffen, aber nie kommt es zu einer solchen Häufung derselben innerhalb einer Volksgruppe, wie z. B. bei den Kurden Vorderasiens. In deren Kriegerkaste, den Aschwiret, hat sich ein vorwiegend nordisch bedingter Typus noch bis auf den heutigen Tag gut bewahrt. Vorherrschende Langköpfigkeit bei hellen Farben zeigen in Innerasien nur die Kafiren, aber deren Kopfform geht z. T. wohl auch auf altindische, drawidische, Einwirkungen zurück.

Zu den innerasiatischen arischen Restvölkern gehören zwei Gruppen: die **Kafiren** und einige benachbarte Völker am Südhange des Hindukusch und die gewöhnlich als **Galtscha** bezeichneten Völker nördlich desselben. Die kulturellen und anthropologischen Unterschiede der Süd- und der Nordgruppe sind sehr beträchtlich, alte, gemeinsame Wurzeln aber noch erkennbar. Beiden Gruppen schließen sich weiter kleinere Volksreste, die nicht mehr unbedingt zu den altarischen gerechnet werden können, an, die aber heute diesen sehr ähnlich sind. Ein wichtiges Merkmal ist dabei stets die Sprache.

Man ist heute der Ansicht, daß die Trennung in Inder und Iranier bereits in deren europäischer Urheimat erfolgte und daß die Einwanderung der Inder über den Kaukasus um 2500 v. Chr. stattfand. Ihre ersten Sitze lagen am rechten Ufer der Kura bis zum Kaspischen Meer hin. Die Zeit dieser ersten Wanderung wird von J. **Strzygowski** allerdings erst um 1700 v. Chr. angesetzt. Den Indern folgten die Iranier und drängten jene, ab 1000 v. Chr., allmählich immer mehr nach Osten. Von diesen beiden arischen Zweigen unterschied sich ein dritter, der der Saken. Sie kamen nicht über den Kaukasus her, sondern zogen nördlich des Kaspischen Meeres nach Turkestan und Afganistan hin, damit einen Keil zwischen den beiden älteren, nach Iran und Indien vorgedrungenen Gruppen bildend. **Bartholdt**, der diese Ansicht vertritt, betont, daß sie aber noch der endgültigen Beweise bedarf.

Die ältesten, heute vorhandenen Sprachdenkmäler kennen den Ausdruck „Arya" in Indien, „Ariya" oder „Airya" in Iran. Auf den Inschriften des großen Darejawoš (Dareios) wird „Arier" offenbar nur auf die Bevölkerung Irans angewandt, die Inder werden nach dem Grenzfluß „Sind", „Sindhu", in iranischer Aussprache „Hind", heute Indus, als „Hindu" bezeichnet. Im Awesta ist dieser Ausdruck nur auf den Strom angewandt. Den Ariern werden die „Tura" und „Sairima" gegenübergestellt. **Bartholdt** meint, daß unter diesen innerasiatische Völker zu verstehen sind und daß somit die Iranier unter diesen und den Indern bereits einen Unterschied machten. Die „Sairima" sind die „Sarmaten" oder „Savromaten" der Griechen, die „Tura", die wohl gleicher Herkunft waren, leben in dem Landschaftsnamen „Turan" fort. Vielleicht handelt es sich bei ihnen um die alte kurzköpfige Urbevölkerung Turkestans, die durch die Grabungen Pumpellys bei Anau, nördlich des persischen Grenzgebirges Kopet-dag, bekannt geworden ist, über deren rassische Zugehörigkeit sich aber noch nichts Genaueres sagen läßt. Es war ein — vorarisches — Volk, das sich bereits zu einer höheren, Stadt- und Ackerbaukultur aufgeschwungen hatte. Der Ausdruck „Iran", ursprünglich „Eran, Ariān", erscheint erst später, im 3. Jahrhundert v. Chr., bei Erathostenes, der ihn von Strabo übernommen hatte, und ist Genetiv pluralis von „Airya", also im Sinne „das Land der Arier" angewandt.

Diese Altinder, Altiranier, Saken und deren Nachkommen vermischten sich größtenteils mit der Urbevölkerung der Gebiete, in die sie eingedrungen waren, erhielten sich aber besonders in schwer zugänglichen und außerhalb der Wege der großen türkisch-mongolischen Einfälle gelegenen Hochgebirgstälern mehr oder weniger rein bis auf den heutigen Tag. Die Altiranier mischten sich vorwiegend mit Vorderasiaten, weniger Orientalen, die Altinder mit der dunklen drawidischen Urbevölkerung, die Sakische Gruppe mit mongoloiden, vielleicht aber doch schon arisch-mongoloiden „Altturaniern".

Über die Ausbreitung der Altiranier aus dem vorderasiatischen Gebiet heraus nach Innerasien geben die Darstellungen auf dem Grabmale des Darejawoš I.

(Dareios), 522—486 v. Chr., bei den Ruinen von Persepolis, einen gewissen Aufschluß. Es werden nämlich „Sogdier“ und „Choresmer“, also die Bevölkerung der Landschaften nördlich des Hindukusch am Serawschan und im Mündungsgebiet des Oxus, Amu-darja, erwähnt. Weiter beschreibt der Choresmer Biruni im Jahre 1000 n. Chr., also zur Zeit des Verschwindens jener Völkerstämme in einer arabischen Schrift die Kalender der Sogdier und Choresmer. Hieraus können wichtige Schlüsse auf die Stellung ihrer Sprache innerhalb der iranischen Sprachgruppe gezogen werden. Die von schwer zugänglichen Wüsten umgebene Oase von Choresm blieb politisch selbständig und übte bis zur Bildung des persischen Achameniden-Reiches eine Vorherrschaft in Turkestan aus. So hatte während der Feldzüge Alexanders des Großen in Turkestan, 330—327 v. Chr., Choresm seinen eigenen König, während das leicht zugängliche Sogdien eine persische Provinz wurde. Choresm scheinen überhaupt weder Alexander d. Gr., noch die griechisch-baktrischen Könige, noch die vorislamitischen türkischen und mongolischen Eindringlinge erobert zu haben. Erst der Einbruch des Islam im Mittelalter hat rasch die Spuren Altirans verwischt, sie in die Hochtäler hineingedrängt.

Für die weitere Ausbildung altiranischer, und gerade sogdischer, Kultur im eigentlichen Innerasien sind die Forschungen von Grünwedel, 1902—03, und von Aurel Stein, 1900—01 und 1906—08, im chinesischen Ost-Turkestan von grundlegender Bedeutung geworden. Die wichtigste Entdeckung war die Feststellung einer Reihe bisher unbekannter Literatursprachen indo-europäischer Herkunft für die Zeit vom 1. bis vermutlich 10. Jahrhundert n. Chr. Die eine, bei Chotan gefundene, ist als Tocharisch bezeichnet worden, nach einem Volke, das an der Grenze Chinas lebte und, nach griechischen Quellen, sich im 2. Jahrhundert vor Chr. unter den Eroberern des griechisch-baktrischen Königreichs befand. Noch in der islamitischen Zeit wurde ein Teil Baktriens, und zwar die Gegend um das heutige Chotan, Tocharistan genannt. Eine andere Sprache wurde im Gebiet von Kutscha, also am Nordrande des großen innerasiatischen Beckens, gesprochen. Sie steht eigentümlicherweise europäischen Sprachen näher, als arischen. Zweifellos iranisch ist aber wieder die dritte der aufgefundenen Sprachen, die als Sogdisch bezeichnet wird und der von Biruni angewandten entspricht. Sie ist im östlichen Chinesischen Turkestan in den Ruinen zwischen dem Lob-nor und der chinesischen Grenzfestung Dunchuan entdeckt worden und soll, nach R. Gauthiot, von Samarkand bis China im Gebrauch gewesen sein. Daß sich tatsächlich zahlreiche sogdische Kolonien an den beiden großen innerasiatischen Karawanenwegen, welche die Tarim-Wüste im Norden und Süden umgingen und auf denen sich ein reger Verkehr zwischen West- und Ostasien abspielte, befanden, bezeugen chinesische und arabische Berichte. Die Turanier erhielten dadurch einen stärkeren Zustrom nordischen Blutes, was sich in der heutigen Bevölkerung zweifellos erkennen läßt. Das vorwiegend mongolische Aussehen behält allerdings dieses Rassengemisch bei, während bei den arischen Restvölkern der mehr nordisch bestimmte Typus stärker hervortritt.

Mit dem Eindringen des Islam wurde das Sogdische durch das Persische ersetzt und hat sich heute nur noch als zwei Dialekte im Tale des zum Serawschan fließenden kleinen Hochgebirgsflüßchens Jagnob erhalten. Die sie sprechende altarische Bevölkerung wird als Jagnober bezeichnet. Altiranische, sog. Galtscha-Sprachen — das Wort wird weiter unten erläutert — werden jetzt noch im westlichen Pamir und in einigen Tälern des Kuen-lun, zwischen Pamir und Tibet, ge-

sprochen. Sie sind alle dialektisch so stark gespalten, daß sich die Bewohner benachbarter Täler oft miteinander nicht verständigen können. Ebenso verschiedenartig ist das Kafirische südlich des Hindukusch, das heute nicht mehr vom altindischen Sanskrit abgeleitet, sondern als eine besondere alte Gruppe mittlerer Stellung betrachtet wird.

Stärker als die rassischen Einwirkungen der Sogdier waren die kulturellen. Sie dehnten sich nicht nur auf die Turkvölker aus, sondern auch auf die weiter östlich sitzenden Mongolen, teilweise sogar auf China. Das Alphabet der türkischen Uiguren, z. B., ist aus dem sogdischen entstanden und dann den Mongolen übertragen worden. Von diesen haben es die Mandschuren als Grundlage ihres Schrifttums übernommen. Auch an der Verbreitung des Buddhismus, des Manichäismus und sogar des Christentums in Innerasien sind gerade die Sogdier beteiligt gewesen. Im Mongolischen sind buddhistische Kultausdrücke vielfach sogdischer Herkunft und im Türkischen finden sich ebenfalls viele sogdische Wortstämme vor. Es waren somit Choresm, Sogdien und Tocharistan wichtige Mittelpunkte altarisch-iranischer Bevölkerung und Kultur in Innerasien.

Das ethnographische Bild änderte sich aber zu deren Ungunsten mit dem Eindringen der Araber und des Islam im 7.—8. Jahrhundert n. Chr. Zunächst wirkte sich in den westlichen Landschaften die Mischung mit vorderasiatischem und orientalischem, in den nördlichen und östlichen mit mongolischem Blute ungünstig aus. Die kulturellen semitischen Einwirkungen waren sehr stark, stärker als die des Hellenismus. Dessen Spuren sind bekanntlich ebenfalls durch die Ausgrabungen von Grünwedel, Aurel Stein[1]), Le Coq[2]) u. a. in Ost-Turkestan bekannt geworden. Der Islam hob zunächst die kulturellen Zustände. Persische Mohammedaner drangen zahlreich in die iranischen Gebiete Innerasiens ein. Die alte Grundbesitzer-Aristokratie, die in ihren befestigten Burgen saß, verlor an Bedeutung, dagegen nahm die Zahl der Kaufleute zu, was wiederum ein Anwachsen der Städte zur Folge hatte. Die sich entwickelnde islamitische, persisch sprechende, nicht mehr rassenreine Bevölkerung sind die heutigen T a d s c h i k Turkestans und Afganistans.

Schon in der vorislamitischen Zeit wurde zweifellos ein Unterschied zwischen der Bevölkerung des Tieflandes und der Gebirge gemacht. Später, im 11. und 12. Jahrhundert n. Chr., in der islamitischen Periode, wurde das Wort „Gar" oder „Gartscha" für Berg, bzw. Bergbewohner angewandt. Auch zwei Landschaften, eine am Oberlauf des Murgab im nördlichen Afganistan, die andere am Oberlauf des Serawschan in West-Turkestan, hießen „Gartschistan". „Gartscha" ist in der heutigen Aussprache „G a l t s c h a", d. i. also „Bergbewohner", wie im Russischen „Gorez". Eine Sprachgruppe, wie heute, wurde damit im Mittelalter aber noch nicht zusammengefaßt. Der englische Reisende Shaw fand, 1868—69, daß die Eingeborenen mit „Galtscha" die Bevölkerung von Kuljab, Karategin, Sebak, Badakschan, Mindschan, des Matsch-Tales und der westlichen Pamir-Provinzen Darwas, Ruschan, Schugnan und Wachan bezeichneten. Im heutigen europäischen, wissenschaftlichen philologischen Sinne versteht man, nach Geiger[3]), unter Galtscha-Sprachen und unter Galtschas nur die altiranischen

[1]) Stein, Serindia. 5 Bde. London 1921 u. f.
[2]) Le Coq, Chotscho. Berlin 1913.
Le Coq, Volkskundliches aus Ost-Turkestan. Berlin 1916.
Le Coq, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens. Berlin 1925.
[3]) Geiger, Ostiranische Kultur im Altertum. Erlangen 1882.

sogdischen Mundarten, bzw. die sie sprechenden altarischen Völker, — das sind die Jagnober am oberen Serawschan und die Pamir-Tadschik. Schon in der Landschaft Darwas im nordwestlichen Pamir und in der ostafganischen Landschaft Badakschan, mit Ausnahme von deren östlichsten, am oberen Amu-darja, Pändsch, gelegenen, den Pamir-Tadschik unmittelbar benachbarten Teile, wird eine persische Mundart gesprochen. Auch die in den Kuen-lun-Tälern sitzenden Tadschik wird man nicht als Galtscha bezeichnen.

Seit dem 10. Jahrhundert n. Chr. herrschten in beiden Turkestan die Türken, von denen natürlich auch der Name der Länder stammt. Die ansässige, iranische, Bevölkerung vermischte sich mit den Eroberern und nannte sich jetzt Tadschik. Für diese unterworfene, alte Bevölkerung hatten die Türken den Ausdruck „Tat", der aber auch auf die türkischen Uiguren in Ost-Turkestan angewandt wurde und sich stets auf die ansässige Bevölkerung bezog. Diese strenge Sonderung zwischen Nomaden und Ansässigen war für die nomadischen Eroberer natürlich naheliegend. Soziale Stellung war ihnen stets wichtiger als völkische Zugehörigkeit.

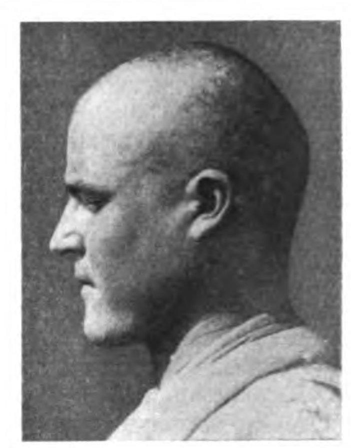
Die Lage der Tadschik war unter der Türken- und Mongolen-Herrschaft eine sehr schwere. Aber ohne die ackerbautreibenden „Tat" konnten die Türken nicht auskommen. Die Tadschik waren nicht nur ausgezeichnete Ackerbauer, sondern wurden auch durch den vorderasiatisch-persischen Einschlag zu geschäfttüchtigen Kaufleuten. Kulturell standen sie also hoch, hatten ihre alte sogdische Grundlage weiter entwickelt.

Im mittelasiatisch-persischen Timuriden-Reich erschien für die Tadschik die Bezeichnung „Sart" und in einem mongolischen Epos wird mit „Sartakai", der mongolischen Form von „Sart", ein Held, der sich durch den Bau wundervoller Staudämme und Bewässerungsanlagen auszeichnete, benannt. Noch in der Zeit der Nachkommen Timurs wurden die Sprache und Literatur der Sarten denen der Türken gegenübergestellt und unter Sarten allgemein Perser verstanden. Nur der Sultan Babur trennte eigentümlicherweise, im Anfange des 16. Jahrhunderts, Sarten von Tadschik. Nach der Eroberung Turkestans durch die türkischen Usbeken im 16. Jahrhundert wurde unter Sarten die ansässige Bevölkerung verstanden, gleichgültig ob sie türkischer oder iranischer Herkunft war oder türkisch oder persisch sprach. Da die Usbeken bald ebenfalls zum Ackerbau übergingen, so fiel auf sie auch der Name Sart. In der Usbeken-Zeit, die bis zur Eroberung durch die Russen dauerte, wurden die Tadschik immer stärker von den besten Plätzen abgedrängt und zogen sich immer mehr von den großen fruchtbaren Oasen des Tieflandes in die Täler der Gebirge hinein, sich wiederum mehr dem Ackerbau zuwendend. Der Ausdruck Sart wurde damit gleichbedeutend mit usbekischen Stadtbewohnern und erhielt einen gewissen nichtachtenden Sinn. Jetzt ist das Wort Sart von der bolschewistischen Regierung ausgemerzt worden und man spricht nur von Usbeken.

Zu den altarischen Galtscha in ihren abgelegenen, oft kaum zugänglichen Hochtälern zogen nicht nur einzelne abgedrängte Tadschik nach, sondern auch persische Flüchtlinge und manch anderer, vom Geschick Benachteiligter. Damit wurde ihr Blut immer mehr gemischt, während die alte Kultur, unterstützt durch den schweren und einheitlichen Existenzkampf, sich besser erhalten konnte. Von den Mongolenstürmen blieben diese Landschaften, wie auch das ost-afganische Badakschan, verschont.

Die Einwirkungen der Landschaft, also der niederschlagsarmen, winterkalten engen Hochgebirgstäler des Hindukusch, Pamir und Kuen-lun, und ihrer Lage zu





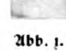
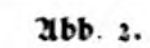

Abb. 1. Pamir-Tadschik. Reiner Galtscha-Typus. Abb. 2.







Abb. 3. Pamir-Tadschik. Galtscha-Typus mit vorderasiatischem Einschlage. Abb. 4.

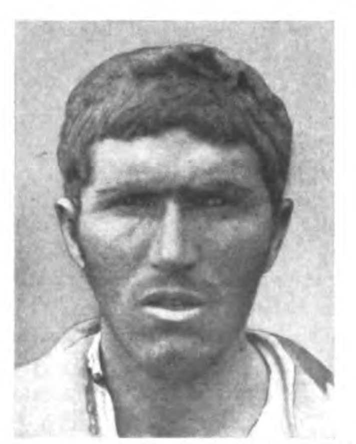




Abb. 5. Pamir-Tadschik. Galtscha-Typus. Abb. 6.

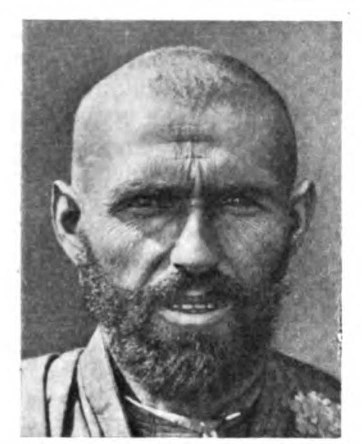



Abb. 7. Pamir-Tadschik. Galtscha-Typus mit vorderasiatischem Einschlage. Abb. 8.




Abb. 9. Pamir-Tadschik. Galtscha-Typus mit mongol. u. vorderasiat. Einschlage. Abb. 10.




Abb. 11. Pamir-Tadschik. Galtscha-Typus mit mongolischem Einschlage. Abb. 12.

den Durchgangsstraßen auf die Kultur dieser Gebirgsvölker sind überhaupt sehr stark. Aber als alte arische Restvölker wird man nur die Galtscha, d. h. Jagnober und Pamir-Tadschik, und die Kafiren nebst einigen kleinen Reststämmen innerhalb der indisch-iranischen Völker des südlichen Hindukusch bezeichnen. Denn nur sie haben so zahlreiche Überreste der ältesten arischen Kultur erhalten und nur sie weisen in geschlossener Menge den altiranischen vorwiegend nordischen Typus auf, der als „Galtscha-Typus“ bezeichnet werden kann.

Dem indo-arischen Sprachstamme gehören aber auch noch einige andere Völker an, ebenso wie der Galtscha-Typus nicht nur auf die altarischen Restvölker beschränkt ist. Sozusagen zu den Galtscha im weiteren Sinne gehören nördlich des Hindukusch-Himalaya die am Rande des östlichen Pamir und westlichen Kuen-lun sitzenden Sarikoler, die in den Hochtälern an dessen Nordabdachung lebenden Pakhpu und einige kleinere, nur noch Viehzucht treibende Stämme weiter östlich, die erst durch die Forschungen Aurel Steins bekannt geworden sind. Südlich des Hindukusch sind es insbesondere die Shin und Brokhpa, die Khowar in Gilgit, die Astor und die Yasiner und Tschitraler. Die ganze Nordgruppe mag etwa 50 000, die Südgruppe etwa 150 000 Menschen zählen, darunter etwa 120 000 Kafiren und 35 000 Pamir-Tadschik.

Die anthropologischen Verhältnisse einer Reihe dieser Völker und deren Stellung zu den Turkvölkern sind durch Aurel Steins Beobachtungen und Messungen an insgesamt 600 Individuen gut aufgeklärt worden. Die Ergebnisse stellt T. A. Joyce im Journal des Kgl. Anthropologischen Instituts in London, 1913 [4]), dar. Ältere Angaben verdankt man Ujfalvy, dessen Werk, Les Aryens au Nord et Sud de l'Hindou-Kouch, Paris 1896, alles damals bekannte anthropologische Material zusammenbringt. Die Pamir-Tadschik und Jagnobi haben zahlreiche russische Forscher angezogen, die ersteren sind auch besonders vom Verfasser auf Grund langjähriger Reisen unter ihnen beschrieben worden.

Der Anteil der „Blonden“ ist, wie schon einmal ausgeführt, kein sicherer Anhaltspunkt für die Zugehörigkeit zu Altariern, da ja auch die Turkvölker nordisch durchmischt sind und somit auch „Blonde“ enthalten. Für die Südgruppe wird deren Anteil mit 2—12%, für die Jagnober mit 8%, für die Pamir-Tadschik mit 2—3% angegeben. Das sind Verhältniszahlen, denen man örtlich auch unter den Turkvölkern des Tieflandes begegnen kann. Bis auf die Kafiren, unter denen tatsächlich, wie bei den Kurden Vorderasiens, Langköpfe vorherrschen, ist alles ebenso „kurzköpfig“, im Gebirge, wie im Tiefland. Den verhältnismäßig reinsten nordischen Typus würden wohl die Brahmanen Kaschmirs zeigen, die aber ethnisch nicht zu den altarischen Restvölkern gestellt werden können. Nach den zusammenfassenden Aufstellungen von Joyce ergibt sich folgender Anteil heller Farben unter den Turkvölkern des östlichen Turkestans (Seite 73 oben).

Sehr ähnliche, auch im Einzelnen stark wechselnde, Prozentzahlen würden ebenfalls die Oasenbewohner des west-turkestanischen Tieflandes aufweisen.

Die einzelnen Gruppen der Altarier sind untereinander physiognomisch kaum auseinander zu halten. Nur die Kafiren treten schärfer hervor. Die kulturellen Unterschiede sind natürlich, besonders zwischen Angehörigen der Nord- und der Südgruppe, groß. Einen guten Aufschluß geben wiederum Aurel Steins Bilder. In einzelnen Gruppen sind in der Auswahl von Joyce Kafiren, Tschitraler,

---

[4]) Joyce, Notes on the physical Anthropology of Chinese Turkestan and the Pamirs. Journ. R. Anthropolog. Inst. XLII. London 1913.

Turanier aus	helle Augen	mittlere und helle Haare
Ak-su	—	16 %
Turfan	5 %	5 %
Chotan	7 %	20 %
Hami	—	7 %
Lop-Gebiet	5 %	26 %
Kerija	14 %	10 %
Nija	30 %	47 %

Mastudscher, und von der Nordgruppe Wachaner, Pakhpu, Sarikoler und einige Turanier des Tieflandes dargestellt. Die Kafiren fallen dabei durch lange, schmale

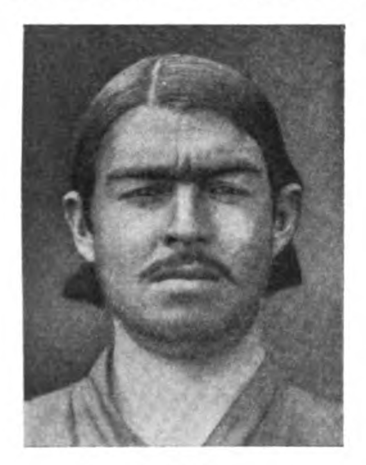


Abb. 13.



Abb. 14.

Pamir-Tadschik. Indo-afganischer Typus.

Gesichter auf und einem feineren Typus steht ein derberer gegenüber. Recht ähnlich sind ihnen die Tschitraler, besonders eigenartig aber die Gruppe der Mastudscher, welche etwas breitere, sehr regelmäßige Gesicher erkennen läßt, die sich z. T. dem afganischen physiognomischen Typus nähern. Die Wachaner erinnern mehr an die Sarikoler, was aber bestimmt nicht verallgemeinert werden kann, da, nach eigenen Beobachtungen, unter letzteren der vorderasiatische Typus häufig ist, die Wachaner aber allerdings am wenigsten von allen Galtscha den „Galtscha-Typus" besitzen. Sie leben eben im südlichen Pamir an einer recht häufig begangenen Straße, die von Afganistan nach Innerasien führt. Sehr einheitlich auf den Abbildungen ist die bisher kaum bekannte Pakhpu-Bevölkerung, die wiederum mehr galtscha-ähnlich ist und sich damit den Schugnaner und Ruschaner Tadschik nähert. Auch die abgebildete Gruppe von Bewohnern des oberen Jurun-kasch, die also noch weiter östlich als die Pakhpu im Kuen-lun leben, scheinen diesen recht ähnlich zu sein. Die Joyceschen Tabellen geben Auskunft über die anthropologischen Verhältnisse dieser Völker. Am wichtigsten ist dabei folgendes (Seite 74 oben).

Die eigentlichen Galtscha, also Pamir-Tadschik und Jagnober, zeigen einen dolichoiden Typus, mit einer Reihe nordischer Züge, eben den Galtscha-Typus.

Volk	Wuchs	Längen-Breiten-Index des Kopfes	Haut
Kafiren	166,8	76,9	22 % braun, 78 % rosa
Tschitraler	168,5	80,3	— 100 % „
Mastudscher	166,6	80,6	4 % braun, 93 % „
Sarikoler	163,7	81,9	— 100 % „
Pakhpu	160,0	79,9	— 100 % „
Wachaner	168,0	84,8	5 % braungelb, 95 % „

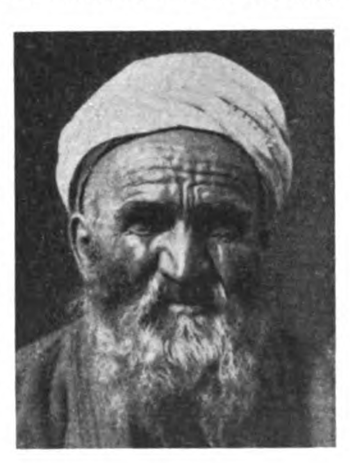
Volk	Haare			Augen		
	schwarz	dunkelbraun	mittel und hell	dunkel	mittel	hell
Kafiren	17 %	56 %	28 %	14 %	61 %	28 %
Tschitraler	5 %	91 %	5 %	—	91 %	9 %
Mastudscher	14 %	82 %	4 %	14 %	79 %	7 %
Sarikoler	18 %	53 %	30 %	3 %	70 %	28 %
Pakhpu	–	68 %	28 %	4 %	68 %	28 %
Wachaner	5 %	63 %	32 %	5 %	80 %	5 %

Stark vorherrschend ist er aber nur in einigen besonders schwer zugänglichen Hochgebirgstälern, hauptsächlich in der Landschaft Ruschan in den am Bartang-Cañon gelegenen Dörfchen. Allerdings machen sich gerade hier auch besonders Degenerationserscheinungen infolge Inzucht, wie es bei zwei Durchquerungen dieser Schlucht vom Verfasser festgestellt werden konnte, bemerkbar. In den breiteren und leichter zugänglichen Tälern des westlichen Pamir ist der Anteil vorderasiatischen und orientalischen Elements recht stark und kann in manchen Dörfern sogar überwiegen. Eigentümlicherweise tritt der Galtscha-Typus gerade bei Frauen verhältnismäßig seltener auf, als bei Männern. Der mittlere Kopfindex der Galtscha schwankt um 85. Die Kafiren, ebenfalls Bergbewohner, sind dagegen vorwiegend langköpfig. Sie erfuhren allerdings auch eine Blutzufuhr durch drawidische Langköpfe. Bei den Jagnobern findet man heute höchstens 2 %, bei den Pamir-Tadschik etwa 1 % Langköpfe. Daß sich Langköpfigkeit dabei vorwiegend mit hellen Farbelementen deckt, ist Verfasser während seines dreijährigen Aufenthalts bei den Tadschik nie aufgefallen.

Von 58 von Bogdanow aufgenommenen Jagnobern hatten 69 % braune, 14 % grüne, 15 % blaue und 2 % graue Augen. Das ist ein sehr hoher Anteil der hellen Farben, wobei vor allen Dingen die häufigen blauen Augen auffallen. Von 35 vom Verfasser gemessenen Tadschik aus Ruschan und Schugnan hatten 80 % braune, 12 % grüne und 8 % graue Augen. Blaue fehlten in dieser Gruppe vollständig und wurden nur ausnahmsweise, kaum so oft wie Langköpfe, beobachtet. Auch helle Haarfarben waren bei den Pamir-Tadschik selten, dunkelbraune bis schwarzbraune Farben traten in der Regel auf. Im Vergleich mit den Altariern der Südgruppe und auch mit den Turaniern des Tieflandes scheinen die Pamir-Tadschik also, abgesehen von der Hautfarbe, geradezu dunkler zu sein. Das zeigen

nicht nur die angeführten Angaben von Joyce, sondern auch die von Ujfalvy[5]), nach dem die Tadschik der Ebene zu 12—15% in Fergana, im Samarkander Gebiet sogar zu 27%, hellhaarig sind. Für die Galtscha gibt Ujfalvy 8% an. Verfasser scheinen die Angaben aus dem Tiefland zu hoch zu sein. Auch die ihm bekannten Kaschgarier aus dem westlichen Ost-Turkestan scheinen ihm dunkler, als die von Aurel Stein aufgenommenen Stämme. Ebenso verhält es sich mit den Sarikolern, unter denen Verfasser drei Monate gelebt hat und die ihm durch die Häufigkeit vorderasiatischer Typen auffielen. Außerdem gab es unter ihnen zahlreiche Zuwanderer aus dem Tieflande Ost-Turkestans und aus Pamir-Gebieten, besonders aus dem an und für sich stärker gemischten Wachan.

Die Hautfarbe der Pamir-Tadschik war stets weißlich-rosa, an den der Luft und Sonne ausgesetzten Körperteilen natürlich hell- bis dunkelbraun. Der trockene, warme Sommer und die sehr starke Strahlung in diesen Höhen, besonders auch im Winter, tragen zur Bräunung bei. Der Ernährungszustand war trotz des schweren Lebenskampfes ein recht guter — 25% konnten als mager, 5% als fett, alle übrigen als mittel bezeichnet werden. Für die Tadschik des Tieflandes wird eine mittlere Körperhöhe von 168,6 cm angegeben. Die Pamir-Tadschik scheinen etwas kleiner zu sein, wenigstens erreichte das Mittel der Gemessenen nur 168,4. Im einzelnen verteilte sich der Wuchs folgendermaßen: Kleine 150,0—154,9 = 5%; 155,0—159,9 = 8%; Mittelgroße 160,0—164,9 = 8%; 165,0—169,9 = 38%; Große 170,0—174,9 = 29%; 175,0—179,9 = 11%; 180,0—184,9 = 5%.


Abb. 18.
Pamir-Tadschik. Orientalischer Typus.

Am stärksten machen sich Merkmale nordischer Rasse noch bei den Jagnobern bemerkbar, am wenigsten bei den Wachanern. Einheitlicher ist dagegen der physiognomische Typus, der besonders durch die Gesichts- und Nasenform bestimmt wird. Die an dieser Stelle beigegebenen Abbildungen, nach Photographien des Verfassers, lassen den „Galtscha-Typus" gut erkennen, aber ihn findet man gelegentlich auch in Vorderasien, was z. B. aus dem Vergleich mit einzelnen Bildern v. Luschans hervorgeht, und ebenso hat ihn Verfasser auf früheren Reisen im Kaukasus, besonders in Ossetien, bei den iranischen Ossen, gefunden.

Auf Grund der Aurel Steinschen Messungen trennt auch Joyce die einzelnen innerasiatischen Rassen, die, zum mindesten physiognomisch, jedem Reisenden in diesen Gebieten aufgefallen waren, für die es aber bisher noch an genauen anthropologischen Aufnahmen gebrach. Natürlich sind die Belege noch lange nicht erschöpfend und zweifellos wird sich noch so mancher Untertypus einstellen. Zunächst treten in Innerasien folgende Rassengemische entgegen, die hier aufgezählt seien, um die Stellung der altarischen Restvölker ihnen gegenüber zu erkennen:

Dolichoide mit Hervortreten nordischer Merkmale; nach Ujfalvy, Joyce u. a. „Homo alpinus", — eine nicht sehr eindeutige Bezeichnung, so daß der Ausdruck „Galtscha-Typus", wohl am besten wäre, um so mehr, als er sich

[5]) Ujfalvy, Les Aryens au Nord et au Sud de L'Hindou-Kouch. Paris 1896.

als Benennung einer Sprachgruppe schon eingebürgert hat. Seine Merkmale sind: mittelhoher Wuchs; gewöhnlich feiner Knochenbau; dolichoide „Kurzköpfigkeit"; langes, ovales Gesicht; schmale, gerade bis konvexe, vorspringende Nase; Augen mittlerer Farbtöne; welliges, stets reichliches Haar, das vorwiegend braun ist; weißlich-rosa, stark bräunende Hautfarbe. Der Unterschied gegenüber dem plump gebauten europäischen Alpinen ist also recht groß.

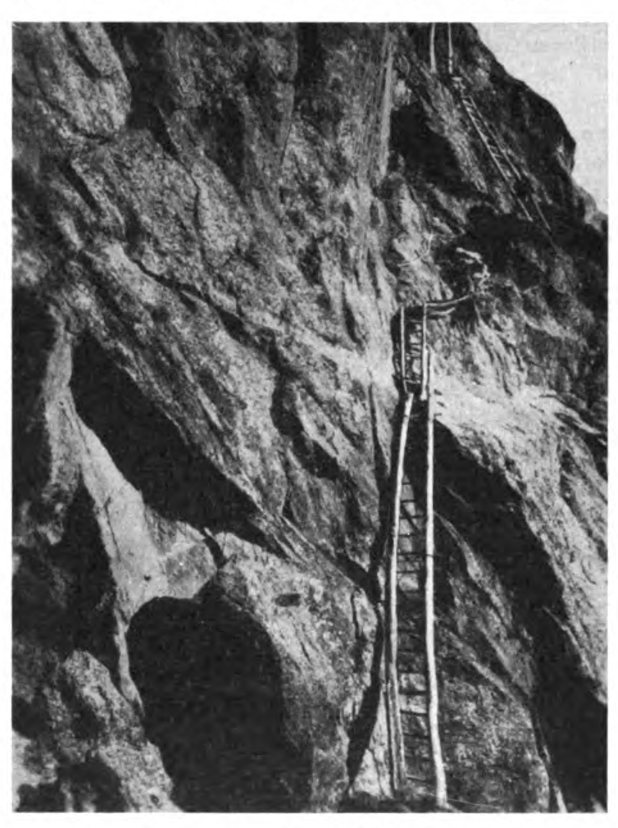


Abb. 10. Leiternpfad am Pändsch-Cañon.

Turk-Typus, nach Joyce „Türkische Rasse", Deniker stellt die turk-tatarische, zu den „Geradhaarigen" gehörige, Rasse auf. Mittelhoher Wuchs; gewöhnlich feiner Knochenbau; sehr kurzköpfig; starke Wangenbeine, daher breites Gesicht; gerade, aber breitere Nase; dunkle Augen; straffes, dunkles Haar; weißlich-bräunliche Haut. Der Turk-Typus zeigt auf jeden Fall auch Einschläge nordischer Rasse, die sich in der Gesichtsform, mehr aber in dem verhältnismäßig starken Anteil heller Farbelemente äußern können. Gerade bei Frauen findet man das oft, so daß diese dadurch sich mehr dem „nordisch-ostischen" Typ nähern.

Indo-afganischer Typus, von Joyce als „Rasse" bezeichnet, auch Deniker spricht von indo-afganischer Rasse als Untergruppe seiner durch wellig-braunes oder schwarzes Haar und dunkle Augen gekennzeichneten Abteilung, zu der er weiter Araber oder Semiten, Berber, Atlanto-Mediterraner, Ibero-Insulaner, Westeuropäer und Adriatiker rechnet. Hier scheinen die vorderasiatischen und drawidischen Einschläge stärker zu sein. Einen Untertypus bilden außerdem zweifellos die kurzköpfigen, breitgesichtigen, geradnasigen, mehr untersetzt gebauten Afganen, die offenbar mehr nordische und mongolische Einschläge besitzen.

Tibetanische Typen. Nach Joyce wird man hier bestimmt mehrere Gruppen aufstellen können. Er gibt folgenden Typus an: übermittelgroße, plumpe Gestalt; kurzköpfig; gerade und dicke, breite Nase; braune Augen; schwarzes, lockiges Haar; braune Haut. Einen anderen Typus kennzeichnen zweifellos folgende Merkmale:

mittelgroße bis große Gestalt; kurzköpfig; starke, oft ausladende Nase; dunkle Augen; straffes, schwarzes Haar; braune Haut. Die Mongolenfalte kann bei beiden Typen auftreten.

Mongolischer Typus, Joyces „mongolische Rasse“, Denikers mongolische Untergruppe der „Geradhaarigen“. Kleiner Wuchs; kurzköpfig; breites, flaches Gesicht; flache, oft eingesattelte Nase mit breiten Nasenlöchern; dunkle, geschlitzte Augen mit Mongolenfalten; schwarzes, straffes Haar; spärlicher Bartwuchs; gelbe oder gelbbraune Haut.

Zweifellos werden in den Randgebieten Innerasiens mit weiterer Erforschung derselben noch andere Typen sich feststellen lassen. Sehr verwickelt sind die



Abb. 17. Tadschik-Dorf und Felder in der Bartang-Schlucht. West-Pamir.

anthropologischen Verhältnisse im südlichen Tibet. Auch die Mongolen im Osten scheinen nicht so einheitlich zu sein, wie man es bisher annahm. In den nördlichen Randlandschaften mag sich auch ein altasiatisches Element auswirken. Zu alledem kommen noch die heutigen Europäer- und Chinesen-Mischlinge.

Zum Schlusse ein paar Angaben über das kulturelle Leben der innerasiatischen Altarier. Es fußt bei den Galtscha ganz auf dem mühsam betriebenen Ackerbau sowie der Almwirtschaft in den engen Hochgebirgstälern und zeigt gerade hierin eine Reihe ältester Sitten und Gebräuche. Die hohe Entwicklung der überirdischen künstlichen Bewässerung im alten Sogdien war erwähnt worden. Sie hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und erfordert gerade bei den Galtscha im Hochgebirge eine Reihe eigenartiger Vorrichtungen. So überbrücken, z. B., besondere Röhrenleitungen kleine Seitenschluchten, um das Wasser des Hauptflusses auf die schmalen Terrassen und flachen Schwemmkegel zu leiten, auf denen allein Raum für die Anlage von Feldern vorhanden ist. Der Boden wird mit

einem einfachen Holzpflug, nicht, wie im Tieflande, mit der Hacke, umgeworfen. Während der Reife des Getreides werden von besonderen kleinen, etwa 1—1½ m hohen Türmchen aus mit Schleuder und Kugelbogen, und mit viel Geschrei, die Spatzen von den Feldern gescheucht. Man drischt durch Austreten der Ähren, wozu Rinder und Esel verwandt werden. Deren Exkremente fängt man dabei mit einem besonderen, aus Weidenruten geflochtenen, löffelartigen Korb auf. Gemahlen wird in kleinen Wassermühlen, Holzstampfer sind aber ebenfalls im Gebrauch. Verbacken wird das Mehl besonders zu großen Fladen, die mit heißer Butter übergossen, mit den Händen verknetet genossen werden und in manchen Dörfchen, besonders in Ruschan, oft das einzige Nahrungsmittel der überaus armen Tadschik sind. Auch das Mehl von Erbsen und Maulbeerfrüchten wird gebraucht.

Der Viehstand ist gering, aber die Almwirtschaft ist für den Haushalt wichtig. Der freien Stellung der Frau — sie geht stets unverschleiert — entspricht es auch, daß sie nicht nur dem Manne auf dem Acker hilft, sondern auch allein, in Gemeinschaft mit anderen Frauen und Kindern, zur Alm hinaufzieht und dort den Sommer über haust. Es bilden sich dabei gewöhnlich Frauenkolonien heraus, die nur gelegentlich von den Männern der betreffenden Frauen besucht werden. Auf sehr alte religiöse Vorstellungen weist dabei die Sitte hin, daß die Männer etwa eine Woche zunächst die Frauen allein lassen müssen. Im Chuf-Tal, einem kleinen Seitental des Bartang in Ruschan, wird diese Sitte „Jagdschwin“ benannt. Ausgestellte Wachen sorgen dafür, daß sie eingehalten wird, und der Mann, der sie durchbricht, auch um seine eigene Frau aufzusuchen, muß zur Strafe der Dorfgemeinde ein Rind opfern. Ist er dazu nicht imstande, so liefert das Dorf das erforderliche Kaufgeld, natürlich in Naturalien, denn Geld ist hier wertlos, und der Schuldige entrichtet nur seinen Anteil, wird aber sonst noch irgendwie bestraft. Am siebenten Tag dürfen die Männer die Frauen im „Dewlech“ besuchen. Mit diesem Wort wird die Alm bezeichnet, wörtlich bedeutet es aber „Ort der Götter“ — „Dew“ = Deus. Am achten Tage zieht dann das ganze Volk hinauf und veranstaltet ein dreitägiges Fest. Zahlreicher Zeitvertreib beschäftigt die Leute. Pferdebesitzer spielen Polo usw. Am dritten Tag opfert alles in einem der Alm nahegelegenen, kleinen Heiligtum, „Masar“, wobei von der Dorfgemeinde zwei Stiere und zwei Kühe geschlachtet werden. Beim Festmahle sondern sich Männer und Frauen in zwei Gruppen. Dann ziehen die Leute wieder in ihr Dorf hinunter, die Frauen auf der Alm zurücklassend.

Der Mangel an Vieh zwingt diese auch, sich zu Milchgenossenschaften, von etwa 13—15 Personen, zusammenzuschließen, um die Buttervorräte gemeinsam herzustellen. Im Herbst erfolgt die Abrechnung über die von jeder einzelnen Frau gelieferten Mengen.

Zahlreich sind verschiedene Fruchtbarkeitszauber für Acker und Vieh, aber auch bei den an und für sich sehr einfachen Hochzeitszeremonien. Gastfreundschaft und Geselligkeit sind hoch entwickelt. Bei den Masaren, Moscheen, die aber nur bei den Tadschik, nicht bei den Galtscha vorhanden sind, oder sonst im Dörfchen, sind häufig kleine Rasthütten errichtet, die Fremden unentgeltlich zur Verfügung stehen und in denen er auch umsonst von der Gemeinde Nahrung erhält. Die Hütten heißen „Alauchana“, d. i. „Haus des Feuers“. In ihnen finden in einzelnen Gegenden auch die geselligen Zusammenkünfte der Männer statt, wobei Brennholz, Essen und Trinken gemeinsam zusammengebracht werden. Die Verehrung des Feuers zeigt sich im Übrigen in zahlreichen Gebräuchen, vor allem schützt man es natürlich gegen

Verunreinigung. Mit der Asche verknüpfen sich dagegen Vorstellungen des Bösen. Der Winkel im Hof, wo sie weggeschüttet wird, gilt als Sitz böser Geister.

Die Galtscha sind an und für sich schiitische Mohammedaner; die Pamir-Tadschik gehören der Sekte der Ismailiten, deren Oberhaupt der Aga-chan in Bombay ist, an. Alte animistische Glaubensvorstellungen herrschen aber vor. Vor allem tritt in ihrer alten Mythologie der Donnergott „Tundur" hervor. Und zwar entweder in Gestalt eines alten Mannes, oder, was häufiger der Fall ist, einer alten Frau. Als Mann gilt der Donnergott z. B. am Matsch, in der Landschaft Karategin am oberen Amu-darja, bei den indo-arischen Völkern an der Nordwestgrenze Indiens und bei manchen anderen. Als Frau, „Guldusmama" oder „Mama-

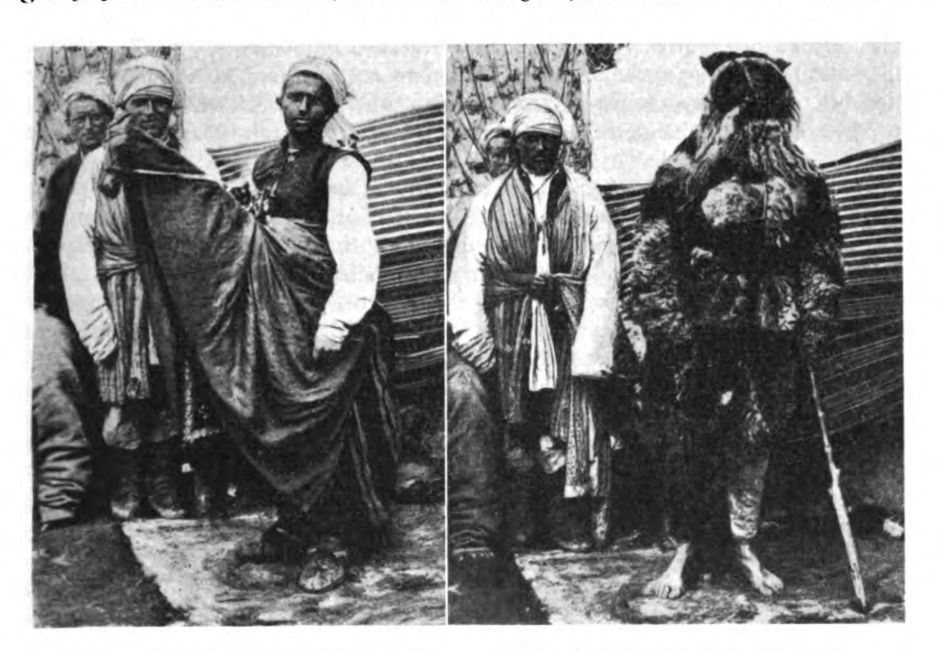


Abb. 18. „Schimmelreiter" der Pamir-Tadschik. Abb. 19. Teufelsmaske der Pamir-Tadschik.

kaldyrak", mehr bei Turkvölkern, aber ebenfalls bei den Galtscha. Auch die Bezeichnung „Himmelsmutter", „Mama-hawo", ist bekannt. Das Geräusch des Donners wird gewöhnlich als Ausklopfen der Kleider des Donnergottes, bei den Pamir-Tadschik gelegentlich auch der Hosen der Donnergöttin, gedeutet. Sehr verbreitet ist, bei allen iranischen Völkern, auch der alte arische Mythos, nach dem die Wolken Kühe sind, die ihre Milch als Regen verschütten. Auch die Verbindung der Winterkälte mit einer alten Frau ist häufig. Eine ganze Reihe von Gottheiten verschiedenen Grades ist weiter vorhanden und wird mit dem allgemeinen Sammelnamen „Diw" bezeichnet. Sie beleben die gesamte Natur und es gibt böse und gute unter ihnen. Alle diese Geister können in beliebiger Gestalt dem Menschen erscheinen und sich beliebig verwandeln. Die Jagnober kennen auch den guten, schon im Schach-name erwähnten, „Weißen Geist" und der Geist „Faruchta" ist, nach Bartholomae, das „Farvacay" — die dem Gläubigen eigene Unsterblichkeit, das Element, das schon vor seiner Geburt vorhanden war und ihn über-

dauert. Also ein Schutzgeist, wie die indische „Pitarah“ oder die römischen „Manes“. Gegen böse Geister schützt man sich vor allem durch zahlreiche Amulette.

Drachensagen, in Verbindung mit Steinen, sind häufig. Viele heilige Haine oder einzelne Bäume, die mit bunten Lappen geschmückt werden, genießen Verehrung. An den Wegen erblickt man auf Steinen oder vorspringenden Felswänden immer wieder die eingemeißelte gespreizte Hand, die schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern auftritt, jetzt gewöhnlich islamitisch erklärt wird, oder auch als das „Trisula“, ein Symbol Buddhas. Man sieht, es ist nicht nur reines, altiranisches Kulturgut, das sich in diesen innerasiatischen Hochtälern erhalten hat, und außerdem auch nicht unbedingt auf diese beschränkt ist, aber es tritt doch sehr viel häufiger und in deutlicherer Form entgegen, als im Tieflande.

Die kleinen Hütten der Galtscha sind einfache, flachdachige, aus Steinen oder ungebrannten Lehmziegeln errichtete Kastenbauten. Nur bei der Südgruppe, südlich des Hindukusch, treten Terrassenbauten und flache Giebeldächer auf. Die prachtvollen Tannenwälder Kafiristans ermöglichen auch den Bau schöner Blockhäuser.

Fast alle Gebrauchsgegenstände werden von den Galtscha aus Holz, Leder, Wolle selbst hergestellt. Nur einige Eisenwaren müssen eingeführt werden. Die dekorative Kunst ist sehr einfach. In ihren Motiven taucht manches altarische Element auf, wie z. B. stilisierte Runen, das Hakenkreuz u. a. Einfache Musikinstrumente, Flöten, Geigen, Gitarren, Tamburine, werden selbst verfertigt und Gesang, Musik, Tanz und Spiel sind unter den Männern sehr beliebt. Es entspricht das ganz dem liebenswürdigen, höflichen, etwas weichlichen Charakter der Galtscha. Masken erinnern oft an solche aus Tirol (Abb. 19), gerne vorgeführt wird u. a. auch der „Schimmelreiter“ (Abb. 18).

Von besonders eigenartigen Dingen der materiellen Kultur der Galtscha wären noch folgende zu nennen. Das Floß aus aufgeblasenen Ziegenfellen, „Tursuk“, das schon im alten Mesopotamien im Gebrauch war. Zum Durchschwimmen der reißenden Ströme nimmt man auch einen einzelnen aufgeblasenen Sack unter sich. Die viereckigen Wehrtürme, die im ganzen Orient verbreitet sind und vielleicht aus der altägyptischen Kultur stammen; Turmhäuser sind aber unbekannt. Es finden sich in Spiraltechnik geflochtene Rundkörbchen vor, die von manchen indischen und afrikanischen nicht zu unterscheiden sind. Zu erwähnen sind noch sehr primitive Strickarbeiten, besonders sackförmige Strümpfe und Fingerhandschuhe. Gestrickt wird mit kleinen Zweigen.

Diese primitive Kultur der Galtscha mit allen ihren eigenartigen Restformen unterliegt heute der Umgestaltung durch den Bolschewismus. Dorfräte, rote Jugendorganisationen, Kollektivwirtschaft dringen bereits in die zugänglicheren Hochtäler ein und fesseln damit die Bevölkerung der autonomen Republik Tadschikistan mehr als zu zaristischen Zeiten an die Zentralregierung in Moskau. Die alte Kultur geht aber ihrem Untergang entgegen.

Personenschilderungen und Rasse im altisländischen Schrifttum.

Von Annelise Daab.

Mit 2 Abbildungen.

Eine historische oder philologische Untersuchung über Rassenfragen ist von Anfang an in einer andern Lage als eine naturwissenschaftliche: sie hat zu ihrem Gegenstande kein unmittelbares Verhältnis wie diese, sondern ein mittelbares, d. h. sie kann nicht am lebenden oder toten Menschen ihre Beobachtungen anstellen, sondern ist auf Berichte angewiesen, die noch dazu nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten verfaßt sind, geschweige denn nach speziell anthropologischen. Die historische Methode kann daher in solchen Fragen nur zu Ergebnissen führen, die einen geringeren Grad von Gewißheit haben als die der naturwissenschaftlichen Methode; Entstellung des ursprünglichen Materials durch Vorurteile, ungenaue Beobachtung u. dgl. in den Quellen ist eine Fehlerquelle, die nie ganz ausgeschaltet werden kann. Mit diesem Vorbehalte ist alles Folgende zu verstehen.

Als Quellen sollen hier die altnordischen schriftlichen Überlieferungen zugrunde gelegt werden, wie sie in der Sammlung Thule bei E. Diedrichs, Jena, in Übersetzung vorliegen. Diese Quellen zerfallen in 2 Gruppen, deren Verschiedenheit für die Beurteilung wichtig ist. Die eine Gruppe bilden die Quellen, die mehr oder minder auch als Quellen im historischen Sinne gelten können. Dazu gehören vor allem: Aris Isländerbüchlein, das Besiedlungsbuch („Landnama"), die Sturlungen- und Bischofsgeschichten, dann die Heimskringla, die Königsgeschichten, die Geschichten aus Dänemark und den Orkaden, die Grönländer und Färinger Geschichten, die Familiengeschichten. Im Ganzen bietet diese Quellengruppe trotz vieler Übertreibungen, Zauber-, Spuk- und Wundergeschichten viel geschichtlich glaubwürdigen Stoff. Anders die zweite Gruppe: die sogenannte Edda, die aber für den vorliegenden Zweck fast keine Angaben liefert, die Geschichten von den Wölsungen, Rolf Kraki, Ragnar Lodbrok, Thidrek von Bern. Hier befinden wir uns ganz im Bereiche der Sage. Nichtsdestoweniger kommen für unsere Fragenstellung beide Quellengruppen in Betracht. Welche Einteilung der Sagas Scheidt[1]) seiner rassenkundlichen Auswertung von 25 Romanen zugrundelegt, wird nicht klar. Die Ergebnisse des vorliegenden Aufsatzes würden, wenn sie zahlenmäßig angegeben wären, zum Teil in ganz wesentlichen Punkten höhere Ziffern zeigen. Ebenso wird hier darauf verzichtet, auf die in den Quellen sehr reichlich überlieferten seelischen Züge einzugehen, da dies nur auf Grund einer klaren Unterscheidung zwischen Konstitution und Rasse möglich wäre. Wenn z. B. Scheidt eine „Inkongruenz körperlicher und seelischer Züge" beim Goden Snorri u. a. behauptet, so verträgt sich von der Konstitutionsforschung her gesehen gerade im Fall Snorri Äußeres und Charakter ausgezeichnet.

Wir können die meisten Personen der ersten Quellengruppe als solche betrachten, die wirklich gelebt und so ausgesehen haben, wie sie geschildert werden. Die Personenschilderungen der andern Gruppe verlieren sich ins Ungewisse, weil sie schon aus andern Ländern mit dem wandernden Sagenstoffe zusammen übernommen worden sind und deshalb nicht in dem Maße wichtig für die skandinavischen Rassenverhältnisse der Wikingerzeit sein können. Es kommt hier aber auch nicht

[1]) Walter Scheidt, Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa. Stuttgart 1930.

auf einen Vergleich des historischen Rassenmaterials Skandinaviens mit dem heutigen an, sondern auf das Rassenbewußtsein der damaligen Zeit und ihr Wissen von ihrer eigenen Rasse, das sie uns in den Personenschilderungen überliefert hat. Und darin halten die Schilderungen dieser Quellengruppe denen der andern durchaus die Wage, ja übertreffen sie sogar an manchen Stellen an Ausführlichkeit. Dafür geben die Schilderungen der ersten Gruppe plastischere und lebendigere Eindrücke als die der zweiten. Man vergleiche die Schilderung des Skalden Egil[2]), dessen Geschichte zur ersten Quellengruppe gehört, mit der des Widga (des deutschen Witege)[3]) in der Thidrekssaga:

„Dann bekamen Skallagrim und Bera noch einen Sohn. Er . . . erhielt den Namen Egil. Als dieser heranwuchs, konnte man leicht beobachten, daß er sehr häßlich und gleich seinem Vater schwarzhaarig werden würde. Als er aber drei Jahre alt war, war er so groß und stark, wie die andern Knaben, die sechs oder sieben Jahre alt waren."

„Egil hatte ein mächtiges Gesicht, eine breite Stirn, gewaltige Brauen, eine nicht lange, aber sehr dicke Nase, starke und lange Lippen, ein sehr breites Kinn und eine ebensolche Kinnlade, einen kräftigen Nacken und Schultern, so gewaltig wie kaum ein anderer. Er war von barschem Aussehen und blickte grimmig, wenn er gereizt war. Schön gewachsen war er und überragte alle Männer. Er hatte dichtes wolfsgraues Haar, aber frühzeitig auch schon eine Glatze.

Als Egil dort saß . . . da zog sich seine eine Braue von oben bis zum Kinn herab, die andere aber empor bis zu den Haarwurzeln der Stirn. Über den schwarzen Augen waren die Brauen fast zusammengewachsen."

„Widga, Welents Sohn, sah so aus: sein Haar war weiß, wie jene Pflanze, die Lilie heißt, es war dicht und fiel in langen Locken herab. So hatte er auch ein lichtes Antlitz, und sein ganzer Leib war weiß wie Schnee. Seine Augen waren scharf, so daß kaum einer hineinzusehen wagte, wenn er zornig war. Man konnte sein Gesicht weder lang noch breit nennen; es war ganz regelmäßig und doch mächtig und in allem schön und kühn. Im Zorn war sein Gesicht rot wie Blut und grimmig. Er war der höchste von allen Menschen, die nicht Riesen sind, breit in den Schultern, groß und stark gebaut, aber schlank in der Mitte, von wohlgebildeten Gliedmaßen und gerade gewachsen."

Wie man schon aus diesen Abschnitten entnehmen kann, waren die alten Isländer einer realistischen Schilderung von Körperbautypen und Gesichtszügen durchaus fähig, so daß mit dem eingangs gemachten Vorbehalt eine gewisse grobe Beurteilung der überlieferten Rassenmerkmale durchgeführt werden kann. Ihre allgemeine Aufmerksamkeit auf unterschiedliche Rassentypen geht z. B. aus der Beschreibung der sogenannten Skrälinge[4]) hervor, die den Amerikafahrern in Winland, wahrscheinlich dem heutigen Neu-Schottland, begegneten. Von diesen Skrälingen wird gesagt, daß sie struppiges Haar hatten, große Augen und breite Backen. Verächtlich klein und von bösartigem Aussehen erschienen sie den Isländern. Es ist nicht ganz klar, ob es sich um Eskimos oder Indianer handelt, jedenfalls wird von einem Skräling bemerkt, daß er groß und schön gewesen sei.

In dem sogenannten Merkgedicht von Rig[5]) wird in mythischer Weise die Entstehung der drei Stände, Knechte, Bauern und Jarle, erzählt, deren Stamm-

[2]) Thule Bd. III.
[3]) Thule Bd. XXII.
[4]) Thule Bd. XIII.
[5]) Thule Bd. II.

väter ein Gott erzeugt. Der Knecht wird häßlich genannt, mit runzligen, rauhen Händen, schwarzen Nägeln, krummem Rücken, dicken Fingern, langen Fersen. Seine Braut ist eine Magd mit schwarzbraunen Armen, platter Nase. Von ihren Nachkommen haben einige rassenkundlich bemerkenswerte Namen; die Männer heißen: Klobig, Krummer, Klotz, Knickebein, Dickwanst; die Töchter: Trampel, Dicke, Feistwade. Der Bauernsohn heißt Karl, ist frisch und rot, mit regen Augen. Seine Söhne heißen Schmied, Bauer, Pflüger, Breit, Garbenbart, Degen, Mann; die Töchter Muntre, Stolze, Tüchtige, Sittsam. Die Jarlsmutter hat helle Brauen, lichte Brust, weißen Hals; ihr Sohn hat lichtes Haar, helle Wange, scharfe Augen („dem Schlänglein gleich"). Seine Braut wird ein Mädchen mit schlanken Fingern, sie ist schneeweiß und klug.

Wie sie den Querschnitt durch ihre Stände noch wesentlich unter dem Gesichtspunkt verschiedener rassischer Artung darlegen können, so zeigen ihre Geschlechterfolgen auch noch eine im Vergl eiche mit unsern heutigen einfache Abwandlung der sich vererbenden Typen. Am meisten kennzeichnend dafür ist das Geschlecht des Skalden Egil. Sein Großvater Kveldulf aus Namdalen in Norwegen hatte zwei Söhne, Thorolf und Grim, später genannt Skallagrim, d. h. Glatzengrim, beide groß und stark, Thorolf aber ein besonders schöner und vortrefflicher Mann. „Er glich den Verwandten seiner Mutter, war sehr lustig, freigebig, viel unternehmend, höchst energisch und bei allen Leuten beliebt. Grim war schwarzhaarig und häßlich: er glich seinem Vater in äußerer Erscheinung und Gemütsart. Ein tüchtiger Landwirt war er, kunstfertig in Holz- und Eisenarbeiten und ein trefflicher Handwerker. Er fuhr auch oft im Winter mit vielen Knechten in einer Zugschute auf den Heringsfang." Thorolf dagegen wikingerte schon mit 20 Jahren, machte ansehnliche Beute und brachte Kostbarkeiten nach Hause, die er Vater und Mutter schenkte.

An dieser Stelle muß ein rassenkundliches Problem gestreift werden, das die Rassenzugehörigkeit der Egilfamilie zu einem Sonderfalle macht und eng mit noch ganz ungelösten heutigen Rassenfragen zusammenhängt: es ist die Frage nach dem Fortleben der vorgeschichtlichen Rasse von Cromagnon, die über ganz Westeuropa verbreitet war, vielleicht aber einen noch größeren Raum einnahm. Ihre Hauptzüge sind riesige Körpergröße, Langschädligkeit, niedrigbreites Gesicht (grob gesagt). Halfdan Bryn[6]) fand in dem Landbezirke Tydal der norwegischen Provinz Sörtröndelag einen Typus, der sehr hochgewachsen ist, wahrscheinlich mindestens 178 cm mißt, stark dolichokephal (Index 73), dunkelhaarig, dunkeläugig mit breitem Gesicht und breiter Nase. Er legt es nahe, in diesem Typus den von Cromagnon wiederzufinden. Damit tritt er in Gegensatz zu einer andern Hypothese über das Fortleben der Cromagnonrasse, die von Fritz Paudler[7]) (und nach ihm in erweiterter Form von Fritz Kern[8])) aufgestellt worden ist: daß die heute bestehende Rasse von Cromagnon, die beide die dalische nennen, blond und zwar gelb- bis goldblond und grauäugig sei. Diese Hypothese, ganz besonders hinsichtlich ihrer psychologischen Punkte, wird von dem Anschauungsmaterial, das das altnordische Schrifttum bietet, sehr gestützt. Zugleich erfährt die andere Ansicht in der Cromagnonfrage, nämlich die Brynsche Theorie, eine überraschende Bestätigung in einem einzigen, dafür aber sehr bezeichnenden Falle bei den alten Nordleuten, der außerdem durch einen zu ihm gehörigen Erbgang, auf den schon der isländische

[6]) Halfdan Bryn und K. E. Schreiner, Die Somatologie der Norweger, Oslo 1929.
[7]) Fritz Paudler, Die hellfarbigen Rassen, Heidelberg 1924.
[8]) Fritz Kern, Artbild und Stammbaum der Deutschen, München 1927.

Anthropologe Hannesson hinwies, unterstrichen wird: eben in der Rasseneigentümlichkeit der Egilfamilie. Die Cromagnon-Züge, die Paudler und Kern an Egil finden würden, sind außer dem sehr hohen Wuchs vor allem die athletischen Schultern und der starke Nacken, die breite Stirn, das breite Kinn, die breite Kinnlade, die nicht lange, aber dicke Nase, das grimmige Aussehen. Die Cromagnon-Züge, die Bryn bei ihm annehmen könnte, wären: die Körpergröße in Verbindung mit den dunklen Augen und Haaren. (Die Glatze kann konstitutionell bedingt sein.) Ob Egil dolichokephal war, geht aus den Angaben über seinen Schädel leider nicht hervor. Es heißt von diesem, den man beim Umgraben des Kirchplatzes fand, er sei wunderbar groß und seltsam schwer gewesen, seine Dicke so beträchtlich, daß ein Hieb mit dem Axtrücken ihn weder furchte noch splitterte. Jedenfalls müßte Bryn eine auffallende Ähnlichkeit des Egiltypus mit dem von ihm beschriebenen aus dem Bezirk Tydal feststellen. Der Egiltypus ist nach der Saga in der heutigen Provinz Sogn og Fjordane zu Hause. Tydal aber liegt in Sörtröndelag. Nun ist es aber (nach Bryn-Schreiner) wahrscheinlich, daß der Tydaltypus von Süden her eingewandert ist, in den südlichen Bezirken Sörtröndelags, wahrscheinlich aber noch südlich des Dowrefjell vorkommt. Das wäre schon die südliche Linie des altnordischen Egiltypus. Dazu stimmt eine andere Überlieferung, die von Göngu-Rolf, dem Sohn des Jarls Rögnvald von Möre, der so groß und stark gewesen ist, daß ihn kein Pferd tragen konnte (daher sein Name Rolf Gehzufuß)[9]. Die Provinz Möre liegt zwischen Sörtröndelag, der Heimat des Tydaltypus und Sogn og Fjordane, der Heimat des Egiltypus. Nach Hannesson[10]) stammt die Egilfamilie aus Namdalen, einem Bezirke in Nordtröndelag, so daß also eine Verbreitung dieses Typus von Sogn og Fjordane bis Nordtröndelag zu vermuten wäre.

Die Körpergröße ist in der Egilfamilie erblich, schon der Großvater Kveldulf war außergewöhnlich groß und stark. Skallagrim, Egils Vater, überragte seine eignen Gefolgsleute noch um Hauptes Länge, und von diesen wird gesagt: ... „wenn man sie Männer nennen soll, denn an Wuchs und Aussehen sind sie Riesen ähnlicher als gewöhnlichen Menschen." Egils Kinder und Nachkommen, das Geschlecht der Moorleute, hat viele schöne Leute aufzuweisen, darunter auch blonde, einige aber waren sehr häßlich. Die beiden Typen des Thorolf und Skallagrim erscheinen also offenbar immer wieder im Erbgange. Von den schönen wird besonders Egils Sohn Thorstein beschrieben, der als der schönste galt: „weißblond war sein Haar und glänzend sein Antlitz. Er war groß und stark, und doch glich er sonst gar nicht seinem Vater. Thorstein war ein verständiger, ruhiger Mann, freundlich und sehr umgänglich. Egil liebte ihn wenig." Die Moorleute waren sich ihrer besonderen Schönheit ganz bewußt. In einem Gespräch über Egils kleine Enkelin sagt ihr Vater, der nicht weiß, daß er seine Tochter vor sich hat, auf die Frage der Ziehmutter, der Frau Olaf Pfaus und Tochter Egils: „Wie gefallen dir diese jungen Mädchen, Bruder, die uns gegenübersitzen?" „Sehr gut, aber eine ist weitaus die schönste, sie hat Olafs schöne Gestalt, aber die lichte Hautfarbe und die Gesichtszüge von uns Moorleuten." Thorgerd versetzte: „Gewiß hat sie, wie du sagst, Bruder, die lichte Hautfarbe und die Gesichtszüge von uns

---

[9]) Daß solche Berichte von außergewöhnlicher Größe und Kraft durchaus nicht übertrieben zu sein brauchen, zeigt in der Gegenwart das Beispiel des italienischen Boxers Carnera, der über 2 m groß und über 120 kg schwer ist. In der Wikingerzeit mit ihrer kriegerischen Auslese waren solche Gestalten sicherlich häufiger als jetzt.

[10]) Gudmundur Hannesson, Körpermaße und Körperproportionen der Isländer, Reykjavik 1925.

Moorleuten, doch nicht die Schönheit von Olaf Pfau, denn sie ist gar nicht dessen Tochter [11])."

Aus diesem Schönheitsbewußtsein, aus der Aufmerksamkeit auf Rassenmerkmale darf nun nicht geschlossen werden, daß damals eine bewußte Rassenhygiene getrieben wurde, vielmehr ergab sich eine Auslese guten Rassenmaterials und Ausmerze von schlechtem aus ihren Auffassungen von wettkämpferischer, kriegerischer und bäuerlicher Tüchtigkeit und von Männlichkeit und Schönheit, also aus einem Kulturideal, das ähnlich wie das der Griechen der klassischen Zeit eine Verbindung von heroischem Ethos und ästhetischer Vollendung darstellt. In welchen historischen Punkt die kulturelle Lage der altnordischen Literatur fällt, kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Nur soviel: die Beobachtung natürlicher Einzelheiten war durch das Streben der christlichen Reflexion, das Kreatürliche in der Welt religiös zu erklären und zu beherrschen, so weit gediehen, daß eine realistische Schilderung von Rassenmerkmalen geistig möglich war; die historische Sachlichkeit und Glaubwürdigkeit der isländischen Literatur, wahrscheinlich ein charakterliches Erbe aus dem germanischen Heidentum, nicht etwa religiös begründeter Wahrheitsliebe entspringend, lieferte die Grundlage, ohne die eine neu gewonnene empirische Erfahrungsmöglichkeit nicht auf der Höhe entfaltet worden wäre, wie es die altisländische Geschichtsschreibung im Gegensatze zu dem klerikalen Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus gekonnt hat. Wenn wir also aus ihrem Schönheitsideal Schlüsse ziehen, sowohl auf die Rasse der herrschenden und tonangebenden Schicht, wie auch auf die Rassenmischung, die dieser als Ausdruck ihrer Geistigkeit am geeignetsten schien, so sind wir dazu ebenso berechtigt wie zur unmittelbaren Benützung von Beschreibungen einzelner Merkmale und auffallender Vererbungserscheinungen.

Die Abgrenzung von „schön" und „häßlich" verfährt am besten nach dem Gesichtspunkt: was galt noch als schön und was war auf jeden Fall häßlich? Aus dem viel erwähnten Bedeutungswandel von „fagr" (engl. fair), was „hell" und zugleich „schön" heißt, geht hervor, daß blondes Haar unter allen Umständen für schön galt. Weißblondes Haar wird mehrfach erwähnt, glänzendes ganz besonders geschätzt, von gleicher Bedeutung ist die Bezeichnung „golden", und die eine wird auch für die andere gebraucht. Es ist offenbar der metallische Glanz einiger Arten blonden Haares, der es den damaligen Isländern als besonders schön erscheinen läßt. Dunkles Haar gilt nicht als schön, braunes wird manchmal noch schön genannt. Es scheinen sich also rein ästhetische Ansichten mit rassegebundenem Geschmack zu überschneiden, d. h. sie decken sich nicht vollständig. Schwarzes Haar gilt keinesfalls als schön, wird als fremd empfunden und daher abgelehnt, während sich braunes noch dem rassischen Schönheitsideal, dem Blond, nähert und, wenn es sonst ästhetisch einwandfrei ist, positiv gewertet wird. Nicht genau so werden die Augen beurteilt. Die Augenfarbe wird viel weniger erwähnt als die Haarfarbe. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß die Beobachtungsmöglichkeit in erster Linie auf Versammlungen gegeben war, wo der Beobachter die Leute meist nur aus größerer Entfernung zu sehen bekam. Häßlich werden Augen nie genannt: Leute mit dunklen Augen werden sogar gelegentlich als schön bezeichnet, allerdings nicht dunkle Augen an sich. Wenn schöne Augen näher beschrieben werden, dann sind sie immer hell, meist blau. Über die Form der Augen und ihre Lage im Gesicht wird so gut wie nichts erwähnt, was für uns eine sehr bedauerliche Lücke ist.

---

[11]) Thule Bd. IX.

Es ist nur von großen, in einem Falle auch von hervorstehenden Augen die Rede, die zwar selbst nicht bewertet werden, aber einem als häßlich Bezeichneten gehören. Vom Blick wird häufig gesagt, daß er scharf sei; von manchem Mann, es sei schwer gewesen, ihm in die Augen zu sehen.

Die pigmentierte Haut erscheint am meisten als der Träger der Fremdrassigkeit. Dunkle Haut gilt niemals als schön. Sie wird überhaupt nur bei häßlichen Leuten erwähnt und dann gewöhnlich im Zusammenhange mit dunkelbraunen oder schwarzen Haaren. Ob man sich die gelegentlich erwähnte fahle Haut als bleiche helle Haut oder helle brünette Haut vorzustellen hat, wird nicht klar. Jedenfalls werden die mit fahler Haut nicht häßlich genannt, manchmal sogar schön wie Ljot der Fahle in der Geschichte von den Leuten aus dem Svarfadstal. Schön ist offenbar nur helle Haut gewesen; alle schönen Leute haben helle Haut, soweit sie überhaupt in der Beschreibung erwähnt wird. Eine so helle und durchscheinende Haut, die im Zorn rot wird, kommt ziemlich häufig vor. Helle Haut ist ein so entscheidendes Merkmal ihres rassischen Urbildes, daß selbst Leute mit dunklen Haaren und dunklen Augen, wenn sie nur helle Haut haben, gelegentlich schön genannt werden.

Das Idealbild der Gestalt ist groß und stattlich, in den Schultern breit, im Becken schmal, in den Gliedern ebenmäßig, d. h. sie schätzen keine plumpen Gliedmaßen, besonders nicht unverhältnismäßig große Hände und Füße, dagegen kräftige Arme und Beine. Aber auch mittelgroße Leute und sogar zierliche, von denen ausdrücklich betont wird, daß sie nicht besonders groß und stark sind, werden schön genannt, ganz selten auch kleine, während umgekehrt manche großen und starken Männer als häßlich bezeichnet werden. Allerdings die Schönsten sind immer auch groß und stark. Das Schönheitsideal in den Sagas ist ganz ausgesprochen nordrassisch gefärbt. Scheidts Behauptung vom Fehlen des sogenannten nordischen Schönheitsideals in der Sagadichtung hält einer genaueren Nachprüfung der Quellen nicht stand. Merkwürdigerweise werden auch drei „Sitzriesen" schön gewachsen genannt, von denen zwei krumme Beine haben. Diese Beurteilung ist mit Vorsicht aufzunehmen, da sie sich nur auf Könige bezieht und zwar auf christliche, nämlich Olaf den Heiligen, genannt der Dicke, der nur mittelgroß und untersetzt ist, ferner auf Sverrir und Hakon von Norwegen.

Mit der Gesichts- und Nasenform verhält es sich eigentümlich. Ausgesprochen schmale Gesichter liebten die Sagaerzähler nicht, ebensowenig dünne Nasen. Das geht aus Bemerkungen hervor wie: .... „schmales, aber schönes Gesicht", „ein sehr schöner Mann, nur daß seine Nase dünn, hoch und etwas gebogen war." Die Leute, die besonders schön genannt werden, haben ein breites, volles Gesicht und auch ein rundes, volles Gesicht; breite Stirn und volle Wangen werden bei dem sehr schönen Bolli Bollissohn, ein breites Gesicht bei Grettir erwähnt, der außerdem noch sommersprossig und rothaarig war. Das wird nicht nur ohne jede Andeutung eines Mißfallens bemerkt, Grettir wird sogar schön genannt. Außer ihm werden noch zwei andere rothaarige, sommersprossige Männer als gut aussehend bezeichnet.

Einiges in der Einzelschilderung der schönen Leute spricht dafür, daß noch eine andere helle Rasse im Spiel ist, zu der das breite Gesicht gehört. Paudler und Kern würden dies bejahen und das breite Gesicht der Dalrasse zuschreiben. Es würden noch einige andere Züge im altnordischen Schönheitsideal auf diese Rasse zurückzuführen sein: die goldblonde Haarfarbe, die ausdrücklich von weißblonder und aschblonder unterschieden wird, der kühne, trotzige, offene Blick, das stark glän-

zende Auge mit dem dunklen Ring um die Iris (in der Sagadichtung genannt „Schlang-im-Aug" und Augen „dem Schlänglein gleich"), die Körpergröße von 175 cm aufwärts, athletische Konstitution, kantige, eckige Umrißlinien, während z. B. der keilförmige Oberkörper (in den Schultern breit, im Becken schmal) offenbar dem Bild des nordrassischen Typus entstammt.

Merkwürdig wenig wird über Frauenschönheit gesagt. Größe und Stattlichkeit wird an Frauen geschätzt, im einzelnen wird über Haar-, Haut- und Augenfarbe selten etwas erwähnt. Wahrscheinlich beruht das auf der vorwiegend männlich gerichteten Kultur, in der das Schönheitsideal vom männlichen Körper vollendeter dargestellt wird, sowohl der allgemeinen Anschauung nach wie auch in Wirklichkeit infolge wettkämpferischer und kriegerischer Betätigung. Jedenfalls wird die Frau in diese Sphäre immerhin mehr einbezogen als in der klassischen Zeit der Griechen, was schon aus der Erwähnung von Schildjungfrauen in den Heldenliedern hervorgeht und der gelegentlichen Betonung von hohem und kraftvollem Wuchs, ja von Männerstärke, z. B. bei einer Magd. Das Verhältnis der Männer zu ihren Frauen war im übrigen sachlicher Natur. Es ist daher wohl bezeichnend, daß eine genauere Schilderung von Frauen, die nicht besonders schön sind und keine Hauptrolle spielen wie Gudrun in der Laxdalsaga und Hallgerd in der Njala, nur dort vorkommt, wo ein Skalde in einem ungewöhnlich pathetischen Verhältnis zu einer Frau steht.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß die literarische Zeit der Sagas in dasselbe Jahrhundert fällt, ins 13., wie die große Plastik von Bamberg und ein Teil der französischen. Vergleicht man aus dieser Zeit den Bamberger Reiter (Abb. 1) mit dem Philippe Auguste von der Kathedrale von Reims (Abb. 2), so fällt vom rassenkundlichen Gesichtspunkte sofort auf, daß die Züge, die Paudler und Kern auf die beiden blonden Rassen, die nordische und die Dalrasse verteilen, bei den beiden genannten Figuren kreuzweise vertreten sind: was bei Philippe Auguste dalisch ist, wie die Augenform, d. h. besonders die tief herabgezogene Oberlidfalte, die schmalen Lippen, ist beim Bamberger Reiter nordisch, wie die sichtbare Oberlidzeichnung, die vollen Lippen und umgekehrt: die ovale Gesichtsform beim Reimser, das längliche Gesicht, der verrundete Wangenumriß, die ganze mehr biegsame leptosome Gestalt, das dalisch Eckige des Gesichtsumrisses beim Bamberger, der kühne offene Blick, die verhältnismäßig breite Stirn, die im Verhältnis zum Philippe Auguste athletische Gestalt. Aus dem Vergleich, den Wilhelm Pinder in kunstgeschichtlicher Fassung skizzierte, ist für unsern Gesichtspunkt wichtig, daß er mit den Formen des Reimser den nach innen blickenden (man möchte sagen: maskiert blickenden) vom Zweck seines Handelns erfüllten nüchternen Rechner und Politiker dargestellt findet, den französischen König, der Frankreich erobert, in dem Bamberger Reiter den Deutschen sieht, dessen Idee nie voll in der Wirklichkeit aufgeht, wie bei dem gleichzeitigen König Friedrich II., dessen Land die nötigste Herrschaft entbehren muß, während das Imperium in seinem Kopf entsteht. Das schmale Gesicht, die dünne Nase, so wissen wir, hätten die Sagaleute nicht für Philippe Auguste eingenommen. Man könnte sich so den Goden Snorri vorstellen, dessen Anlage und geistige Haltung sich in Island auf die Dauer nicht durchgesetzt hat; das nicht eigentlich schmale rechteckige (oder sechseckige) Gesicht des Bamberger Reiters, das zugleich im Fleisch voller ist als das des Philippe Auguste, seine stärkere Nase, deren Form bei Bolli Bollisohn wiederkehrt: „eine Biegung an der Nase und diese vorn etwas aufgehoben"[12]), wie es heißt, kommt der Beschreibung

[12]) Thule Bd. VI.

des altisländischen Schönheitsideals sehr nahe. Sie hätten dem Bamberger Reiter vor Philippe Auguste den Vorzug gegeben.

Versucht man so den Gedanken einer Einheit von Schönheit und Tüchtigkeit (im Sinne der griechischen Kalokagathie) herauszuschälen (wobei die geistigen Voraussetzungen hier noch kaum gestreift wurden), so würde doch trotz des vielleicht berechtigten Hinweises auf den Bamberger Reiter ein verhältnismäßig dünnes Bild der Leiblichkeit der alten Nordgermanen herauskommen. Es verhielt sich vielmehr so bei ihnen, daß praktisch die Verwirklichung einer solchen Leiblichkeit in hohem Kurse stand, daß sie aber theoretisch für das Mannigfaltige rassischer Formen, ob sie ihnen nun schön oder häßlich erschienen, einen ganz objektiven Blick hatten. Ihre Schilderungen sind weit über die Feststellung von schön und häßlich hinaus wichtig. (Umgekehrt macht die Objektivität der Beobachtung jene Feststellung für rassenkundliche Schlüsse wertvoll.) Wenn schon aus diesen Feststellungen hervorzugehen scheint, daß zwei Rassen bei der Bildung ihres Schönheitsurbildes mitgewirkt haben, so teilt sich die altnordische Rassenzugehörigkeit in noch mehr Rassentypen auf, wenn man die übrigen (sehr zahlreichen) Schilderungen heranzieht, die außerhalb der Bewertung von schön und häßlich stehen.



Abb. 1.
Kopf des Reiters im Dom zu Bamberg.[14])

Da fällt außer dem schon erwähnten problematischen Egiltypus ein andrer großer und dunkler Typus auf, häufig in Verbindung mit scharfgeschnittenen Zügen, großer Nase, bräunlicher Hautfarbe. (Gelegentlich wird dieser Typus auch häßlich genannt.) Man geht wohl nicht fehl, in ihm den dinarischen wiederzufinden. Dieser Ansicht ist Halfdan Bryn [13]), der an heutigem Zahlenmaterial nachzuweisen sucht, daß dieser große, dunkelhaarige und dunkeläugige Typus nicht aus Norwegen stammen kann. 13% der ersten Ansiedler Islands stammen aus Großbritannien, Irland, von den Hebriden, Orkaden und Nordschottland. Die Einwanderung von dort nach Island erfolgte aber nach Hannesson so gut wie ausschließlich aus norwegischen Kolonien, er kommt daher zur Annahme, daß 12% von dieser Seite ebenfalls norwegisches Blut sind. Trotzdem müssen diese Einwanderer schon stark mit fremdem Blut gemischt gewesen sein. Bryn und Hannesson sind darin einig, daß der große dunkle Typus auf diese Blutzumischung zurückgeht. Nach Hannesson ist die Körpergröße der Isländer höher als die aller übrigen Skandinavier (wobei aber, solange noch keine andre Untersuchung vorliegt, zu berücksichtigen ist, daß Hannesson die Messungen hauptsächlich an Gebildeten vornahm, während die Vergleichszahlen aus den übrigen Ländern von Rekrutenmessungen stammen). Nach Bryn-Schreiner wäre die Durchschnittszahl aus den

[13]) Halfdan Bryn, Über den Ursprung des isländischen Volkes, Oslo 1928.
[14]) Aus Schultze-Naumburg, Kunst und Rasse, J. F. Lehmanns Verlag, München. Geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 9.—.

Jahren 1920—22 für Norwegen: 172,37 cm, aus dem Jahre 1925 für Schweden: 172,23 cm, für Dänemark: 169,45 cm, aus dem Jahre 1922 für Finnland: 171,1 cm, aus dem Jahre 1925 für Island: 173,05 cm. Wichtiger ist die Tatsache, daß diese Durchschnittszahl nach Hannesson auf 174 und 174,4 im Durchschnitt in den isländischen Landesteilen steigt, wo sich die meisten Einwanderer aus Island, Schottland und von den Hebriden angesiedelt haben.

Die Annahme einer dinarischen Blutzumischung in Island scheint ihre Bestätigung in der von mehreren Forschern betonten hervorragenden dichterischen Begabung zu finden, die man der dinarischen Rasse zuschreibt, und zwar einer Begabung, die zu einer literarischen Kulturarbeit geführt hat, was Bryn hervorhebt, wie sie kein andres Volk von so geringer Menschenzahl aufweisen kann. Es ist auffallend, daß besonders mehrere Skalden dinarische Züge zeigen. Mittelländische Rassenmerkmale sind bei den Skalden selber nicht so deutlich zu sehen, trotzdem ist es aber doch möglich, daß auch mittelländisches Blut, wie Bryn meint, bei der besonders künstlerischen Veranlagung der Isländer mitgewirkt hat. Jedenfalls gibt es in den Sagas Gestalten, die man nur mit der mittelländischen Rasse in Zusammenhang bringen kann, die sich auf Island durch die Einwanderung aus England und Schottland wahrscheinlich viel deutlicher bemerkbar machte als im übrigen Skandinavien. Die Stichworte, die hierher gehören, sind z. B. folgende:



Abb. 2. König Philippe Auguste von Frankreich an der Kathedrale von Reims. (Nach Vitry, La cathédrale de Reims.)

„Klein, sehr rasche Bewegungen, sehr unruhige Augen"; „von kleiner Gestalt, doch wohlgebildet"; „sehr klein und schnell"; „klein, dunkle Haare und Haut, fein und höfisch"; „sehr klein, überaus flink" usw. In einer Hinsicht bestätigt Bryn diese Annahme, wenn er die Isländer, absolut gemessen, besonders langschädlig findet. Es ist einleuchtend, daß die sehr langschädlige mittelländische Rasse den dinarischen Kurzschädeleinschlag so ausgleicht, daß der isländische Inder trotz

der Breitschädligkeit der Isländer immer noch 78,11 ist (der Längenbreitenindex der nordischen Rasse sei 77,0).

Von alpinem (ostischem) Einschlage redet Bryn überhaupt nicht, Hannesson nimmt ihn als sicher vorhanden an. In der altnordischen Dichtung ist er jedenfalls weniger faßbar als der mittelländische, außer in dem Riglied, wo die typisierenden Namen der Knechtsnachkommen auf ostische Art hinweisen. Sonst ist er nirgends beschrieben. Aber es ließe sich — wenn man in Betracht zieht, daß die kleinen behenden Mittelländischen hübsch, schmuck und wohlgestaltet genannt werden, also dem nordischen Formideal noch entsprechen — aus der Bezeichnung „klein und häßlich und unansehnlich", besonders, wenn noch „mit kurzen Schenkeln" oder „kurz gewachsen" hinzugefügt wird, auf ostische Artung schließen.

Ostbaltischer Einschlag läßt sich nicht feststellen. Die wenigen Angaben, die sich in dieser Richtung deuten ließen, sind viel zu unbestimmt.

Die Verbreitung der angeführten Merkmale kann man an den sehr zahlreichen Beinamen ermessen. Z. B. sind die Beinamen „der Rote" und „der Schwarze" sehr häufig, ebenso „der Große", „der Kleine", „der Starke", „der Schöne" und „die Schöne". Daß diese Beinamen wirklich das Aussehen der Leute bezeichnen, geht aus der oft nachfolgenden Beschreibung hervor, die die Beinamen bestätigt. Nur in ganz wenigen Fällen ist der Beiname irreführend; so ist z. B. ein Thord der Kleine groß und Thorwald Schwächling stark. Bei Helgi dem Mageren weiß man die Herkunft dieser für ihn nicht zutreffenden Benennung. Er war als Kind unterernährt und dadurch zu seinem Beinamen gekommen.

Im allgemeinen muß über die Verbreitung der erörterten Rassenmerkmale gesagt werden, wie schon Hannesson betont, daß sie zum größten Teil, ebenso wie die ausführlicheren Personenbeschreibungen, sich auf die Vornehmen und Wohlhabenden beziehen und damit kein Bild der gesamten damaligen Bevölkerung von Island (und von Teilen Norwegens), sondern nur das einer führenden Schicht liefern.

Gerichtstische, Staupsäulen und Galgen in Schlesien.

Von M. Hellmich.

Mit 4 Abbildungen.

Wenn heute die Urteile des Gerichts „im Namen des Volkes" verkündet werden, so knüpft der neue deutsche Staat damit an altgermanischen Brauch an. Allerdings ist zur bloßen Formel herabgesunken, was früher lebendiger Brauch war. Ehemals fand die Volksversammlung aller Freien das Urteil im Ring. Dieser Name für die den Richter umgebende Volksmenge hat sich zunächst auf den Versammlungsplatz übertragen und ist uns m. E. bewahrt worden in der ganz ungewöhnlich wirkenden Bezeichnung „Ring" für den meistens viereckigen Marktplatz der ostdeutschen Kolonialstädte. Von hier ist er dann mit deutschen Kolonisten weiter nach Polen übertragen worden, wo er als Lehnwort rynek oder rynk auftritt, das aus dem Slawischen nicht zu deuten ist.

Das Vergleichsmittel für diese Übertragung ist eben die Rechtsprechung unter freiem Himmel auf einem umhegten Platze, der zugleich des „Friedens“ genoß, den der Richter bei der Eröffnung des Verfahrens gebieten mußte. Hier fand, wie in alten Zeiten im „hring“ der Volksgenossen, die öffentliche Gerichtssitzung statt und ebenso der Strafvollzug, wofür grade in Schlesien noch greifbare Reste hierzu notwendiger Einrichtungen ein beredtes Zeugnis ablegen. Über solche rein äußerliche Erfordernisse erfahren wir aus den alten Rechtsbüchern nichts im



Abb. 1. Gerichtstisch auf dem „Ring“ in Strehlen.

Gegensatze zu dem mit der Zeit allmählich starr gewordenen und wie versteinert wirkenden Formelkram von Rede und Gegenrede der Gerichtspersonen. Das ist ein Zeichen dafür, daß diese Dinge durch die Überlieferung festgelegt waren und einer Erwähnung oder Erläuterung nicht bedurften.

Zunächst gehörten zu dem Sitzungsorte der Gerichtstisch und die Sitze der Schöppen, nachdem die Rechtsprechung von der Volksversammlung auf ein Kollegium von 8 oder 12 Schöppen neben dem Richter übergegangen war. Grimm führt dazu in den „Rechtsaltertümern“ 2, S. 425 an: „Bodmann pag. 617 bemerkt, daß am Rheinstrom die alten Land- und Stadt-Dinge bei gewissen Steinen, die bald longi lapides, bald „der blaue Stein“ (zu Cöln), „der schwarze Stein“ (zu Worms) heißen, gehalten werden ... Der Stein zu Alzei: „der gehauene Stein“, — und im Wörterbuch unter Gerichtsstein: „1. pp. 2. großer Stein oder Fels, an welchem unter freiem Himmel das Gericht gehalten wurde.“ Es scheint nicht unwichtig darauf hinzuweisen, daß, wie aus dem Angeführten ersichtlich, ein „Fels“ oder ein daraus „gehauener“, also ein natürlicher Block, der nur über-

arbeitet wurde, besonders bevorzugt erscheint. Solche Gerichtstische sind nun in schlesischen Städten noch in einigen Stücken auf dem „Ring“ vorhanden, von denen der von Strehlen noch am besten erhalten ist (Abb. 1). Er besteht aus einer Granitplatte von dreizehn bis fünfundzwanzig Zentimeter Stärke und ist einen Meter achtzig Zentimeter zu einen Meter achtundsiebzig Zentimeter groß. Sein Unterbau ist aus lagerhaften Bruchsteinen gemauert und seine Oberfläche jetzt zweiundachtzig bis vierundsiebzig Zentimeter über dem umgebenden Pflaster. Die zweifellos früher vorhandenen Sitze für Richter und Schöffen sind nicht mehr da. Das Volk nennt ihn „Puttaschteen“, weil die Landleute darauf ihre zum Markte gebrachte Butter zum Verkaufe stellen.

Denselben volkstümlichen Namen trägt eine Steinplatte von ähnlichen Abmessungen, die früher, wie die von Strehlen in Frankenstein auf dem Marktplatze aufgestellt war und jetzt als Pflasterstein in einem Schulhofe liegt. Der Gerichtstisch von Brieg bestand aus einer Sandsteinplatte, die ehemals auf einem schon sehr früh aufgelassenen jüdischen Friedhofe als Grabplatte gestanden hatte. Sie lag noch bis etwa 1905 auf einem gemauerten Sockel und war von gleichfalls gemauerten Sitzen umgeben. Jetzt ist die Platte in der Nähe ihres früheren Standortes, mit der hebräischen Schrift nach außen, in die Wand eines Hauses eingelassen, das mit anderen zusammen am Rathause in der Mitte des Ringes sich erhebt.

Zu diesen drei Stücken in den Städten haben sich in der jüngsten Zeit noch zwei weitere gesellt, die, ihre Gerichtsbestimmung vorausgesetzt, als Beispiele der Obergerichte „über Hals und Hand“ auf dem Lande anzuführen sind. Den Hinweis auf sie verdanke ich einem eifrigen Heimatforscher, Herrn Lehrer Kunick in Landeshut.

In einem überwölbten geräumigen Eingang zum Schlosse Kreppelhof bei Landeshut, nach Lutsch einem Bau aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, steht ein steinerner Tisch, um den an den Wänden im Winkel der Nische zwei Bänke sich hinziehen. Die Platte von etwa neunzig zu neunzig Zentimetern ruht auf einem vierkantigen gedrungenen Steinfuße. Nach seinem ganzen Aussehen zu urteilen, kann ich mich nicht entschließen, ihn als Gerichtstisch anzusprechen. Dazu ist er zu klein. Er macht vielmehr, rein gefühlsmäßig, einen zu gemütlichen Eindruck, so, als ob der alte Torwart dort nach des Tages Last und Hitze mit einem Kreise Gleichgesinnter zu einem kühlen Labetrunk sich niederzulassen pflegte. Abgesehen davon fehlt ihm aber auch die Aufstellung unter freiem Himmel, wie sie die unzweifelhaften Gerichtstische hatten und von der Grimm in seinen „Rechtsaltertümern“ schreibt: „Das alte Gericht wurde nie anders als im Freien abgehalten unter offenem Himmel, im Walde, unter breit schattenden Bäumen, auf einer Anhöhe, neben einem Quell; enge Wohnungen hätten die versammelte Menge nicht gefaßt und die Ansicht des Heidentumes verlangte zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube; er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört.“ Für unsere Gerichtstische besagen solche Feststellungen aus weit zurückliegenden Zeiten noch nichts — zum Glück aber fügt Grimm in einer Anmerkung hinzu, daß „noch im XVIII. Jahrhundert in der Quedlinburger Vorstadt, die der neue Weg heißt, im Mai ein frei offenes Gericht unter dem Himmel gehalten wurde“. Also ist diese alte Vorschrift doch noch lebendig geblieben, trotzdem, wieder nach Grimm, „die Karolinger suchten, dem Richter und seinen ständigen Skabinen gegen Wind und Wetter besseren Schutz zu schaffen, als ihn Bäume und Felssteine

gewährten". Dieser Versuch ist verständlich, da nun nicht mehr die gesamten Volksgenossen das Urteil fällten, sondern ein eng begrenztes Kollegium; er scheint aber, wenigstens nicht allgemein, Erfolg gehabt zu haben. Auch eine Stelle aus den Weistümern zum Jahre 1588 spricht vom Gericht im Freien: „wann der Richter in die Schranne (Schranke) tritt, soll er sich an den Disch, der gegen die Sonne gesetzet sein soll, setzen".

Völlig genügt dieser Bedingung aber der zweite Gerichtstisch in Trautliebersdorf, Kreis Landeshut, etwa 300 Meter nördlich vom Lehngute am östlichen

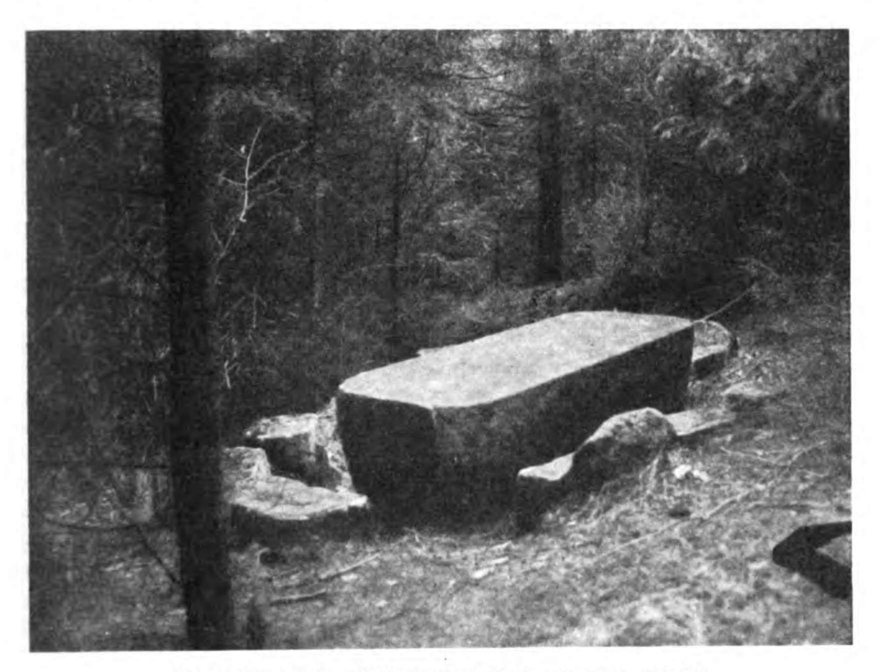


Abb. 2. Gerichtstisch von Trautliebersdorf, Kr. Landeshut, Schlesien.

Abhange des Toten-Kopfes. Dieses Gut gehörte ehemals dem Kloster Grüssau. Der Platz, auf dem der Gerichtstisch steht, liegt jetzt eng umhegt von einer dichten Schonung, soll aber früher von einem Kreise hoher, alter Bäume umgeben gewesen sein. Das von oben durch die Lücke der Fichtenwipfel hereinfallende Licht ermöglichte grade noch die Aufnahme (Abb. 2). Der Tisch selbst ist aus einem Sandsteinblock gehauen; seine Oberfläche von etwa zwei zu dreiviertel Meter ist glatt geebnet mit zierlich abgerundeten, etwas gegen die Kanten zurücktretenden Ecken, unterhalb jedoch ziemlich roh behauen. Um ihn herum stehen neun hockerartige Steinsitze, von denen drei eine niedrige Rückenlehne haben. Bei ihm sind die Anforderungen an die Größe und an den Ort seiner Aufstellung unter freiem Himmel erfüllt. Die Entfernung vom Gutshofe, wo sicherlich der Richter seinen Wohnsitz hatte, kann zunächst stutzig machen, wenn man an die Verhältnisse in den Städten denkt. Hier liegt aber vielleicht die Absicht zugrunde, für die Gerichtssitzungen einen Platz zu wählen, der abseits vom Wirtschaftsbetriebe des Gutshofes liegt. Sollte sich für das ehemalige Klostergut der Beweis erbringen lassen,

daß es die hohe Gerichtsbarkeit besaß, dann wäre die Steingruppe das besterhaltene Denkmal dieser Art.

Der Gerichtstisch diente als äußerliche Bezeichnung des Platzes von Richter und Schöppen, um die sich die Zuschauer scharten, da die Verhandlungen in breitester Öffentlichkeit — im Gegensatze zu den Fehmesitzungen — geführt wurden.

Er diente aber auch weiter noch gewissen symbolischen Handlungen des Richters, wie wir aus einem von Grimm in seinen „Rechtsaltertümern" angeführten Weistum erfahren: „Bei den oberhessischen Dorfgerichten hält der Schultheiß in seiner Rechten den hölzernen Gerichtsstab, schlägt damit auf den Tisch, gebietet Stillschweigen und hält ihn in die Höhe, bis das Gericht geheget ist. Dann legt er ihn vor sich hin und wiederholt den Schlag, so oft die Stille unterbrochen wird; ebenso schlägt er nach Beendigung des Gerichts auf den Tisch und spricht: „Dieweil niemand mehr fürzubringen hat, wird das Gericht hiermit aufgeschlagen." Während die erste Einleitung des Gerichtes die „Bankspannung" hieß, wurden nach Schluß der Sitzung die Bänke „gestürzt". Es erscheint daher wohl möglich, daß in vielen Fällen nur der Tisch erdfest, die Sitze aber beweglich waren; wo auch die Sitze unverrückbar waren, wird das „Bankstürzen" wohl irgendwie symbolisch angedeutet worden sein.

Am Tische saß der Richter auf der Westseite, so daß er gegen Osten, also nach Sonnenaufgang schaute. An ihm saßen ferner die Schöppen und der Gerichtsschreiber, der über Fragen und Aussagen eine Niederschrift anzufertigen und das Urteil niederzuschreiben und zu verlesen hatte.

Ein eindrucksvolles Bild davon ist uns in einer Darstellung des Marktplatzes von Wohlau aus dem Jahre 1661 erhalten: Vor dem Eingang zum Rathause unter der Freitreppe ist ein Platz von einem dreifachen Spalier von Soldaten unter ihrem Kommandanten zu Pferde eingerahmt, in dessen Mitte eine große Tafel als Gerichtstisch steht. Am oberen Ende, mit dem Rücken gegen das Rathaus gekehrt, sitzt der Richter, an seiner rechten Seite der Schreiber, der durch ein vor ihm stehendes riesiges Tintenfaß mit Streusandteller und aufgerichteter Feder bezeichnet ist. Die Langseiten nehmen die Schöffen ein. Dem Richter gegenüber steht der Angeklagte, anscheinend von seinem Verteidiger und einem Geistlichen begleitet. Links daneben eine Amtsperson mit einem Bogen Papier in der Hand, wahrscheinlich der öffentliche Kläger und rechts der Büttel, während hinter den links sitzenden Schöppen mehrere Frauen, entweder Zeuginnen oder Geschädigte, stehen.

Hier sei auch des im Kreise Wohlau gelegenen, im Volksmunde sogenannten Richtplatzes gedacht. Nach seinem heutigen Zustande und seiner Lage nehme ich nicht an, daß dieser Name etwa den Ort des Strafvollzuges, also des Galgens, bezeichnen will, sondern die Stätte, an der Richter und Schöppen das Recht „schöpften" und das Urteil sprachen. Dieser „Richtplatz" liegt auf der Mitte des Weges zwischen Hengwitz und Akreschfronze und gehört zu diesem Orte. Er ist eine Kreisfläche, durch die der erwähnte Weg läuft und von hohen, alten Bäumen — jetzt Kastanien — umstanden; dicht daneben auf der nordwestlichen Seite ganz nahe am Wege plätschert eine Quelle, die sich, anfangs in hohen Ufern eng eingeschlossen, nach dem tiefer gelegenen Tale windet. Auch dieser Platz scheint für germanische Anschauung zur Hegung eines Gerichtes nach den oben angeführten Grimmschen Ausführungen außerordentlich geeignet und der Name bewahrt vielleicht die Erinnerung daran.

Die eben hergeleitete Übertragung der Bezeichnung Ring für den Marktplatz der Städte in Ostdeutschland beruht aber nicht nur auf deren Eigenschaft als Orte

der Gerichtssitzung. Auch der Strafvollzug, der an und für sich öffentlich war, wurde häufig, wie in altgermanischer Zeit am Orte der Urteilsfällung, im Ring der Volksgenossen, besonders, wenn es sich um Kapitalverbrecher handelte, auf dem Marktplatze vorgenommen. Als Beweis dafür stehen noch heute, oder standen bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts die Staupsäulen auf den Marktplätzen



Abb. 3. Staupsäule in Rogau-Rosenau, Kr. Schweidnitz.

oder es wird z. B. berichtet, daß der Hauptmann Dompnig, der des Verrats an der Stadt Breslau beschuldigt worden war, auf dem Marktplatze mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Derartige Zeugnisse archivalischer oder bildnerischer Art lassen sich mühelos vermehren.

Die Staupsäulen, von denen jede Stadt sicher ein Stück besaß, haben in diesen ursprünglich stets auf dem Ring gestanden, wie heute noch die prächtigste ihrer Art in Breslau auf ihrem alten Platze steht. Andere Städte, wie z. B. Habel-

schwerdt, haben sie auf einen anderen öffentlichen Platz gestellt, sehr viele aber sie aus falscher Humanität unter allerhand Vorwänden überhaupt beseitigt. So liegt das Bild des Marktplatzes von Strehlen aus dem Jahre 1830 mit einer anscheinend der Breslauer sehr ähnlichen Säule vor und auf dem vorerwähnten Bilde von Wohlau scheint ganz im Vordergrunde eine einfache Säule mit Kugelbekrönung dieselbe Bedeutung gehabt zu haben. Von Sprottau haben archivalische Forschungen das frühere Vorhandensein einer Staupsäule ergeben, die von einem „Roland“ bekrönt gewesen sein soll; wahrscheinlich aber war es, wie auch in Breslau die Figur des Nachrichters, eine Verwechselung, die auch die falsche Nachricht von dem „Roland“ in Posen verursacht hat. Von Neurode ist durch einen glücklichen Zufall eine Zeichnung von der Bekrönung der beseitigten Staupsäule erhalten, auf deren vier dreiseitigen giebelartigen Abschlüssen der Nachrichter in verschiedenen Tätigkeiten in flacherhabener Arbeit dargestellt zu sein scheint. Eine besonders aufwändige Rundplastik scheint das „Schanzemänndel“ von Trachenberg gewesen zu sein, das auf der Staupsäule stand, eine Darstellung des Henkers, wie sie auch die Breslauer Staupsäule trägt. Die Säule in Trachenberg war vor rund 100 Jahren dem Markt- und Fuhrwerksverkehr nach Ansicht der damaligen Verwaltung ein so grobes Hindernis, daß sie beseitigt werden mußte und man stellte sie, wahrscheinlich wegen ihrer anrüchigen Bestimmung, weit draußen vor der Stadt am Schindanger auf. Als im Anfange dieses Jahrhunderts sich Stimmen erhoben, die ihre Zurückversetzung befürworteten, da trat ein Ungenannter mit großem Wortschwall im Lokalblättchen auf, der den „Schindanger“ für die einzig würdige Stätte „dieses Denkmals einer finsteren Zeit“ erklärte. Zum Glück hat der historische Sinn der heute lebenden maßgebenden Männer sich dieser Finsterlingsansicht nicht angeschlossen, hält sie auch für kein ernst zu nehmendes Hindernis des doch erheblich gesteigerten Verkehrs und stellt sie am Ringe als Wahrzeichen der einst besessenen Obergerichtsbarkeit unter Aufwendung erheblicher Mittel wieder auf, da durch die Steinwürfe unnützer Buben das arme Schanzenmänndel in der Verbannung nicht nur alle Gliedmaßen, sondern auch den Kopf verloren hatte.

Auf dem Lande sind an schlesischen Staupsäulen neben drei städtischen (Breslau, Habelschwerdt, Trachenberg) noch zwölf erhalten (Gabersdorf Kr. Glatz, Gießmannsdorf Kr. Bunzlau, Heinzendorf Kr. Habelschwerdt und Kr. Lüben, Hermsdorf, Burg Kynast, Kr. Hirschberg, Koritau Kr. Glatz, Kostenblut Kr. Neumarkt, Peterwitz und Rogau-Rosenau Kr. Schweidnitz, Rothsurben Kr. Breslau, Rückers-Reinerz Kr. Glatz und Groß-Tinz Kr. Nimptsch); Reste von Staupsäulen sind noch in drei ländlichen Orten nachzuweisen (Arnsdorf Kr. Hirschberg, Gröditzberg Kr. Goldberg-Haynau, Hannsdorf Kr. Glatz) und in der Stadt Striegau.

Die meisten Staupsäulen weisen einen oberen Abschluß mit einer Steinplatte und darauf ruhender Kugel auf. Sie stehen an freien Plätzen im Dorfe, wie z. B. in dem ehemaligen Marktflecken Kostenblut oder beim Gerichtskretscham. Das Material ist Stein; nur die Staupsäule von Peterwitz ist aus einem Eichenstamm gearbeitet.

Neben den Staupsäulen galt der Galgen als äußerlich sichtbares, jedem verständliches Zeichen, daß die Stadtverwaltung oder der Grundherr im Besitz der Obergerichte war. Die Galgen standen aber, sofern sie grundfest, also gemauert waren, nicht auf dem Marktplatze aus Rücksicht auf Verkehr und Gesundheit der Umwohner, sondern an weithin sichtbarer Stelle, also einer Anhöhe oder einem Berge innerhalb des Gerichtssprengels. Sie waren gemauerte runde Bauten von

einem äußeren Durchmesser von fünf bis zehn Meter bei etwa drei Meter Höhe mit einer Eingangstür. Auf dem nach innen abgeschrägten Rande standen drei oder sehr selten vier gemauerte Pfeiler, oben mit Aussparungen für die sie verbindenden Balken, die zum Aufhängen dienten. Aus verschiedenen Quellen erfährt man, daß oft die Pfeiler so hoch geführt wurden, daß zwei Reihen Balken übereinander angebracht werden konnten. Es war nämlich eine Urteilsverschärfung, wenn der Hinzurichtende „am höchsten Galgen" gehängt werden sollte und bildliche zeitgenössische Darstellungen zeigen so Gerichtete. Eine weitere Verschärfung bedeutete es, wenn die Beerdigung versagt wurde; entweder durfte der Gerichtete

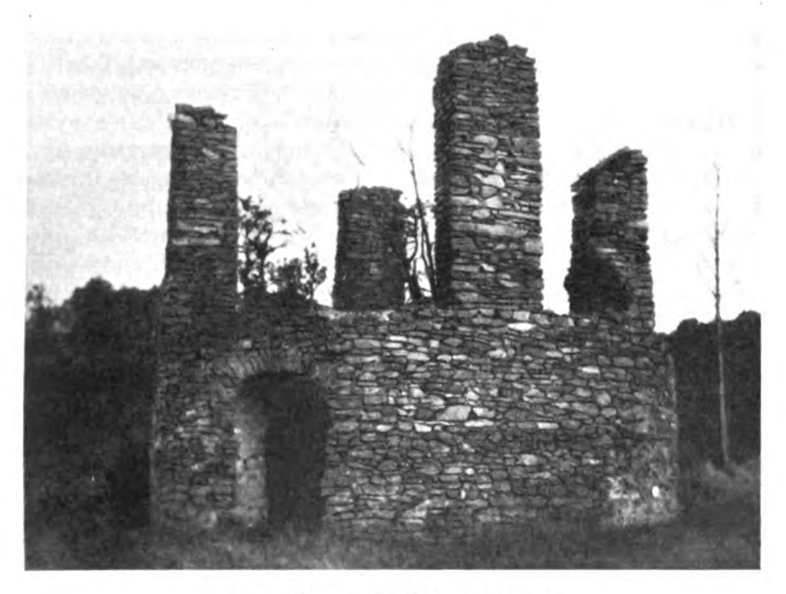


Abb. 4. Galgen in Kauffung, Kr. Schönau.

nicht abgenommen werden oder er wurde zur Auflegung aufs Rad verurteilt. Beide Male mußte der natürliche Verfall die Beerdigung ersetzen, bis der Nachrichter die letzten Reste beim Galgen verscharrte. Erhalten haben sich in Schlesien nur noch die Reste von sieben Galgen (Faulbruck Kr. Reichenbach, Kanth Kr. Neumarkt, Kauffung Kr. Schönau, Leipe Kr. Jauer, Rengersdorf Kr. Lauban, Groß-Rosen Kr. Striegau und Steinseiffen Kr. Hirschberg). Vor etwa dreißig Jahren ist der von Glatz abgebrochen worden, da dort ein Wohnhausneubau errichtet werden sollte.

Der Galgen bei Kanth, der einzige aus Backsteinen erbaute, ist erst kurz vor der Aufhebung des Hängens als Hinrichtungsort erbaut und infolge dessen nie benutzt worden. Alle anderen Galgen sind aus am Orte gewonnenen Bruchsteinen erbaut und meistens schon arg zerfallen. Bei einigen ist ihre Bestimmung schon bei den Umwohnern in Vergessenheit geraten. So gilt der Galgen von Leipe bei den Dorfinsassen als Ruine eines Templerschlosses und bei dem Galgen von Faulbrück habe ich erst durch Besichtigung feststellen müssen, daß die älteren Nachrichten über Reste eines Heidentempels auf Irrtum beruhen.

Illyrier, Kelten und Germanen in Ostgermanien im Lichte der Orts- und Flußnamen.

Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Schwarz, Prag.

Die Prähistoriker neigen heute in ihrer Mehrzahl der Ansicht zu, daß die von Schlesien über Sudeten- und Ostalpenländer verbreitete lausitzer Kultur, die so viele Urnengräber hinterlassen hat, den Illyriern zuzusprechen sei. Die organische Verbindung, die sowohl nach Nordostitalien, in das Gebiet der illyrischen Veneter, wie nach Ungarn und die nordwestlichen Balkanländer führt, deutet die Zusammengehörigkeit und allmähliche Ausbreitung dieses indogermanischen Volkes nach Süden an[1]). Ein Stück der indogermanischen Wanderungen scheint sichtbarer zu werden. Noch zur Zeit des Tacitus sitzt ein pannonisch, d. h. illyrisch redendes Volk nördlich der Donau in der heutigen Slowakei, südlich der Donau und den östlichen Alpenländern hören wir bis nach Tirol von illyrischen Stämmen.

Auch die Namensforschung ist heute in der Lage, teils sicher, teils sehr wahrscheinlich manche Namen, die sich weder aus dem Slawischen noch Germanischen noch Keltischen ableiten lassen, den Illyriern zuzuschreiben. Es sind solche Namen, die ihre Verwandtschaft auf sicher illyrischem Boden haben und die auf Grund der geringen erhaltenen oder erschließbaren Sprachreste des Illyrischen, worunter wieder Namen den Hauptteil ausmachen, diesem am ehesten zuzurechnen sind. Von den Bemühungen der zahlreichen Forscher, die sich heute mit diesen Fragen beschäftigen, seien besonders die Arbeiten von Krahe[2]), der die illyrischen Orts- und Personennamen der antiken Zeit untersucht hat, und N. Jokl, der sich daneben auch mit dem Thrakischen und Albanesischen beschäftigt, hervorgehoben[3]). Über die Bildungsmittel der illyrischen Sprachen, über häufiger auftretende Stämme und besonders über die verwandten Suffixe wissen wir heute doch schon etwas Bescheid. Selbstverständlich ist hierin noch nicht die gleiche Sicherheit möglich wie bei Sprachen, deren Entwicklung wir seit 2000 Jahren kennen.

Im folgenden soll eine Zusammenstellung der für unsere Fragen besonders in Betracht kommenden Namen gegeben werden, wobei in Ostdeutschland, wo jede Spur willkommen sein muß, Vollständigkeit angestrebt, in den Alpenländern, wo die Quellen reichlicher fließen, eine Auswahl gegeben wird. Unter Ostgermanien wird hier das Gebiet betrachtet, das am Ende der Völkerwanderungszeit von germanischen Stämmen bewohnt war, also Ostdeutschland, die Sudeten- und Ostalpenländer.

Der bei Ptolemaeus im heutigen Südwestpolen angeführte Ortsname *Καλισία* wird zwar noch heute gern, besonders von slawistischer Seite[4]), mit Kalisch zusammengebracht und als Beweis für bis wenigstens hierher reichende slawische Urheimat ausgegeben. Da es aber an den Voraussetzungen dafür fehlt, unser Name sie vielmehr erst bieten soll, sowohl der Stamm kal- wie das Suffix im Illyri-

[1]) Eine geschichtliche Darstellung der Arbeitshypothese Kossinnas von der illyrischen Stammeszugehörigkeit gibt Seger bei Ebert. Reallexikon der Vorgeschichte VII 255. Für die Sudetenländer spricht sich Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens deutlich mit guten Gründen für die illyrische Hypothese aus (S. 69 ff.).

[2]) G. Krahe, Die alten balkanillyrischen geographischen Namen, Heidelberg 1925; Lexikon der altillyrischen Personennamen, Heidelberg 1929.

[3]) N. Jokls Arbeiten sind jetzt bequem zusammengefaßt in seinen Artikeln Albaner, Illyrier und Thraker bei Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte.

[4]) So z. B. Brückner, Slavia 1, 399.

schen vorhanden sind, ist Zugehörigkeit zu dieser Sprache am wahrscheinlichsten. Auch andere bei Ptolemaeus genannte Ortsnamen lassen sich hier einordnen, so *Δηούονα, Ἀσκαυκαλίς, Ἀσάγκα, Φεύγαρον, Ἀρσόνιον*. Von Stammesnamen kommen in Betracht die *Κορκοντοί*, die am Riesengebirge eingezeichnet sind; vielleicht auch die *Βατεινοί* am Nordrand von Böhmen, womit ein pannonischer Königsname Bato verglichen wird[5]). Diese Stämme wären dann das, was die Osi sicher zur Zeit des Tacitus in der Slowakei darstellen, Restvölker des nach Süden abgewanderten Hauptteiles der Illyrier, Vertreter der Nordillyrier zu einer Zeit, da schon die Germanen die Herren im Lande nördlich der Donau waren.

Es ist zu erwarten, daß unter diesen Umständen auch Flußnamen illyrisch benannt sein werden. Infolge ihrer Wichtigkeit für den Menschen früher Zeiten und des weiten Gebietes, in dem ein solcher Name in Geltung war, ist Fortleben bis in die Gegenwart hier eher möglich als bei den kleinen aus Holzhütten bestehenden Ansiedlungen. Vasmer[6]) glaubt tatsächlich, eine Reihe illyrischer Flußnamen gefunden zu haben. Für Netze z. B. kann man eine Grundform *Natusis ansetzen, deren Ähnlichkeit mit dem Flußnamen Natiso (Küstenfluß im Lande der Veneter bei Aquileja) auffällt und die zum griechischen Worte *νότιος* „naß, feucht" gehören dürfte. Mit der Anführung eines griechischen Wortes soll hier nur auf das Vorkommen in einer indogermanischen Sprache hingewiesen werden. Ein rechter Nebenfluß der Netze ist die Drage, poln. Drawa, so auch urkundlich, die denselben Namen führt wie die Drau, antik Dravus, wohl mit Recht mit altind. drávati „läuft" zusammengestellt. Auch bei Drama, Nebenfluß der Klodnitz in Schlesien, ist Anknüpfung möglich, während Fälle wie Drewenz, Radęca und Schrimm mir vorläufig noch nicht genügend gesichert erscheinen. Neiße, an drei Flüßchen haftend, der Görlitzer und Glatzer Neiße sowie an einem Nebenbach der Katzbach, geht nach dem tschechischen und polnischen Nisa auf eine Grundform *Nīssa zurück, wobei ss auch durch Angleichung entstanden sein kann. Als Grundbedeutung ist infolge des wiederholten Vorkommens die von „Fluß" anzunehmen. Die Ableitung von Tharandt in Sachsen aus einer mit Tarent in Italien verglichenen Grundlage halte ich für abwegig. Wie andere Namen mit noch erhaltenem Nasalvokal (Lungitz, Lunsizi „Lausitz", Schkeuditz, alt Scuntica, alt Sirmunti) zeigen, haben die Deutschen, die wegen der heutigen Form noch einen slawischen Nasalvokal gehört hätten, diesen in den betreffenden Gebieten des Freistaates Sachsen mit un, nicht mit an wiedergegeben. Die Lage südwestlich von Dresden, das selbst eine spätere Übernahmsgestalt voraussetzt (das zugrunde liegende sorbische Wort ist dreⁿzga „Wald"), spricht nicht für die Wahrscheinlichkeit von Vasmers Annahme. Beim Namen der Narew ist infolge der geographischen Lage Ableitung aus einer baltischen Sprache glaubhafter. Überhaupt ist es beim Näherkommen an die vermutliche Urheimat der baltischen Völker (Preußen, Litauer) schwierig, das Sprachgut zu scheiden. Die baltischen Sprachen sind so altertümlich, daß viele Beziehungen zu den illyrischen bestehen. Dagegen besitzt der Name der Oder, der in alter Zeit als *Adrā herzustellen ist, Verwandte in vermutlich illyrischen Namen wie *Ἄδρα*, Adra u. a.[7]).

---

[5]) Vgl. die Diskussion über die Illyrierfrage (Much, Menghin, Oberhummer) in den Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien 47 (1917), S. 33 ff.

[6]) M. Vasmer, Beiträge zur alten Geographie der Gebiete zwischen Elbe und Weichsel (Zeitschrift f. slav. Phil. 5, 360 ff.); ders., Nochmals die Nordillyrier ebda. 6, 145 ff.

[7]) Vgl. Ernst Schwarz, Zur Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien (Mitteilungen des österr. Inst. f. Geschichtsforschung 43, 1929), S. 187 ff., bes. S. 240 ff.

Deutlichere Auskünfte sind in den Sudetenländern möglich[8]). Von den auf der Karte des Ptolemaeus eingetragenen Namen sind als illyrisch anzusprechen *Σιράγονα* (im oberen Elbegebiet), *Λευκάριστος* (am Südabhang des Riesengebirges), *Νομιστήριον*, das sich gut mit Numistro in Lukanien deckt, *Σετουία* im Lande der Quaden, das an Setovia in Dalmatien erinnert, *Στρεουίντα* im nördlichen Mähren[9]). Der von Jokl im Illyrischen nachgewiesene Stamm apa „Wasser" liegt vor im Namen der Oppa, des Nebenflusses der Oder, dessen tschechische Form Opava Anfügung eines bekannten slawischen Flußnamensuffixes zeigt (vgl. denselben Fall bei Marus-Morava, *Ara-Orava, Naissus-Nišava), und Aupa, Nebenfluß der oberen Elbe in Ostböhmen, das auf die Dehnstufe *Ōpa (daraus über germanische Vermittlung Upa) zurückgeht[10]). Die gerade hier bezeugten *Κορκοντοί* legen eine illyrische Ableitung auch beim Namen der benachbarten Mettau (tschech. Metuje) nahe. Sicher illyrisch ist der Name der March, die bei Tacitus und Plinius als Marus vorkommt und die gewiß nicht mit dem antiken Margus, heute Morava in Serbien, zusammenzuwerfen ist (so Vasmer). Es liegt ein im Illyrischen auch sonst nachweisbarer Stamm mar- „Sumpf" vor. Schon die Germanen haben dafür, wie das althochdeutsche Maraha und das heutige March zeigen, ihr häufiges Flußnamengrundwort aha „Wasser" (vgl. Salzach, Krimmler Ache) angefügt. Auch mehrere Mohra (Nebenfluß der Oppa, der Biele im Glatzer Kessel, der Ostrawitza) zähle ich hierher, während eine galizische Morafa letzten Endes thrakischen Ursprunges sein dürfte. Den Flußnamen Cusus, der bei Tacitus in der Slowakei erwähnt wird, erkläre ich als *qūtsus „schäumendes Wasser" (vgl. lettisch kûsuls „Sprudel"). Auch bei der Gran, bei Mark Aurel *Γρανούα*, halte ich des Suffixes wegen jetzt illyrische Ableitung für wahrscheinlicher als die sonst auch mögliche germanische. Der Name der Karpaten dagegen, von Vasmer einleuchtend zu alban. karpe „Fels" gestellt, ist wegen der alten Bevölkerungsverhältnisse den Thrakern-Dakern zuzurechnen.

Reichlicher fließen die Quellen aus den östlichen Alpenländern. Illyrische Ableitung wird mit Recht angenommen bei Flußnamen wie Ybbs, Url und Erlaf in Niederösterreich (alt Ibusa, Urula, vgl. Urbanus, Nebenfluß der Save, Arilape), bei Aist, Naarn, Atter (in Attersee, -gau) in Oberösterreich (alt Agista mit einem deutlich illyrischen Suffixe, Nardina, Adra), bei Isonta, dem alten Flußnamen der Salzach, der sich in Isonzo (alt Sontius) wiederholt, vielleicht auch im Namen des Inns, alt *Αἶνος*, in Kärnten Gurk (vgl. Krka in Kroatien), Malten (zum alban. mal' „Berg"), in Steiermark bei der Mur, alt Mora, der Sulm, im Namen des alten Flavium Solvense bezeugt, nach urkundlichem Sulpia als *Solvia „trübes Wasser" herzustellen. Auch die Hauptflüsse Drau und Save, alt Dravus, Savus, sind als illyrisch anerkannt, wenngleich ältere Abkunft nicht ausgeschlossen ist. In Krain und Istrien kann auf Arsia und Idria sowie Isonzo hingewiesen werden. Gegen Westungarn und den westlichen Balkan häufen sich naturgemäß diese Namen, vgl. Kulpa, alt Colape „gewundener

---

8) Vgl. dazu jetzt Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle (Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken, II. Folge, Heft 2, hg. von H. Witte), Berlin 1931. In den §§ 1—3 wird über die illyrischen, keltischen und germanischen Namen gehandelt.

9) R. Much, Die Städte in der Germania des Ptolemäus (Zeitschrift f. deutsches Altertum 41, S. 97 ff.).

10) E. Schwarz, Über alte Flußnamen in den Sudetenländern (Ztschr. f. Ortsnamenforschung 6, 193 ff.).

Fluß“, Drina aus Drinus, Vrbas, woran im Altertum Urbate lag, u. v. a. Auch der Hauptsee Pannoniens, der Plattensee, alt Pelso, ist, wenn nicht vorindogermanisch, illyrisch, vielleicht „flacher See“ bedeutend. Das antike aquae Balissae, in dem ein Wort für „Sumpf“ steckt, im pagus Jovista, setzt sich im oststeirischen Flußnamen Pöls fort.

Von Ortsnamen seien genannt Tergolape in Oberösterreich (vgl. Tergeste „Triest“), Aquincum an der Stelle des heutigen Ofen-Pest, in dem die illyrische Entsprechung des lateinischen aqua enthalten ist, in Pannonien, das selbst einen illyrischen Namen trägt (zugrunde liegt ein dem altpreußischen pannean „Sumpf“ entsprechendes Wort), Arrabona, zum Flußnamen Arrabo „Raab“ gehörig (vgl. zu dieser Bildungsweise Narona, Salona zu Flußnamen Naro, Salo), Sabaria (das heutige Steinamanger), dessen Suffix sich im kärntischen Medaria Möderndorf wiederholt, in Krain Emona, das heutige Laibach, dessen Suffix auch in Albona, heute Labin im Kroatischen, vorliegt, in Istrien Tergeste „Triest“. Das Suffix -eia findet sich in Celeia „Cilli“, Matreia „Matrei“, Noreia, wovon der Stamm der Norici nicht zu trennen ist, Aquileia, das in Carnuntum begegnende Suffix in Aguntum im Pustertale. In Tirol, wo uns illyrische Stämme wie die Breones (fortlebend im Namen des Brennerpasses) bezeugt sind, erinnern daran Imst, alt Humiste mit einem häufigen illyrischen Suffix, Scarantia „Scharnitz“, an Scarbantia „Oedenburg“ deutlich anklingend, auch Vintschgau, worin der Stammesname der Venostes fortlebt u. v. a.

Die Schwierigkeit, diese Verhältnisse zu überschauen und Erklärungen aus einer Sprache zu suchen, die uns so gut wie unbekannt ist, bringt es mit sich, daß die Sicherheit mancher Deutungen verschieden ist, daß wir auch nicht überall die Bedeutung der verwendeten Sprachwurzeln angeben können und wir uns vielfach mit dem Hinweis auf andere im illyrischen Gebiet liegende Namen beschränken müssen. Es ergeben sich nicht nur Beziehungen mit anderen indogermanischen Sprachen, dem Keltischen, Thrakischen und Baltischen, — diese sind bei der gemeinsamen Abkunft und beim hohen Alter unserer Namen verständlich, zumal manche in der Namengebung verwendete Stämme indogermanisch sind und nur auf Grund ihres Verbreitungsgebietes und ihrer örtlichen Lage einem Volke zugeschrieben werden können. Es sind aber auch Anklänge an vorindogermanische Sprachen wie an das Ligurische, Etruskische und Vorgriechische sowie an vorderasiatische Sprachen vorhanden, die gewiß in Wirklichkeit noch häufiger sein werden, als wir heute vermuten können. Trotzdem wird eine methodische Betrachtung zuerst mit dem zeitlich näheren und uns immerhin mehr vertrauten Indogermanischen als mit dem uns vorderhand noch gänzlich unbekannten Vorindogermanischen rechnen müssen.

Über die keltischen Namen im nordöstlichen Deutschland läßt sich heute noch nichts Bestimmtes aussagen. Die Kelten haben nur vorübergehend in Schlesien gewohnt, sie dürften erst südlich des Riesengebirges wirklich solange seßhaft gewesen sein, daß sie ernsthaft als Namengeber in Betracht kommen können.

Sicher keltische Flußnamen treffen wir in den Sudetenländern. Die Eger, alt Agira, auch im Tschechischen als Ohře fortlebend, hat ihre Verwandten in der Ager in Oberösterreich, einer Eger im Ries, der Aire bei Verdun. Im Altindischen treffen wir das vermutlich hier vorliegende Wort ajirás „schnell“ an. Auch die Verwandten der böhmischen Iser besitzen ein deutlich sprechendes Verbreitungsgebiet. In Bayern führt die Isar, in Nordfrankreich die Oise, in Südostfrankreich die Isère denselben Namen, allerdings ist auch der antike Name der

Donau, Ister, zu nennen. Das keltische iar ist dasselbe Wort wie das griechische ἱερός „heilig“, das altindische isirás „kräftig“. Auch der Flußname der Mies wird nicht von der keltischen Mosa, der heutigen Maas, zu trennen sein. In der Slowakei ist als anderer Name der Waag Duria bezeugt, sich in Thur in der Schweiz, der Dora Riparia und Baltea in der Potiefebene, als Duero, bzw. Douro auf der Pyrenäenhalbinsel wiederholend. In Piemont ist die Bedeutung „Gießbach“ bei doron bewahrt. Unser Name ist daher entweder keltisch oder vorindogerm. Auch der Name der Arwa, slowak. Orava, in der Slowakei, scheint an den Namen der Ahre in der Schweiz und verschiedene Arlbäche anzuklingen. Es dürfte hier ein kelt. Wort für „Wasser“ vorliegen. Das keltische cambos „krumm“ findet sich gleich in zwei Flußnamen, in Cham in der Oberpfalz und Kamp in Niederösterreich.

Mehr keltische Namen finden wir in den Alpenländern. Es sei hier hingewiesen auf den Donaunamen, alt Danuvius, mit dem sich zuletzt Förster[11]) gründlich beschäftigt hat, zu dem sich auch ostindogermanische Entsprechungen finden wie Don. Aus Oberösterreich können genannt werden die Ischl, deren Stamm sich in Isch, Ischer wiederholt mit der Bedeutung „Wasser“, vielleicht auch die Traun, die mit der Drôme in Frankreich und der bayrischen Traun zu vergleichen ist. In Salzburg tragen keltisches Gepräge die frühere Bezeichnung für den Hauptfluß Juvarus, weiter Bachnamen wie Glan (sich oft, z. B. in Kärnten und Baiern, wiederholend, „klares Wasser“ bedeutend) und Laaber „der geschwätzige Fluß, das murmelnde Wasser“. Der Stamm *alb-, indogerm. *albh- „weiß“ findet sich in Alm, alt Albina, in Oberösterreich, auch in Lavant in Kärnten und Lafnitz in Oststeiermark. Es ist allerdings zu erwähnen, daß das Illyrische (vgl. Albona) den gleichen Stamm besessen hat. In Niederösterreich ist sicher keltisch die Traisen, mit einem keltischen Superlativsuffix versehen und „die sehr schnelle“ bedeutend, auch die Wien, nach der die Stadt benannt ist, ist von Much[12]) einleuchtend aus *Vēdnia „der wilde Fluß“ erklärt worden. Die Lieser in Kärnten[13]) findet eine Entsprechung in dem gleichnamigen Nebenfluß der Mosel.

Keltisch sind die Gebirgsnamen Hercynia, auf *Perkuniā „Eichenwald“ beruhend, Sudēta „Wildschweinwald“ und Gabrēta „Bockwald“ für Erzgebirge und Böhmerwald[14]).

Von den bei Ptolemaeus in den Sudetenländern genannten keltischen Ortsnamen (z. B. *Ἐβουρόδουνον*, *Βουδόριγον*, *Λουγίδουνον*) hat sich bisher keiner in einer heutigen Entsprechung nachweisen lassen. Vermutlich liegt die Ursache darin, daß diese Orte z. T. von den einwohnenden Tschechen als Hradiště „Burgstätte“

---

[11]) Der Name der Donau (Ztschr. f. slav. Phil. 1, 1 ff.).

[12]) M. Much, Die Namen im Weichbilde Wiens und ihre Entstehung (in dem Sammelwerk: Wien, sein Boden und seine Geschichte).

[13]) Beispiele aus Kärnten nach P. Lessiak, Die kärntischen Stationsnamen (Carinthia I, 112, S. 1 ff.); aus Oberösterreich nach K. Schiffmann, Das Land ob der Enns, 1922 (meist verfehlt); Ernst Schwarz, Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich (Prager Deutsche Studien, 42. Heft, 1926). Eine Reihe antiker Namen verzeichnet (mit einzelnen Fehlgriffen) S. Pirchegger, Die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet, Leipzig 1927; über die vorbairischen Namen Niederösterreichs s. jetzt H. Weigl, Die Grundlagen der modernen Besiedlung Niederösterreichs (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 1930, S. 25 ff.).

[14]) Zu diesen Namen vgl. Hirt, Indogerm. Forschungen 1, 480; R. Much, Ztschr. f. deutsches Alt. 39, 29 ff. und die betreffenden Artikel bei Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde.

bezeichnet wurden. In Niederösterreich ist Μεδιολάνιον zu suchen, das denselben sicher keltischen Namen wie Mailand „Mitte der Ebene" führt. Aus Oberösterreich sei hingewiesen auf Laureăcum, heute Lorch, das ebenso ein bekanntes keltisches besitzanzeigendes Suffix besitzt wie die weiter westlich zu suchenden Orte Stanacum und Joviacum, auf Gabromagus „Bockfeld" bedeutend weiter im Süden, Boiodurum, das in Beiterbach bei Passau fortlebt, Comagenis und Vindobona in Niederösterreich, Brigetio bei Komorn, in Kärnten auf Villach, Viktring, Federaun, wo gewiß mit Recht keltische Grundlagen gesucht werden u. v. a. Bekannte keltische in Ortsnamen vorkommende Grundwörter sind dūnon und dūron „Burg", briga „Berg", magos „Feld". Ein keltisches Wort für Linde steckt in Lentia Linz. Der Name für Kärnten geht auf einen Ort Carantana zurück, in dem das oft belegte kelt. karant „Freund" enthalten ist.

Germanische Namen sind infolge der relativ späten Besetzung der Länder südlich der Donau in erster Linie in Ostdeutschland und in den Sudetenländern nachzuweisen. Die germanische Entsprechung von *Perkunia liegt vor im Namen Fergunna, wie einmal das Erz- und Fichtelgebirge in der Zeit Karls des Großen genannt wird. Das Erzgebirge heißt im 11. Jahrhundert einmal Miriquidui „Dunkelwald", ein Name, der sich auch sonst vorfindet und in der Edda als Name des Grenzwaldes zwischen Hunnen- und Germanenwald einen Niederschlag gefunden hat. Für germanisch gilt weiter mit Recht das bei Ptolemaeus bezeugte Ἀσκιβούργιον ὄρος „Eschengebirge", übersetzt im tschech. Jeseníky „Gesenke" fortlebend[15]). Für die kleinen Karpathen bezeugt Ptolemaeus Λούνα ὕλη, von Much einleuchtend zu germ. *hlun „Ahorn" gestellt. Der Georgsberg bei Raudnitz in Böhmen, tschech. Ríp, der in der tschechischen Stammessage eine hervorragende Rolle spielt, führt einen in Norddeutschland und Jütland bezeugten germanischen Namen *Rīp, der „Berg" bedeutet.

Von Flußnamen können angeführt werden die Elbe, alt Albis, die ebensogut germanisch wie keltisch sein kann, vgl. die vielen Flußnamen elf in Skandinavien und die Aube in Frankreich. Grundbedeutung ist „weißer Fluß", dann „Fluß". Im Freistaat Sachsen ist die Flöhe mit der Piave in eine Linie zu stellen, ohne daß sich zunächst die Priorität des illyr. Namens beweisen oder wahrscheinlich machen läßt. Die Bedeutung ist „Fluß". Sicher germanisch ist die Mulde, alt Milda, in der heutigen Gestalt auf Rückübernahme aus dem Sorbischen beruhend, vermutlich „kräftiger Fluß" bezeichnend. Auch bei der links in die Elbe fließenden Elster, alt Alistrud, läßt sich, wie ein Vergleich mit der thüringischen Unstrut, alt Onestrodis lehrt, Zugehörigkeit zu althochdeutsch struot „Sumpf" zeigen.

In den Sudetenländern gibt es sichere Zeugen der jahrhundertelangen Germanenherrschaft auch unter den Flußnamen. Die Moldau, tschech. Vltava, läßt sich einwandfrei nur aus einem german. *Wilthaha „wilde Ache" verstehen, die Angel und Uslawa, Nebenflüsse der Mies, können gut auf germanische *Angulaha und *Amslaha „Angelache, Amselache" zurückgeführt werden und finden in Deutschland ihre Entsprechungen, in Mähren ist die germanische Grundlage *Swartaha von heutigem Schwarzach förmlich in tschech. Svratka versteinert, aus dem Askiburgium kommt die Oskawa, in der Slowakei führt die Waag einen Namen, den nur die westgerm. Quaden und nicht andere ostgermanische Völker gegeben haben können, der mit unserem „Woge" zusammenstimmt. Zur Zeit des Gotenreiches in Pannonien wird ein Flußname Scarniunga genannt,

[15]) Darüber R. Much in der Zschr. f. deutsches Alt. 33, 1 ff.

der eine germanische Endung besitzt und auch sonst als „schmutziges Wasser“ verstanden werden kann. Der Bakonyerwald dürfte zur gleichen Zeit seinen „Buchenwald“ (vgl. ahd. Buohhunna, das Bacenis bei Cäsar) bedeutenden germanischen Namen empfangen haben.

Soweit die genannten Namen, die nur eine Auswahl darstellen, noch heute fortleben, läßt sich beobachten, daß sie von Volk zu Volk wandern können, freilich nicht müssen. Im Einzelfalle hängt das davon ab, ob Möglichkeiten zur Übernahme vorhanden waren und ob nicht eigene Namen sich siegreich erwiesen haben. Auch Übersetzungen sind vorgekommen. Der deutlichste und interessanteste Fall ist der, daß pannonisch Cusus, keltisch Duria und germ. Waag dasselbe bedeuten, nämlich „rauschendes Wasser“. Im Einzelfalle sind an fremde Namen einheimische Suffixe oder Grundwörter angehängt worden, wie wir bei March, Oppa u. a. beobachten konnten. Aus der Gestalt im fremden Munde lassen sich bisweilen gewisse Schlüsse auf die Übernahmszeit ziehen. So sind Flußnamen wie Ager und Traun in Oberösterreich nicht vor dem 6.—7. Jahrhundert den Bayern bekannt geworden, weil noch gewisse romanische Lautveränderungen in den Namen wirksam gewesen sind, die bei Ybbs, Url u. a. nicht mehr Einfluß auf das Aussehen im Deutschen gewinnen konnten. Bei Erlaf, Lorch, Beiterbach ist die hochdeutsche Lautverschiebung durchgeführt worden, diese Namen sind den Germanen also schon mindestens im 6. Jahrhundert bekannt gewesen. Umgekehrt sind die germanischen Namen in Böhmen und Mähren den Tschechen in unverschobener Gestalt zugekommen. Da die Slawen die Gewohnheit haben, fremde Namen als Feminina aufzufassen, vgl. Drinus — Drina, Ulcus — Vuka, sind auch Save, Drau, Mur den Bayern durch Slowenen vermittelt worden (vgl. altbair. Souua, Draha, Mora). Gleiches gilt für Namen wie Lavant, Lafnitz, die eine nur im Slawischen bezeugte Lautveränderung, die Liquidenumstellung, zeigen.

In den östlichen Alpenländern ist die Zahl der übernommenen Fluß- und Ortsnamen geringer als etwa in Salzburg oder Tirol. Die Ursache liegt gewiß in der dort fühlbareren Awarenherrschaft, die tatsächlich einen Kulturabbruch bedeutet hat.

Die Beispiele haben gezeigt, daß die Namenforschung schon heute imstande ist, verschiedene Schichten herauszuschälen und sie gewissen Völkern zuzuweisen. Die Zunahme illyrischer Namen gegen Süden und Südosten und die Beziehungen zum nordwestlichen Balkan besagen dasselbe, was die Prähistoriker feststellen. Die Verbindungen keltischer Namen mit Süddeutschland und Frankreich deuten auf andere sprachliche und völkische Grundlagen. Die germanischen Namen in Ostdeutschland und in den Sudetenländern wieder weisen nach Norden. Der Beitrag des Sprachforschers zur Lösung und Aufhellung alter Bevölkerungsverhältnisse ist gewiß wichtig und notwendig. Wenn wir erst einmal aus allen Gebieten gründliche Sammlungen und Untersuchungen des alten Namenschatzes hätten, würden wir noch weiter kommen. Es muß angestrebt werden, die aufgezeigten Schichten und vielleicht noch ältere in Zukunft auf Karten darzustellen, die die jeweiligen Zusammenhänge klar erkennen lassen würden.

Von slawischen Spuren konnte keine Rede sein. Für sie ist in Ostgermanien vor dem letzten Drittel des 6. Jahrhunderts kein Platz. Erst mußten die germanischen Völker, zuletzt die Langobarden wegziehen, dann konnten mit den Awaren die Slawen einströmen. Was aus früherer Zeit für slawisch von einzelnen

Forschern gehalten wurde, hält einer Nachprüfung nicht stand [16]). Wie sich die Slawen mit dem vorhandenen Namenschatz von Ostsee bis zur Adria auseinandergesetzt haben, müßte ein eigener Aufsatz zeigen.

Das kleinste germanische Volk: Das Brudervolk der Föroyinger.

Von Ernst Krenn, Allentsteig.

Mit 3 Abbildungen.

Ungefähr 325 Seemeilen westlich von Norwegen und rund 160 Seemeilen nordwestlich von den Shetlandinseln tauchen aus oft haushoher Brandung die Föroyar empor. Diese kleine Gruppe von Klippeninseln mitten im Atlantischen Ozean liegt zwischen 61° 20′ und 62° 25′ nördlicher Breite und zwischen 6° 15′ und 7° 40′ westlicher Länge von Greenwich. Die Bewohner nennen ihr Land Föroyar (gespr. Förjar), die Dänen Faareøerne; die übliche Bezeichnung „Faerøerne" hat aus dem altnordischen „Faereyjar" den ersten und aus dem Dänischen den zweiten Teil des Wortes. Alle diese Bezeichnungen bedeuten auf deutsch „Schafinseln" und das mit Recht: ist doch die Zahl der Schafe auf den Inseln sehr groß.

Die Inselgruppe, welche 1399 km² umfaßt, ist von dem kleinsten germanischen Volke, den Föroyingern, bewohnt, von rund 25 000 Menschen. — In der Eiszeit waren die Eilande von einer zusammenhängenden Eismasse bedeckt. Die glaziale Erosion drückte auch der Landschaft den Stempel der U-förmigen Täler auf. In der Gegenwart aber nagt das Meer an den Steilküsten, insbesondere zur Zeit des Voll- und Neumondes sehr stark durch die sog. Mahlströme (Abb. 1). Aus den herrlichen Bergseen stürzen sich in prächtigen Wasserfällen viele Achen ins Meer. Das nordische Inselklima, bewirkt durch den warmen Golfstrom und durch eine kalte Polarströmung, bringt es mit sich, daß das Sommermittel 11° C und das Wintermittel + 3,5° C beträgt. Die Niederschlagsmenge ist sehr groß und stürmisch ist es fast immer. Am meisten ins Auge fällt der fast vollständige Mangel an Bäumen und Büschen. Am besten gedeihen noch der amerik. Ahorn, Weiden und Vogelbeerbäume. Der Winter ist eben zu mild: die Bäume können nicht zur Saftruhe kommen. In den Gärten sind aber doch Johannis-, Stachel- und eine Art Himbeeren zu finden, wie im Freien Rauschbeeren. Im übrigen ist der Pflanzenwuchs recht üppig — aber arm an Arten. Das Gras wächst weit auf die Berge hinauf und gibt den Schafen ausgezeichnete Weide. Wie bei uns suchen hier die Kinder nach Blau-, Preißel- und Rauschbeeren und Kornelkirschen. Die in vielen Tälern vorkommenden Torfmoore liefern Brennstoff; auf der Südinsel finden sich auch Kohlenbrüche. — Außer Schafen, Rindern und Pferden halten die Bewohner noch wenige Ziegen und Schweine. Auf freiem Felde leben die vor 100 Jahren eingeführten Hasen. Von den mehr als 100 verschiedenen Vogelarten sind Zweidrittel Water und Schwimmer. Eigentümlich groß ist die Zahl der besuchenden Vögel. Ein Albatros hielt sich 40 Jahre auf Mikinesholmur auf, obwohl seine Heimat auf den — Falklandinseln und in Neuseeland ist. Überhaupt hat das

[16]) Siehe Note 7.

föroyische Vogelleben wenig Seitenstücke auf der ganzen Erde. Selbst Pinguine sind hier anzutreffen. Um den 12. März erscheint fast regelmäßig die Strandelster „Tjaldur", der nationale Vogel der Föroyinger, und läßt sein „Klipp-klipp!" ertönen.

Von den 18 Eilanden sind 17 bewohnt. Wie und wann die Bewohner hieher kamen, werde ich im folgenden berichten.

*

Schon 300 Jahre vor Christi Geburt kam der griechische Seefahrer und Kaufmann Pytheas aus Massilia bis an die Mündung der Elbe. Er maß die Sonnenhöhe und berichtet von einer Insel im hohen Norden, von Thule. Nach seinen und anderen Berichten zeichnete der ägyptische Gelehrte Erathostenes aus Alexandrien seine Erdkarte. Thule erscheint noch weiter nördlich als „Britannia" und „Jerne". Ist es Island oder Föroyar, von dem damals schon die Kunde bis nach Ägypten gedrungen war? — Denn der moderne Geograph Kiepert bezeichnet in seinem „Atlas antiquus" eine der Inselgruppen nördlich von Schottland als „Thule". Wenn aber der Gesichtskreis der alten Völker schon größer war, als man gemeinhin annimmt, dann ist dieses Land doch Island; diese Meinung vertritt auch der Archäologe K. M. Kaufmann[1]). Gewiß ist jedenfalls, daß der römische Feldherr Agricola die Orkaden umschiffte und die südlichen Shetlandinseln und Fairisle sah. Und wahrscheinlich hat er diese als Thule bezeichnet. Einige moderne Forscher suchen hingegen Thule in einer norwegischen Insel wiederzufinden.

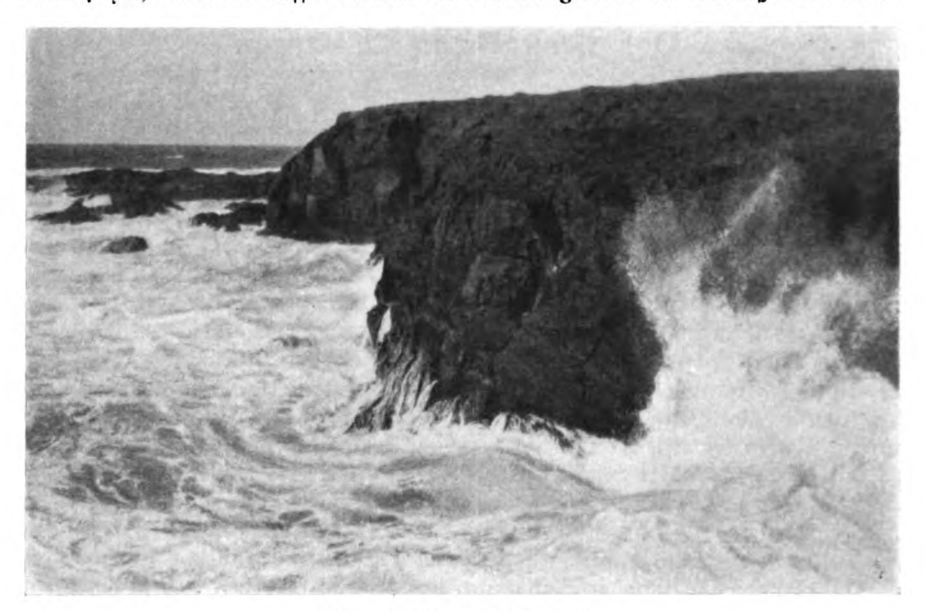


Abb. 1. Brandung an der Steilküste.

Die Meinung ist nicht von der Hand zu weisen, daß die ersten Bewohner der Schafinseln vorkeltische Pikten waren, da sich solche bereits auf den Orkneys- und

[1]) „Amerika und das Urchristentum."

Shetlandinseln vorfanden. Ganz sicher erwiesen ist hingegen, daß um 725 keltische (= iroschottische) Einsiedler auf Föroyar anzutreffen sind. Dies ist sowohl aus den Ortsnamen (Baglahólmur, irisch bachall = geistl. Krummstab; Dímun; Vestmanna u. a.) als auch aus dem Bericht des Mönches Dicuil „Liber de mensura orbis terrae“, der um 825 geschrieben ward, nachweisbar. Ich bringe ihn wörtlich: „Es ist nun 30 Jahre her, daß mir Kleriker erzählten, welche von Anfang Februar bis Anfang August auf dieser Insel (es war von Thule = Island die Rede) weilten.“ Später heißt es: „Es gibt viele andere Inseln im Nordmeer Britanniens, die von den nördlichen britischen Inseln bei guter Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten beständig bei vollen Segeln glücklich erreicht werden können. Irgend ein Mönch teilte mir mit, daß er während zweier Sommertage und einer dazwischenfallenden Nacht, in einem Schifflein mit zwei Ruderbänken fahrend, auf eine dieser Inseln kam. Jene Eilande sind klein wie die andern. Fast alle sind zugleich durch enge Meere voneinander getrennt, auf denen durch beinahe 100 Jahre Einsiedler, die aus unserem Schottland wegfuhren, wohnten. Aber, wie sie vom Anfang der Welt immer unbewohnt waren, so sind sie auch jetzt wegen der normannischen Seeräuber verlassen von Anachoreten und voll von unzähligen Schafen und sehr vielen verschiedenen Arten von Seevögeln. Niemals finden wir jene Inseln in den Büchern der Geschichtsschreiber erwähnt.“ So Dicuil. Daß dieser bestimmt die Schafinseln in seinem Berichte meinte, erhellt aus der Entfernung (2 Tage und 1 Nacht), der Fauna (unzählige Schafe und Seevögel) und daraus, daß seinem Wissen nach, sie frühere Geschichtsschreiber niemals erwähnen. Eine Reihe von Erzählungen der Föroyinger bestätigen diese Behauptung noch heute. Diese berichten von irischen Einsiedlern, welche sich nur von Milch, Eiern und einer eßbaren Tangart nährten und Wunder taten. —

Die Sage erzählt, daß die Inseln von dem dänischen König Frode besucht wurden, der auf einer Fahrt nach England dorthin verschlagen ward. Er landete in Frodbóur (= Frodba) auf Suduroyggj und gründete dort seinen heute noch bestehenden Hof „á Ladi“, höchstwahrscheinlich die älteste Ansiedlung auf Föroyar überhaupt. Vielleicht steht dieser Bericht in Verbindung mit dem, der von einer blühenden friesischen Ansiedlung dort berichtet, auf der noch lange nach der Christianisierung der Eilande den heidnischen Göttern geopfert wurde; die Verschanzung auf Suduroyggj heißt Akrabyrgi, bzw. Akrabirgi, bzw. Akraberg.

Um 800 kamen Norweger und besiedelten das Inselreich. Davon erzählt die Föroyingasaga, welche Grímur Kamban als ersten Ansiedler aus Norwegen nennt. Ein 1833 gefundener Runenstein beweist durch seine Schrift, daß schon lange vor 850 Kirkjubóur bewohnt war. Um 825 und 860 und während dieser Zeit scheint wohl der größte Einwandererstrom geflossen zu sein; aber auch die schon in Schottland wohnenden Norweger verließen während eines Aufstandes zwischen 886—900 ihre neue Heimat und wanderten zum größten Teile nach Island, wohl aber auch auf die Eilande nördlich von Schottland aus, also auch nach Föroyar. Daß diese keltische Sklaven mit sich brachten, liegt auf der Hand.

Ob die ersten Norweger die iroschottischen Einsiedler erschlagen oder ob letztere die Inseln verlassen oder bei den Norwegern bis zu ihrem Tode blieben, läßt sich leider nicht beantworten. Dicuil meint, daß die Eremiten die Schafinseln verließen; Hans A. Djurhuus hält dafür, daß die Anachoreten weiter dort verblieben. Ja, er hält sogar für sehr wahrscheinlich, daß mit den Mönchen auch andere Iroschotten in Föroyar gelebt haben und will das damit beweisen, weil Wörter des Föroyischen auf irische Wurzeln zurückgehen, z. B. dunna.

Die besiedelnden Norweger benannten ihre Ansiedlungen oft nach sich selbst, z. B. Oyndarffjørdur, Sølmundarfjørdur, Velbastadur u. a. Sind nun die Normannen stark mit keltischem oder anderem Blute gemischt oder überhaupt nicht? Das ist die Frage! —

Der bekannte Sprachforscher Dr. Jakob Jakobsen, der Mitbegründer des Neuföroyischen und Sucher nach norwegischen Wurzeln und Stämmen auf den Shetlandinseln, Orkneys, Hebriden, in Schottland und der Normandie, sagt in seiner Abhandlung „Keltische Einflüsse auf Föroyar“[2]), daß sich auf den Schafinseln deutliche Spuren keltischen Einflusses teils im Wortschatze, teils in den Ortsnamen und Sagen finden. „Die Bewohner der Südinsel Suduroyggj sind im Charakter gar sehr von den übrigen Föroyingern verschieden. Diese (ein Viertel der ganzen Bevölkerung) sind lebhafter und lebendiger, aber auch mehr den Rechtsstreitigkeiten ergeben. Auch ihr Äußeres weicht von dem der anderen Föroyinger ab; sie haben meist untersetzten Körperbau und sind durchwegs dunkler. Die kurze Schädelform ist vorherrschend im Gegensatze zur langen auf den nördlichen Eilanden. Wahrscheinlich liegt auf Suduroyggj eine Rassenmischung vor, am ehesten eine von keltischem Blute mit altnordischem.“ — Doch selbst die Anthropologen haben in dieser Angelegenheit noch nicht das letzte Wort gesprochen. Der norwegische Brigadearzt C. Arbo meint keltischen Bluteinschlag feststellen zu können. Vgl. dazu sein Werk „Beitrag zur Kenntnis der Anthropologie der föroyischen Bevölkerung“[3])! In diesem stützt er sich auf die anthropologischen Messungen der Ärzte auf den Schafinseln: A. Berg mit „Beitrag zur Kenntnis über die Föroyar“[4]), E. M. Hoff, Lund N. Chr. mit „Beobachtungen auf Föroyar“[5]) und Hansted. Der Anthropologe Søren Hansen, der in seinem „Anthropologische Verhältnisse auf Föroyar“[6]) neuere Untersuchungen behandelt hat, unter anderen die von Dr. F. Jørgensen „Anthropologische Untersuchungen auf Föroyar“[7]), kommt zu der Meinung, daß die Bevölkerung von Suduroyggj von gleicher Beschaffenheit ist und keine beweisbare Spur fremden Einschlages zu erhärten ist. Überhaupt ist er der Überzeugung, daß die Föroyinger rein nordischen Stammes und ohne wesentliche Mischung mit fremden Bestandteilen sind: also Nachkommen der alten Norweger[8]).

Die Geschichte berichtet ferner von dänischen Geistlichen, welche auf den Inseln angestellt wurden. Selbst wenn man eine Vermischung dieser mit dem Föroyingervolke annimmt, so kann sie nur ganz gering gewesen sein; außerdem handelt es sich da mehr oder weniger um Menschen der selben Rasse. — Einzelfälle will ich gar nicht berichten, da sie ganz unbedeutend sind. Nur ein paar Worte, welcher Art sie sein können! Der Überlieferung nach soll der Ort Fámjin auf Sudaroyggj von zwei französischen Frauen „femmes“, die von einem Schiffe geraubt worden waren, den Namen erhalten haben. Bei Nordragóta ist ein steiler Bergabsatz, auf welchen sich die Bewohner vor den heerenden Belgiern, Holländern usw. flüchteten. Er heißt Fransaflotin. Die Kurlendingaheyggjur gemahnen an ein kurl. Schiff, von dem drei Mann geflüchtet und hier erschossen und begraben wurden.

[2]) „Keltisk Indflydelse paa Faerøerne.“
[3]) „Bidrag til Kundskab om Faerøernes Befolknings Antropologi.“
[4]) „Bidrag til Kundskab om Faerøerne.“
[5]) „Iagttagelser fra Faerøerne.“
[6]) „Anthropologiske Forhold paa Faerøerne.“
[7]) „Antropologiske Undersøgelser fra Faerøerne.“
[8]) Vgl. vielleicht auch noch die Schrift von Dr. med. Boeg „Om Faeringen og hans Levevis“!

In den Islendingatoftir überwinterten die nach und von Norwegen fahrenden Isländer. —

Wenn ich nun das Gesamturteil über das vorliegende Material zusammenfasse, darf ich wohl sagen und als erwiesen betrachten, daß auf Føroyar, wenn überhaupt fremder Einfluß stattgefunden hat, dieser sehr gering war und sich nur auf keltischen (vielleicht keltisch-piktischen) Blutseinschlag beschränkt, einige andere Einzelfälle ausgenommen. — So sind also die heutigen Føroyinger ganz oder fast ganz reine Nachkommen der altnorwegischen Wikinger.

Die Føroyingasaga erzählt uns vom Kampfe der zwei berühmten Geschlechter Tróndur von Gota und Sigmundur von Skúvoyggj. Letzterer ist der Volksheld des Landes: er war es auch, der dem Volke das Christentum im Jahre 999 brachte. Beinahe 500 Jahre war Kirkjubøur ein katholisches Bistum; noch heute stehen Blockstuben dort, wie die älteste Kirche. Neben der Priesterschule scheint hier auch ein Benediktinerkloster und vielleicht ein solches für Nonnen gewesen zu sein. Seit 1538 sind die Bewohner evangelisch; der Propst ist in Tórshavn, der jetzigen Hauptstadt mit etwa 2700 Einwohnern. Dort sind die verschiedenen Schulen und Behörden, dort ist das Gesetzesding, das nach freier Beschlußfassung über Angelegenheiten der Heimat ringt. Auch der Amtmann, denn noch sind die Føroyar ein dänisches Amt, hat hier seinen Sitz. Es bleibt zu hoffen, daß der moderne dänische Staat dem kleinen Inselreiche die Selbständigkeit innerhalb der Staatsgrenzen gibt und so die erregten Gemüter des Brudervolkes für sich gewinnt! — Denn die Føroyinger sind ein freies Volk, das gerne mit einem stammverwandten Volke schafft, sich aber nicht bedingungslos unterwirft.

Das sagt uns schon seine Geschichte. Freie norwegische Bauern waren es, welche auf diesen fernen Eilanden ein kleines Reich gründeten. In ältester Zeit hatten sie einen Gesetzessprecher „løgsögumaður" an der Spitze. Das Gesetzesding reicht wie das isländische 1000 Jahre zurück, wenn sich auch das genaue Datum der Errichtung nicht feststellen läßt. Solange Tróndur lebte, war das Inselreich ganz selbständig. Nach seinem Tode nahm es Leifr Ossursson als Lehen von König Magnus dem Guten aus Norwegen (1035) entgegen. Nach der Wikingerzeit blieben die Eilande in lebhafter Handelsverbindung mit Norwegen, Shetland, den Orkneys und Island. Lange Zeit waren sie mit den Shetlandinseln und Orkneys unter einem Løgmaður vereinigt. Furchtbar muß die Zeit des „schwarzen Todes" (1349—50) gewesen sein. 1380 kam das Inselreich als Bestandteil Norwegens an Dänemark. In späterer Zeit wurden viele Føroyinger, die sich nicht mehr auf die Berge flüchten konnten, von den Seeräubern (es waren Engländer, Holländer, Belgier, später Algerier und Türken) in die Sklaverei entführt. — Im Mittelalter war der Handel frei, kam aber gegen Ende desselben in die Hände hanseatischer Kaufleute von Bergen. Vom 16. Jahrhunderte an litt das Volk gar sehr unter dem Alleinhandelsrecht, das 1709 der dänische Staat übernahm. Erst 1856 fiel es, nachdem es auch unter anderem an den hamburgischen Kaufmann Kolpin eine Zeitlang verpachtet war. — Die Shetlandinseln und Orkneys wurden von Dänemark an England verpfändet und nicht mehr eingelöst; dort ging im Laufe des vorletzten Jahrhunderts das Nordische ganz zugrunde. — Als 1814 Norwegen von Dänemark sich lossagte, verblieben die Eilande, eigentlich ein Teil der norwegischen Krone, dennoch bei Dänemark. 1816 wurde das Gesetzesding aufgehoben und ein Landrat, bzw. Amtmann übernahm die Regierung. Erst 1852 entstand aufs neue das alte Ding, doch nur mehr mit dem Rechte, Gesetze vor-

zuschlagen. Hoffentlich geht der Wunsch der vaterlandstreuen Bevölkerung nach einem echten Gesetzesding bald in Erfüllung! — In das Folke- und Landting entsenden die Føroyinger je einen Vertreter nach Kopenhagen.

Stets erhielten die Kinder Heimunterricht, so daß es keine des Lesens und Schreibens Unkundigen gibt. 1845 wurde das Zwangsschulwesen errichtet; seit 1. März 1854 ist den Eltern selbst die Sorge für das Schulwesen übertragen. Seit-



Abb. 2. Føroyinger aus Sunnbøur (auf der Südinsel) in Volkstracht.

dem wurde fast in jedem Orte eine Volksschule errichtet. Außerdem gibt es Seemannsschulen, eine Volkshochschule, Real- und Lehrerschule in Tórshavn. — Unterrichtssprache ist Føroyisch (gesetzlich noch Dänisch); doch wird mit Recht Dänisch als zweite Sprache gelehrt.

*

Die føroyischen Männer sind meist von stattlicher Größe und äußerst geschmeidig in ihren Bewegungen. Das letztere bringt schon ihre Beschäftigung mit sich. Während auf Island die Volkstracht der Männer fast ganz verschwand, hat sich diese auf den Schafinseln bis heute erhalten. So tragen die Männer (Abb. 2) gestreifte Freiheitshauben, braune Wämser aus Wolle, schwarze enge Kniehosen, graue Strümpfe und Schuhe aus Schaf- und Rindsleder, welch letztere sie selbst aus einem Stücke verfertigen und die sich vollständig dem Fuße anpassen. Bei festlichen Anlässen sieht man dunkelblaue mit Silberknöpfen versehene Westen und Wämser und weiße Strümpfe. — Die Tracht der Frauen hat sich hingegen wiederum in Island viel reiner erhalten als auf Føroyar. Die Frauen und besonders die jungen Mädchen haben sehr ansprechende Züge und schöne Gestalt. Die elastischen Bewegungen in der leider immer mehr verschwindenden Volkstracht macht sie geradezu schmuck. Heute werden mit Recht schon Bestrebungen

geltend, welche auch die Tracht der Frauen wieder in edle alte Formen zurückführen wollen! —

Obwohl mancherorts, bes. in der Hauptstadt, schon viele moderne Holzhäuser errichtet wurden, so wohnen die Föroyinger doch meist in alten Holzhäusern, denen jede Bequemlichkeit mangelt. Eng ist gar oft der Platz, da es auch heute noch keine Seltenheit ist, daß drei oder vier Generationen ein Haus



Abb. 3. Erlegte Grindwale in der Bucht von Tórshavn.

bewohnen. An den Ufern reiht sich Dörflein an Dörflein mit schmucken wenn auch mit Rasen gedeckten Häusern. Jedes hat als Hauptraum die Rauchstube „roykstova“ mit dem offenen Herde, um den sich die Hausbewohner zur abendlichen „kvøldseta“ sammeln, um sich bei Arbeit (Spinnen u. dgl. m.) mit der Lesung von Sagas, Gedichten, der Geschichte und Landeskunde zu beschäftigen. Wo noch nicht Bernsteinkraft (so nennen sie die Elektrizität) und Erdöl Eingang gefunden haben, liest man eben beim Scheine der Tranlampe. Der Rauch des Herdes zieht durch ein verschließbares Loch im Dache „ljóari“ ab, das früher auch als Lichtbringer diente. Doch auch auf diesem Gebiete schreitet die Verbesserung unaufhaltsam fort. Gegen Schluß des 17. Jahrhunderts entstand der besser ausgestattete Zubau „glasstova“ mit Fensterscheiben, der Schlafraum des Hausherrn und seiner Gattin. Sonst gibt es noch Stallungen, Korndörrungshäuser, kleine Wassermühlen, Bootschuppen usf.

*

Wie schon die Lage des Landes andeutet, liegt der Haupterwerbszweig des Föroyingers im Meere. Der Fischfang wird sowohl mit mehrfach bemannten Booten als auch mit Motorbooten und eigenen Kuttern betrieben. Vor allem wird Dorsch gefischt, der als Klipp- und Stockfisch bis nach Dänemark, Spanien, Italien, ja selbst bis Japan verhandelt wird. Aber auch Grindwale (Abb. 3) werden an seichte

Küsten getrieben und getötet, je selbst große Wale. Alljährlich fahren viele Föroyinger bis nach Island und Grönland, um dort zu fischen. In ihre eigenen Gewässer kommen aber auch norwegische, englische, französische und deutsche Fischer. — Auf den steilen Klippen, Vogelberge genannt, nisten Millionen von gefiederten Gästen und die Föroyinger suchen, an Seilen von der Höhe hinabgelassen, gerne die Brutstätten auf, um sich der Eier zu bemächtigen. Die Skúvoyggjbewohner rühmen sich, jährlich rund 20 000 Lummeneier abzunehmen, 60 000 schwarze Lummen, 20 000 Seepapageien und 10 000 dreizehige Möven zu fangen. Und dabei ist das genannte Eiland nur sehr klein. Außerdem werden Alken, Mallemucken und auf Mykines die nur einzig dort nistenden Seetölpel (sing. „súla" [sula bassana]) gefangen. Dies geschieht sowohl mit einem großen Netze, mit einem solchen an der Leine hängend als auch durch Aufsuchen der Brutstätten. — Da nur 5% der Erde angebaut sind mit Rüben, Hafer, Gerste und Erdäpfeln, wendet sich die Bevölkerung der Viehzucht zu. Vor allem sind es die Schafe (rund 100 000), welche wegen der Milde des Klimas auch den Winter im Freien zubringen. Freilich kommt es hie und da vor, daß in strengen Wintern Hunderte ins Meer abstürzen. Föroyische, insbes. Dímunkäse, ist sogar in Dänemark bekannt und geschätzt. Aber auch wenige Pferde und Schweine werden gezüchtet. Der feinen Daunen för. Eidergänse will ich auch nicht vergessen. — Nur die Hälfte des Bodens ist Eigenbesitz (ódalsjørð), die andere hingegen Pacht-, d. i. Zinsgrund, dem Staate gehörig (kongsjørð).

*

Die Hausleute (Hausvater, Familie und Dienstboten) sammeln sich abends, bes. im Winter um das Feuer und bewahren trotz der gefahrvollen Lebensweise der Fischer, trotz Mühe und Not bei fleißiger Arbeit Dichtung und Tanz. Denn auf Föroyar nimmt die Dichtkunst noch einen vornehmen Platz ein! — Zum einfachen Reigen- und Kettentanze singen die Leute die Weisen selbst; diese werden langsam oder schnell je nach dem Inhalte, ob dieser traurig oder lustig ist, abgesungen. Der föroyische Tanz erinnert nach einigen Forschern an die heidnischen Opfertänze der alten Norweger und an die „Carole" der Troubadourzeit. Nach Thuren blühten diese Tänze im übrigen Europa im 13.—14. Jahrhundert. Männer und Frauen, Greise und Kinder, einfach alles tanzt. Ist der Kreis in der Stube gebildet, so beginnt unter Absingung nationaler Lieder der Reigen und mit ihm die Erhaltung alten, edlen Brauches und Volkstumes, eigener Dichtung und Kunst. — In einzelnen Orten war es Brauch, eine Weise nur einmal jährlich zu singen; das war sehr leicht durchführbar, da die Zahl der Gesänge sehr groß ist. Während im 18. Jahrhunderte der Tanz auf Island auf Betreiben der Geistlichen abgeschafft wurde (weil er nach D. Bruun Ausschweifungen mit sich brachte), blühte er auf Föroyar immer mehr und mehr. Hier bewahrte man auch die unschuldige, ja kindliche Stimmung bei diesem Vergnügen. Es kommt nicht selten vor, daß der Geistliche im vollen Ornate beim Hochzeitstanze teilnimmt. Ein Beispiel dafür, wie nahe ein reines Vergnügen dem Gottesdienste steht, ja wie es aus gottesdienstlichem Gebrauche erwuchs. Wünscht ein junger Mann, der auf Freiersfüßen geht, eine bestimmte Antwort, so stellt er sich in der Kette neben die Erkorene. Nimmt sie seine Hand entgegen, so gilt das für ein Ja, entfernt sie sich, so ist der „Korb" fertig. Am meisten getanzt wird wohl am größten Feste des Jahres: zu Sanct Ólavur (29. Juli); dann kommen viele Föroyinger in der Hauptstadt Tórshavn zusammen. Ist doch Dingeröffnung und Priesterversammlung. Im vorigen Jahre war die Feier des Ólavfestes ganz besonders feierlich wegen der

900 Jahrfeier von Ólavs Tod. In der Johannisnacht kommen auch viele Föroyinger bei den warmen Quellen (in der Nähe von Lorvík auf Eysturoyggi) zum Bad in dem heilkräftigen Wasser und zum Kettentanz zusammen. Dieser Brauch geht sicher auf eine Wallfahrt zum hl. Brunnen zurück. — Bei der „kvøldseta“ werden auch (Wett)gedichte vorgetragen. —

Von Jørgen Bloch und Svend Grundtvig wurden viele dieser Gedichte und Lieder aufgeschrieben. Unter dem Namen „Föroya Kvaeđi. Corpus Carminum Faeröensium“ füllen sie 16 Bände der kgl. Bibliothek in Kopenhagen. Neben ernsteren Volksweisen gab es auch lustige und Spottlieder; letztere wurden besonders gerne in Anwesenheit des Gegners gesungen. Ob die Föroyinger gleich den Isländern in alten Tagen auch Sagas geschrieben haben, wissen wir nicht. Daß sie in Saga und Dichtkunst daheim waren, beweisen die Gedichte, welche sie machten, wenn auch ihre eigenen Namen unbekannt sind. Mehr als 250 dieser Gedichte sind erhalten und werden noch teilweise gesungen. Einige der besten sind „Sjúrđarkvaeđini“, das Sigurdslied. Die Gedichte über Sigmundur, Leiv Øssursson und die Götuskeggjar sind aus der Landesgeschichte entnommen. Aus der Geschichte Islands und Grönlands sind die Dichtungen über Kjartan, Tormann (den Dichter) u. a. Einige Gesänge erwähnen Karl den Großen. Um 1800 dichtete der große Skald Nólsoyar Páll „Fuglakvaeđid“ über die gleich Raubvögeln hausenden Behörden, die in dem Gedichte den kleinen Leuten — den unschuldigen Vöglein — Leid zufügen. Kurz nachher lebte „Sjóarbóndin“ (= Jens Kristian Djurhuus), der die schöne Dichtung über „Ormin langa: „den langen Wurm“, schuf. V. U. Hammershaimb schrieb Gedichte, zeichnete Sagen auf, Sprichwörter und mancherlei anderes. Der sprachkundigste Föroyinger, Jakob Jakobsen, schrieb Sagen und Sagas, viele wissenschaftliche Abhandlungen und auch Gedichte. Auch in den letzten Zeiten blühte und blüht die Dichtkunst; ich möchte nur einige Namen nennen: F. Petersen, J. P. Gregoriussen, R. Efferсø, Kvívíks, Jógvan, Djurhus u. v. a.

*

Die Sprache der Föroyinger war in der ersten Zeit, wie aus der Geschichte ganz selbstverständlich hervorgeht, Altnorwegisch, also derjenigen auf Island und Norwegen gleich. Das Altnorwegische blieb auch in den ersten fünf Jahrhunderten ganz gleich, so daß aus der Sprache allein föroyische Briefe und Urkunden von altisländischen und altnorwegischen nicht zu unterscheiden sind. (Nebenbei sei erwähnt, daß Sprachforscher in diesen Briefen eine einzige Form fanden, die sich in anderen Handschriften nicht vorfindet.) Nach dieser Zeit sind nur sehr wenige Spuren vorhanden, daß Föroyisch in der Schrift gebraucht wurde, z. B. eine kleine Sammlung von norwegischen Gesetzen. Nach dem Glaubenswechsel (Reformation) ward Dänisch Kirchen- und Buchsprache. Während sich vorher die Nordländer alle noch verstehen konnten (vielleicht bis rund vor sechs Jahrhunderten), begann nun die raschere Sonderentwicklung jeder einzelnen dieser Sprachen.

Auf Föroyar entstanden eine Reihe Mundarten. Die wichtigsten sind:

1. Hauptmundart: Südlich des Skopunarfjörđur: 1/4 der Bevölkerung.
   Untermundarten: Suđuroy- und Sandoydialekt.
2. Hauptmundart: Nördlich des Skopunarfjörđur: 3/4 der Föroyinger.
   Untermundarten: a) Südstreymoydialekt: 1/4 der Einwohner;
   b) Nordinseldialekt: 1/2 der Bevölkerung.

1 umfaßt die Inseln: Suðuroyggj, Sandoyggj, Dímun und Skúvoyggj.
2 umfaßt a) die Inseln: Mykines, Vágar, Koltur, Hestur, Nólsoyggj und Süd-Streymoyggj;
b) die Inseln: Nord-Streymoyggj, Eysturoyggj und die eigentlichen Nordinseln: Kallsoyggj, Kunoyggj, Borðoyggj, Viðoyggj, Svínoyggj und Fugloyggj.

Das sind zugleich alle 17 bewohnten Eilande, von denen jedes für sich wieder sein eigenes Idiom hat. Die Hauptinsel „Streymoyggj" umfaßt also zwei größere Dialekte. — In späterer Zeit wurde eine Menge von Aufzeichnungen in den Mundarten gemacht. So schrieb J. Chr. Svabo (1781/82) seine Gedichtsammlungen meist im Vágardialekt, J. H. Schröter die Übersetzung des Matthäus-evangeliums im Suðuroydialekt (doch eng für ang) und die Übertragung der isländischen „Faereyinga saga" in der Südstreymoymundart (außerdem viele Gedichte, Weisen und Sagen); Johannes Klementsen setzte Hentzes Arbeit fort und schrieb die „Sandoyarbók" im Sandoydialekt; Hans Hansen sammelte auch viele Dichtungen in dem Fugloydialekt (Nordinseln); die Sammlung heißt „Fugloyarbók". Und so schrieb jeder seine Aufzeichnungen in seiner Mundart und noch dazu so, wie diese ihm im Ohre klang; daß es dabei oft zu den wunderlichsten Gebilden kam, liegt auf der Hand. (In Island erhielt sich das Altnorwegische weniger verändert im Neuisländischen und einheitlicher; gibt es dort doch nur mundartliche Sprachfärbung und keine besonderen Dialekte.) Während auf Shetland und Orkneys die nordische Sprache schon zugrunde gegangen war, löste sich das Föroyische in immer mehr Mundarten auf; aber noch konnte ein Inselbewohner den andern verstehen. Da erstand dem kleinen Volke ein Mann, der durch Aufzeichnung von Gedichten, Sagen u. dgl. mehr und durch Verfassung einer neuföroyischen Sprachlehre die Schreibweise des Neuföroyischen festlegte und dadurch die neuföroyische Schriftsprache schuf. Es ist Venceslaus Ulricus Hammershaimb. Er war vor schwierige Fragen gestellt. Für welche Mundart sollte er sich entscheiden? — Sollte er die der Wortableitung gemäße etymologische oder die lautschriftliche Rechtschreibung wählen? — Er wählte (wie Luther im Deutschen) den Mitteldialekt, die Südstreymoymundart, als Grundlage der neuen Schriftsprache. Weiters wandte er die etymologisierende Schreibweise an, weil diese die größten Vorteile bot: schöneres Aussehen, leichtere Lesbarkeit für Fremde, Näherkommen dem Isländischen und Dänischen und die Benachteiligung keiner Mundart, da alle in dieser größeren Einheit aufgehen konnten zu einiger Blüte. Diese Sprachlehre ist in „Faerøsk Anthologi" festgelegt. Der zweite Teil derselben, das Wörterbuch zu den von Hammershaimb im 1. Teil gebrachten Gedichten und Sagen, ist in Wahrheit das erste für Volk und Fremde gut brauchbare. Dieses Prachtwerk schuf (mit Benützung des „Lexicon Faeroense" mit 15000 Artikeln von J. Bloch und Sv. Grundtvig) der sprachkundigste Mann des Landes: Jakob Jakobsen. Er ist somit der Mitbegründer des Neuföroyischen. Er und Lehrer D. Larsen traten mehr für eine lautschriftliche (phonetische) Rechtschreibung ein; denn vielen schien die etymologisierende Schreibweise zu fern zu liegen. J. Jakobsen verfaßte auch selbst eine Reihe von Schriften in der Lautschrift (so z. B. in der Anthologie und in Zeitungen). Er war es auch, der Sagen sammelte, sich in Geschichte und Volkskunde seiner Heimat vertiefte und der Brüder gleichen Stammes auf den Orkneys und in Shetland (dort forschte er viel) nicht vergaß. Ist doch sein Lebenswerk das „Etymologische Wörterbuch über die nordische Sprache auf Shet-

land[9]), das 1918 bei Jakobsens Tod fast fertig vorlag. Seine Schwester, Frau Anna Horsböl, übernahm das große Erbe und es gelang ihr 1928 den 1. Teil desselben in London (also auch englisch) herauszugeben unter dem Titel: „An etymological Dictionary of the Norn language in Shetland". — Auf Grundlage der Arbeit Jakob Jakobsens erschien 1927/28 das von M. A. Jacobsen und Chr. Matras bearbeitete neue Wörterbuch „Føroysk-Donsk Ordabók". J. Dahl bearbeitete „Føroysk mállaera" auf Grund der Sprachlehre von Hammershaimb. —

Bei einem Schülerbriefwechsel schrieb mir die föroyische Schule mit ihrem Lehrer Johan Kallsoy aus Gjógv auf der Insel Eysturoyggj:

„Wir lernten auch früher von Österreich. Doch für uns lag das Land so ferne. — Nun, seitdem wir Dich kennen, seitdem wir mit eigenen Augen lasen, daß Du und Dein großes deutsches Volk auch uns, das kleinste germanische Volk, verstehen und würdigen kannst, seit dieser Zeit ist es ganz anders geworden; denn Österreich und das ganze deutsche Volk sind unseren Herzen zum Brudervolk geworden!"

Mehr will ich auch nicht als Verstehen und Würdigen des einzelnen germanischen Volkes und Verbundenheitsgefühl als Brüder und Schwestern eines Stammes, einer höheren Einheit! — — —

Die schlesischen Laubenhäuser als Zeugen nordischer Baugesinnung.

Von Architekt Fritz Wiedermann.

Mit 3 Abbildungen.

Im nordeuropäischen Siedlungsbogen wird der nordische Anteil am Bauschaffen und in der Kunst durch den Sektor der konstruktiven Verwendung des Holzes bestimmt. Der Holzbau ist zwar weit verbreitet und uralt, aber der nordische Anteil nimmt eine Sonderstellung ein. Ihren schönsten Ausdruck fand die Baukunst in den Stabholzkirchen Norwegens, die Musterwerke der Konstruktion und der statischen Auffassung sind. Auch das künstlerische Schaffen findet im Ornament jener Bauten seinen höchsten Ausdruck. Ein Zweig dieser nordischen Bauart ist auch nach Schlesien gekommen und noch heute in den Laubenhäusern lebendig geblieben.

Ihre Eigenart wird erst bei einem Vergleiche mit der slawischen Holzbauweise erkenntlich. Slawisches Land zeichnete sich immer (und auch heute noch) durch seinen Holzreichtum aus. Darum lag die Verwendung roher oder geschälter Baumstämme sehr nahe. Der slawische Mensch fügt aber die Stämme ohne einen konstruktiven Gedanken übereinander. Er verbindet die Ecken mehr oder weniger primitiv und zeigt auch in der Dachkonstruktion dasselbe Bestreben, Stamm auf Stamm zu packen, ohne weiter über statische Aufgaben zu grübeln. Noch heute finden wir bei den Bauernhäusern die unterste Schicht der Stämme glatt auf den Boden

[9]) „Etimologisk Ordbog over det norröne Sprog paa Shetland."

gelegt. Daß die Bodenfeuchtigkeit die Stämme faulen läßt, kümmert den polnischen Bauern nicht weiter. Er schafft durch Erdhaufen einen dürftigen Luftabschluß und läßt das übrige die Sorge seiner Nachkommen sein. Landschaft und Formgefühl gehen hier in einander über. Die gleichmäßige Schwere des ostischen Himmels spiegelt sich im Stil der Bauten und die Trägheit der Landschaft findet ihre Parallele im niedrigen Maße der Hütten und in geduckten Kirchen.

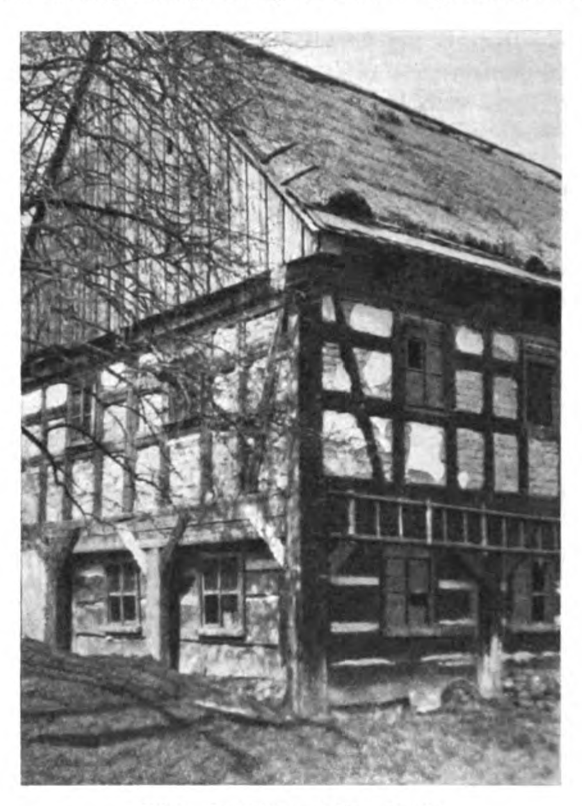


Abb. 1. Laubenhaus mit Umgebinde.

Wie ganz anders baut der nordische Mensch. Ihm ist das Holz ein organischer Stoff. Den Bäumen des Waldes hat er das Recken und Dehnen abgelauscht und die blühende Kraft der Zweige hat den Baugedanken belebt. Der Bauer in Norwegen baut noch heute seine Scheune auf Steinsäulen (bis zu einem Meter hoch). Germanische Bauernhäuser wurden auf einem umlaufenden Steinsockel gegründet und die Auflager der Säulen besonders unterstützt. Das Wesentlichste ist aber beim germanischen Hausbau die Konstruktion der Säulen und Stiele, die längst den statischen Charakter erkannt hat und ein System nach kluger Erkenntnis baut. Der lastenden Schwere des Gebälkes wird ein stützender Bau der Säulen entgegengestellt, und die ausladende Kraft der Sparren nimmt ein Rahmenwerk der Pfetten auf. Holz ist dem nordischen Menschen nicht eine plumpe Masse, die planlos aufeinandergefügt werden will, sondern ein lebendiges Material, dessen innere Gesetze die Bauform bestimmten.

Diese Voraussetzungen sind nötig, um die Eigenart der schlesischen Laubenhäuser zu verstehen. Denn die Lauben sind keineswegs, wie die ältere Forschung sie darstellte, Ableger romanischer Baustile oder Architekturglieder der Renaissance, ohne Sinn übernommen; sondern sie sind die tatkräftigen Zeugen der germanischen Baukunst im schlesischen Lande. Daß diese Provinz ein fruchtbarer Boden für solche Überlieferungen immer gewesen ist, beweisen aufs schönste auch die



Abb. 2. Weberhäuser in Schömberg, Blockholzbauten.

oberschlesischen Schrotholzkirchen, die gleichfalls Zeugen germanischer Bauformen im östlichen Lande sind. Die Laubenhäuser sind, das läßt sich auch heute noch sehr schön nachweisen, echte Kinder des Berglandes. Die Gebirgsstädtchen zu beiden Seiten der Sudeten zeigen noch zahlreiche solcher Bauten und die letzten Ausläufer reichen bis an die Oder heran. Im Lande der Vorberge gibt es eine Holzkonstruktion, das sogenannte „Umgebinde“, das den Vorläufer zum Laubenhause darstellt. Hier sind die Holzsäulen, die die Last des Dachgebälkes tragen, vor die Hauswand gesetzt, um klar und eindeutig ihre Aufgabe zu beweisen. Es liegt dem germanischen Menschen viel an dieser Klarheit, er will die konstruktive Aufgabe zur Geltung bringen. Je höher die deutschen Rückwanderer heraufkletterten in die Berge, um so härter wurde der Kampf ums Dasein. Um so schärfer prägte sich nordische Rasse aus und gab auch den Bauten ein kennzeichnendes Gesicht. Hier oben im harten Kampf mit den Naturgewalten werden alte Instinkte

wieder lebendig — und auch das germanische Vorlaubenhaus wird wiederentdeckt. Die Säulen des Umgebindes, die in den Vorbergen nur wenige Zentimeter vor der Hauswand stehen, rücken hier bis zu einem halben Meter vor und bilden trockene, sturmsichere Umgänge um das niedrige Haus. Da wurde der Gedanke des Laubenhauses geboren, besser gesagt wiederentdeckt und zog dann herunter in die Städte.

Ostdeutsche Kolonistenstädte entstanden nach genauem Plane und gleichmäßigem Schema. Der Marktplatz wurde abgesteckt und die Flucht der Straßen bestimmt. Eng drängten sich die Bürgerhäuser um den Marktplatz und jeder Raum mußte ausgenützt werden. Die schützende Vorhalle der Gebirgsbauern wurde zur Laube am Bürgerhause. Auf der böhmischen Seite des Riesengebirges läßt sich in den Städten und Flecken der Übergang vom Bauernhause zum Bürgerhause klarer erkennen. Die Schmuckformen zeigen deutlich die Herkunft von den Hängen der Berge, die konstruktive Stellung der Balken läßt bäuerliche Gewohnheiten erkennen. Leider sind im Laufe der letzten Jahre herrliche Werke der Zimmerer- und Schnitzerkunst zerstört worden, die deutlich den Beweis ihrer Herkunft anzeigten. Der heitere Einschlag der Österreicher, die Farbenfreude der Böhmen sind nicht ohne Einfluß auf die Bauten im Sudetenlande geblieben. Auch bis in die schlesische Grafschaft Glatz reichte ein Spritzer jener Lebenslust und heiteren Farbigkeit. Darum sind hier die Laubenhäuser reizvoller und malerischer und zeigen alle Möglichkeiten kunstvoller Entfaltung.

Auf der schlesischen Seite begann bereits im 14. Jahrhundert der Bau von massiven Häusern. Besonders die Lauben um den Ring werden bald (Feuersbrünste waren im Mittelalter keine Seltenheit) durch steinerne Häuser ersetzt. Aber der Konstruktionsgedanke des Holzes ging nicht verloren. Noch heute finden wir Bauteile und Verzierungen, die ihre Herkunft von den Holzlauben nicht verleugnen können. Der Massivbau läßt wuchtige Gewölbe entstehen, mit Rundbogen und Strebepfeilern, oder er setzt einen gekuppelten Bogen auf eine mächtige Rundsäule oder einen rechteckigen Pfeiler. Spitzbögen sind seltener, aber sie kommen dennoch vor. Die Neuzeit hat oft die Formen verändert, um dem Erdgeschoß mehr Licht zuzuführen. In einigen Fällen sind auch die Bögen durch eiserne Unterzüge ersetzt worden. Hier beginnt bereits eine Entartung der konstruktiven und künstlerischen Formen. Das ausgehende Mittelalter bringt in die deutschen Laubenhäuser südliche Formen. Italienische Baumeister, an den Fürstenhöfen tätig, greifen auch ins Bild der Städte durch bauliche Veränderungen ein. Sie kennen aus ihrer Heimat eine andere Form ähnlicher Lauben, die äußerlich gewisse verwandte Züge aufzuweisen hat. Darum entstehen jetzt Renaissancehäuser mit ausgesprochen italienischem Einschlage. Aber es ist nur eine Fassade, die vorgesetzt wird.[1]) Der

---

[1]) Auch die Laubenhäuser Südtirols (Bozen, Brixen, Meran, Sterzing usw.) sind auf nordisch-germanische Einflüsse zurückzuführen. Mag auch die Nähe Italiens und der Verkehr der Kunststraße manches Äußerliche hinzugefügt haben, das eine gewisse formale Verwandtschaft mit den Loggien Oberitaliens zeigt, so bleibt doch der konstruktive Teil ausschlaggebend. Wir müssen im Berglande Tirol die gleichen Voraussetzungen annehmen, wie sie für das Sudetenland geschildert worden sind. Der Schwerpunkt liegt im Rassenkundlichen. Für die gestaltende Kraft des nordisch-germanischen Elementes sind gerade diese Laubenhäuser ein untrüglicher Beweis. Die Sprachgrenze trennt auch deutlich die Gestaltung der Laubenhäuser. Denn die Bauten in Cividale, Udine usw. gehören ohne Zweifel dem venetianischen Kulturkreise an. Ihr Bau ist auf formalästhetische Wirkungen berechnet, das konstruktive Element der Laube ist nirgends mehr spürbar. Es bleibt aber noch nachzuweisen, daß Italiens berühmte Loggien aus den nordischen Vorlauben entstanden sind.

Mensch der Mittelmeerländer kennt nur den Arkadenbau als dekorative Platzwand, er ist ihm nur eine Kulisse für begleitende Formen (Prokurazien in Venedig). Dem deutschen Menschen aber ist das Laubenhaus ein konstruktives Erlebnis, eine vollendete Gestaltung des Hauses, entwickelt aus dem Kerne aller Wohnbedürfnisse. Die südliche Auffassung fand dann im Arkadenhofe der Schlösser eine beliebte Fortsetzung, sie übertrug sich auf die Loggienbauten und fand bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Nachahmung.

Das Laubenhaus hat sich für die mittelalterliche Wirtschaftsform als brauchbarer Haustyp erwiesen. Der Kaufmann breitete seine Waren unter dem Schutze



Abb. 3. Laubenhäuser aus spätgotischer Zeit. Liebenthal i. Schl.

der Gewölbe aus, der Handwerker stellte seine Arbeitstische auf. Geschäfte wurden vermittelt und die Schenken sammelten die Bürger nach des Tages Mühe. Der lärmende bewegliche Betrieb des Händlervolkes fand die Lauben für seine Zwecke sehr wohl geeignet, darum hielten die reicheren Städte darauf, daß ihr Marktplatz jenen Umgang an allen vier Seiten beständig passierbar hielt. Die einst reichen Tuchmacher- und Weberstädte am Fuße der Sudeten weisen die Mehrzahl der Laubenhäuser auf. In Hirschberg sind um den Markt alle Laubenhäuser auch heute noch erhalten. In Breslau, der Hauptstadt des Landes, die mehr als 100 Kilometer vom Gebirge entfernt liegt, sind Lauben am Marktplatz nicht gebaut worden. Dafür wies der kleinere Salzmarkt solche Bauten auf. Ein Beweis dafür, daß der nordische Baugedanke hier nicht mehr lebendig genug war, die Bausitte der Bergbewohner galt als unfein und rückständig.

Für die Schönheit des Städtebaues sind die Laubenhäuser von unschätzbarem Werte. Sie zeigen die Auflockerung der Platzwand und die malerische Gestaltung der Märkte. Mit weicher Kurve münden die Hauptstraßen ein und die Gäßchen enden im Schatten behäbiger Schwibbögen. Malerische Licht- und Schattenwirkungen zaubern die Öffnungen in die halbdunklen Gänge. Unter wuchtigen Gewölben breiten die Marktfrauen ihre Schätze aus und über malerischem Trödelkram rankt sich das Grün wehender Schlingpflanzen. Draußen brandet der Verkehr vorüber und hier unter den Gewölben ist tiefer Friede. In beschaulicher Ruhe schlummern die alten stillen Bauten, die seit Jahrhunderten den Marktplatz bewachen. Wehrhaft und trutzig wie alte Recken ragen diese Bauten in die Neuzeit hinein und nur die Runen im Antlitz zeigen den weiten Weg ihrer Entwicklung.

Kleine Beiträge.

Neue Arbeiten zur Deutschwerdung des Ostens.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte.

(Fortsetzung.)

Pommern. Einen Rückfall in die Urgermanentheorie stellt Karl Gustav v. Platen („Ursprung und Nachkommenschaft des rügenschen Königshauses". Baltische Studien N. F. Bd. XXXI, 1929, S. 1 ff.) dar. Er beginnt: „Das heidnische Rügen wurde bewohnt von einem wilden, wagemutigen Wikingervolk, das trotz Vermischung mit slavischen Elementen im 7. Jh., trotz slavischer Sprache und slavischen Kultureinschlags die typischen Charaktere seines gotisch-skandinavischen Volkstums[4]) niemals hat verleugnen können". Dieses angebliche gotisch-skandinavische Volkstum der Rügener zur Wendenzeit wird ganz allgemein begründet mit Volkscharakter, Seemacht, Wikingerzügen, altgermanisch anmutenden Sagen usw. und etwas spezieller durch Aufzählung einiger Namen rügenscher Adeliger aus dem 12. und 13. Jh. wie Dalemar, Dobromar, Dagomar, Gotan, Gotamar, Tessimer, Jaromar, die „einen typisch altgotischen Klang" haben und an „gotisch-vandalische Namen wie Theodemer, Gelimer, Walamer, Radiger" erinnern sollen, aber gleichwohl ausgesprochen slavisch sind und ähnlich z. B. auch bei den mecklenburgischen Wenden vorkommen. Nach v. Platen läßt dies für das alte rügensche Königsgeschlecht, ebenso wie für das ganze Volk auf altgotische Abstammung schließen!

Den Gang der Besiedlung in einem kleineren Teilgebiete schildert E. Rubow („Der Siedlungsraum um Greifswald!" Beiheft zum 45./46. Jahrbuch der Pom. Geogr. Gesellschaft zu Greifswald. 1928). Die Rolle der Klöster, namentlich Eldenas, der Stadt und der großen Adelsgeschlechter, besonders der v. Behr, wird betont und die grundlegende Bedeutung des alten Waldgebietes für die Deutschsiedlung auch durch eine Karte anschaulich zur Geltung gebracht.

Für **Westpreußen** liegen eine Anzahl örtliche Arbeiten vor. Elisabeth Kloß („Das Bürgerbuch der Stadt Konitz von 1550—1850". Quellen und Darstellungen zur Gesch. Westpreußens, herausgeg. vom Westpr. Geschichtsverein, Nr. 13. Danzig 1927) erbringt mit diesem ausschließlich in deutscher Sprache abgefaßten Bürgerbuch und weiterem archivalischen Material den schlüssigen Nachweis von dem grunddeutschen Charakter dieser wichtigen Stadt der Kaschubei. Die überwiegend aus allen Teilen Deutschlands kommenden Neubürger, ja auch die aus Polen, Masovien, Kujavien und der Kaschubei kommenden, die übrigens großenteils deutsche Namen tragen, leisten den Bürgereid ausschließlich in deutscher Sprache bis 1809, wo — bezeichnenderweise in preußischer Zeit! — daneben auch die polnische Sprache zugelassen wurde. Während der ganzen polnischen Zeit war die Stadtbevölkerung einheitlich lutherisch, der Rat bestand aus evangelischen Deutschen. Auch blieb trotz der politischen Trennung das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Ostpreußen immer lebendig.

---

[4]) Von mir gesperrt.

Nicht anders war es in **Dirschau**, wie ebenfalls **Elisabeth Kloß** („Das Grundbuch der Stadt Dirschau", ebd. Nr. 14, Danzig 1929) bis zurück zu seinen ersten Anfängen (1252) und besonders seit seiner Erhebung zur Stadt (1260) nachweist. Auch unter polnischer Herrschaft (seit 1454) hat es seine deutsche Art und die deutsche Amtssprache bewahrt. Das bis 1577 zurückgehende Grundbuch zeigt nur eine verschwindend geringe Zahl polnischer Namen. Beim Übergang an Preußen (1772) lagen von 165 Bürgerhäusern nicht weniger als 31 wüst, so daß Preußen auch hier große Aufgaben des Wiederaufbaues zu erfüllen hatte.

Auch für **Flatow** stimmt es keineswegs, daß „Friedrich der Große hier einen rein oder überwiegend polnischen Ort" übernommen hätte. Eine so restlose Klärung wie bei Konitz und Dirschau läßt sich hier allerdings nicht erreichen, weil der letzte polnische Bürgermeister beim Übergang an Preußen die alten Urkunden der Stadt vernichtet hat. Gleichwohl hat **Karl Friedr. Brandt** („Der Stadt Flatau Deutschtum vor 1772". Grenzmärkische Heimatbll. 4. Jg., 1928, S. 115—125) es wahrscheinlich machen können, daß der 1370 als Stadt erwähnte, vorher vom Orden gegründete Ort schon 1671 ff. evangelische Deutsche als Bürgermeister hatte. Das älteste erhaltene evangelische Kirchenbuch von 1706 bis 1721 läßt ein blühendes deutsches Bürgertum erkennen „von wenigstens 200 Familienvätern". Unter ihnen befinden sich viele Ratsherren, so daß die Stadt als „vollkommen unter deutschem Einfluß" stehend erscheint. Seit 1706 allerdings ist ein sehr scharfer Kampf gegen das Deutschtum erkennbar. 1721 wird die lutherische Gemeinde zerstört. Aber 1743 ist schon wieder ein deutscher Protestant Bürgermeister. Jedenfalls bestand fast das ganze Handwerk der damals „höchstens 1200 Einwohner zählenden Stadt" aus Deutschen. Ein 1753 beginnendes Gesellenbuch der Schuhmacher ist durchweg in deutscher Sprache geführt. Die zugewanderten Gesellen sind fast ausschließlich Deutsche.

Für **Hela**, den jetzigen deutschen Fischerort auf der sonst kaschubischen Halbinsel, kann Siegfried **Rühle** („Die Stadt Hela im Mittelalter". Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. Heft 69, 1929, S. 107—173) auf Grund archivalischer Forschungen nachweisen, daß der Ort 1351 als deutsche Stadt mit lübischem Recht auftritt. Er nimmt an, daß die Gründung der Stadt bereits im 13. Jh. erfolgt sei, bevor der Ritterorden Pommerellen in Besitz nahm.

Eine baugeschichtliche Untersuchung von Bernhard **Schmid** („Die Gründung der **Marienburg**." Altpreußische Forschungen 6. Jg. 1929 S. 191 ff.) ergibt eine für „1274, allerspätestens 1275, erste Ansiedlung deutscher Handwerker, die unter Verwendung preußischer Arbeiter aus Willenberg Gräben ausheben, einen Staudamm aufschütten und ein hölzernes Haus ... für den Konvent herrichten" (S. 199). 1276 erhielt die schon vorhandene deutsche Siedlung ihre Handfeste.

Ostpreußen (bzw. Altpreußen). Eine sehr brauchbare zusammenfassende Übersicht von der Vorgeschichte bis in die neueste Zeit bietet Walter **Ziesemer** („Siedlungsgeschichte Ost- und Westpreußens". Hansische Geschichtsblätter Bd. XXXIII, 1928 S. 153—171).

A. **Brückner** („Preußen, Polen, Witingen". Zeitschr. f. slav. Philol. Bd. VI, 1929, S. 56—66) weist, gestützt auf preußische Namen eine früher weitere Verbreitung der Preußen über jetzt polnische Gebiete nach, besonders im Norden von Masovien. Auch in der Gegend von Stuhm und Marienwerder stellt er eine starke gegenseitige Durchdringung beider Völker fest. „Ob aber preußische ON. (Flußnamen) südlich der Ossa und bis an die Narew vordringen, ist eine andere, besonders zu behandelnde Frage." Von Interesse ist auch die Feststellung, daß neben Preußen und Polen auch „Wenden" (Pomerellen) als „Sclavi" vielfach genannt werden, wodurch von polnischer Seite die in den Urkunden übliche Unterscheidung der Kaschuben von den Polen bestätigt wird.

Erich **Keyser** („Die Anfänge des deutschen Handels im Preußenlande". Hans. Gesch.-Bll. Bd. XXXII, 1927, S. 57 ff.) geht aus von der germanischen Besiedlung des Preußenlandes, von der Reste namentlich im Samland, in Masuren und im Weichsel-Nogatdelta bis ins 6. und 7. Jh. ansässig blieben und unter der einrückenden preußischen und slavischen Bevölkerung aufgingen. Im 8. und 9. Jh. nehmen die Normannenfahrten größeren Umfang an, auf die noch heute Namen wie Kirhöft, Heisternest, Hela, Orhöft hindeuten. Handelsniederlassungen am Drausensee (Truso) und besonders zahlreich im Samland wurden von ihnen errichtet. Der deutsche Handel begann erst zur Zeit der Ottonen. Nach den Münzfunden, die K. eingehend untersucht, war er im 10. und 12. Jh. vornehmlich in die Gegenden von Danzig, Elbing, Kulmerland, Schlochau und Flatow gerichtet, „dieselben Gegenden, die auch schon 3. Jt. der germanischen Besiedlung des Weichsellandes am stärksten bevölkert waren". Schließlich benutzte der deutsche Kaufmann den Seeweg. Um 1175 wurde die Weichselmündung vom deutschen Zuge gen Osten erreicht, 1180 das Kloster

Oliva vom pommerschen Kolbatz aus besetzt. Das im Weichsellande aufblühende deutsche Leben, dessen Anfänge K. schildert, führte auch zu einem Aufblühen des deutschen Handels.

Wie danach das Werk vollendet wurde, hat in einer zusammenfassenden Übersicht C. Krollmann („Die Besiedlung Ostpreußens durch den deutschen Orden". Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Bd. XXI, 1928, S. 280—298) dargestellt. Die planmäßige deutsche Bauernansiedlung begann erst nach der kampferfüllten Eroberungszeit in den 80er Jahren des 13. Jh. mit einigen tastenden Versuchen. „Seit etwa 1290 ein ununterbrochener Wanderzug von Bauern." 1310 bis 1350 Hochblüte der Einwanderung, die dann versiegt. Doch ermöglicht die Binnenwanderung aus dem Überschuß der neuangelegten Dörfer einen ununterbrochenen Fortschritt der Dorfsiedlung bis 1410. Die geschlossene deutsche Bauernsiedlung war in der Hauptsache auf die Waldgebiete beschränkt. Also weitgehende Schonung des alteingesessenen Preußentums, dem in jeder Komturei mehrere Kammerämter vorbehalten blieben. „Ja im Samland scheint überhaupt keine systematische deutsche Bauernsiedlung erfolgt zu sein" (S. 294).

Über diese letztere Landschaft berichtet eingehender Paul Siegmund („Deutsche Siedlungstätigkeit der samländischen Bischöfe und Domkapitel vornehmlich im 14. Jahrh." Altpreuß. Forschungen Jg. 5, 1928, Heft 2 S. 262—303). Erst spät (1252) begann die Unterwerfung des Samlandes. 1260—75 war das Land im Aufstand. Die dann folgende Gründung von Städten, Gütern, Dörfern usw. führte natürlich zu vielfacher Ansetzung von Deutschen. Doch blieben die Preußen im Lande, weswegen der Kämmerer des Bistums der preußischen Sprache kundig sein mußte und öfters aus der preußischen Bevölkerung bestellt wurde. Sogar ein polnisches Fischerdorf scheint 1366 am Haffufer in Peusort, jetzt Peyse Kr. Rositten, gegründet worden zu sein.

E. Schnippel („Siedlungsgeographie des Osterodischen Gebietes". Altpreuß. Forschg. Jg. 5, 1928, Heft 1 S. 5—44) schildert eingehend von Ort zu Ort die Siedlungstätigkeit Luthers von Braunschweig, des Gründers von Gilgenburg und Osterode. Seit 1308 Komtur, 1331 Hochmeister und 1335 gestorben, war er seit 1321 der Hauptträger der Kolonisation des Ordenslandes. Sein bedeutendstes und „eigenstes Werk ist die fast lückenlose Kolonisation des alten Landes Sassen, das bereits seit dem Jahre 1257 durch die Herzöge von Kujavien und Masovien dem Orden zugestanden war" (S. 13). Ein schwach bevölkertes Gebiet „von ziemlich zahlreichen, aber nur kleinen und in den riesigen Wäldern der Wildnis zerstreuten Preußensiedlungen, kleinen Gütern und Weilern, besetzt". Die Waldungen besiedelt der Orden mit großen deutschen Dörfern, die kleinen Preußensiedlungen läßt er meist den Besitzern. Bei so schonungsvollem Verfahren wurde das Land in wenigen Jahrzehnten deutsch. Die belehnten Preußen, vielfach Edelinge aus Pomesanien und dem Kulmerland, sind „mindestens in der zweiten Generation bereits vollständig germanisiert". Auch die Besitzer der kleineren Preußengüter und die eingesessene niedere Bevölkerung, die als Unterschicht auch unter deutschen Besitzern und sogar in deutschen Bauerndörfern ein ziemlich starkes stammpreußisches Element darstellten, erlagen rasch der Überlegenheit der deutschen Ansiedler, so daß schon seit Ende 14. Jh. die altpreußischen Personennamen „fast gänzlich verschwinden" (S. 43). Deutscher noch als die Dörfer waren die Städte. Die Gründung von Osterode wird zwischen 1324 und 1330 angesetzt (S. 29).

Von polnischer Bevölkerung ist im ganzen Gebiet bis auf eine kurze Erwähnung (1355) in der Stadt Osterode während des 14. Jh. niemals die Rede. Von polnischer Urbevölkerung vollends findet sich keine Spur. Erst nach dem dreizehnjährigen Kriege sind in dem verödeten Lande die Reste der Bevölkerung, die großenteils altpreußischen Stammes vor kurzem erst die Sprache der deutschen Ansiedler angenommen hatten, durch die zahlreich eindringenden polnischen Zuwanderer polonisiert worden.

Die Entwicklung weiter östlich wird dargestellt von Martin Rousselle („Das Siedlungswerk des deutschen Ordens im Lande Gerdauen". Altpr. Forschg. 6. Jg. 1929 S. 220—255). Das Land bestand zu gleichen Teilen aus altpreußischem Siedlungsland und Wildnis. Nach verheerenden Kämpfen wurden hier erst von 1325 an die ersten Grundlagen einer geordneten Verwaltung geschaffen durch Anlage der Ordensburgen Gerdauen und Barten (1325), Leunenburg (1320), Rastenburg (1329). Die planmäßige Besetzung des Landes mit deutschen Siedlern begann aber erst um 1300 unter Winrich v. Knieprode. Bis 1400 ist das alte Siedlungsland vergeben und auch die großen Wälder im Westen beiderseits der Alle gelichtet. Erst als die Besiedlung des umliegenden Landes nahezu abgeschlossen war, erfolgt 1398 die Gründung der Stadt Gerdauen. 1400—1410 wendet sich eine rege Siedlungstätigkeit der Wildnis im Osten zu, wo auch 1405 die Stadt Nordenburg gegründet wurde. Um die Mitte des 15. Jh. versiegt der Siedlerstrom.

Von den Gütern wurden nicht wenige an Preußen verliehen. Auch zwischen den deutschrechtlichen Dörfern, die ja ohnehin nicht ausschließlich von Deutschen bewohnt waren, blieb eine ganze Anzahl preußischer Orte bestehen. Rouselle schätzt, daß von dem bis 1450 ausgetanen Boden etwa 1625 Hufen in deutscher, 750 bis 850 in preußischer Hand waren (S. 253). Weiter im Westen, in der Landschaft Natangen, war sogar gegen Ende der Ordenszeit das Preußentum noch stark in der Überzahl, während in Gerdauen das Deutschtum weitaus überwog.

Dies vorgeschobene und späte Siedlungswerk des Ordens griff schon in die östliche Grenzwildnis ein. Sie in ihrer weiten Ausdehnung einer planmäßigen Besiedlung zuzuführen, blieb einer späteren Zeit vorbehalten. O. Barkowski („Die Besiedlung des Hauptamtes Insterburg unter Herzog Albrecht und Markgraf Georg Friedrich von Ansbach 1525 bis 1603". Prussia Heft 28, 1928, S. 159—244) schildert, wie hier weiter nordöstlich die Wildnisbesiedelung erst in der Nachordenszeit durchgeführt wurde. Nach 1544 war die Kirche zu Insterburg die einzige im ganzen Hauptamt. 1542 gab es noch keinen Krug östlich dieser Stadt. Die Namen der in dieser Zeit hier angesetzten Bauern sind überwiegend litauisch, z. Tl. auch preußisch. Der Zustrom aus Deutschland war damals nur gering (S. 193). So setzte die Litauereinwanderung ein, die bald einen großen Teil der Ostwildnis erfüllte.

Noch neuere, aber für die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse nicht minder wichtige Siedlungsvorgänge behandelt Hermann Bink („Pfälzische Ansiedler in Ostpreußen". Pfälz. Museum 1927 S. 171 f.). 1712 und 1714 haben nach den Verwüstungen durch Kriege und Pest neben Nassauern, Württembergern u. a. auch „tausende von Pfälzern" in Preußisch-Litauen eine neue Heimat gesucht. Die Orte dieser Gegend werden aufgeführt, wo i. J. 1728 pfälzische Einwohner genannt werden, und die Familiennamen, die sie ins Land gebracht haben. Die gegenseitige Ergänzung der Pfälzer, die mit den Nassauern 1732 eine besondere Kolonieverschreibung erhielten, mit den dort schon länger ansässigen Schweizern, mit Salzburgern und Franken sowie den eingesessenen Litauern ist bestimmend für die Volksart dieses nördlichsten Teils von Preußen geworden.

Jedenfalls war eine erste Bresche in das hier erst neuzeitlich entstandene Litauergebiet gelegt, wenn auch keineswegs absichtlich oder planmäßig. Hatte doch noch König Friedrich I. die durch die Pest von 1708/10 in Preußisch-Litauen gerissene Lücke von etwa 11 000 wüst gewordenen Bauernstellen fast bis zur Hälfte ausgefüllt mit litauischen Bauernsöhnen, die wahrscheinlich aus Groß-Litauen und den polnischen Randgebieten herangezogen waren (vgl. B. Schumacher a. a. O. S. 88).

Die Heranziehung Deutscher geschah planmäßig und in größerem Umfang hier erst durch Friedrich Wilhelm I., doch keineswegs mit Germanisierungsabsichten, sondern um die vorgeschrittene deutsche Wirtschaft einzuführen. Die bedeutende Rolle, die dabei die Salzburger gespielt haben, kommt bei Josef Karl Mayr („Die Emigration der Salzburger Protestanten von 1731/32". Korr.-Bl. des Gesamtvereins 77. Jg. 1929 Sp. 98—107) nicht voll zur Geltung, da hier überwiegend die Vorgänge in Salzburg sowie die Verhandlungen in Wien und Regensburg und das Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm I. geschildert werden. Immerhin erfahren wir, daß von Anfang Mai 1732 in Jahresfrist nicht weniger als 20 000 Salzburger nach Ostpreußen abgegangen sind.

Mit ganz neuartiger Fragestellung geht Hanns Bauer, Die Glaubensspaltung in Ost- und Westpreußen und ihre nationalpolitischen Auswirkungen (Korr.-Bl. des Gesamtvereins 77. Jg. 1929 Sp. 17—33) an das Problem des Ringens um den Boden heran. Die Einwirkung geistiger Strömungen auf diesen Vorgang zu erforschen, ist reizvoll genug. B. zeigt, wie Westpreußen, das auch unter polnischer Herrschaft „sein eigenes kulturelles und nationales Leben gehabt hat, ... während der Reformationszeit geradezu eine wichtige vermittelnde Brücke gebildet hat zwischen Ostpreußen und dem deutschen Mutterland" (vgl. Besprechung von O. Heuer im Elbinger Jahrb. Heft 8, 1929 S. 244—246). Westpreußen hatte nach 1466 bis in die Reformationszeit die höhere Kultur und die Führung. Die dann folgende scharfe Trennung spricht sich aus in der Rekatholisierung im Ermland und der ungehemmten Reformation in Ostpreußen. Dort wird im Süden und Osten „die nationale Überfremdung durch Polen, Masuren und Litauer durch die Reformation unschädlich gemacht, indem diese Teile kulturell mit dem ostpreußischen Kernland in engere Beziehungen gebracht und dadurch eingedeutscht werden". In Westpreußen war noch 1565 „der größte Teil der Städte, des Landes, des Adels trotz aller polnischen Hemmungen protestantisch. Doch die Gegenreformation führt einen großen Teil des Adels und auch der übrigen Bevölkerung ins katholische Lager zurück. Von ihnen werden viele polnisch. Ein

Hort des Protestantismus bleiben die größeren Städte, die auch evangelischen Polen als Zufluchtsort dienen. Elbing und Danzig hatten evangelisch-polnische Gemeinden. „Diese Polen gingen allmählich in der deutschen Umgebung auf."

Besprechungen.

Theodor Arldt: Weltpolitik im Unterricht. Weltpolitische Bücherei, herausg. v. Adolf Grabowsky, Bd. 16, Berlin 1930. Zentral-Verlag, 79 Seiten, 9 Karten. Preis geb. Mk. 3.—.

Dieses Thema, Weltpolitik im Unterricht, ist recht mißverständlich. Denn Weltpolitik ist weder ein Unterrichtsfach, noch Politik überhaupt schulmäßig lehrbar. Trotzdem wird hier „Weltpolitik" als Unterrichtsgegenstand behandelt. Verfasser meint damit allerdings eine etwas unklare Mischung von Staatsbürgerkunde und Weltkenntnis. Die keineswegs tiefgehende und ziemlich unsystematische Darstellung behandelt zuerst den weltpolitischen Unterrichtsstoff, wobei ziemlich Ungleichartiges zusammengefaßt wird wie Verkehr, Güter, Machtmittel des Staates u. a., dann die Verteilung dieses Stoffes auf die einzelnen Fächer, besonders auf Erdkunde und Geschichte, aber auch auf Deutsch und andere Sprachen, zuletzt die Verteilung auf einzelne Schulgattungen. Abgesehen von der unklaren Stoffeinteilung fallen dabei dauernde Wiederholungen auf. Erfreulich ist der wiederholte Hinweis auf Behandlung des Auslanddeutschtums im Unterricht und die freilich nicht ganz klare Betonung der Wichtigkeit der Rassenfrage (z. B. S. 50). Brauchbar ist das 8-seitige Schriftenverzeichnis am Schlusse. Werner Essen.

Auerbach: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Ostthüringens. Jena 1930. Verlag Gustav Fischer. 306 S. 32 Abb. im Text, 6 Karten, 10 Taf. Preis geh. 28 Mk., geb. 30 Mk.

Die Lebensaufgabe Auerbachs liegt in dem Werke vor. Viele Jahrzehnte hat der Verfasser daran gearbeitet. Schon im Jahre 1909 war seine Arbeit druckfertig. Da kamen ihm Götze-Höfer-Zschiesche zuvor, die Teile Ostthüringens in ihr Buch einbezogen. Seit dieser Zeit hat Auerbach weiter Funde und Fundnotizen gesammelt, um das Inventarwerk auf dem Laufenden zu halten.

Die Zusammenstellung umfaßt das Gebiet Thüringens, das östlich von Saale und Loquitz liegt, samt den eingeschlossenen preußischen Gebietsteilen. Auch der größte Teil des nordwärts anschließenden preußischen Kreises Zeitz ist mit bearbeitet worden. Da sich sonst Auerbach an die politischen Grenzen hält, wäre es auch für den Nordabschnitt das Empfehlenswerteste gewesen. Außerdem liegen gerade für den Kreis Zeitz die Veröffentlichungen des Schulrates Wilcke vor, die das meiste angeben, was jetzt Auerbach zitiert. An Stelle dieses Abschnittes hätte man lieber noch mehr Abbildungen gesehen. Das dürfte aber auch der einzige Vorbehalt sein, der anzubringen wäre. Kein Heimatfreund und Fachmann wird ohne das Werk auskommen. Es wird in Ostthüringen anregend wirken, den unscheinbaren Resten der Vorzeit mehr Beachtung entgegenzubringen als bisher. Damit würde der Wunsch erfüllt, den der Verfasser als Hauptziel seines Werkes angegeben hat.

K. Tackenberg.

Kurt Bauer: Helden der Arbeit, ein Buch vom deutschen Seebauer Chiles. Mit 2 Kartenskizzen und 13 Bildern. Schriften des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart A. Kulturhistorische Reihe, Band 23. Stuttgart 1929. 168 Seiten.

Hier wird in monographischer Form Geschichte und Entwicklung eines bestimmten Auslanddeutschtums, der deutschen Seebauern in Südchile, gegeben. Die Darstellung ist überaus gründlich und tief, dabei in der Form geschickt, in der Landschafts- und Stimmungsmalerei oft geradezu poetisch. Wir sehen die Entwicklung der armen deutschen Ansiedler und Urwaldbezwinger am See Llanquihue vom Anfang des 19. Jahrhunderts ab bis zur heutigen wirtschaftlichen Blüte.

Besonders wichtig ist dabei die eingehende Aufzählung der Namen der deutschen Einwanderer für die Familienforschung. Ganz eigenartig, ja geradezu einzigartig sind die beiden letzten Kapitel: „Seelische Auswirkungen, ein Versuch, den Volkscharakter des deutsch-chilenischen Seebauern zu begreifen" und „Möglichkeiten seelischer Einflüsse, ein Versuch, der Schule der Deutsch-Chilenen den Pfad zu bereiten". In wirklich tiefgehenden Gedankengängen wird hier psychologisch und mit liebender Anteilnahme untersucht, wie sich die Haupthindernisse kultureller Eigenentwicklung, Konfessionsspaltung und Eigenbrötelei, aus Abstammung und Umwelt erklären lassen und wie man sie über die

Schule und durch die Jugend dennoch überwinden kann. Die Darstellung der Schulprobleme, auch die psychologische Gegenüberstellung von Reichsdeutschen und einheimischen Deutschen sowie die Bemerkung über das deutsche Buch im Ausland beanspruchen das größte Interesse weit über das Deutschtum in Chile hinaus. Besonders bemerkenswert ist es auch, daß das Buch im ganzen und besonders im letzten Kapitel den Deutschen in Chile praktisch weiterhelfen möchte.
Werner Essen.

Eugen Dühring: Die Judenfrage als Frage des Rassencharakters und seiner Schädlichkeit für Existenz und Kultur der Völker. Sechste vermehrte Auflage. Leipzig 1930, bei O. R. Reisland. Preis Mk. 5.60.

Das Buch ist zum ersten Male 1880 erschienen und gehört zu denen, die die Judenfrage, die heute keine Frage mehr ist, aufgerollt haben. Dührings Verdienst beruht auf der Tatsache, daß er das Judentum von seinen Blutsbedingungen her untersucht und nicht von der religiösen Seite aus, wie das seinerzeit allgemein war. Für den, der sich ernsthaft mit dem Judentum beschäftigt und mit der Geschichte des Kampfes gegen die Juden, dürfte die Schrift nicht entbehrlich sein. Wer sich heute jedoch mehr von der sachlichen Seite her mit dem Judentum beschäftigen will, greift besser zu einem neuen Werk, das mit Belegen bis in die letzten Jahre, besonders Revolutions- und Nachkriegsjahre hineinreicht, z. B. Handbuch der Judenfrage (Hammerverlag).

Das Lesen des Dühringschen Buches wird durch ein umständliches, mit zahlreichen unnötigen Fremdworten gespicktes Deutsch erschwert. Der Druck des gut deutsch gedachten Buches ist leider in Antiqua erfolgt.
E. S.

Hans Gummel: Führer durch die urgeschichtliche Lehrsammlung im Museum der Stadt Osnabrück. Osnabrück 1930. 68 S. mit 58 Abb.

Der Direktor der städtischen Sammlungen gibt mit dem flott geschriebenen und durch eine große Zahl deutlicher Strichzeichnungen bereicherten Führer den Besuchern seines Museums ein Vademecum in die Hand, das zum größeren Verständnis der vor allem der Schule dienenden Schausammlung von vorgeschichtlichen Altertümern aus der Gegend von Osnabrück beitragen dürfte. Der Lehrer wird dankbar das hinter jedem Abschnitt angeführte wichtigste Schrifttum begrüßen; dem Fachmann bietet das Büchlein den Einblick in eine weiteren Kreisen bisher unzureichend bekannte Sammlung nordwestdeutschen Charakters.
E. Petersen, Breslau.

Hofmeister: Die Chatten. I. Band Mattium — die Altenburg bei Niedenstein. Germ. Denkmäler der Frühzeit Band II, herausgegeben von der röm.-germ. Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes. Frankfurt a. M. 1930, Verlag Joseph Baer & Co. Mit 54 Abb. im Text, 43 Taf. u. 2 Plänen.

Der eingehende Titel besagt zur Genüge, was der Verfasser in dem Buche bietet. Das Mattium des Tacitus wird mit der Altenburg bei Niedenstein gleichgesetzt. Hofmeister führt dafür so viele gute Gründe ins Treffen, daß kaum noch jemand an der Richtigkeit seiner Annahme wird zweifeln können. Die wichtigsten sind die, daß im gesamten Hessenlande kein Wallsystem von solcher Größe vorhanden ist, wie die Altenburg, daß sie nur wenige Kilometer vom Dorfe Metze entfernt liegt, welches die Sprachforschung als das alte Mattium erkannt hat, und daß die Besiedlung in dem „oppidum" eine ungeheure war, bis ein Brand alles vernichtete, der nach Ausweis der Funde um Christi Geburt gewütet haben muß, also zu der Zeit in welcher Germanicus Mattium, id gentis caput, zerstörte.

Die größtenteils von Hofmeister geleiteten Untersuchungen auf der Altenburg haben aber noch sehr viel weitere beachtenswerte Ergebnisse gezeitigt, z. B. über den Bau der großen Stein- und Erdanlagen, über Straßensysteme innerhalb des Wallringes, über Häuserbauten, Wasserbehälter, Tonlager usw., so daß man mit Freude feststellt, was alles aus den kärglichen Bodenverfärbungen, die bei den Grabungen beobachtet wurden, mit Sicherheit herausgelesen werden kann. Auf dem Gebiet der Siedlungsgrabung ist der Verfasser als Meister anzusehen.

Bei der Auswertung der während der Grabung gehobenen Kleinfunde macht sich dagegen eine gewisse Unsicherheit bemerkbar. Sie ist wohl daraus zu erklären, daß der Verfasser sich auf ungewohntem Arbeitsgebiet bewegt. So sind in diesem Teile des Buches einige Fehler festzustellen. Es dürfte Hofmeister schwer fallen, den Beweis dafür anzutreten, daß die gefundenen Speerspitzen, der Lanzenschuh, der Amboß, die Tüllenbeile typische Vertreter der Spätlatènezeit sind. Sie sind auch ohne Schwierigkeit in eine andere Zeit einzuordnen. Die Gürtelhaken kommen nicht allein für die Spätlatènzeit in Frage; sie gehören in die Ripdorf-Stufe, die nur zum kleineren Teil

in die Spätlatènezeit reicht, zum größeren Teil aber die Mittel-Latènezeit umfaßt. Viel Optimismus ist nötig, um die Hufeisen, die mittelalterliche bis neuzeitliche Typen vertreten, als latènezeitlich anzusehen. Ferner ist es eine irrige Ansicht von Hofmeister, wenn er schreibt, die chattische Keramik der Altenburg unterscheide sich wesentlich von der aller umwohnenden Germanengruppen. Gerade die germanischen Kulturen Westhannovers bieten so viel Vergleichsmaterial, daß der Zusammenhang mit diesem Gebiete ein überaus enger ist. Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, in einem folgenden Bande auf Grund der Altenburg-Keramik den chattischen Siedlungsraum in der Zeit vor und nach Christi Geburt festzustellen. Nach dem oben Gesagten dürfte das schwieriger sein, als es sich der Verfasser bei der Abfassung des ersten Bandes gedacht hat.
K. Tackenberg.

Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von den ältesten Zeiten bis 1526. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs" von Franz Martin Mayer bearbeitet. Wien und Leipzig, 1929, Wilh. Braumüller. XII, 401 S.

Der zu früh verstorbene Geschichtschreiber und Vorkämpfer des Deutschtums der Karpathenländer führt uns in diesem seinem letzten größeren Werke „ein gutes Stück deutscher Arbeit und deutschen Schicksals" vor. Die Entstehung des deutschen Südostens tritt nicht allein in der fast verwirrenden Vielfältigkeit der territorialen Entwicklungen und Wandlungen, sondern auch, was für die Leser dieser Zeitschrift wichtiger ist, in dem in diesen Rahmen eingezeichneten völkischen Aufbau von der Vorgeschichte über die großen Wanderungen zum karolingischen, ottonischen und den späteren deutschen Siedlungsvorgängen in Erscheinung. Auch wo das Deutschtum, wie in Friaul, nur vorübergehend in der durch die Patriarchen von Aquileja herbeigeführten deutschen Adelsniederlassung Fuß faßte. Unser geschichtliches Recht auf Südtirol ist gebührend unterstrichen. Auch die eingehende Behandlung des Bauernstandes (S. 301 ff.) wird volkskundlich Eingestellten viel bieten. Der Wunsch, mit dem Kaindl sein Geleitwort schließt, daß diese „ruhmvollen Blätter der deutschen Geschichte, die für Deutschösterreichs Bedeutung für das deutsche Volk Zeugnis ablegen", dazu beitragen möchten, „alle Deutschen wieder eng aneinander zu schließen", faßt seine ganze Lebensarbeit kurz und treffend zusammen.
H. Witte.

E. Ludendorff: Weltkrieg droht auf deutschem Boden. Volkswarteverlag, München 1930. Preis: Mk. —.90.

Ludendorff warnt in dieser Flugschrift mit eindringlichen Worten vor den Gefahren der auswärtigen Politik und weist darauf hin, daß nach allen Anzeichen von den hinter den Kulissen arbeitenden politischen Kräften — ganz besonders von Frankreich aus — systematisch ein neuer großer Weltkrieg vorbereitet wird, mit dem Ziele, Frankreichs Militärdiktatur über Europa aufzurichten und Deutschland völlig zu vernichten. Seiner Meinung nach sind die Rüstungen Frankreichs und seiner Verbündeten, Rüstungen, die nur Dank der fleißigen Tributzahlungen Deutschlands möglich sind, bereits so weit fortgeschritten, daß der Krieg wahrscheinlich schon 1932 ausbrechen wird. Dieser Krieg würde ganz besonders Deutschland heimsuchen, falls es sich — entwaffnet und wehrlos, wie es ist — dazu verleiten ließe, sich in eines der beiden großen Bündnissysteme (Frankreich, Polen, Tschechei, Südslavien usw. einerseits, Italien, Rußland, England usw. andererseits) hineinziehen zu lassen. Der Verfasser warnt daher eindringlichst zu größter Vorsicht und Zurückhaltung beiden Gegnern gegenüber. Bei der raffiniert durchgeführten Entwaffnung Deutschlands müßte unser Vaterland mit Naturnotwendigkeit zum Hauptkriegsschauplatz werden, auf dem sich die größten und zerstörendsten Entscheidungsschlachten abspielen würden; es würde dabei zur Ruinenstätte und seine Bevölkerung zum größten Teile ausgerottet werden.

Der Verfasser schildert dann an der Hand von Karten im einzelnen den Verlauf der wichtigsten Kriegshandlungen, wie sie sich nach militärischer Logik ereignen würden.

Mögen sich im Ernstfalle die beteiligten Militärmächte vielleicht auch anders gruppieren, mögen sich die Einzelheiten auch möglicherweise etwas anders abspielen, als es vom Verfasser geschildert wird, daß die von L. aufgezeigte Gefahr besteht und von Tag zu Tag größer wird, wird niemand leugnen können, ebensowenig, daß dann Deutschland der Hauptleidtragende sein muß. Gerade die jüngsten Verhandlungen der „Vorbereitenden Abrüstungskommission" in Genf haben es ja zur Genüge gezeigt, daß Frankreich und seine Verbündeten niemals auch nur im Traume an Abrüstung gedacht haben oder denken werden, daß sie vielmehr durchaus zielbewußt sich so stark wie möglich machen und ganz offenbare kriegerische Absichten haben. Und wie drohend groß diese Gefahr schon vor uns steht, zeigt auch eine vor kurzem — nach der Abfassung der Ludendorffschen Flugschrift — gefallene Äußerung eines Politikers, der ohne Zweifel Gelegenheit hat, hinter manche Ku-

lissen zu schauen: Lloyd George schrieb vor kurzem: „Ein neuer Weltkrieg ist unvermeidlich, wenn man der Genfer Vorbereitenden Abrüstungskommission die Sicherung des Weltfriedens überläßt.“

Sind die Führer unserer heutigen auswärtigen Politik sich dessen bewußt? Und — sind sie dieser Lage gewachsen?

O. Reche.

Der Oberschlesier. Monatschrift für das heimatliche Kulturleben. Jg. 12 (1930). Organ d. Arbeitsgemeinschaft f. Heimatspflege u. Volksbildung. Jährl. 12 Hefte. Vierteljährl. 3 Mk. Verl. Karl Sczodrock.

Unter den deutschen Heimatzeitschriften nimmt „Der Oberschlesier“, was Vielseitigkeit und Wert des Inhalts anbelangt eine der ersten Stellen ein.

Von den volkskundlichen Aufsätzen des laufenden Jahrganges, die die Gebiete der Volkslied- und Sagenforschung und der sachlichen Volkskunde umfassen, ist besonders eine mit Verbreitungskarte versehene Arbeit von W. Krause über Templersagen in Oberschlesien (H. 9) erwähnenswert. Von den geschichtlichen Beiträgen zeigen eine Arbeit über Burgwälle in Oberschlesien und eine andere über die Siedlungsgeschichte Oberschlesiens, daß der Herausgeber bemüht ist, große Gegenwartsfragen der Geschichte und Vorgeschichte an oberschlesischen Beispielen einem gebildeten Leserkreis nahe zu bringen.

Es war eine gute Idee des Herausgebers, einzelne Hefte des Jahrganges zu kleinen Monographien auszugestalten. So enthält H. 2 eine ganz nette Volkskunde des Dorfes Piltsch mit ausgezeichneten Abbildungen. H. 14 stellt eine kleine, aber wertvolle Landes- und Volkskunde des Altvatergebirgs dar.

Günther Spannaus, Leipzig.

Helmut Preidel: Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger. II. Die Träger. Ostmitteldeutsche Bücherei, hrsg. von H. Hirsch, Kassel-Wilhelmshöhe 1930, Verlag Joh. Stauda. 288 S. mit 125 Abb. Preis beide Bände zusammen geb. Mk. 30.—.

Der zweite Teil der großen Germanenarbeit Preidels hat trotz des wiederum bewiesenen außerordentlichen Fleißes die an ihn geknüpften Erwartungen nicht erfüllt. Statt aus der umfassenden Bearbeitung der einzelnen Altsachengruppen, denen der erste Teil gewidmet ist, in verständlicher und einleuchtender Form die Besiedelungsgeschichte Böhmens durch die Jahrhunderte hindurch zu schildern, bemüht sich Preidel in wenig überzeugender Form, eine neue Methode zur Beurteilung archäologischer Hinterlassenschaften zu schaffen und anzuwenden, die auf Strzygowskis und der neueren Rassenforscher Ansichten fußt. Die weitere Bearbeitung des Stoffes wird zwar folgerichtig, aber schematisch den vermeintlich neu gewonnenen Erkenntnissen untergeordnet, woraus mit Rücksicht auf manchen recht unwahrscheinlichen Schluß zur Genüge hervorgeht, daß die neue Methode, die im übrigen etwas unklar begründet wird, sich für archäologischen Stoff wenigstens nicht eignet. Die langen Untersuchungen über den wechselnden Stilcharakter des behandelten Gebietes wirken nicht überzeugend. Erst die Absätze über die in Böhmen vertretenen Kulturgruppen haben größeren Wert, wenn auch über manche der dort angeschnittenen Fragen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein dürfte. Das am Schluß beigefügte vollständige Matarial, nach Fundorten geordnet, ist für den Fachmann von besonderem Nutzen.

E. Petersen, Breslau.

Hans Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. Führer zur Urgeschichte, hrsg. v. H. Reinerth, Band 9. B. Filser, Augsburg 1929. 178 S. mit 36 Tafeln und 58 Abb.

Die reichen Schätze aus den verschiedensten Abschnitten der Vorzeit, die in der Umgebung des oberschwäbischen Federsees seit Jahren durch sorgfältige Grabungen ans Tageslicht befördert worden sind, haben seit langem alle diejenigen beschäftigt, die sich der großen Bedeutung der Vorgeschichte für die Kulturforschung bewußt sind. In der vorliegenden Schrift dürfen wir eine knappe, durch ausgezeichnete Abbildungen bereicherte und um viele bedeutenden Entdeckungen der letzten Zeit vermehrte Schilderung der mannigfachen Schicksale dieses Mustergebietes der Siedlungsarchäologie begrüßen, die vermöge ihres verhältnismäßig geringen Anschaffungspreises und ihres erschöpfenden Inhalts den Weg in alle heimatkundlich interessierten Kreise finden sollte.

Die im besten Sinne volkstümliche Schilderung der überraschenden Entdeckungen aus dem umfangreichen Fundparadies gibt einen Begriff von der einzigartigen Bedeutung, die dem Federseemoor für die Erkenntnis von der Kultur des vorgeschichtlichen Menschen zukommt. Im Verein mit allen in Frage kommenden naturwissenschaftlichen Fächern, vor allem der schnell aufblühenden Moorgeologie, gelingt es dem Verfasser, das enge Verhältnis aufzuzeigen, das zwischen den Wandlungen des heute recht zusammengeschrumpften Seespiegels und den an sei-

nem Ufer siedelnden Menschen von Anbeginn an bestanden hat.

Von den Fischer- und Jägersippen der mittleren Steinzeit, deren Wohnstätten erst im letzten Stadium der Erforschung des Federseemoores entdeckt worden sind, führt uns Reinerth in die Dörfer der verschiedenen jungsteinzeitlichen Bauern, die in abwechslungsreicher Form unter der Decke des schützenden Moores uns ihre Hütten, Häuser, Waffen, Geräte und übrigen Habseligkeiten in deutlichsten Resten zurückgelassen haben. Wandlungen der Bauform und der stofflichen Kultur künden den Wechsel der Bewohner an, und aus einer verwirrenden Fülle von Einzelbeobachtungen, wie sie eben nur die fachmännische Ausgrabung liefern kann, entsteht vor uns das wahrheitsgetreue Bild mehrerer Dörfer vor mehr als vier Jahrtausenden. Rings um versumpfte Uferstellen führende Dammwege zeugen von Verkehr in der Urzeit, aber auch von gemeinsamer Arbeit am Gedeihen eines Dorfganzen. Es folgen dann die Berichte über die spätbronzezeitliche befestigte Ansiedlung auf der ehemaligen Insel bei Buchau, der sogenannten „Wasserburg", mit ihren sinnreichen und zweckmäßigen Verteidigungsanlagen, die schon in einem früheren Bande derselben Führerreihe erschöpfend zur Darstellung gelangt sind, aber in ihrer Einordnung in das Gesamtbild des Fundgeländes erst hier recht zur Wirkung kommen. Auch da sehen wir den vollen Erfolg langwieriger Spatenarbeit und lassen die Geschichte eines Gemeinwesens an uns vorüberziehen, das mit seinem jähen Ende die Menschen zu einer bis auf den heutigen Tag erhaltenen sagenhaften Erzählung angeregt hat. Es ist nicht möglich, auf beschränktem Raum nur annähernd das Wichtigste aus dem Inhalte der Reinerthschen Schrift herauszugreifen oder gar Einzelheiten zu geben. Die reiche Belehrung, welche die nun enträtselte Vergangenheit des Federsees vermittelt, sollte sich niemand entgehen lassen!

E. Petersen, Breslau.

S. Rudolf Steinmetz: Die Niederlande. Weltpolitische Bücherei, herausgegeben von Adolf Grabowsky, Länderkundliche Reihe, Band 15. Zentral-Verlag, Berlin 1930. 8 Abbildungen, 83 Seiten. Preis M. 3.—.

Wir haben hier eine ganz vorzügliche Landeskunde der Niederlande vor uns, und noch mehr, gleichzeitig eine knappe Einführung in Staat und Kultur, eine wahrhaft geopolitische Studie. Sprache und Auffassung der Probleme sind geradezu originell. Das Buch liest sich trotz seines holländischen Verfassers leicht. Der Text ist mit dem wichtigsten Zahlenmaterial ausgestattet, aber so, daß die Zahlen niemals eine Last werden. Der Aufbau ist folgerichtig und systematisch. Zuerst werden Boden, Klima und Lage behandelt, dann Volkstum, Geschichte, Verfassung, Verwaltung und Recht, weiter Bevölkerung, Kultur, Wirtschaft, Kolonien, Außenpolitik, Heer und Flotte. Der tiefere begriffliche Unterschied zwischen Rasse und Volkstum ist dem Verfasser allerdings nicht klar. Es ist darum nicht wunderbar, wenn er in Holland lebende Angehörige des jüdischen Volkes in Kunst und Wissenschaft zu den Holländern rechnet. So erklärt sich auch die etwas merkwürdige Begriffsbildung „nicht-jüdischer Holländer" auf S. 36.

Werner Essen.

Werner Wolf: Der Mond im deutschen Volksglauben. Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, her. v. Eugen Fehrle, H. 2. Bühl (Baden) 1929, Konkordia A.-G. 91 S., 12 Abb. Pr. RM. 3.—.

Die Arbeit gibt eine dankenswerte Stoffzusammenstellung zu dem Thema, leidet aber unter einer gewissen Unübersichtlichkeit, welche auch durch die an sich willkommene Zusammenfassung am Ende nicht völlig behoben wird. Vielleicht hat das Mißgeschick eines Brandunglücks, das einen Teil des Manuskripts vernichtet hat, eine gewisse Schuld daran. Wünschenswert wäre eine schärfere Scheidung zwischen altem Volksglauben und „gesunkenem Kulturgut" auch in der Gliederung des Stoffes gewesen; dies gilt namentlich für den Mond im Lied, wo er — was klar gesagt hätte werden sollen — oft Staffage ohne tiefere Bedeutung ist. Etwas mager nimmt sich der Abschnitt über die einschlägigen Bildwerke aus; umgekehrt hätten manche Stellen, wie die „Reise nach dem Mond", in diesem Rahmen viel kürzer abgetan werden können. Wenn das Büchlein, dessen hübsche Ausstattung erwähnt sei, auch keine abschließende Darstellung gibt, so wird es doch gerne als Einführung in den Gegenstand benützt werden.

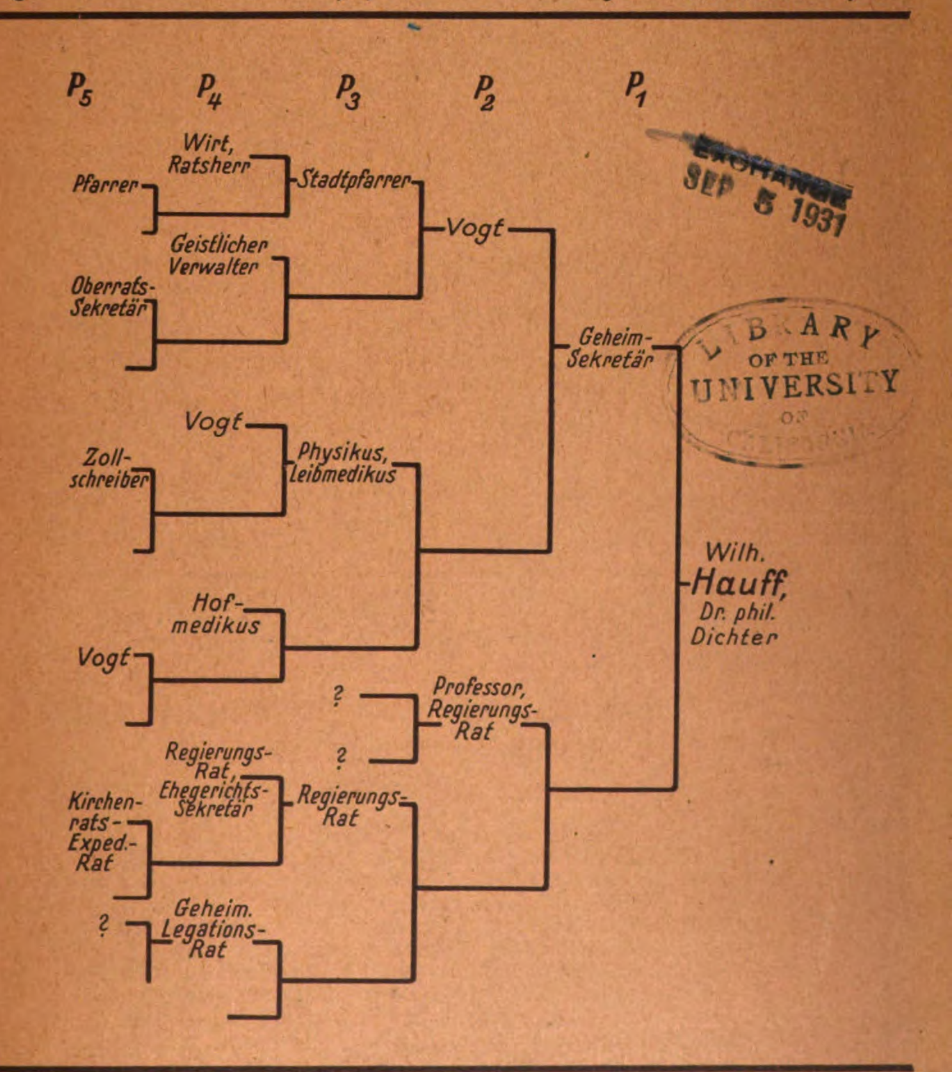
Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Wir machen unsere Leser auf die dieser Nummer beiliegenden Prospekte des Hoheneichen-Verlags München und von J. F. Lehmanns Verlag, München, besonders aufmerksam.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, München
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans Freimark, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Volk u. Rasse

6. Jahrgang Heft 3 Juli (Heuert) 1931



Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethlefffen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

6. Jahrgang | Heft 3 | Juli (Heuert) 1931

Dem rassenhygienischen Hefte zum Geleit.

Rassen- und bevölkerungspolitische Fragen liegen durchaus im Wirkungskreise einer Zeitschrift, die sich mit den volks- und rassenkundlichen Belangen des deutschen Volkes im Besonderen befaßt. Wenn auch in fast jedem Hefte von „Volk und Rasse" einzelne Aufsätze und Buchbesprechungen aus dem Gebiete der Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik vertreten waren, so schien es der Schriftleitung im Interesse des gesamten Leserkreises wünschenswert, ein ganzes Heft dem rassenhygienischen Gedanken zu unterstellen. Durch die dankenswerte und bereitwillige Mitarbeit der ersten Fachleute auf diesem Gebiete war das möglich und konnten die wichtigsten Fragen in leicht faßbarer kurzer Form zur Darstellung gebracht werden. Es ist bei einer derartigen Gelegenheit natürlich nicht möglich, im einzelnen Beitrage oder im ganzen etwas Abschließendes zu bieten. Dazu ist der Stoff zu umfangreich; auch wäre das nicht der Zweck eines solchen Heftes. Es soll vielmehr Künder und Werber für den rassenhygienischen Gedanken sein und einige Einblicke in die vielseitigen menschheitsbewegenden Fragen desselben geben.

Dieses Heft soll zu folgenden vier Hauptfragen Stellung nehmen:

1. Herkunft und Erhaltung wertvollen Erbguts.
2. Formen der Auslese.
3. Entartung.
4. Welche Maßnahmen sind zu ergreifen?

Diesen vier Hauptfragen, die zum Teile von verschiedenen Seiten her beleuchtet wurden, entspricht auch die Reihenfolge der Aufsätze.

Es lag im Plane des Heftes, auch über die Vermehrung Asozialer und über die Kostenlasten, die der körperlich und geistig gesunden Bevölkerung durch die Erhaltung von Ballastexistenzen erwachsen, zu berichten. Leider muß die ausführliche Verwirklichung dieser Absicht aber auf spätere Zeit verschoben werden, weil bei beiden Fragen die Vorarbeiten zur richtigen Beantwortung noch nicht so weit gediehen sind. In diesem Zusammenhange sei aber nur auf ein Beispiel aus der einseitigen Verausgabung von allgemeinen Mitteln für Minderwertige hingewiesen, das entsprechende Rückschlüsse auch auf ähnliche Verwaltungskreise und das ganze Reich gestattet. Von den dem Kreistage des bayerischen Kreises Schwaben und Neuburg[1]) zur Verfügung stehenden Geldern in der Höhe von 3 300 000 RM mußten nicht weniger als 2 287 000 RM für die Versorgung von Taubstummen, Blinden, Geisteskranken und Schwachsinnigen angesetzt werden und der Rest von 1 013 000 RM blieb für die Belange der Gesunden! Das bedeutet, daß zwei Drittel für die „wirtschaftlich Toten" und nur ein Drittel für die unendlich vielseitigeren Bedürfnisse der „wirtschaftlich Lebenden" verausgabt werden konnten. Daß solche Verhältnisse auch die Männer der Praxis bedenklich machen und sie die Frage stellen läßt, ob wir mit unseren bisherigen Fürsorgemaßnahmen nicht auf dem Holzwege sind, ist begreiflich. Begrüßenswert ist es daher, daß bei Gelegenheit dieses Finanzberichtes in Verantwortung für die Zukunft von dem Finanzreferenten, Bürgermeister Dr. Merkt, der Gedanke der Sterilisierung aufgeworfen und vertreten wurde.

Wenn auch spätere Hefte sich wieder mehr in der bisher eingehaltenen Richtung der Zeitschrift bewegen werden, so wird es doch das besondere Bemühen der Schriftleitung sein, rassenhygienische und bevölkerungspolitische Fragen immer wieder mit hereinzuziehen und auf Neuerscheinungen und den Stand der Forschung in Sammel- und Einzelbesprechungen hinzuweisen. Wer in den Gedankenkreis der Rassenhygiene tiefer eindringen will, der sei vor allem auf das im Folgenden öfter angeführte Werk Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene und vor allem auf den eben erschienenen, von F. Lenz verfaßten zweiten Band desselben Werkes, sowie auf das von A. Ploetz und F. Lenz geleitete Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie hingewiesen.

Bruno K. Schultz, München.

Ergebnis des Preisausschreibens

des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung

für Bilder von typischen Vertretern der in Deutschland volkstümlichen Berufe.

Bauern, 1. u. 2. Preis, Retzlaff, Düsseldorf.
Fischer u. Flößer, 1. u. 2. Preis, Retzlaff, Düsseldorf.
Schmiede, 1. Preis, Lübenau, München.

Die Veröffentlichung der preisgekrönten Bilder und Besprechung des Preisausschreibens erfolgt im Oktoberhefte.

[1]) Niederschrift über die 18. bis 19. Sitzung des II. Kreistages von Schwaben und Neuburg.

Gattenwahl und Erbgut.

Von Prof. Dr. Theodor Mollison, München.

Mit 3 Ahnentafeln.

Was ein Mensch im Leben erreicht, was er für seine Mitmenschen zu leisten im Stande ist, das hängt von zweierlei Dingen ab: auf der einen Seite von seinen ererbten Anlagen, auf der anderen von den äußeren Verhältnissen, in die er gestellt wird. Wer die Vorgänge des Lebens mit offenem Auge betrachtet, wird bald erkennen, daß von diesen beiden Gruppen von Faktoren die erbliche Grundlage die weitaus wichtigere und stärkere ist. Das zeigt sich bald darin, daß eine Anlage sich entgegen den äußeren Umständen und ihnen zum Trotz durchsetzt, bald darin, daß die Begabung eines Menschen nicht ausreicht für den Bildungsgang, für den man ihn bestimmt hat und für den man ihm alle Erleichterungen bietet. Aus einem unfähigen Menschen einen tüchtigen zu machen, ist ebenso unmöglich, wie aus weichem Blei ein brauchbares Messer zu schmieden.

Eine Verbesserung der erblichen Eigenschaften in einem Volke ist aber nur möglich auf dem Wege der Auslese, durch welche die Träger eines hochwertigen Erbgutes begünstigt werden. Leider stehen der Wirksamkeit der Auslese gerade beim Menschen verschiedene Hindernisse im Wege. Zum Teil sind es Hindernisse, die wir nicht beseitigen können und wohl auch nicht beseitigen wollen: so zum Beispiel, wenn die Tätigkeit des Arztes schon vom frühen Kindesalter an der Ausmerzung der schwächlichen Individuen entgegenwirkt, oder wenn der Geburtshelfer auch der geburtsuntüchtigen Frau zur glücklichen Beendigung ihrer schweren Stunde hilft. Weiterhin sind es Hindernisse, die durch unsere Unklarheit des Denkens und Fühlens verursacht werden und sehr wohl beseitigt werden könnten: dahin gehört die wahllose Unterstützung der in Not geratenen Familien ohne Prüfung, ob ihre Notlage durch unglückliche Zufälle oder durch eine körperliche oder geistige Minderwertigkeit bedingt ist. Eine dritte Gruppe von Hindernissen hat ihre Ursache teils in Unkenntnis der Tatsachen, teils in kurzsichtigem Egoismus. Zu dieser letzteren Gruppe gehören die Störungen einer normalen Gattenwahl. Daß geistesarme Gewinnsucht einen reichen, aber minderwertigen Gatten bevorzugt, ist seit den Tagen grauen Altertums so bekannt, daß darauf nicht eingegangen zu werden braucht. Leider aber werden bei uns auch zahlreiche hochstehende Menschen durch Unkenntnis und schiefe Anschauungen zu unzweckmäßiger Gattenwahl veranlaßt. Die gänzlich falsche Lehre von der Gleichheit der Menschen, die uns von Jugend auf eingeprägt wird, hat zur notwendigen Folge die Anschauung, daß man aus jedem Menschen alles machen könne, daß es nur von den äußeren Umständen abhänge, was aus einem Menschen wird. Würde diese Lehre so ernstlich geglaubt und aufgenommen, wie sie vorgetragen wird, so müßte die Folge der Wegfall einer verstandesmäßigen Auslese bei der Gattenwahl sein. Das würde eine unabsehbare Schädigung für den Fortschritt der Menschheit bedeuten, denn die Gattenwahl stellt einen der mächtigsten Hebel dar, an denen die Auslese angreifen kann. Die Gattenwahl entscheidet zwar noch nicht über die Erbanlagen und Eigenschaften des einzelnen Kindes, sie entscheidet aber darüber, welche Erbmassen sich an dem Zufallsspiel des Austausches zur Bildung der kommenden Geschlechter beteiligen. Glücklicherweise sträubt sich der gesunde Menschenverstand im allgemeinen gegen die Lehre von der angeblichen Gleichheit, nimmt sie nicht ernst

und handelt nicht nach ihr; und überall da, wo Hochwertiges sich mit Hochwertigem verbindet, ist ein Aufstieg der betreffenden Familie gewährleistet, während das Eindringen von Minderwertigem mit Sicherheit den Abstieg vorbereitet.

Wenn wir hier von Hochwertigem oder Minderwertigem sprechen, soll damit natürlich nicht die augenblickliche höhere oder niedrigere soziale Lage gemeint sein, sondern die Veranlagung des Individuums und seiner Sippe auf intellektuellem, moralischem und körperlichem Gebiete. Daß dabei das Geistige besonders wichtig ist, besteht kein Zweifel, aber nur ein gesunder Körper vermag auf die Dauer dem Geiste vollwirksame Tätigkeit zu ermöglichen. Tüchtige Leistungen auf geistigem und körperlichem Gebiete aber erwachsen nur auf dem Boden einer entsprechenden Erbmasse. Unsere Kenntnis dieser Dinge wird am besten gefördert durch Untersuchung solcher Familien, die sich durch irgendwelche Besonderheit auszeichnen, zum Beispiel besonders gute Fähigkeiten oder auffallende Unfähigkeit. Schon aus diesem Grunde wäre es wichtig, Familiengeschichte zu treiben, auch wenn uns nicht innere Anteilnahme an dem Geschehen in der Folge der Generationen dazu triebe.

Ein besonders wertvolles Material für solche Untersuchungen liegt in den Aufzeichnungen über württembergische Familien vor, die hauptsächlich in den Werken von Faber, Georgii-Georgenau, Heuglin, Pistorius, Pregizer u. a. niedergelegt sind. Wohl kaum ein anderes Land dürfte sich eines solchen familiengeschichtlichen Schatzes rühmen können. H. W. Rath hat zuerst auf die biologische Bedeutung dieser Aufzeichnungen aufmerksam gemacht, indem er den Zusammenhang zahlreicher berühmter Schwaben mit einem Ehepaare nachwies, das am Anfange des 17. Jahrhunderts in Tübingen lebte, der „schwäbischen Geistesmutter", wie er sie nennt, Regina Burckhardt und ihrem Gatten Carl Bardili. In der Tat zeigt schon eine kurze Durchsicht und noch mehr eine eingehendere Durcharbeitung jener Verzeichnisse, daß zwischen den Familien, die die bedeutendsten Köpfe Württembergs geliefert haben, ein außerordentlich dichtes Verwandtschaftsgeflecht besteht, das durch immer wiederkehrende Heiraten von Familie zu Familie geflochten wurde. Nicht immer führt direkte Abstammung und Blutsverwandtschaft von jenem Paare zu dem späten bedeutenden Nachkommen, sondern oft entsproß ein solcher einem angeheirateten Zweige, und auch im Falle der direkten Abstammung ist begreiflich, daß die Wahrscheinlichkeit der Übertragung einer Anlage auf einen bestimmten Nachkommen mit jeder Generation abnimmt. Handelt es sich um eine positiv vorhandene Anlage, ein sogenanntes Gen, das die betreffende erwünschte Eigenschaft hervorruft, so wird es in der Mehrzahl der Fälle so sein, daß der betreffende Vorfahr es nur von einem seiner Eltern geerbt hatte und deshalb auch nur in der Hälfte seiner Keimzellen besaß. Ein solcher Mensch kann als heterozygotisch oder halberbig bezeichnet werden. In solchem Falle geht die Anlage der Wahrscheinlichkeit nach auch nur in die Hälfte seiner Kinder über. Da dieser Vorgang sich in jeder Generation wiederholt, wird die Wahrscheinlichkeit, daß die Anlage auf einen bestimmten Nachkommen übergehe, mit jeder weiteren Generation wieder halbiert. Ein Nachkomme, der der sechsten Generation angehört, wie z. B. Uhland und Hölderlin in der sechsten Generation der Nachkommen des Ehepaares Bardili-Burckhardt stehen, wird geringe Aussicht haben, ein bestimmtes Gen von Carl Bardili oder Regina Burckhardt zu überkommen, nämlich ein 32stel, d. h. unter 32 Nachkommen wird der Wahrscheinlichkeit nach nur einer das betreffende Gen mitbekommen und in der siebten Nachkommengeneration, in der z. B. der Dichter

Gerok steht, nur einer unter 64. Man dürfte also, wenn man annimmt, daß aus jeder Familie durchschnittlich vier Kinder wieder zum Eheschluß gekommen seien, was bei jenen kinderreichen Familien wohl stimmen kann, erwarten, unter den 4096 Personen der sechsten Nachkommengeneration 64 mit der günstigen Anlage zu finden. Durch die Tatsache, daß nicht selten mehr als eine Linie von dem Ahn-

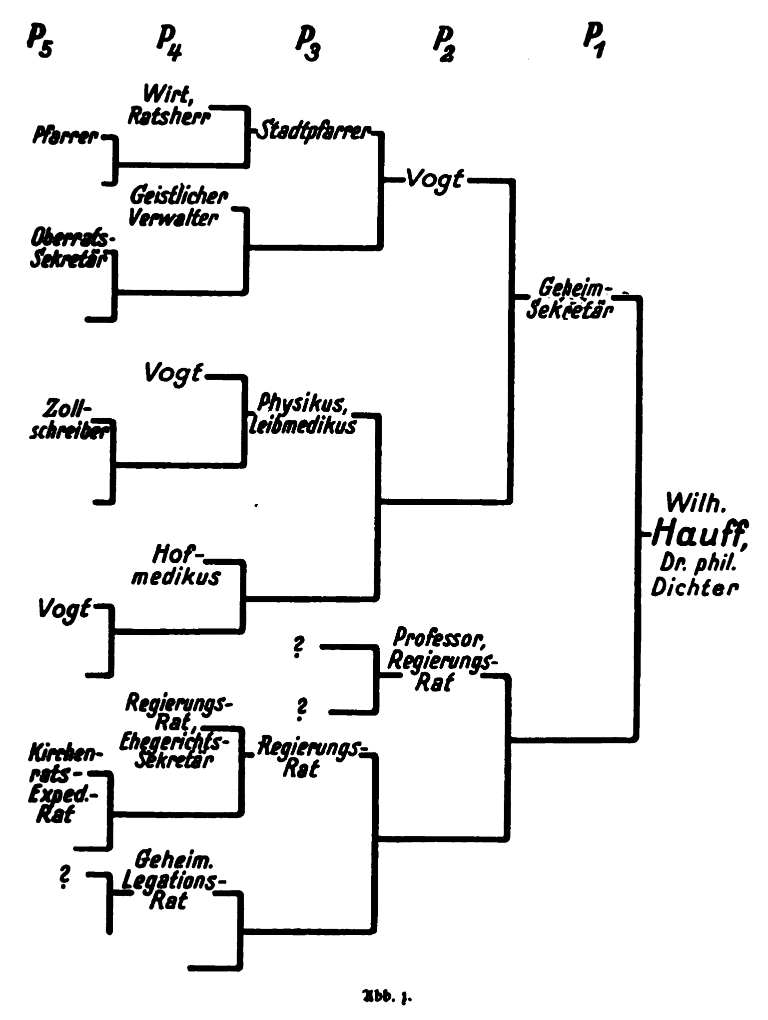


Abb. 1.

herrn zum Nachkommen führt, daß also jenes Ahnenpaar seine Erbmasse mehrfach beigesteuert hat, wird die Wahrscheinlichkeit sogar noch erheblich vermehrt. In Wirklichkeit aber beruhen die Fähigkeiten, die eine bedeutende Leistung ermöglichen, wohl nie auf einer einzelnen Anlage, sondern auf mehreren, die sich unabhängig von einander vererben, und dann wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich in einem Individuum zusammenfinden, viel geringer. Schon für eine Kombination von zwei Genen vermindert sich die Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens mit jeder Generation auf ein Viertel, für drei Gene auf ein Achtel; ist die Zahl der durchschnitt-

lich zur Fortpflanzung kommenden Kinder einer Familie gleich vier, so wird die Weitergabe der Genkombination für zwei Gene fraglich, für drei unwahrscheinlich. Für eine Kombination von zwei Genen würde die Wahrscheinlichkeit ihres Überganges von **Carl Bardili** oder **Regina Burckhardt** auf **Uhland** oder **Hölderlin** bei Halberbigkeit 1:4096 betragen, für eine Kombination von drei

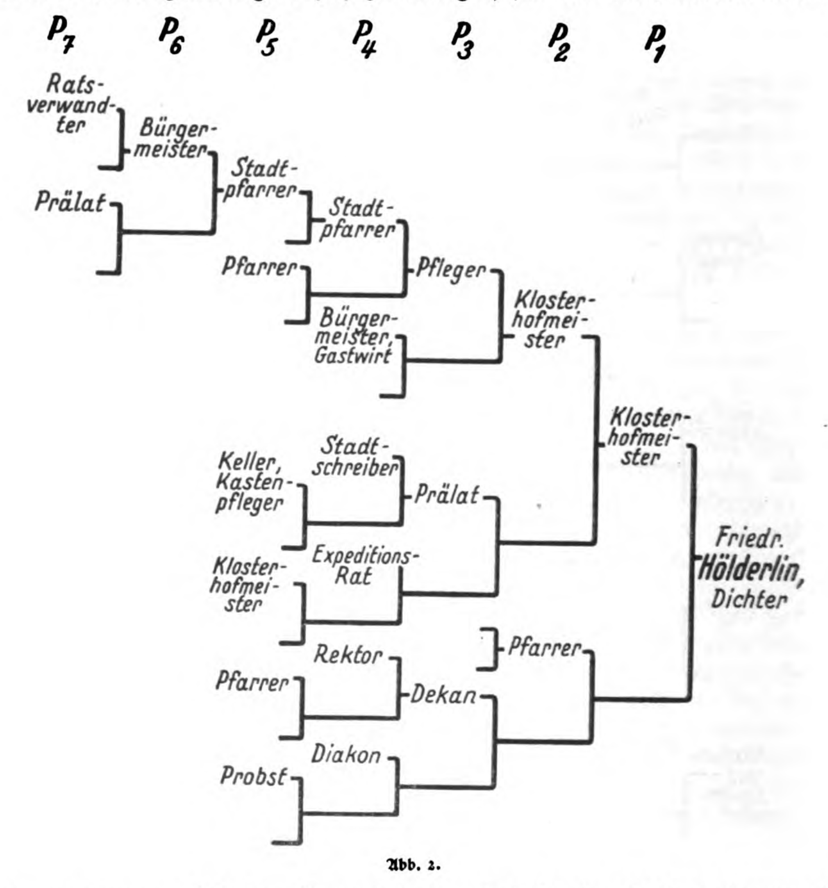


Abb. 2.

Genen 1:262144. Außerdem ist zu bedenken, daß für das Zustandekommen der bedeutenden Leistung nicht nur das Vorhandensein der günstigen Anlagen, sondern auch das Fehlen von ungünstigen, hemmenden Anlagen notwendig ist.

Wenn wir nun trotzdem in jenem württembergischen Familienkreis eine auffallend große Zahl von bedeutenden Personen auftreten sehen, so muß das seinen besonderen Grund haben. Er liegt zweifellos darin, daß in diesen Familien eine wirksame Auslese bei der Gattenwahl stattfand. Vor einigen Jahren stellte ich versuchsweise einen Teil dieses Familiengeflechtes in einem körperlichen Modell dar und untersuchte, wie sich die Berufe in einigen der zur Darstellung gekommenen Familien verhielten. Ich wählte dazu die in dem Modell vorhandenen Zweige der Familien **Bardili**, **Burckhardt**, **Cleß**, **Faber**, **Fraas**, **Gerok**, **Härlin**, **Hauff**, **Hiemer**, **Hochstetter**, **Hoffmann**, **Hölderlin**, **Hopfer**, **Hoser**, **Köstlin**, **Mauchart**, **Mörike**, **Pregizer**, **Scheine**-

mann, Sutor, Uhland und Zeller, und es zeigte sich folgendes: Bei einer Einteilung der Berufe in drei Klassen, 1. solche mit akademischer Bildung und hohe Beamte, 2. Kaufleute und mittlere Beamte, 3. Gewerbetreibende und Handwerker, gehören unter den einbezogenen Mitgliedern dieser Familien 68% der ersten Klasse an, 22% der zweiten und nur 10% der dritten Klasse. Unter den diesen

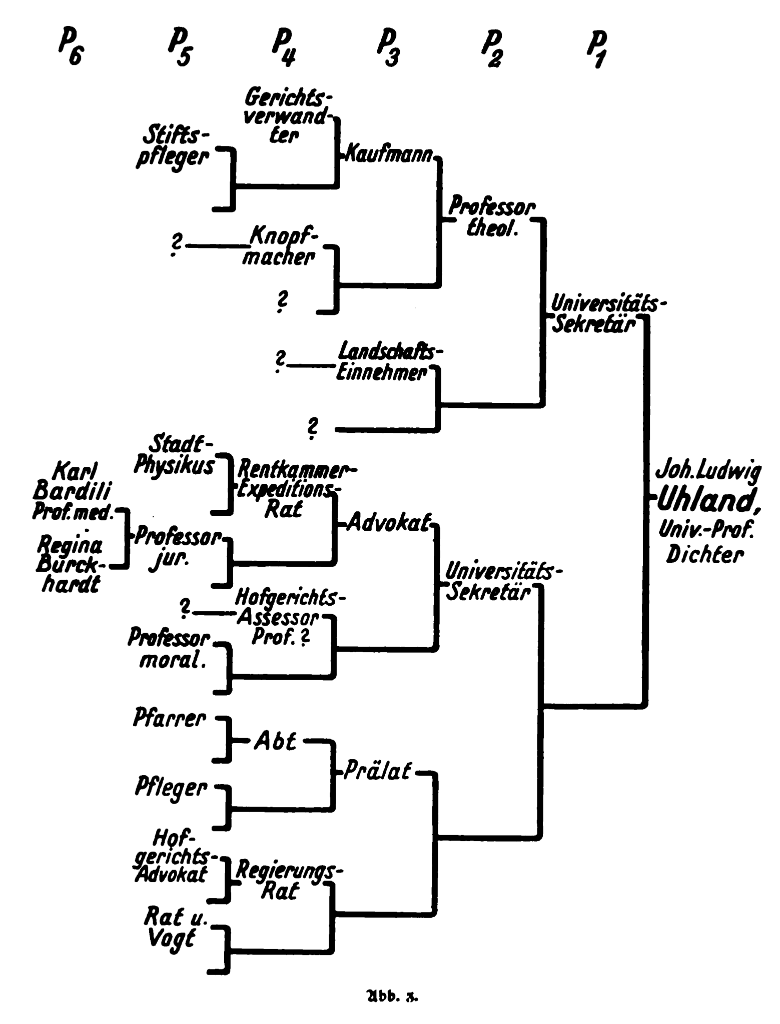


Abb. 3.

Familien angeheirateten Männern gehören sogar 78% der ersten Klasse an, 18,5% der zweiten und nur 3,5% der dritten. Die Verschiebung nach der Seite der akademisch Gebildeten ist also bei den Angeheirateten noch größer als bei den betreffenden Familien selbst.

Nun ist ja selbstverständlich, daß der akademisch Gebildete durchaus nicht immer der geistig Fähigere ist, aber immerhin stellt die akademische Bildung doch den Nachweis einer gewissen geistigen Leistung dar. Schon das Gymnasium ergibt eine gewisse Siebung; den Grund eines vorzeitigen Austrittes bildet in der

großen Mehrzahl der Fälle ein Mangel an Fähigkeiten, obwohl meist ein anderer Grund dafür genannt wird. Eine weitere, wenn auch nicht allzu strenge Siebung ergibt sich während der Studienjahre, so daß der Abschluß eines Universitätsstudiums immerhin als der Nachweis einer gewissen geistigen Leistungsfähigkeit gelten kann. Auch das Erreichen einer hohen Beamtenstellung war unter den damaligen Verhältnissen noch ein Zeichen von Fähigkeit. Eine so zähe Auslese bei der Gattenwahl, wie sie in diesen Familien geübt wurde, kann auf die Dauer nicht ohne Folgen bleiben. Sie mag der Grund dafür sein, daß in keiner der genannten Familien, deren beobachtete Glieder sich zum Teil über drei Jahrhunderte erstrecken, jener soziale Abstieg eingetreten ist, den man sonst häufig beobachtet, im Gegenteil oft ein Aufstieg zu erkennen ist.

Betrachten wir für einige bekannte Persönlichkeiten aus jenem Familienkreise die Berufe ihrer Vorfahren, soweit ich sie aus den mir vorliegenden Quellen feststellen konnte. In den beigegebenen Ahnentafeln ist die soziale Stellung der Frauen stets weggelassen, weil sie ja, da die Frauen keine eigenen Berufe ausübten, nur durch die Berufe ihrer Väter gegeben ist, die dann stets in der nächsten Vorfahrengeneration zur Erwähnung kommt. Wir bezeichnen die Generation der Eltern mit P_1 (1. Parentalgeneration), die der Großeltern mit P_2, der Urgroßeltern mit P_3 usw. Wir finden dann z. B. für den Dichter Hauff die in der Ahnentafel (Abb. 1) verzeichneten Berufe der Vorfahren, soweit ich sie ermitteln konnte.

Unter den 17 hier angeführten männlichen Vorfahren des Dichters Hauff sind 8, für die akademische Bildung angenommen werden muß, bei einigen weiteren wäre sie möglich. Unter den 21 in der Ahnentafel des Dichters Hölderlin (Abb. 2) angeführten männlichen Vorfahren sind 10, die bestimmt akademische Bildung besaßen. Auch die Ahnentafel des Dichters J. L. Uhland (Abb. 3) zeigt wieder ähnliche Verhältnisse. Unter den 20 hier angeführten männlichen Vorfahren befinden sich 12, die sicher akademische Bildung besaßen. Sie gehören mit einer einzigen Ausnahme der mütterlichen Vorfahrenlinie an, während in der väterlichen außer dem Großvater, der Professor der Theologie war, mittlere Beamte, ein Kaufmann und ein Handwerker stehen. Zur mütterlichen Aszendenz gehört auch jenes erwähnte Ehepaar Bardili-Burckhardt.

Die Ahnentafel des Philosophen G. W. F. Hegel ist in Heft 6/7, Bd. 4 der Blätter für württembergische Familienkunde in einer Bearbeitung von Pfarrer Schwarz und Professor Cramer erschienen, einer sehr verdienstlichen und wertvollen Arbeit. Unter den 110 männlichen Vorfahren des Philosophen, die dort genannt sind, kann für mindestens 48 mit Bestimmtheit gesagt werden, daß sie akademische Bildung besaßen. Begreiflicher Weise ist in den älteren Generationen häufig ein Vorfahr unbekannt oder doch sein Beruf nicht überliefert. Doch sind unter den 18 erwähnten Berufen der P_8-Generation mindestens 9 mit akademischer Bildung, unter den 33 Berufsangaben der P_7-Generation mindestens 13 akademische, unter den 29 angegebenen Berufen der P_6-Generation mindestens 12 akademische, in P_5 unter 15 mindestens 9, in P_4 unter 8 mindestens 4, in P_3 unter 4 mindestens 2, unter den 2 von P_1 mindestens einer. Mit anderen Worten: annähernd 44% der Vorfahren Hegels waren Akademiker, und das Verhältnis von solchen und Nichtakademikern war in allen Generationen ungefähr das gleiche. Dabei nimmt aber, wie leicht begreiflich, wenn man in den Generationen nach rückwärts schreitet, die Vielgestaltigkeit der Berufe zu. In P_4 erscheint neben Pfarrern, Advokaten und Verwaltungsbeamten ein Wirt und Ratsverwandter, in P_5, P_6 und P_7 treten neben die akademischen Berufe Kaufleute und einzelne Hand-

werker und Gewerbetreibende, in P_8 steht neben dem Universitätsprofessor der Bauer.

Für die weitverzweigte Familie Gmelin hat der Verfasser des Familienbuches schon im Jahre 1876 eine Statistik der Berufsarten gegeben. Soweit sich aus ihr erkennen läßt, kommen in der Familie selbst 109 Akademiker auf 179 Nichtakademiker, d. h. annähernd 38% der Männer der Familie sind akademisch gebildet. Unter den angeheirateten Männern kommen 76 akademisch Gebildete auf 164 Nichtakademiker, d. h. die Akademiker machen annähernd 32% aus. Dabei sind als akademisch nur solche Berufe gezählt, bei denen das mit Bestimmtheit gesagt werden kann. Solche, die sowohl mit wie ohne akademische Vorbildung sein können (z. B. Bürgermeister, Vogt usw.) wurden nicht gezählt.

In dem von Dekan E. Gmelin bearbeiteten Stammbaum der älteren Stuttgarter Linie, der älteren und der jüngeren Tübinger Linie dieser Familie finden sich, soweit aus seiner Zusammenstellung erkennbar, unter den männlichen Gliedern 73 Akademiker auf 35 Nichtakademiker, also annähernd 68% der Männer sind akademisch gebildet. Unter den angeheirateten Männern sind 52 Akademiker und 35 Nichtakademiker, also sind etwa 60% der angeheirateten Männer Akademiker.

Für die in Württemberg weit verbreitete Familie Zeller ergab meine Auszählung in den im Druck vorliegenden Bänden von Fabers Verzeichnis der württembergischen Familienstiftungen folgende Prozentsätze, wobei im ganzen 149 Ehen geprüft wurden: Die in die Ehe tretenden männlichen Glieder der Familie Zeller waren zu rund 84% Akademiker, 16% Nichtakademiker. Unter den Frauen, die sie heirateten, waren jedoch nur 51% Töchter von Akademikern, 49% solche von Nichtakademikern. Offenbar wählten diese Männer nicht nur nach dem Gesichtspunkt der sozialen Geltung, sondern nach der persönlichen Wertung der ihnen begegnenden Frauen. Die nicht akademisch gebildeten Väter dieser Frauen sind durchwegs mittlere Beamte und Kaufleute, nur in einem Falle ein Werkmeister. Wertet man die soziale Stellung der Töchter aus der Familie Zeller durch die Berufe ihrer Väter, so findet man unter diesen 88,5% Akademiker. Unter den Männern der Töchter sind 84,2% Akademiker. Dabei wurden von den 9 angeheirateten Nichtakademikern 4 die Gatten von Zeller-Töchtern, deren Väter auch nicht Akademiker waren. Es scheint demnach, daß bei der Gattenwahl für die Töchter, die ja in der Regel wohl von den Eltern stark beeinflußt ist, strenger auf gleichen Stand der Familie geachtet wurde, als bei der Gattenwahl der Söhne. Als weiterer Grund dafür mag hinzukommen, daß die männlichen Glieder einer gebildeten Familie mit einem viel größeren Personenkreis, auch nicht gleichen Standes in Berührung kommen, als die Töchter, deren Bekanntenkreis sich mehr auf die befreundeten Familien beschränkt.

Beispiele dieser Art ließen sich an Hand dieses äußerst wertvollen familiengeschichtlichen Materials ins Ungemessene vermehren. Das Vorgebrachte mag genügen, um zu zeigen, daß die alte Wertschätzung einer tüchtigen Sippe und ihrer Leistungen kein leerer Wahn ist; zahlreiche Glieder jenes Familienkreises haben Leistungen vollbracht, die für ihr Vaterland und für die gesamte Menschheit wertvoll geworden sind. Auf dem Boden durch Auslese hochgezüchteter Fähigkeiten werden immer am leichtesten Individuen mit besonders hochwertiger Leistung entstehen. Die Leistung der Sippe zu beachten, ist eine wichtige Aufgabe der Gattenwahl.

Einige einschlägige Schriften.

Faber, F. Fr., 1852/58, Die Württembergischen Familien-Stiftungen nebst genealogischen Nachrichten über die zu denselben berechtigten Familien. Stuttgart.

Dazu: **Cramer**, M., 1922, Nachtrag und Namenregister. Stuttgart.

Heuglin, Fr., 1844, Die Württembergischen Familienstiftungen nebst genealogischen Nachrichten über die zu denselben berechtigten Familien. Eßlingen.

Mollison, Th., 1930, Räumliche Darstellung eines schwäbischen Familienkreises. Verh. Ges. Physische Anthrop. S. 75—80. Stuttgart.

Pregizer, J. U., 1719, Burckhardtische Genealogie, oder Stamm-Baum / Deren Drey Haupt-Familien, Nehmlich / der Bardilin / Brotbek- und Scheinemannischen. Stuttgart.

Schwäbische Ahnentafeln in Listenform. 1. Der Philosoph Hegel. Blätter für Württemberg. Familienkunde 1931, H. 42/43 (Bd. 4, H. 6/7), 8 S.

Das Zuchtziel des deutschen Volkes.

Von R. Walther Darré.

Züchtung ist angewandtes Wissen von der Vererbung. Wobei es zunächst vollkommen gleichgültig ist, woher dieses Wissen von der Vererbung stammt bzw. ob es sich auf einwandfreien wissenschaftlichen Unterlagen aufbaut. Die Geschichte der Tierzucht blickt auf Jahrtausende zurück, und die Erforschung des Altertums beweist immer eindeutiger, daß man sich schon damals der Bedeutung der Vererbung im menschlichen Leben vollauf bewußt gewesen ist, mag man auch in beiden Fällen die eigentlichen und letzten Zusammenhänge der Vererbung nicht gekannt haben. Es ist unbedingt notwendig das zu betonen, glauben doch offenbar manche Menschen sehr ernsthaft, daß erst das Wiederfinden der sog. mendelschen Erbgesetze im Jahre 1900 die Bahn freigegeben hat, um über Vererbung und Zucht sprechen zu dürfen. An der Tatsache einer Vererbung hat die Menschheit praktisch nie gezweifelt, lediglich über das Wie gingen die Meinungen auseinander: auch fehlte die Möglichkeit, die Tatsache der Vererbung wissenschaftlich eindeutig zu erhärten. Seit Johann Mendel und auf Grund der von ihm begründeten Wissenschaft *wissen* wir, daß die Erbanlagen bei Vorfahren und Nachkommen gleich sind. Der Ablauf dieser Erbanlagen-Übertragung von Eltern auf Nachkommen unterliegt gewissen Gesetzmäßigkeiten, die wir seit Johann Mendel näher kennen und die zur Ehrung ihres Entdeckers unter dem Begriff der *Mendelschen Gesetze* oder des *Mendelismus* zusammengefaßt werden. Lediglich aus diesen Gründen ist das Jahr 1900 von Bedeutung, weil wir eben seit diesem Jahre über das Wie der Vererbung klar zu sehen beginnen.

Jedes *angewandte* Wissen der Vererbungsgesetze ist *Zucht*. Darin liegt ausgedrückt, daß im Wesen der Züchtung in erster Linie der Wille maßgeblich ist, welcher das Wissen von der Vererbung zum Besten einer zu erzeugenden Nachkommenschaft anwendet. Durchaus zweitrangig ist dabei die Frage, welche Wege dieser Wille einschlägt, um diejenige Nachkommenschaft zu erhalten, die er zu erhalten wünscht. Hierbei werden immer mehrere Möglichkeiten offen bleiben. Auf menschliche Verhältnisse übertragen bedeutet dies z. B.: *Wie* jemand dem Umstande Rechnung trägt, daß eine bestimmte Nachkommenschaft erzeugt werde, ist vielleicht eine Frage der Sitte, der Schicklichkeit, des Brauches oder des Rechtes, aber niemals wird dadurch die Tatsache aus der Welt geschaffen, *daß* jemand bewußt Zucht treibt. In gewissen deutschen Adelsrechten blieb die Nutznießung

bestimmter Vorrechte an die Abkunft des Erben gebunden: Zucht war es daher, wenn ein Adliger nach einer standesgemäßen Frau Umschau hielt, um mit ihr in rechtskräftiger Ehe rechtsfähige und vollerbige Nachkommen zeugen zu können. Mit anderen Worten: Die heute manche Köpfe verwirrende Vorstellung, daß alles was mit dem Wort „Zucht" zusammenhängt, unsittlich, mindestens unschicklich, oder aber als dem tierzüchterischen Brauche entlehnt, für den Menschen abzulehnen sei, entstammt einer falschen Vorstellung vom Wesen der Zucht. Wie Zucht durchgeführt wird ist also eine Frage, deren Beantwortung auf einer ganz anderen Ebene liegt, als die Untersuchung der Frage nach dem Wesen der Zucht überhaupt. Wir haben im Folgenden nur mit der Tatsache zu tun, daß das Wissen von den Vererbungsgesetzen uns als denkenden Menschen das Recht gibt, die Vererbungsgesetze bewußt anzuwenden, d. h. eben Zucht zu treiben.

Jedes bewußte Anwenden von Erfahrungstatsachen oder wissenschaftlichen Erkenntnissen setzt den handelnden Menschen voraus, der sie anwenden will. Die Ursache aller menschlichen Dinge ist der Mensch. Am Anfange jeder Zucht steht daher der menschliche Wille. Folgt der menschliche Wille nicht Trieben, sondern führt das folgerichtig aus, was vernünftiges Denken ihm weist, dann setzt dies gegebene Tatsachen voraus, auf Grund deren sich der Wille zu etwas entschließt. Wollen wir daher Zucht treiben, dann müssen wir einmal wissen, was gegeben ist und zum anderen was werden soll.

Gegeben ist auf Grund geschichtlicher Erfahrungstatsachen und neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse, daß der einzelne Mensch ein Ergebnis der Erbanlagen seiner Vorfahren ist, die ihm seine Erbanlagen übermittelten. Betrachten wir daraufhin z. B. das deutsche Volk, so heißt das, daß alle heute lebenden Deutschen im ganzen genommen einen ganz bestimmten Erbwert darstellen, mit dem wir uns abzufinden haben. Vom Volksstandpunkte aus betrachtet, verfügen wir also über ein gegebenes erbwertliches Volksvermögen, mit dem wir haushalten müssen. Vorausgesetzt, daß kein anderes Erbgut dem deutschen Volkskörper im Laufe der kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte neu hinzugefügt wird, werden in unserem Volke keine anderen Erbwerte vorhanden sein, als heute schon solche da sind. Ich sage damit nicht, daß sie genau die gleichen Menschen sein müssen, wie wir heute, wohl aber, daß ihre Erbmasse keine andere sein wird, wie sie auch heute schon unter uns vorhanden ist.

Wüßten wir, daß die Erbmasse unseres Volkes im ganzen genommen gut und wertvoll ist, dann wäre die züchterische Aufgabe recht einfach. Man hätte dann lediglich dafür zu sorgen, daß offensichtlich Krankes nicht zur Vermehrung kommt und Fremdes nach Möglichkeit der Erbmasse des Volkes ferngehalten wird. Leider wissen wir aber nun, daß vom rein gesundheitlichen Standpunkte aus betrachtet manche Erbmasse als durchaus gesund zu bezeichnen ist, die wir aber für den Fortbestand unseres Volkes trotzdem nicht wünschen oder brauchen können, weil sie dem Wesen des deutschen Volkes fremd und nicht arteigen ist. Hier steht also der Wille bereits vor einer Entscheidung: wir müssen wissen, welche Erbwerte wir fördern wollen und welche wir zu hindern haben. Mit einem Wort: Wir müssen auf züchterischem Gebiete wissen, was wir eigentlich wollen.

Dazu müssen einige Erläuterungen gegeben werden: In dieser Beziehung ist neuerdings eine gewisse Verwirrung eingetreten, die das klare Urteil des Volksempfindens zu trüben beginnt. Die junge Vererbungswissenschaft wehrt z. Teil eine Anwendung ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse mit der Begründung ab, daß sie noch nicht am Ende ihrer Forschungen angekommen sei und sie daher auch nicht

berechtigt ist, dem deutschen Volke bereits erbwertliche Zielsetzungen zu geben. Hier muß entgegnet werden: Eine rein wissenschaftliche Angelegenheit ist es, den Vorgang der Erbanlagenübertragung zu erforschen und festzustellen: auf diesem Gebiete soll allein der Fachmann das Wort haben. Doch darüber zu entscheiden, was man mit den Erkenntnissen in der Vererbungslehre tut, um seinem Volke helfen zu können, ist ganz und gar nicht mehr eine Angelegenheit des Vererbungswissenschaftlers oder des wissenschaftlichen Fachmannes überhaupt, sondern ist ausschließlich eine Angelegenheit der Volksführung, d. h. der Politik. Wenn z. B. heute zünftige Wissenschaftler auf dem Gebiete der Vererbungslehre denjenigen gegenüber den Vorwurf der Unverantwortlichkeit erheben, die versuchen aus den Erkenntnistatsachen der jungen Vererbungswissenschaft zu brauchbaren Ergebnissen für ihr Volk zu kommen, so verkennen solche Wissenschaftler offenbar die Grenzen ihrer Zuständigkeit. Ebensogut könnte man behaupten, daß über den Einsatz eines chemischen Kriegsmittels nicht der Feldherr zu entscheiden hat, sondern der Chemiker im Laboratorium, weil nur dieser das für das chemische Kriegsmittel zuständige wissenschaftliche Gebiet wissenschaftlich beherrscht.

Kurz und gut: Die Frage was man mit der nun einmal gegebenen Erbmasse seines Volkes im Hinblick auf die Zukunft machen soll, was in dieser Erbmasse im deutschen Sinne brauchbar und was unbrauchbar ist, ist in erster Linie eine politische Frage, für die der seinem Volke gegenüber verantwortliche Wissenschaftler zwar die Unterlagen zu erbringen hat, soweit er sie zu erbringen vermag, die aber in erster Linie der Politiker zu beantworten hat. Und das Primat des Politikers ist m. E. auf diesem Gebiete so ausgesprochen eindeutig, daß sich der Politiker weder nach dem Wissenschaftler zu richten braucht, noch vor Entschlüssen zurückzuschrecken hat, etwa weil das wissenschaftliche Ergebnis noch nicht endgültig vorliegt.

Dem Politiker kann die Frage nach dem Wie der Erbanlagenübertragung durchaus gleichgültig sein, da für ihn nur die Tatsache als solche von Wichtigkeit ist. Wesentlich ist für ihn, welchen Weg die Menschen einschlagen sollen, um eine Erbanlagenübertragung zu verwirklichen, die für das Ganze des Volkes und im Hinblicke auf dessen Zukunft wertvoll ist. Für das Deutsche Volk geht dieser Weg im allgemeinen und stellt auch für die Zukunft das Erstrebenswerte dar, über die Eheschließungen. Dem Politiker stellt sich die Aufgabe dann so dar: Die Erbmasse des Deutschen Volkes wird durch die Ehen an die Nachfahren weitergegeben: will er also die Erbmasse haushälterisch verwalten und möglichst nur gute Erbmasse den Neugeborenen zukommen lassen, dann vermag er dies nur dann zu gewährleisten, wenn er die Erbanlagenübertragung an die Nachkommen dort reguliert, wo sie regulierbar ist, nämlich bei den Eheschließungen.

Die Frage, ob der Staat auf dieser Erkenntnis fußend das Recht hat vorzuschreiben, wer sich mit wem zu verheiraten hat, darf für das deutsche Volk glatt verneint werden. Die Ehe ist für den — gesund denkenden — Deutschen nicht nur eine Angelegenheit der Kindererzeugung, sondern auch eine Quelle sittlicher Werte, insbesondere und in erster Linie ein Lebensbund von engster seelischer Verknüpfung der beiden Ehegatten. Dadurch stellt sich für den deutschen Staatsmann die Aufgabe am Deutschen Volke so dar, daß er einen Weg zu finden hat, der unter Wahrung möglichster Freiheit bei der Wahl des Ehegatten doch verhindert, daß ungünstige oder für das deutsche Volk aus sonstigen Gründen unerwünschte Erbanlagen ihre Vermehrung finden.

Die im deutschen Sinne gesunde Form der Eheschließung findet so statt, daß der Mann die Lebensunterlage für eine Familie erarbeitet und dann seine Lebensgefährtin erwählt und heimführt. Danach wäre für den Staat eine einfache Lösung der Aufgabe schon die, daß er bestimmt, welchen Männern er das Recht zur Eheschließung zuerkennt und welche Mädchen er den heiratslustigen Männern als für eine Ehe im Hinblick auf Nachkommenschaft erwünscht bezeichnet, ihnen unter diesen aber freie Wahl läßt. So einfach sich dies ansieht, so schwierig ist doch aber die tatsächliche Ausführung. Zwar besitzen wir durchaus die Möglichkeit, das für eine Eheschließung handgreiflich Unbrauchbare zu erkennen und an der Erzeugung von Nachkommenschaft zu hindern. Aber drüber hinaus können wir in der großen Menge der Übrigbleibenden nicht sagen: dieser Mensch ist uns erwünschter für eine Nachkommenschaft als jener und also erleichtern wir ihm die Entschließung oder empfehlen sie ihm: Wir müssen ganz im Gegenteil feststellen, daß es kein Mittel gibt und auch nie geben wird, über den Erbwert eines Menschen ein eindeutiges Urteil abzugeben. Man mag die Erbmasse der Vorfahren eines Menschen noch so genau kennen[1]), man wird nie über ein Wahrscheinlichkeitsurteil hinaus kommen, da man ja nicht weiß, welche Erbanlagen die Eltern abgegeben haben und wie sich die väterlichen und mütterlichen Erbanlagen koppelten. Auskunft hierüber gibt immer nur die Nachkommenschaft: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Diese Nachkommenschaft steht uns aber normaler Weise bei der Bewertung zweier zur Ehe Entschlossener nicht zur Verfügung; sie soll ja gerade erst durch die Ehe erzeugt werden.

Der Staat steht damit wirklich vor einer außerordentlich schwierigen Aufgabe. Meines Erachtens gibt es hier nur einen einzigen Ausweg aus dieser Lage. Wir sagten oben, daß im allgemeinen der Mann die wirtschaftlichen Grundlagen für eine Ehe zu erarbeiten hat und dies für das deutsche Volksempfinden das Natürliche ist. Setzt man einen im deutschen Sinne gerecht verwalteten und richtig geleiteten Deutschen Staat der Deutschen voraus, dann ist jeder junge Deutsche, der auf ehrliche Weise in seinem beruflichen Wirkungsbereiche die Grundlagen einer Eheschließung zustandebringt und gegen welchen weder seelisch noch sittlich Ungünstiges vorgebracht werden kann, ein wertvoller Bestandteil des Volkskörpers; ein Bestandteil, dessen Tüchtigkeit durch Nachkommenschaft zu erhalten zweifellos im Interesse des Staates liegt, was auch bei geeignet gewählter Lebensgefährtin mit großer Wahrscheinlichkeit gewährleistet werden kann. Mit anderen Worten: Wenn der Staat nur denjenigen jungen Männern die Erlaubnis zur Eheschließung geben würde, die einmal ein solches Eherecht in sittlicher, seelischer und gesundheitlicher Hinsicht verdienen und durch die Erarbeitung der Lebensgrundlagen einer Ehe den Nachweis ihrer beruflichen Leistungsfähigkeit und damit ihre Zugehörigkeit zum wertvollen Bestandteil des Volkskörpers erwiesen haben, dann hätte der Staat wenigstens für den männlichen Teil seines Volks-Erbgutes die Gewähr, daß nur offensichtlich Brauchbares sich an der Erzeugung von Nachkommenschaft beteiligt. — Im übrigen würde man damit einem altdeutschen Rechtsgrundsatze wieder Geltung verschaffen, der in der Ehe nicht die staatlich geregelte und genehmigte Form des Geschlechtsverkehrs sah (wie es heute ist), sondern eine Aufgabe an der Nachkommenschaft, zu welcher der Ehewillige erst einmal die Nachweisung seines charakterlichen und beruflichen Wertes zu erbringen hatte: seine zuständige Ge-

---

[1]) Vgl. Darré, Neuadel aus Blut und Boden. München 1930. J. F. Lehmanns Verlag.

meinschaft gestand ihm dann als besondere Auszeichnung und als ein Vertrauensbeweis das Recht zur Ehe zu. Auch dabei waren dann Rechte und Pflichten in wohldurchdachter Weise gegen einander abgewogen.

Aber wen soll man einem Ehewilligen und — sagen wir schon so — zur Ehe berechtigten jungen Deutschen als Ehefrau empfehlen? Es ist klar, daß es keinen Sinn hat, vom männlichen Teile eine Art gesundheitlicher, charakterlicher und beruflicher Leistungsprüfung zu verlangen, dann aber alles weitere dadurch dem Zufall zu überlassen, daß man sich unter dem weiblichen Nachwuchse des Volkes einer Auswahl enthält. Die Wahl der Ehegattin ist für jeden Mann eine Weichenstellung, die seiner Erbmasse durch seine Nachkommen den Weg zum Guten wie zum Bösen freigibt. Daher ist die Wahl der Ehefrau so wichtig wie die Entscheidung darüber, wer unter den heiratslustigen jungen Männern das Recht zur Eheschließung mit Kindersegen anerkannt bekommen soll und wer nicht.

Nun kann der Staat verhältnismäßig leicht feststellen, daß von jedem Jahrgange heiratsfähig werdender junger Mädchen ein bestimmter Hundertsatz wegen körperlicher, sittlicher oder charakterlicher Unter- bzw. Minderwertigkeit für eine Eheschließung mit Kindersegen ausscheidet: wobei man zweckmäßiger Weise solchen Mädchen, deren sittliche oder charakterliche Minderwertigkeit erwiesen ist bzw. deren körperlicher Zustand dies überhaupt nicht zuläßt, das Recht zur Eheschließung abspricht, dem übrigen Teile dagegen das Recht auf eine kinderlos geführte Ehe zubilligt. Aber der Staat kann nicht über den verbleibenden Teil der Mädchen, von denen er Nachkommenschaft erhofft, so verfügen, daß er bestimmt, wer mit wem verheiratet werden soll. Einmal würde dies einen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen bedeuten, der außerhalb des Verständnisses des deutschen Empfindens läge und jedem Persönlichkeitsbewußtsein ins Gesicht schlüge, zum anderen liefe das praktisch auf eine Staatsauffassung hinaus, die sich von der kommunistischen Staatsidee nur noch dem Grade nach, aber nicht mehr dem Wesen nach unterscheiden würde.

Meines Erachtens bleibt nichts anderes übrig, als die heranwachsenden deutschen Jünglinge so in diesen Dingen zu schulen, daß sie unter den für eine mit Kindern gesegnete Ehe in Frage kommenden Mädchen das Gute vom weniger Guten zu unterscheiden lernen, im übrigen dann aber selbst wählen. Liebe hat zwar noch niemanden sehend gemacht, gemeiniglich macht sie den Menschen blind. Aber wenn beim jungen Menschen erst einmal der Blick für bestimmte Dinge beim anderen Geschlecht geschärft ist, dann neigt er auch erfahrungsgemäß weit eher dazu, bestimmte Dummheiten bei der Eheschließung zu vermeiden. Den Beweis im umgekehrten Sinne liefert die sozialdemokratische und kommunistische Propaganda: es ist erstaunlich, wie man das ursprünglich gesunde Rassenempfinden eines jungen Deutschen niederzudrücken versteht und diesem dafür den erotischen Trieb zum Farbigen aller Schattierungen suggeriert, dem er dann hemmungslos folgt.

Die Aufgabe des Staates würde sich also auf 3 Gebieten zu betätigen haben, um eine geeignete Nachkommenschaft zu gewährleisten:

1. Leistungsprüfung der heranwachsenden jungen Männer in charakterlicher und beruflicher Hinsicht unter Beachtung eines gewissen Mindestmaßes körperlicher Gesundheit.

2. Scheidung der Mädchen eines jeden Jahrganges nach solchen, die eine Ehe mit Kindersegen eingehen dürfen und solchen, die dies nicht dürfen.

3. Erziehung der jungen Männer zur richtigen Gattenwahl.

Über Punkt 3 ist hier noch einiges zu sagen.

Es ist klar: Eine Erziehung zum züchterischen Sehen setzt voraus, daß ein ganz bestimmtes Wissensgebiet dem jungen Menschen übermittelt wird. Über die Art und Weise dieses Wissensgebietes, sowie über seine Grenzen soll hier nichts weiter gesagt werden. Doch muß über Folgendes Klarheit herrschen: Kein Mensch ist je in der Lage über den Erbwert eines Menschen eindeutig etwas auszusagen, solange keine Nachkommen vorhanden sind: und diese sind ja im vorliegenden Falle nicht vorhanden. Wir mögen dahin gelangen, von jedem Menschen glänzend geführte Personalakte zu besitzen und daraufhin in der Lage sein, Ahnentafeln aufzustellen, die über den Erbwert der Ahnen kaum noch einen Zweifel lassen. Aber über den Erbwert eines heranwachsenden jungen Menschen, in diesem Falle des jungen Mädchens, können wir doch nur Vermutungen anstellen, nie Bestimmtes behaupten, weil — wie schon oben gesagt wurde — man nie weiß, wie sich die väterlichen und mütterlichen Erbanlagen im Betreffenden bzw. der Betreffenden geteilt und verteilt haben.

Aus diesem einfachen Grunde kommt man einfach nicht darum herum, nach äußerlichen Anhaltspunkten Umschau zu halten, die einen Rückschluß auf die Erbmasse gestatten. —

Für den Mann hatten wir als äußerlichen Anhaltspunkt die charakterliche und berufliche Leistung herangezogen. Diesen gleichen Standpunkt für das weibliche Geschlecht einzunehmen, geht nicht; denn es ist außerordentlich schwer, für das weibliche Geschlecht eine Leistung zu bestimmen, die über Erbwert und sonstige Eignung zur Ehe etwas Eindeutiges aussagt.

Vorausgesetzt Gesundheit, Charakter und Ahnentafel widersprechen einer vom Standpunkte des Deutschen Volkes begrüßenswerten Ehe nicht, so gibt es hier nur eine Möglichkeit, die einen wirklichen Anhaltspunkt für die Erbmasse abgibt und das ist die *Rasse*. Gewiß brauchen sich Erscheinungsbild und Erbbild eines Menschen nicht zu decken, aber auch noch nie fand ich, daß sie sich — bei *ehrlicher* Überprüfung der Betreffenden — handgreiflich widersprachen[2]). Und dafür, daß die rassenmäßige Erscheinung nicht überstark beachtet wird, sorgen ja die Überprüfung des charakterlichen und des seelischen Verhaltens und der Ahnentafel.

Fragt man sich daraufhin, welche Rasse für uns Deutsche bevorzugt eine Beachtung erfahren soll, d. h. von welcher Rasse wir möglichst viel dem deutschen Volke erhalten wollen, dann ergibt sich Folgendes:

Auf dem Grundstocke des germanischen Blutes erblühte die deutsche Gesittung. Das Germanentum und nichts Anderes sonst hat aus dem Zusammenbruche der Antike eine neue Kultur zu entwickeln verstanden und sie zum großen Teile selbständig geschaffen. Wieso es dies konnte, während andere Völker und Rassen, die mit der Mittelmeerkultur in Berührung kamen, untergegangen sind — das jüdische Volk kann hierbei außer Acht gelassen werden — ist eine noch ungeklärte Frage, wenigstens können wir mit unserem heutigen Wissen die Ursache noch nicht fassen: Wir können nur sagen, daß sie irgendwie rassenmäßig begründet ist. Vollauf mit Recht sagt z. B. Wilhelm *Capelle* bei seinen Unter-

[2]) Die meisten Fälle, die in dieser Beziehung genannt werden, ergeben bei Überprüfung lediglich, daß sich der Beurteilende (oder der Betreffende selbst) nach der einen oder anderen Seite irrte, d. h. entweder in dem Betreffenden ein seelisches Verhalten sah, welches dieser tatsächlich gar nicht besaß (schlechte psychologische Fähigkeiten des Beurteilers) oder aber im körperlichen Erscheinungsbilde Rassenmerkmale feststellte, die tatsächlich gar nicht oder nur in unbedeutender Menge vorhanden waren (schlechte Augenschulung für Rassenmerkmale beim Beurteiler).

suchungen über die Geschichte der Germanen: „Das Germanentum hätte seine weltgeschichtliche Mission, die Umgestaltung der Völkerwelt des gestürzten römischen Imperiums, nicht vollziehen können, wenn seiner Rasse nicht eine schöpferisch wirkende Eigenart innegewohnt hätte.“

Wir können nun aus unserer Geschichte beweisen, daß die Tatsache einer zweitausendjährigen Geschichte unseres Volkes und darin alle Großtaten von Volksgenossen auf eine Erbmasse zurückgehen, die von germanischem Blute war, oder wie wir heute sagen: den Nordischen Menschen zur Voraussetzung hatte. Gewiß haben andere Rassen an diesem oder jenem genialen Menschen der deutschen Geschichte einen Anteil zu seiner Begabung beigesteuert, aber keine dieser Rassen kann sich rühmen, der eigentliche Träger des genialen deutschen Menschen zu sein. Immer wieder stoßen wir hier auf jene „schöpferisch wirkende Eigenart“, die nur der Nordischen Rasse zukommt und Ursache genialer Gestaltungskraft ist. Mancher geniale Deutsche mag dem rassenmäßig ungeschulten Beurteiler sehr unnordisch vorkommen, eine genauere Untersuchung der Abkunft oder des tatsächlichen Äußeren zeigt doch durchwegs sehr schnell den Grundstock Nordischen Blutes. Umgekehrt erweist die Geschichte aber auch, daß ein Versiegen des Nordischen Blutes unweigerlich auch ein Versiegen jener „schöpferisch wirkenden Eigenart“ im Volkskörper bedingt und daher auch den Untergang der Kultur des betreffenden Volkes besiegelt.

Wenn man also ein Fortleben des deutschen Volkes ernsthaft will, d. h. will, daß dieses Volk weiterhin als geachtetes Kulturvolk durch die Geschichte geht und Großtaten auf allen Gebieten menschlichen Könnens vollbringt, dann gibt es nur eine politische Forderung im Hinblicke auf den erbwertlichen Haushaltungsplan für den deutschen Volkskörper:

Es ist mit allen nur möglichen Mitteln dahin zu streben, daß das schöpferische Blut in unserem Volkskörper, das Blut der Menschen Nordischer Rasse, erhalten und vermehrt wird, weil davon die Erhaltung und Entwicklung unseres Deutschtums abhängt.

Aus diesen Gründen sind wir berechtigt, dem deutschen Volke den Nordischen Menschen als Auslesevorbild zu empfehlen. Praktisch heißt das, daß wir unsere jungen heranwachsenden Männer erziehen müssen, sich nach Möglichkeit mit einem Mädchen Nordischen Blutes oder wenigstens vorwiegend Nordischen Blutes zu verehelichen, damit durch diese geheirateten Mädchen das Nordische Blut eine weitestgehende Vermehrung erfährt. Denn die Rassenmischung eines Volkes ist ja nicht eine Angelegenheit wie Milchkaffee usw., d. h. eine echte physikalische Mischung, sondern eher vergleichbar mit einem am laufenden Bande unendlich gewebten Teppich: hier hat es der Teppichknüpfer in der Hand, durch Bevorzugung oder Zurückdrängung bestimmter Fäden und deren Farben das Bild des Teppichmusters zu wandeln, ohne eigentlich neue Fäden und Farben in den Teppich hineinzunehmen: Genau so stellt man sich am besten auch den Weg der Erbmasse vor, die sich in sich gar nicht zu ändern braucht, aber bei Bevorzugung bestimmter Erbfaktoren und Zurückdrängung anderer doch langsam eine Wandlung erfährt und damit auch das rassische Erscheinungsbild eines Volkes ändert.

Leistungsprüfung der jungen Männer vor der Zuerkennung des Rechtes zur Ehe und ihre Erziehung zur Gattenwahl im Sinne der Erhaltung des Blutes der Nordischen Rasse ist die Aufgabe eines Deutschen Staates der Deutschen.

Natürliche Bevölkerungs- und Wanderbewegung auf deutschem Volksboden in Mitteleuropa.

Von Prof. Dr. Wilhelm Winkler, Wien.

Die moderne Verkehrs- und Wirtschaftsentwicklung hat eine starke Vermischung der Völker und damit die Gefahr einer Abschwächung oder des Verlustes ihrer Eigenart heraufbeschworen. Diese Gefahr ist besonders dort groß, wo ein Volk durch zu geringen Nachwuchs die wirtschaftlichen Möglichkeiten seines Raumes nicht selbst wahrnehmen kann, sondern dazu Angehörige fremder Völker mit heranziehen muß. Die Gefahr ist in der Regel dadurch erhöht, daß fremde Völker dem wirtschaftlichen Lockruf nur dann folgen, wenn sie selbst auf einer niedrigeren kulturellen und sozialen Stufe zurückgeblieben sind. Hier verbindet sich mit der Gefahr der Vermischung diejenige einer Verschlechterung der Erbmasse. Ein warnendes Beispiel dieser Art bietet das heutige Frankreich, das von Völkern aller Art, auch von Schwarzen, überflutet wird.

Das deutsche Volk in Mitteleuropa ist in Folge seines geringen Nachwuchses von einer ähnlichen Gefahr bedroht wie das französische. Es soll daher im folgenden in aller Kürze dargestellt werden, wie sich der Nachwuchs und die Wanderungsverhältnisse auf deutschem Volksboden in der jüngsten Zeit gestaltet haben. Eine kleine Übersicht über den Erfolg der natürlichen Bevölkerungsbewegung mag vorangestellt werden. (S. Übersicht auf S. 147.)

Die heutige Bevölkerungslage des Deutschen Reiches ist deswegen besonders schwierig zu beurteilen, weil die jähe Einschränkung des deutschen Nahrungsspielraumes durch Gebietsabtrennungen und Tributzahlungen eine Übervölkerung in den mittleren Altersklassen hervorgerufen hat, die sich in einer übergroßen Arbeitslosigkeit und einem starken Auswanderungsdrang äußert. Die wirtschaftliche Notlage drückt die Nachwuchsziffer noch stärker herab, als es die Werbekraft eines Evangeliums der Selbstsucht bei Lockerung der religiösen und sittlichen Bindungen ohnedies täte. Der Geburtenüberschuß auf dem heutigen Gebiete des Deutschen Reiches, der im Jahre 1913 721 163 Personen, d. i. 12,1‰ betragen hatte, betrug im Durchschnitt der Jahre 1928/29 nur noch 392 014 Personen, das ist 6,2‰. Er betrug also verhältnismäßig weniger als 2/5 des polnischen Geburtenüberschusses, dem er sich im absoluten Ausmaße näherte. Im Zeitraume von 1920—1930 wanderten aus dem Deutschen Reiche 575 650 Personen über See. Die Auswanderung wäre ohne Zweifel noch stärker gewesen, wenn nicht Einwanderungsbeschränkungen und Schwierigkeiten materieller Art hindernd im Wege gestanden hätten. Diese Auswanderer dürften überwiegend Personen deutscher Nationalität gewesen sein. Dagegen dürften unter den 588 000 Personen, die bei der Volkszählung von 1925 als in der Zeit von 1914—1925 aus dem deutschen Abtretungsgebiet zugewandert gezählt wurden, unter den 155 341 Personen, die in der gleichen Zeit als aus dem übrigen Polen, den 80 360 Personen, die in der gleichen Zeit als aus Rußland, den 55 737 Personen, die in der gleichen Zeit als aus der Tschechoslowakei zugewandert gezählt wurden, usw. zahlreiche Personen nichtdeutscher Muttersprache gewesen sein. Dies mag auch für die seit 1925 beobachtete Zuwanderung in das Deutsche Reich gelten, die

wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage des Deutschen Reiches zwar nicht besonders stark ist, aber auf die Dauer doch wirksam werden kann, besonders wenn sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Deutschen Reiches bessern sollten.

Nicht viel anders als im Deutschen Reiche liegen die Dinge in Österreich, nur mit dem Unterschiede, daß die deutschen Alpenländer Österreichs auch schon vor dem Kriege eine sehr schwache Volksvermehrung hatten, so daß die für die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte notwendige Bevölkerungszunahme zum großen Teil durch fremde Zuwanderung bestritten wurde, und daß Österreich durch die Gebietszerreißungen des Diktats von St. Germain verhältnismäßig noch stärker betroffen wurde als das Deutsche Reich. Der Gegensatz der Übervölkerung in den mittleren Altersstufen und dem versiegenden Nachwuchs in der jüngsten Generation ist daher noch stärker als dort. Der Geburtenüberschuß Österreichs betrug im Durchschnitt der Jahre 1928/29 nur noch 2,7‰, näherte sich also schon bedenklich demjenigen Frankreichs. Die Auswanderung aus Österreich ist allerdings gegenwärtig nicht sehr stark, was nicht etwa durch einen mangelnden Auswanderungsdrang, sondern durch die großen äußeren Schwierigkeiten der Auswanderung bewirkt wird. In der Zeit von 1919 bis 1930 sind im ganzen nur 66 392 Personen ausgewandert, darunter 22 877 Personen aus dem Burgenlande. Von einer nennenswerten fremden Einwanderung ist keine Rede; die in den Einbürgerungen der Stadt Wien aufscheinende große Quote von Juden weist auf eine in die Kriegszeit fallende starke Osteinwanderung zurück. Dagegen liegt in dem Versiegen des Nachwuchses für die Zeit in 15—20 Jahren — wie überhaupt, wenn normalere wirtschaftliche Verhältnisse eintreten sollten — eine erhebliche Gefahr der Überflutung mit fremden Völkern.

Elsaß-Lothringen und die deutschsprachige Schweiz sind infolge der schwachen französischen Volksvermehrung von dieser in ihrem Volkstum nicht bedroht. In der Schweiz gibt es sogar eine ziemlich starke Binnenwanderung aus dem deutschen in das französische Sprachgebiet; im Jahre 1920 wurden 87 287 im deutschen Sprachgebiete geborene Personen in der französischen Schweiz gezählt. Diese Zuwanderer gehen allerdings zum größeren Teile im französischen Volkstume auf. Dagegen liegt eine Gefahr sowohl für Elsaß-Lothringen als auch für die deutsche Schweiz in der starken Einwanderung fremdsprachiger Ausländer. In Elsaß-Lothringen wurden bei der Volkszählung im Jahre 1926 66 863 nichtdeutsche Ausländer, das sind 3,8% der Bevölkerung gezählt, in der deutschsprachigen Schweiz bei der Volkszählung von 1920 97 300 nichtdeutsche europäische Ausländer, das sind 3,4% der Bevölkerung.

In Deutschsüdtirol steht eine schwächere deutsche einer stärkeren italienischen Bevölkerungsbewegung gegenüber. Diese Verschiedenheit in Verbindung mit den italienischen Entvolkungsbestrebungen äußert sich auch in der Binnenwanderung. Es wanderten z. B. in die Provinz Bozen (umfassend die Gerichtsbezirke Bozen, Brixen und Meran) im Jahre 1928 aus dem übrigen italienischen Inlande 7 659 Personen in Südtirol ein, nach dem übrigen italienischen Inlande 5 617 Personen aus. Die Zuwanderer dürften überwiegend italienisch, die Abwanderer zum großen Teile deutsch gewesen sein.

In der Tschechoslowakei ist zwischen Böhmen einerseits, Mähren und Schlesien und den noch östlicheren Gebieten anderseits zu unterscheiden. Die Bevölkerungsbewegung in den deutschen Gebieten Böhmens ist nur wenig von derjenigen der Tschechen in Böhmen verschieden; dagegen sind die Unterschiede in Mähren und Schlesien groß, so daß im Durchschnitte die natürliche tschechische

Geburten und Geburtenüberschuß auf dem deutschen Volksboden.

Staat	Jahr	Geburtenzahl		Geburtenüberschuß		Geburtenziffer auf Tausend d. Bevölkerung		Geburtenüberschußziffer auf Tauf. d. Bevölkerung	
		des deutschen Volkes	der mitwohnenden fremden Völker	des deutschen Volkes	der mitwohnenden fremden Völker	des deutschen Volkes	der mitwohnenden fremden Völker	des deutschen Volkes	der mitwohnenden fremden Völker
Deutsches Reich[1]	1928/29	1 164 760	—	392 014	—	18,3	—	6,2	—
Österreich[1]	"	114 452	—	17 699	—	17,2	—	2,7	—
Freistaat Danzig	1927/28	8 425	416[3])	3 688	136[3])	24,2	34,6[3])	10,6	23,2[3])
Dänemark[1]	1928/29	—	66 906	—	27 921	—	19,1	—	8,5
Luxemburg[1]	"	6 162	—	1 877	—	21,1	—	6,4	—
Frankreich (Stammland)[1] .	"	—	699 372	—	17 546	—	17,8	—	0,4
Elsaß-Lothringen[3] . . .	"	33 198	4 397	10 149	1 068	20,4	21,5	6,2	5,7
Schweiz[3]	"	51 997	fr. 14 840	16 977	fr. 3 056	17,9	fr. 16,5	5,9	fr. 3,4
			it. 2 436		it. 137		it. 15,0		it. 1,0
Italien[3]	1928	6 460	it. 1 044 816	2 440	it. 417 741	25,1	it. 26,1	9,5	it. 10,5
Tschechoslowakei	1928/29	61 644	tsch. 144 136	12 955	tsch. 40 726	18,2	tsch. 20,2	3,8	tsch. 5,7
			sl. 71 726		sl. 31 640		sl. 32,1		sl. 14,2
Polen[4]	"	19 364	Kath. 645 434	5 509	Kath. 313 526	23,1	Kath. 33,2	6,6	Kath. 16,1
			Gr. k. 117 170		Gr. k. 46 084		Gr. k. 35,4		Gr. k. 14,1
			O. 139 731		O. 77 021		O. 37,4		O. 21,1
			J. 59 250		J. 28 537		J. 19,9		J. 9,6
Sowjet-Rußland (europäisch. Teil)[1]	1927	—	4 978 623	—	2 568 031	—	43,0	—	22,2

[1]) Zahlen für das gesamte Gebiet, daher nationalitätenstatistisch Höchstzahlen. — [2]) Bevölkerungsbewegung der Polen. — [3]) Gebietsmäßig berechnet. — [4]) Nach der konfessionellen Kennzeichnung der Geburten und des Geburtenüberschusses. Die Katholiken sind nahezu ausschließlich polnisch, die Griechischkatholischen überwiegend ukrainisch, die Orthodoxen ukrainisch und weißrussisch, die Israeliten jüdisch.

Bevölkerungsvermehrung etwas günstiger steht als die deutsche. Die slowakische natürliche Bevölkerungsbewegung übertrifft die der Tschechen und Deutschen beträchtlich. Über die Binnenwanderung in der Tschechoslowakei liegen neuere Daten nicht vor, doch ist anzunehmen, daß der Zustrom tschechischer Arbeiter nach den sudetendeutschen Industriegebieten, der auch nach der Volkszählung von 1921 festzustellen war, auch weiterhin angedauert hat[1]).

Das Deutschtum in Polen weist nahezu den gleichen Geburtenüberschuß auf das Tausend der Bevölkerung auf wie das Deutsche Reich. Der polnische Geburtenüberschuß ist 2½ mal so groß, derjenige der übrigen Völker des Ostens noch größer. Im Freistaate Danzig ist es nicht viel anders. Dort kommt auch noch die starke polnische Zuwanderung der jüngeren Zeit dazu.

Schon aus dieser kurzen, rohen Skizze ergibt es sich, daß das Deutschtum in Mitteleuropa sowohl auf dem Boden der deutschen Staaten Deutsches Reich, Österreich, Schweiz und Freistaat Danzig als auch auf dem Boden der deutschen Grenzgebiete, die in fremder Abhängigkeit stehen, infolge seiner ungenügenden natürlichen Bevölkerungsvermehrung allgemein unter der großen Gefahr der Überfremdung und des Verlustes seiner völkischen Eigenart steht.

Die rassenbiologische Bedeutung des Krieges und sein Einfluß auf den deutschen Menschen.

Von Dr. Alfred Ploetz, München-Herrsching.

Bedeutende politische und militärische Führer sehen einen neuen Weltkrieg kommen. Manche erhoffen dadurch die Rettung Deutschlands. Andere sehen im Gegenteil ein düsteres Verhängnis herannahen. Das gibt Anlaß, erneut die Aufmerksamkeit auf die allgemeinen Folgen der Kriege für das deutsche Volk zu lenken. Sie sind oft vom politischen, wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Standpunkte behandelt worden, weniger jedoch von dem der Biologie der Rasse. Dies soll hier in aller Kürze versucht werden.

Zunächst ein paar Worte über Rassenbiologie. Wir unterscheiden die Rasse der Systematik gleich Varietät von der Vitalrasse, der Erhaltungs- und Entwicklungseinheit des über das Individuum fortdauernden Lebens, also eines Kreises von ähnlichen Lebewesen, die ähnliche oder leicht abgeänderte Nachkommen liefern, die wegen ihrer Ähnlichkeit gegen dieselben äußeren Einflüsse in ähnlicher Weise antworten und sich gegenseitig ersetzen können und die dadurch den gesonderten Lebensstrom, den sie miteinander bilden, dauernd erhalten. Die Vitalrasse ist die eigentliche dauernde Lebenseinheit. Rassenbiologie ist die Lehre von den Erhaltungs- und Entwicklungs-Bedingungen der Vitalrasse und ihrer Unterabteilungen. Zu den Erhaltungsfaktoren gehört eine genügende Fortpflanzungsrate. Ferner die Vererbung, welche die Ähnlichkeit des Nachwuchses bewirkt. Sodann die Ausmerzung (Tod oder Verhinderung der Fortpflanzung) der nach nicht erhaltungs-

[1]) Zusatz während des Druckes: Diese Vermutung wird durch die erste Veröffentlichung über die tschechischen Volkszählungsergebnisse vollauf bestätigt. (Vgl. A. Boháč, Národní poměry v Čechách podle nového sčítání lidu, Statistický obzor. XII [1931], 3/4.)

gemäßer Richtung abgeänderten Nachkommen, welche die erhaltungsgemäßen (tüchtigen) Nachkommen als positive Selektion oder Auslese für Leben und Fortpflanzung übrigläßt. Neben den Ausschaltungen von Individuen aus der Rasse durch wählende Ausmerzung gibt es auch Ausschaltungen wahlloser Art, nonselektorische Elimination (Erdbeben), ferner solche von günstigen Varianten infolge ihrer Günstigkeit oder Tüchtigkeit (Krieg) und auf der anderen Seite Erhalten von ungeeigneten Individuen auf Grund ihrer Untüchtigkeit (Schutz der Schwachen), welch letztere bei den Erscheinungen das Gebiet der Gegenauslese, Kontraselektion, ausmachen. — Die Weiterentwicklung einer Rasse kommt zustande durch erbliche Abänderungen der Individuen von dem bisherigen Rassetypus und Erhaltung desselben im Kampf ums Dasein. Die erblichen Abänderungen, seien sie günstig oder ungünstig, entspringen aus Mutationen der Erbmasse in den Keimzellen. Die allgemeinen Erhaltungsbedingungen der Vitalrasse gelten mit entsprechender Abänderung auch für deren Unterrassen, für anthropologische Rassen, Mischrassen, Völker und andere gesellschaftliche Bildungen. Rassenhygiene ist die Lehre und die Praxis der günstigsten, optimalen, Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der Vitalrasse, ihrer Unterabteilungen und Nebenbildungen.

Der tatsächliche Weg der Entwicklung in der Lebewelt ist von einfachen zu immer komplizierteren Formen gegangen und besonders in der Säugetierreihe hat ein Organ eine steigende Ausbildung erhalten, das ist das Nervensystem mit dem Gehirn. Beim Menschen hat dieses Organ seine höchste Ausbildung erreicht und ist jetzt auf eine Stufe gelangt, daß es nicht nur fragt, wie es die Umgebung den Einzelnen und den Gemeinwesen anpaßt, sondern auch wie es das Gesamtverhältnis zwischen menschlicher Rasse und Umwelt durch aktive Anpassung beider Teile bestmöglich gestaltet. Auch der Rasse wird dadurch ein Bewußtsein und ein Wille erwachsen.

Aber was nun weiter? Wird der bisherige Aufgang des Lebens bis zum hochentwickelten modernen Menschen so fortgehen, ja, wird er sich auch nur auf der erreichten Höhe halten? Oder geht er gar bergab oder sind wenigstens starke Neigungen dazu da? Die sind allerdings in bedenklichem Umfange vorhanden und zwar hauptsächlich in der Form der Gegenauslese. Andere Formen wie Entartung der Erbmasse sind noch nicht genügend geklärt, so daß wir sie hier außer acht lassen wollen. Die Gegenauslese besteht erstens in der Erleichterung der Fortpflanzung von Individuen mit ungeeigneten Erbanlagen, die sonst wegen ihrer Erhaltungswidrigkeit ausgemerzt würden. Dahin gehört vor allem der wirtschaftliche Schutz der Untüchtigen. Und zweitens in der Verminderung der Fortpflanzung der Individuen mit guten Erbanlagen, die sonst wegen ihrer Erhaltungs-Gemäßheit ausgelesen würden. Hierzu gehören hauptsächlich die gewollte Kinderarmut der geistig begabten und führenden Schichten und der neuzeitliche Krieg, der die leiblich und seelisch tüchtiger Veranlagten eines Volkes in höherem Maße vernichtet oder in ihrer Fortpflanzung hemmt als die schlechter Veranlagten.

Um über die Wirkungen des Krieges einigermaßen urteilen zu können, wollen wir zuerst seine rassenbiologischen Tendenzen, dann kurz unsere Hauptkriege aufführen und zugleich sehen, ob damit und mit Berücksichtigung anderer wichtiger rassenbiologischer Ereignisse, wie Seuchen, Auswanderung usw. eine Änderung der Beschaffenheit des deutschen Menschen zustande gekommen ist. Wir wollen auch den etwaigen Zukunftskrieg kurz in unsere Betrachtung ziehen, um vom rassenhygienischen Standpunkte aus ein Gesamturteil über unsere Wegrichtung zu gewinnen.

Die rassenbiologischen Wirkungen des Krieges bestehen in einer oft sehr starken Verminderung des Teiles der Bevölkerung, der kriegerische Tüchtigkeit, also Intelligenz, körperliche Rüstigkeit, Mut, Hingabefähigkeit an eine Idee, Unternehmungsgeist, Abenteurerlust, ja Raufboldenhaftigkeit in höherem Durchschnittsmaße darstellt als der nicht in den Krieg ziehende Teil. Von diesen Eigenschaften ist wohl nur das Raufheldentum der Söldner für die Erhaltung des betreffenden Volkes wertlos, die anderen dagegen nützlich, auch die Abenteuerlust, welche uns fremde Erdteile erschlossen hat, die Millionen neuen Lebensraum gewähren. Besonders schwere Verluste erleiden die Führer. Zur Zahl der Vernichteten kommt die der Krüppel, die im Kampfe ums Dasein benachteiligt sind. Hinzu kommt ferner die Verminderung der Nachkommen dieses wertvollen Volksbestandteils und die häufige Verarmung der zurückgebliebenen Familien, deren Fortpflanzungserfolge dadurch beeinträchtigt werden. Ein Teil der Verminderung dieses tüchtigen Erbgutes fällt in die wahllose Ausschaltung, aber der größte in die Gegenauslese, schädigt also die Rasse.

Aber auch ausmerzende Faktoren sind während des Krieges tätig. Die Kriegsseuchen, die früher eine sehr große Bedeutung hatten, gehören zum Teil hierher, in so fern, als sie durchschnittlich schwächere Konstitutionen dahingerafft haben. Aber auch starke Konstitutionen traf dies Schicksal, wenn sie durch irgendwelche Umstände zeitweilig geschwächt wurden. Dieser Teil gehört natürlich wieder in die Gegenauslese. Jedoch kann die Ausmerzungsquote die Gegenauslese der Tüchtigen nicht wettmachen, besonders nicht die des tüchtigen seelischen Erbgutes, das grade die fortschreitenden Mutationen des Menschen nach einer höheren Entwicklung enthalten hat. Da diese, die Weiterentwicklung über den bisherigen Typus darstellenden Mutationen, nur sehr, sehr langsam in einer Bevölkerung entstehen — sie haben viele hunderttausende von Jahren gebraucht für die Entwicklung affenähnlicher Wesen zu den höchststehenden Weißen — und wir ihr Auftreten noch nicht beeinflussen können, ist ihre Verminderung besonders verhängnisvoll und kann höchst wahrscheinlich erst in Jahrtausenden wieder ausgeglichen werden, und das auch nur dann, wenn daneben rassenhygienische Maßnahmen getroffen werden, um die Gegenauslese zu verhindern und durch Abhaltung untüchtiger Varianten von der Fortpflanzung die Ausmerzung zu stärken.

Die Gegenauslese durch Krieg trifft nicht nur bestimmte Individuen, sondern durch sie auch bestimmte anthropologische Rassen mehr als andere, so vor allem die nordischen Bestandteile, weil sie kriegerischer und bei den Offizieren stärker vertreten sind. Auch werden sie durch ihre höhere Körpergestalt öfter zum Kriegsdienste ausgehoben als die Kleinen, die durchschnittlich in Europa in anderen Rassen häufiger vorkommen. Am wenigsten betroffen durch den Krieg werden die Juden. Sie lassen sich fast gar nicht als Söldner anwerben und werden bei den modernen Volksheeren bedeutend weniger oft in das eigentliche Heer eingestellt, und da sie an der Front wiederum bedeutend weniger oft fallen, so erleiden sie im ganzen sehr viel weniger Verluste durch Waffen, als ihrem Anteile an der Bevölkerung entspräche. Früher hat Deutschland durch die Landsknechte und besonders die deutsche Schweiz durch das Reislaufen sicher sehr viele nordische Menschen verloren. Die mit den Kriegen und Nachkriegszeiten oft verbundene Drangsalierung der Nichtkämpfer, Abschlachtungen, Aushungern, Ausrauben, Schwängerungen, Verschleppungen und Ähnliches kommen teils auf die Rechnung der wahllosen Ausschaltung, teils auf die der Ausmerzung und der Gegenauslese, sowie der

Angleichung der Rassenzusammensetzung der kriegführenden Völker, können aber für die Neuzeit wenigstens hier außer Acht bleiben.

Im ganzen mag es richtig sein, daß der Krieg in sehr alten Zeiten neben kontraselektorischen Schädigungen doch überwiegend eine nützliche Auslese, besonders auch durch Gruppenauslese, mit sich brachte. Aber in den späteren Zeiten der großen Zahlenunterschiede der Gemeinwesen und der ausgedehnten Bündnissysteme spielt die Gruppenauslese nur mehr eine geringe Rolle.

Betrachten wir nun als zweiten Punkt unseres Kriegsthemas kurz die Hauptkriege und einige andere rassenbiologische Faktoren vom Beginne unserer Zeitrechnung an mit ihrer Rückwirkung auf die Germanen, die später Deutsche wurden, und auf diese selbst. Die Anfänge des deutschen Menschen sind aufgebaut auf westgermanische Stämme. Die Bezeichnung deutsch beginnt am Ende des 8. Jahrhundert. Wie war nun der Vorfahre des deutschen Menschen beschaffen? Nach alten Schriftstellern war er in seiner äußeren Gestaltung groß, kräftig, blauäugig, hellhaarig und hellhäutig. Der Charakter soll kriegerisch, mutig, leidenschaftlich im Haß gegen Feinde, im Spiel, streitsüchtig, eigenbrödlerisch und disziplinlos gewesen sein, auf der anderen Seite aber auch viel gemütvolle Innerlichkeit aufgewiesen haben, Familiensinn, Achtung vor dem Weibe, Mannentreue, Rechtssinn und Aufopferungsfähigkeit zwar nicht für das Volk, aber für den Volksstamm und für die gewählten Führer. So hervorragend tapfer er in der Schlacht war, so ungeschickt war er meist bei Verhandlungen. Im ganzen war er sittenrein. Seine Trunksucht, zu Cäsars Zeit noch recht geringfügig, schildert Tacitus bereits als verhängnisvoll. Er sagt, wollte man ihrer Trunksucht nachgeben und ihnen so viel Wein vorsetzen, wie sie haben wollen, so würde sich ihr Laster ebensogut zu ihrer Überwältigung eignen wie die Waffen. Zu den Schilderungen der Alten kommen noch Gräberfunde, die überwiegend langförmige Schädel und Gesichter aufweisen, so daß die Westgermanen, aus denen die Deutschen hervorgegangen sind, von einem kleinen Bruchteile abgesehen, sich aus kraftvoller, gesunder nordischer Rasse zusammensetzten.

In den alten Zeiten, etwa bis Christi Geburt, war die rassenbiologische Entwicklung wohl im allgemeinen eine gute. Das Leben bei Ackerbau, Viehzucht und Jagd war hart, aber gesund. Keimgifte wie vielleicht Alkohol spielten nur eine geringe Rolle. Die Auslese-Verhältnisse wiesen günstige und ungünstige Seiten auf. Die Umgebung war rauh, der Boden wenig ergiebig, das Vieh dürftig, so daß bei der großen Fruchtbarkeit der Frauen ein scharfer Wettbewerb um Land und Nahrung stattfinden mußte. Dieser an sich günstige Umstand brachte es aber mit sich, daß von Zeit zu Zeit große Scharen auswanderten, die, wenn sie sich an den Grenzen des germanischen Gebiets niederließen, die Gesamtvolkzahl wohl meist vermehrten, aber wenn sie weiter in verlockende Fernen zogen, wie die Kimbern und Teutonen, durch die Gegenwehr der Überfallenen aufgerieben wurden. Die Befreiungskämpfe des Arminius gegen die Römer waren überwiegend günstig für die Auslese, die gegen den Suebenfürsten Marbod, bei denen viele Tausende von Germanen fielen, ungünstig. Dasselbe gilt von all den anderen, kleineren Kämpfen von Germanen gegen Germanen.

In der folgenden Zeit bis zum Jahre 375, dem Beginn der Völkerwanderung, änderte sich wenig an den biologischen Entwicklungsfaktoren. Die kleineren Kriege dauerten fort, besonders die mit den Römern kosteten viel tüchtiges Germanenblut. Immerhin dehnte sich das Westgermanentum (immer ohne die Skandinavier gedacht), also das spätere Deutschtum, bis zum Beginne der Völkerwanderung über

ganz Norddeutschland und den größten Teil Süddeutschlands und Deutsch-Österreichs aus, erzielte also eine erhebliche Ausbreitung und Zunahme des Volkstums. Allerdings brachte dies auch eine Vermischung mit fremden, zum Teile minderwertigen Einwohnern der eroberten Gebiete mit sich, im Osten mit mongoliden Elementen, im Süden mit alpinen und dinarischen.

Nun kam der Einfall der Hunnen, der die östlichen Gotenreiche überrannte und für die nächsten Jahre ausgedehnte Wanderungen, Kämpfe und Vermischungen der Germanen untereinander und mit anderen Völkern hervorrief. Außerordentlich viel tüchtiges Menschenmaterial, hauptsächlich auch germanisches, ist in diesen Kämpfen und in Anpassungsversuchen an ungeeignetes Klima untergegangen, wenn auch zugestanden werden muß, daß Krankheiten und Trunk viele Minderwertige ausmerzten und auch viel bloßes Raufheldentum zugrunde ging. In der Zeit bis zum Vertrag von Verdun 843 waren Kriegs- und Seuchenverluste so groß, daß ganze Völkerschaften aufgerieben wurden. Ich erinnere auch an die Abschlachtung von einigen Tausend niedersächsischen Edlen und Freien durch Karl den Großen, die um so mehr als Kontraselektion angesehen werden muß, als sie gesinnungstreue und freiheitliebende Männer traf. Zu den zahllosen Kämpfen kam noch im 6. Jahrhundert eine etwa 50 Jahre andauernde Pestseuche, deren Opferzahl man nicht kennt, so daß nicht zu sagen ist, wieweit die ausmerzende Seuche den kontraselektorischen Kriegsverwüstungen wenigstens in bestimmten Richtungen ein geringes Gegengewicht bot. Bis 843 wurde viel fremdes Blut, besonders in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz aufgenommen, so daß auch hierdurch eine weitere Minderung der Prozentzahl der nordischen Typen unter den Deutschen schon angenommen werden muß. Jedoch steht fest, daß die Gerippe mit Schädeln aus den germanischen Reihengräbern noch überwiegend einen großen Menschen mit langem Schädel und langem Gesichte zeigen.

In die Zeit von 843 bis etwa zum Ende des 13. Jahrhunderts, als Rudolf von Habsburg aufkam, fallen neue schwere Beeinträchtigungen unserer Rasse, besonders die Italienzüge der römischen Kaiser deutscher Nation und die Kreuzzüge. Viel tüchtige Männer haben in Italien für monarchische und in Kleinasien für christliche Ideen vergebens ihr Leben ausgehaucht. So sollen von den etwa 750 000 Kreuzfahrern 500 000 umgekommen sein, in der Mehrzahl Deutsche. Zu diesen großen Blutabzapfungen kamen noch die Raubzüge der Madjaren. Viele tausende von Männern wurden hierbei erschlagen und tausende von Weibern vergewaltigt oder fortgeschleppt. — Die Juden, die aus Frankreich und Italien schon seit dem 4. Jahrhundert zu uns gekommen waren, vermehrten sich durch Einwanderung und Geburten beträchtlich, so daß ein neues fremdes Volks- und Rassenelement die deutsche Bevölkerung durchsetzte.

Ein Lichtblick in dieser düsteren Zeit ist die von Niedersachsen aus durch zahlreiche Kämpfe und langsame Siedlung begonnene Verdrängung und Durchsetzung des Slawentums aus den Gegenden jenseits der Elbe und Oder und aus West- und Ostpreußen, also aus alten germanischen Wohngebieten. Dadurch wurden allerdings auch wieder mehr östliche Rassenelemente in den deutschen Volkskörper aufgenommen.

Die nächsten zwei Jahrhunderte, das 14. und 15., bringen vor allem die Pest in den zehn Jahren von 1348—58 als ein rassenbiologisches Ereignis ersten Ranges, denn von der damaligen Bevölkerung Europas von etwa 100 Millionen gingen nach angeblich geringer Schätzung 25 Millionen zugrunde, also 1/4. Aus den zeitgenössischen Berichten geht hervor, daß nahezu jeder starb, der von der

Seuche ergriffen wurde, daß aber hauptsächlich die ärmeren und in Schmutz lebenden Schichten befallen wurden. Da nach allem, was wir wissen, die ärmeren Klassen durchschnittlich geistig und leiblich etwas weniger begabt sind, muß die Pest eine im ganzen günstige Auslesewirkung ausgeübt haben. — Das 15. Jahrhundert ist neben den Verheerungen durch die Hussiten ausgezeichnet durch die Ausbreitung der Syphilis in bösartiger Form über Europa. Ob hier eine günstig wirkende Ausmerzung bewirkt wurde, ist zweifelhaft, denn sie tötete nicht nahezu jeden, den sie befiel, sondern bewirkte oft langes Siechtum, das höchst wahrscheinlich auch die Keimdrüsen beeinträchtigte und neben der direkten Übertragung der Syphilis auf die Kinder zur Erzeugung einer großen Anzahl von kränklichen und schwächlichen Kindern führte.

Wie alle die bisher berührten Faktoren den Zustand des deutschen Menschen beeinflußten, geht daraus hervor, daß, während die alten Germanen und die der Völkerwanderung noch durchschnittlich stattliche Leute waren, der deutsche Mensch der späteren Ritterzeit ein gut Teil kleiner war, denn die meisten der erhaltenen Panzer passen heute nur für kleine und mittlere Leute.

Ins 16. Jahrhundert fällt der Bauernkrieg und die Blüte der Landsknechtschaft. Das 17. Jahrhundert brachte uns die furchtbare Geißel des 30jährigen Krieges. Er verursachte infolge des Mordens in den vielen Schlachten und Gefechten und beim Plündern den Untergang zahlreicher tüchtiger Männer und Frauen. Die vielen Schändungen der Frauen durch fremde Soldaten und durch die Züge verkommener Marodeure brachten viel fremdes minderwertiges Blut in unser Volk. Wenn auch dagegen der Hunger durch die Ausmerzung vieler geistig oder körperlich Schwächlicher und der Schlachtentod vieler Raufbolde ein rassenbiologisches Gegengewicht bot, so scheint es mir doch nicht sicher, daß die Schädigung durch die Gegenauslese so vieler Tüchtiger aufgewogen wurde. Die Bevölkerung Deutschlands sank durch die Kriegsnot und die Pest, die den Heeren wie ein Gespenst nachzog, auf etwa zwei Drittel ihres früheren Bestandes.

Das 18. Jahrhundert brachte uns von größeren Schädigungen die schlesischen und den 7jährigen Krieg. Friedrich der Große verlor in seinen Kriegen etwa 200000 Mann. Preußen büßte während der Kriege eine halbe Million Einwohner ein. Das war ein starker Aderlaß an dem deutschen Volkskörper, zu dem noch die große Zahl der gefallenen Deutschen Österreichs kam.

Das 19. Jahrhundert hallte wider von den Kämpfen für und gegen die Franzosen. Man schätzt die Gesamtzahl der Europäer, die durch die Kriege Napoleons I. umkamen, auf etwa 3 Millionen, darin sollen etwa 1 Million Deutsche enthalten sein. Die Kämpfe 1870/71 waren dagegen verhältnismäßig gering an Verlusten, nur einige 40000, ebenso auch der Bruderkrieg 1866.

Wie sich der durchschnittliche deutsche Typus bis zum Schluß des 19. Jahrhunderts etwa gewandelt hat, ist genau natürlich nicht nachzuweisen. Schätzungsweise kann man wohl sagen, daß der nordische Bestandteil durch die Kriege weiter abgenommen hat, geschädigt auch durch die rasch erfolgende Verstädterung und Industrialisierung der Bevölkerung. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß die durchschnittliche Konstitutionskraft durch die Kriege gelitten hat, wenn auch die zunehmende Besserung der allgemeinen Lebenshaltung das Erscheinungsbild im Vergleich zum Erbbild gegen früher günstiger erscheinen läßt. — Als Gegenauslese muß übrigens auch die in diesem Jahrhundert besonders lebhafte Auswanderung gebucht werden, die ja überwiegend gesunde und unternehmungslustige Menschen aus der deutschen Bevölkerung entführte.

In die im ganzen in bezug auf Kriege günstige Lage der Deutschen brach nun in diesem Jahrhundert das Ungewitter des Weltkrieges herein. Unserem Volke fehlten die großen Führer vor dem Kriege, während seines ersten entscheidenden Teils und nach dem Kriege. Und die Massen? Gewiß, sie waren nach ursprünglich herzerhebendem Aufschwung und in den ersten Kriegsjahren, zum Teil auch noch bis zuletzt, eines hohen Heldentums fähig und vollführten zahlreiche glänzende Ruhmestaten, aber als der Erfolg ausblieb und Mangel und Hunger sich geltend machte, gab zuerst die Heimat, dann die Etappe und zuletzt auch ein Teil der Front nach. Ein großer Teil des revolutionären Volkes überbot sich an Gemeinheiten und Unwürdigkeiten, Vergnügungssucht, Arbeitsscheu und Unehrlichkeit ergriffen auch breite Schichten der übrigen Bevölkerung, besonders des frisch heranwachsenden Geschlechtes. Bei Führern und Massen hat man den Eindruck, es fehlt öfter als früher am Menschen selbst, an der biologischen Grundlage unseres Volkes. Das ist leicht verständlich. Etwa 2 Millionen unserer Soldaten sind gefallen, durchschnittlich die kräftigeren, intelligenteren, mutigeren, pflichttreueren und opferfreudigeren. Von den 10 Millionen deutscher Soldaten fielen etwa ein Fünftel, von den Frontkämpfern noch mehr. Der Prozentsatz der gefallenen Offiziere war etwa doppelt so groß als der der gefallenen Unteroffiziere und Mannschaften, der der aktiven Offiziere noch viel größer. Zu den Zahlen der gefallenen Reichsdeutschen müssen natürlich auch die der Deutschen des alten Österreichs noch hinzugerechnet werden. Gewaltig groß ist auch die Zahl der Kinder, die von den Gefallenen sonst erzeugt wären mit dem Ausfall von Enkeln, Urenkeln usw., die durchschnittlich ein entsprechend tüchtiges Menschenmaterial dargestellt hätten. Besonders trafen alle diese Verluste unser nordisches Blut, das nicht nur stark bei den Mannschaften, sondern in besonders hohem Grade bei den Offizieren vertreten war.

Suchen wir uns nun ein Bild der Gesamtwirkung all der vielen Kriege zu machen, in die die Deutschen und ihre Vorgänger verwickelt waren, so sind ihre rassenbiologischen Folgen leider meist nicht genau festzustellen. Was wir darüber sagen können, ist zu einem großen Teile abgeleitete Schlußfolgerung. Durch die Gegenauslese der Kriege, unterstützt durch die der Kinderarmut der Begabten, und der Auswanderung wurde die geistige und körperliche Konstitutionskraft um einen gewissen Grad, der Blutsanteil der nordischen Rasse aber erheblich herabgesetzt. Auch muß man annehmen, daß der Prozentsatz der Mutigen und Opferfreudigen gesunken ist. Das Gegengewicht der Ausmerzung Schwacher und Untüchtiger, das in früheren Zeiten durch die Art der Kämpfe, die Kriegsseuchen und anderes noch ziemlich groß war, nahm immer mehr ab, besonders die Seuchen spielten bei uns im 19. Jahrhundert und im Weltkriege kaum noch eine nennenswerte Rolle, mehr noch die Folgen der schärferen Auslese unter den nach dem Kriege in großer Überzahl vorhandenen Frauen und der Hungersnöte unter den Nichtkämpfern. Die Kontraselektion überwiegt die Ausmerzung ganz entscheidend. Die Kriege sind ein fortwährendes Zerstören der rassegünstigen Wirkungen der Ausmerzung und der fortschrittlichen Mutationen durch die Gegenauslese. Alles Leid und aller Jammer, der mit der Ausmerzung früher wie auch heute noch untrennbar verbunden ist, ist zum großen Teile vergebens erlitten.

Der nächste Krieg würde durch die Furchtbarkeit seiner technischen Mittel noch schlimmer wirken und außerdem durch die Zerstörung vieler Wohnzentren eine Vermehrung der wahllosen Ausschaltung mit sich bringen. Wir als Volk der Mitte in Europa würden höchst wahrscheinlich den Hauptkriegsschauplatz abgeben.

Das würde unser Land zum großen Teil in eine Wüste verwandeln. Wenn wir nicht neutral blieben, sondern selbst von Anfang an als kriegführende Macht aufträten (anstatt erst gegen Ende des Krieges), würden wir einen fürchterlichen Aderlaß am Restbestande unserer tüchtigen Jünglinge und Männer erleben und für lange Zeit als Volk dahinsiechen.

Auf die Dauer ist das Entscheidende im Wettkampf der Völker der Druck eines Volkes mit vielen tüchtigen Kindern nach außen. Was nutzt Frankreich der Sieg, den es mühselig mit Hilfe vieler anderer errungen hat, für die eigentliche Ausbreitung seines Volkstums? So gut wie nichts, so lange es bei seinem Zweikindersystem bleibt und Volksfremde seinen Staat auffüllen läßt. Sorgen wir dafür, daß nicht auch von uns dasselbe gesagt werden kann!

Unsere Heißsporne wollen kämpfen. Schön, aber sie sollten dann einen rassenhygienischen Kampf führen, der nicht tüchtiges Menschenmaterial massenhaft vernichtet und wertvolle Eigenschaften auf viele Jahrhunderte auslöscht, sondern den schweren Kampf, der tüchtiges Menschenmaterial neu erzeugt und dessen immer wieder frisch in die Front tretende Kämpfer die herangewachsenen und in starker Liebe zu ihrem Volke erzogenen Kinder sind, die sein Rückgrat werden und später in die Welt ziehen als Künder eines tüchtigen, treuen und starken Deutschtums. Wenn dann die nötige Kraft und die Zeit gekommen ist, werden wir, wenn dies nicht schon vorher durch zähe Diplomatie und günstige politische Schicksalswendungen gelungen sein sollte, auch unsere volle Freiheit und unsere Wiedervereinigung mit den abgetrennten Volksgenossen mit Erfolg durchsetzen können. Bis dahin müssen energische rassenhygienische Maßnahmen wie Bekämpfung der Kinderarmut, besonders der Begabten, wahlfreie Sterilisation von Minderwertigen, Bekämpfung der Keimgifte und der Trinksitten die Tüchtigkeit unseres Volkes heben und es müssen, so schwer das den Jungen und uns Alten auch eingehen will, Arbeiten und Sparen, Rüsten und aufmerksames Zuwarten die Schrittmacher sein für das Deutschland unserer Kinder und Enkel. Ich denke dabei an Worte des deutsch-schweizerischen Dichters Konrad Ferdinand Meyer. Der sagt:

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!
Geduld! Wir stehen einst um ein Panier,
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Oberschicht und Geburtenziffer.

Von Diplomkaufmann Friedrich Ebeling, Berlin.

Nicht ohne Bedenken sieht der um die Erhaltung seiner Rasse und Art besorgte Deutsche auf die von Jahr zu Jahr sinkende Geburtenziffer und stellt sich die bange Frage: Wird auch das deutsche Volk wie einst Hellenen und Römer an Kinderlosigkeit zugrundegehen? Überalterung und daraus schnell erwachsender Sterbeüberschuß stehen drohend am Horizont unseres deutschen Volkes. Ohne etwa die Bedeutung einer ausreichenden Zahl von Geburten an sich leugnen zu wollen, läßt sich doch sagen, daß die nur auf die Zahl gerichtete Frage falsch ist. Wir sind schon so sehr in die undeutschen Begriffe von Masse und Materie verstrickt, daß wir über der Frage der Quantität die sehr viel wichtigere der Qua-

lität vergessen haben. Es kommt weniger darauf an, daß Deutschland wieder die 1,6 Millionen Lebendgeburten des letzten Vorkriegsjahres (jetziges Reichsgebiet) erreicht, als darauf, daß die 864 000 Neugeborenen der ersten drei Vierteljahre 1930 in überwiegender Zahl von Eltern gesunder Erbmasse abstammen und ein möglichst hoher Hundertsatz Kinder solchen Schichten angehört, die vermöge ihrer hochwertigen Erbeigenschaften berufen sind, ihrem Volke Führer auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens zu stellen.

Es mag für die Gegenwart, welche durch die der Demokratie innewohnende Gleichmacherei ihre Gepräge erhält und in der Persönlichkeiten zweifelhafter Qualität in die Oberschicht hinaufgespült, zur Führung Berufene dagegen ausgeschaltet worden sind, nur bedingt zutreffen, darf aber dennoch als Norm gelten, daß *aus der sozialen Stellung der Eltern auf die Erbeigenschaften des Kindes geschlossen* werden kann. Mag die Regel, daß die *Klassenlage eine Rassenfrage* ist, auch durch Ausnahmen ihre Bestätigung finden, für die Gesamtheit des Volkes kann sie auch durch das Ideal der französischen Revolution, es sei alles gleich, was Menschenantlitz trägt, nicht hinwegdisputiert werden. Selbst Vertreter des Marxismus wie der sozialdemokratische Gewerkschaftler K. V. *Müller* oder der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete *Grotjahn*, Professor der Rassenhygiene an der Universität Berlin, bekennen sich zu diesem Naturgesetze. Damit soll keineswegs das soziale Auf und Ab geleugnet werden. Wo aber hervorragende Führer aus den unteren Ständen emporgestiegen sind, konnte die Familienforschung fast stets die Erfahrung machen, daß die Familie auch in früheren Zeiten schon hervorragende Männer gestellt hat und nur durch negative Ausleseeinflüsse in die untere Schicht abgesunken war. Die häufige Erscheinung, daß Nachkommen großer Männer oft dauernd aus der führenden Schicht ausgeschieden sind, beruht in den meisten Fällen auf einer Mischung mit Trägern schlechter Erbanlagen. Thomas Mann hat in seinen „Buddenbrocks" ein erschütterndes Beispiel rassischer Vernichtung einer Familie gezeichnet.

Aus der Abhängigkeit der geistigen und körperlichen Erbtüchtigkeit von der sozialen Stellung der Eltern ergibt sich die überragende Bedeutung der Frage nach der Kinderzahl der sogenannten Oberschicht. Sie entscheidet darüber, ob dem Volke eine ausreichende Führerschicht auch für die Zukunft gesichert ist oder nicht. Daher sind zahlreiche Untersuchungen über die Verteilung der Geburten auf die verschiedenen sozialen Schichten vorgenommen worden. Fast alle zeigen übereinstimmend, daß *die Zahl der Lebendgeborenen der Oberschicht erheblich hinter der der mittleren und unteren Schichten zurückbleibt.* Diese Erscheinung ist offenbar erst mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts eingetreten. Noch im Jahre 1880 wurde in Kopenhagen festgestellt, daß die Kinderzahl der Oberschicht nur geringfügig von der Arbeiterschaft übertroffen wurde, die des Mittelstandes aber sogar überragte. Aber schon um die Jahrhundertwende konnte wiederum in Kopenhagen ein Absinken der Fruchtbarkeit in den oberen Ständen nachgewiesen werden. In den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts klafften die Geburten zwischen den einzelnen sozialen Volksgruppen immer weiter auseinander. Erst das dritte Jahrzehnt brachte wieder eine Annäherung, aber nicht infolge wiedergewonnener Fruchtbarkeit der Oberschicht, sondern durch eine starke Geburtenbeschränkung auch in den unteren Kreisen; ja das Verhältnis hat sich teilweise sogar schon dahin geändert, daß die wohlhabenden Kreise wieder mehr Kinder haben als die unteren Schichten. Genaue Ergebnisse lassen sich natürlich nur innerhalb festgeschlossener Berufsgruppen ermitteln. Vorzugsweise haben

daher die Beamten verschiedener Verwaltungsbehörden grundlegende Erkenntnisse geliefert. Im Jahre 1912 wurden unter den Beamten des Post- und Telegraphendienstes in der Oberstufe 2,2 und bei den unteren Beamten 3,9 Kinder festgestellt. Im Jahre 1916 entfielen auf jeden verheirateten bayerischen Beamten in den oberen Gruppen 1,9 und in den unteren Gehaltsstufen 3,0 Kinder. Der bekannte Bevölkerungspolitiker Burgdörfer errechnete im Jahre 1926 für die Beamten der Reichsverwaltung je Verheirateten in der Oberstufe 0,77 und in der Unterstufe 1,08 Kinder unter 14 Jahren. Für das Jahr 1925 errechnet das Statistische Reichsamt die Kinderzahl in verschiedenen Gewerbezweigen getrennt nach selbständigen (a-)Personen, Angestellten (b-) und Arbeitern (c-Personen). Danach entfielen z. B. auf 1000 verheiratete Männer im Bergbau bei den Selbständigen 111,1; bei den Angestellten 64,9 und bei den Arbeitern 185,0 Lebendgeborene. Dagegen weisen die a-Personen in der Lederindustrie mit 195,2 eine höhere Lebendgeborenenziffer auf als ihre c-Personen. Dasselbe gilt für die Metallindustrie. Es darf jedoch angenommen werden, daß in diesen stark mit handwerklichen Einmann-Betrieben durchsetzten Gewerbezweigen die a-Personen nicht unbedingt mit dem Begriff „Oberschicht" gleichzusetzen sind. Wohl aber trifft das für die chemische Industrie zu, in der die Selbständigen es nur auf eine Lebendgeborenenzahl von 75,1 bringen gegen 104,9 bei der chemischen Arbeiterschaft.

Auch einer Untersuchung der Geburtenziffer nach sogenannten wohlhabenden und armen Stadtteilen sind gewisse Bedenken entgegenzubringen. Nicht immer ist Wohlstand mit guten Erbanlagen gleichbedeutend. Mangels anderer brauchbarer Unterscheidungsmerkmale mögen hier dennoch Beispiele aus einigen Städten angeführt werden. In Chemnitz ist in den sogenannten reichen Stadtteilen ein Absinken der Lebendgeborenenziffer von 21,5 v. T. im Jahre 1907 auf 11,1 im Jahre 1926 festgestellt worden. Für die wohlhabenden Stadtteile in Königsberg i. Pr. lauten die entsprechenden Ziffern 24,9 bzw. 15,8 v. T. Wenn andere Städte, z. B. Nürnberg, Stuttgart, Bremen, Hamburg u. a. m. in ihren reicheren Gegenden gegenüber der Vorkriegszeit heute höhere Geburtenzahlen aufweisen, so ist das leider nicht auf eine wiederkehrende Besinnung der führenden Schichten auf ihre biologische Aufgabe, sondern wohl überwiegend auf eine Mischung der sozialen Gruppen infolge der Wohnungsnot und Neubautätigkeit mit Kleinwohnungen auch in den sogenannten „besseren" Stadtteilen zurückzuführen. Im Durchschnitt läßt sich wohl als Regel aufstellen, daß gerade die Gesellschaftsschicht mit vorwiegend zur Führerschaft berufener Erbmasse heute dem deutschen Volke erheblich weniger Nachkommen zur Verfügung stellt als etwa im vorigen Jahrhunderte.

Daraus ergibt sich die weitere Frage, ob die Geburtenziffer dieser Kreise überhaupt noch ausreicht, den Bestand der Familien mit ausgesprochenen Führereigenschaften zu erhalten. Professor Lenz errechnet in seinem Buche „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" (3. Auflage, München 1931), daß zur Erhaltung einer Familie 3,4 Geburten notwendig sind. Unter Berücksichtigung etwaiger Verluste durch Krieg und Revolution, an denen als Kämpfer zumeist nur aktivistische Elemente mit entsprechenden Rasseneigenschaften beteiligt sind, gelangt er sogar auf die Notwendigkeit von rund 4 Geburten. Die vorher genannten Ziffern über die tatsächliche Fortpflanzung zeigen, daß die oberen Schichten kaum noch die Hälfte des zu ihrer Erhaltung notwendigen Nachwuchses aufbringen. Damit ist die Gefahr eines Aussterbens erblicher Führereigenschaften für unser Volk in bedrohliche Nähe gerückt. Die natürliche Folge muß die Abnahme der überragenden Leistungen des gesamten Volkes und fort-

schreitende Nivellierung sein. Wenn wir uns in dem öffentlichen Leben unserer Zeit umblicken, können wir bereits erkennen, daß wir uns inmitten einer niedergehenden Kultur befinden. Ist es nicht z. B. erschütternd, daß sich eine in der Weltgeschichte einzig dastehende politische Erschütterung wie der Weltkrieg ohne jede bemerkenswerte Begleitung aus Dichtermund etwa entsprechend den Freiheitsdichtern vollziehen konnte! Daß weiter die Revolution von 1918 an Geistesarmut weit hinter der französischen Revolution zurückblieb und eben infolge des Mangels an tragenden Ideen sich in einer reinen Kohlrübenrevolte erschöpfte! Hieran erkennen wir, wie sehr im deutschen Volkstum der Bestand an wahrhaft führenden Persönlichkeiten bereits abgenommen hat. Sieht man von der völlig negativen Auslese des Parlamentarismus ab, so muß auch die überaus geringe Zahl politischer Führerpersönlichkeiten auf die Rechnung der aussterbenden Schicht gesetzt werden. Hat doch das Deutsche Reich trotz stärksten Ministerverbrauchs in den letzten zwölf Jahren nicht einen einzigen Staatsmann hervorbringen können, der auch nur einem mittelmäßigen Minister der Vorkriegszeit zur Seite gestellt werden könnte.

Selbst schon in der Zeit vor dem Kriege konnte ein Mangel an Persönlichkeiten festgestellt werden. Bekanntlich setzte sich das deutsche Offizierskorps ausschließlich aus einer streng geschlossenen Schicht zusammen, die in sich die Gewähr trug, Männer mit den an den Offizierberuf zu stellenden hohen Eigenschaften hervorzubringen. Als aber Ludendorff im Jahre 1912 in einer Denkschrift vergeblich die zwei Armeekorps forderte, deren Fehlen schließlich zum Verlust der Marneschlacht und damit des Krieges überhaupt führte, mußte der damalige Kriegsminister v. Heeringen ablehnen, da es unmöglich sei, die hierzu erforderliche Zahl von Offizieren aufzubringen „ohne Hineingreifen in zur Ergänzung des Offizierkorps ungeeignete Kreise“. Prof. Lenz zitiert in dem schon angeführten Buche das Nietzschewort, daß „die Zukunft der deutschen Kultur auf den Söhnen der preußischen Offiziere beruhe“. Leider aber stellten die 40000 Berufsoffiziere ihrem Volke zu wenig Söhne zur Verfügung, als daß diese berechtigte Prophezeiung hätte in Erfüllung gehen können. Denn schon in den Jahren 1895 bis 1906 entfielen im Heere auf eine Ehe nur 1,55 Kinder an Stelle der zur Erhaltung der Offiziersfamilien notwendigen vier Geburten.

Natürlich wird man auch künftig Führerstellungen mit Akademikern oder sonstwie entsprechend vorgebildeten Leuten besetzen können. Im Gegenteil gibt es ja heute trotz des Geburtenrückganges in den führenden Schichten z. B. Akademiker mehr denn je. Es kommt aber weniger auf die Vorbildung an als auf den ererbten Kern der Anlagen, wenn auch in Zukunft Leistungen vollbracht werden sollen, die denen der Väter ebenbürtig sind. Bei aller Fülle ausreichend geschulter Personen wird man daher die Offiziersstellen in Staat und Wirtschaft nicht besetzen können „ohne Hineingreifen in dazu wenig geeignete Kreise“. Entsprechend muß dann auch die Höhe der Leistungen sinken. Wenn die von allen bedeutenden deutschen Rassenhygienikern vertretene Lehre richtig ist, daß soziale Stellung, Güte der Erbmasse und Tüchtigkeit in einem engen Zusammenhang stehen, so kann nur tief bedauert werden, daß nach der Hochschulstatistik vom Sommersemester 1929 nur 22% der an den wissenschaftlichen deutschen Hochschulen Studierenden unseren führenden akademischen und nur 12,30% den finanzkräftigen Volksgruppen, dagegen 64,7% mittleren und unteren Schichten entstammen. Abgesehen von der Unzulänglichkeit der sogenannten modernen Erziehung, die auch den Hochbegabten auf die niedrigere Kulturhöhe der großen Masse

hinabzwingt, ist die Schichtung unserer akademischen Jugend offenbar mit ein wesentlicher Grund für die Klagen unserer Hochschullehrer über den erheblichen Rückgang an Wissens- und Auffassungsgabe der Studenten der Nachkriegszeit.

Sind die besorgniserregenden Folgeerscheinungen des Geburtenrückganges erkannt, so gilt es seinen Ursachen nachzugehen, um sie zum Wohle des Volkes zu beseitigen. Professor Brentano vertritt die Theorie, daß die Kinderzahl mit wachsendem Wohlstand zurückgehe. Vom rassenhygienischen Standpunkte aus ist dieser Auffassung nicht beizupflichten. Wenn die wohlhabenden Schichten auf Nachwuchs verzichten, weil sie das eigene Wohlleben und Genuß der Aufzucht von Kindern vorziehen, so fehlt ihnen eine wahre, Führertum bedingende Eigenschaft, nämlich das Verantwortungsgefühl gegenüber der Zukunft des Volkes. Die Wohlstandstheorie mag daher für gewisse finanzkräftige Kreise zutreffen, die jedoch von „führenden Schichten“ im erbbiologischen Sinne scharf zu trennen sind. Übrigens zeigt die Statistik, daß die Geburtenzahl der Gelehrten, Offiziere usw. niedriger ist als die der Finanzgruppen, obwohl die ersteren wahrhaftig nicht gerade ein Wohlleben führen. Wohl aber — und das scheint der Kernpunkt des ungenügenden Nachwuchses zu sein — erhalten diese Schichten infolge ihres langen Ausbildungsganges erst im besten Mannesalter die Möglichkeit zur Familiengründung. Späte Heirat aber ist einer der wichtigsten Gründe für geringe Kinderzahl. Heute mag auch die erhebliche Verlängerung der Lebensdauer dazu beitragen. Denn auch der zu besten Hoffnungen berechtigende junge Mann muß nach vollendeter Ausbildung noch geraume Zeit auf Anstellung warten. Dabei spielt auch der Vermögensschwund eine Rolle, der es den Alten nicht erlaubt, sich zeitiger vom Erwerb zurückzuziehen. Daß die mit dem Andrang Ungeeigneter in höhere soziale Stellungen verbundene Überfüllung ebenfalls die Familiengründung erbbiologisch Tüchtiger hinausschiebt, sei nur am Rande bemerkt.

Schließlich sei noch die Berufstätigkeit der Töchter auch aus den führenden Ständen als Ursache für den Geburtenrückgang in den hier behandelten Schichten angeführt. Gerade die jüngste Zeit hat uns zahlreiche schöne Leistungen von Frauen gebracht, auf die das weibliche Geschlecht jedoch nur sehr bedingt stolz sein darf. Denn es ist nicht so wichtig, daß die Frau mit dem Manne auf irgendwelchen Gebieten zu Höchstleistungen in Wettbewerb tritt, sondern daß sie ihre vortrefflichen Eigenschaften möglichst vielen Nachkommen vererbt und ihrem Volke so ihre eigenen Fähigkeiten vervielfacht wiedergibt. In diesem Sinne hat es tiefere Bedeutung, wenn die mutige Afrikafliegerin Elli Beinhorn unter den Geschenken zu ihrem Empfang auch als Geschenk des Hausfrauenvereines — Wolle und Stricknadeln vorfand. Richtiger noch wäre die Überreichung einer Wiege gewesen. Denn für das deutsche Volk ist nicht so wichtig, daß ein Fräulein Beinhorn die Sahara überfliegt, sondern daß sie die Mutter zahlreicher Flieger mit von der Mutter ererbten Fähigkeiten zu höchsten Leistungen wird. Denn das ist ihre natürliche Bestimmung.

Es wird eingewendet werden, die Heiratsaussichten für die Töchter der führenden Stände, besonders wenn sie nicht zugleich über Reichtümer verfügen, seien schlecht. Gewiß spielt das eine gewisse Rolle. Es fragt sich nur, wie weit die Töchter selbst daran schuldig sind. Wie vielen tüchtigen Männern wird die Möglichkeit zur Heirat entzogen oder erst spät geboten, weil sie der Wettbewerb der Frau am Vorwärtskommen hemmte? Wieviele Männer verzichten auf die Ehe, weil die Töchter ihrer Kreise als Akademikerinnen über Gebühr hohe geistige An-

forderungen stellen und als Selbstverdiener Anspruch auf eine Lebensführung erheben, die in einer jungen Ehe schwer zu erfüllen ist?

Daher ist eine der wichtigsten Voraussetzungen, die Erbtüchtigkeit unserer Führerschichten nicht zum Absterben kommen zu lassen, die Beseitigung der Berufstätigkeit der Frau wenigstens auf den Gebieten, die von der Natur aus im Lebenskampfe dem Manne zugewiesen sind. Besondere Beachtung verdient auch das Bestreben, den Ausbildungsweg der Akademiker abzukürzen. An erster Stelle aber sollte das Verantwortungsgefühl gestärkt werden, das dem Menschen selbst zu sagen hat, ob er die ihm von den Vätern übernommene Tüchtigkeit seinem Volke auch für die ferne Zukunft zu erhalten oder aber — mit geschädigter Erbmasse — auf Nachkommenschaft zu verzichten hat.

Erbliche Belastung.

Von Priv.-Dozent Dr. Hans Luxenburger,

Wissenschaftliches Mitglied der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (Kaiser Wilhelm Inst.) in München.

Erbliche Belastung ist die Gesamtheit entarteter (krankhafter) Erbanlagen. Hat man die Erbanlagen eines Individuums im Auge, so spricht man von individueller Belastung; der betreffende Mensch ist mit jenen Anlagen belastet (Belastung = Behaftetsein). Meist versteht man jedoch unter Belastung eine kollektive Belastung, d. h. die Summe aller krankhaften Anlagen in einer biologischen Gemeinschaft, welcher das Individuum angehört. Es handelt sich dabei um die Familie, d. h. die Blutsverwandten, oder um die Rasse, d. h. um eine abstammungsmäßig, körperlich und seelisch eindeutig bestimmte Bevölkerungsgruppe, die sich durch anlagebedingte, unter der Einwirkung von Außeneinflüssen gar nicht oder nur schwer abänderbare Merkmale von Gruppen anderer Erbprägung scharf unterscheidet (familiäre und rassische Belastung). Man drückt sich dann so aus, daß der Mensch durch die oder jene Erbanlagen belastet ist. In diesem Falle meint man Belastung im Sinne einer Bedrohung.

Über die rassische Belastung wissen wir heute noch sehr wenig. Die meisten und wichtigsten entarteten Anlagen dürften über das ganze Menschengeschlecht annähernd gleichmäßig verteilt sein. Unterschiede sind in der Regel wohl Unterschiede in der Manifestation, d. h. in dem Grade, in welchem sich die Anlage durchzusetzen vermag, und als solche mit größter Wahrscheinlichkeit auf die Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen zurückzuführen, unter denen die einzelnen rassenmäßig verschiedenen Menschengruppen leben. Allerdings scheint es, gerade was die — praktisch bedeutsamsten — Erbanlagen zu Geisteskrankheiten betrifft, als ob gewisse Häufigkeitsunterschiede zwischen manchen Rassen oder Völkern bestünden. So wissen wir, daß das manisch-depressive Irresein (eine mit Verstimmungen und Erregungen einhergehende Geisteskrankheit) und die amaurotische Idiotie (eine bestimmte Form des Schwachsinns), z. B. unter den Juden besonders häufig sind, während diese wiederum von Epilepsie verhältnismäßig verschont bleiben. Die Schizophrenie (Jugendirresein), die häufigste aller erblichen Geisteskrankheiten und aller seelischen Leiden überhaupt, ist möglicherweise unter den hellhäutigen, pigmentarmen Rassen stärker verbreitet als unter den pigmentreichen Rassen. Das gleiche gilt für die erbliche Bindegewebsschwäche und

ihre Folgezustände. Aber das sind großenteils nur allgemeine Eindrücke, aus denen man schließt; die Ergebnisse exakter, systematischer Untersuchungen stehen noch aus. Daß Rassenmischung als solche die Entstehung neuer entarteter Anlagen (Mutationen) begünstigt, ist wissenschaftlich nicht nachgewiesen. Es kommt immer auf die familiären Stämme an, die sich kreuzen, mögen diese nun gleicher oder verschiedener Rasse sein. Daß erfahrungsgemäß die Mischlinge aus Negern und Hellhäutigen, Indianern und Hellhäutigen, Negern und Indianern psychisch und auch körperlich minderwertiger sind als die Stammrassen, ist nicht verwunderlich; kommen doch in der Regel gerade die Minderwertigen zu solchen Kreuzungen. Der psychisch vollwertige Weiße wird nur in seltenen Ausnahmefällen der Sexualpartner einer Negerin werden und umgekehrt. Außerdem leben die Mischlinge von vorneherein unter ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, da sie in dem Wirtsvolke meist die Rolle verachteter Parias spielen. Unter diesen Voraussetzungen muß auch ihre Kriminalität eine höhere werden. Daß Bastarde aus Rassengemischen, deren gegenseitige Abneigung nicht so groß oder deren zivilisatorische Stellung annähernd ähnlich ist, so daß die Auslese der Kreuzungspartner also keine absolut ungünstige sein muß, kein niedriges seelisches und körperliches Niveau zu besitzen brauchen, lehren manche Kreuzungen zwischen erblich hochwertigen Holländern und Malayen, sowie der — allerdings seltenen — europäisch-japanischen Bastarde. Daß aus anderen Gründen Weiße und Farbige sich grundsätzlich nicht vermischen dürfen, ist eine selbstverständliche Forderung, die durch diese vererbungspathologischen Feststellungen nicht berührt wird. Innerhalb der Hellhäutigen selbst ist vom erbpathologischen Standpunkt aus eine Rassenkreuzung insofern unbedenklich, als durch eine solche keine Neuentstehung krankhafter Anlagen zu befürchten ist. Etwas anderes ist es allerdings mit der Gefahr der Herauszüchtung überdeckt erblicher Merkmale und einer biologisch ungünstig wirkenden Kombination von erblichen Merkmalen, die — getrennt — in den Stammrassen erwünscht sein können, weil sie sich harmonisch in das Gesamtbild der körperlichen und seelischen Persönlichkeit einfügen, vereinigt jedoch sehr leicht zu einer Belastung der Bastarde und unter ungünstigen Umständen auch ihrer Nachkommen werden. Daß gelegentlich auch einmal günstig wirkende Kombinationen durch Rassenkreuzung entstehen können, wollen wir nicht in Abrede stellen. Vor der Abschließung kleiner Rassengruppen oder Rassengemische in Konnubialkreisen (Konnubialkreis nennt man eine Gruppe von Personen, die aus religiösen, sozialen oder rassischen Gründen immer wieder untereinander zu heiraten pflegen) von der umgebenden, rassisch nicht ausgesprochen fremden Bevölkerung muß wegen der Gefahr schädlicher Inzucht gewarnt werden.

Diese Gefahr kann allerdings weitgehend herabgemindert werden, wenn die Angehörigen solcher Konnubialkreise besonders vorsichtig in der Wahl ihrer Ehegatten sind. Daß aus einer Kreuzung der europäischen Rassen — nordische, alpine, mediterrane Rasse usw. — untereinander neue entartete Anlagen (Defektmutationen) entstehen sollten, ist unwahrscheinlich, da in verhältnismäßig reinrassigen Ländern wie Schweden, Südfrankreich, Süditalien die Häufigkeit der Erbkrankheiten nicht als geringer angenommen werden darf als in dem rassisch gemischten Mitteleuropa und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; dagegen ist die Entstehung ungünstiger und unharmonischer Erbkombinationen durchaus möglich.

Weit wichtiger ist die familiäre Belastung, d. h. die Art und Zahl der in der Blutsverwandtschaft eines Menschen vorkommenden erblichen Abwegigkeiten

bzw. der Anlagen zu solchen. Da wir annehmen müssen, daß alle erblichen Merkmale nach den Mendelschen Regeln vererbt werden, ist nicht nur die Belastung durch die direkten Vorfahren, sondern auch diejenige durch die Seitenverwandten und die Nachkommen von Bedeutung für das Schicksal des Einzelmenschen. Die Überbewertung der Ahnen aller Grade rührt daher, daß man lange Zeit glaubte, eine Häufung entarteter Merkmale bei den direkten Vorfahren habe eine fortschreitende Degeneration der Nachkommen zur Folge. Das ist aber nicht richtig. Die einzelnen Erbleiden gehen in der Regel unabhängig voneinander ihren Weg durch die Generationen und befallen oder verschonen die einzelnen Sippschaftsmitglieder nach den Gesetzen des Zufalls, d. h. der Kombinatorik. Dabei spielt die Gattenwahl, insbesondere die Inzucht, eine große Rolle, da durch ungünstige Kombinationen eine Herauszüchtung verborgen gebliebener Merkmale stattfindet. Diese Gefahr liegt naturgemäß bei Verwandtenkreuzungen besonders nahe, weil hier beide Partner mit Sicherheit einer belasteten Familie angehören und daher sehr leicht Anlageträger sein können.

Es gibt unter den äußerlich gesunden Mitgliedern von Sippen, die mit überdeckt (rezessiv) vererbbaren Anomalien belastet sind, Anlageträger (keimkranke Individuen) und Nicht-Anlageträger (keimgesunde Individuen). Daher ist für ein Individuum die familiäre Belastung, die „Bedrohung", von ganz verschiedener Bedeutung, je nach der Keimbeschaffenheit seiner Eltern und je nachdem, ob er von etwa keimkranken Eltern die Anlage zum Auftreten des Merkmals oder diejenige zum Nichtauftreten geerbt hat. Bei überdeckt erblichen Leiden bilden die nicht kranken Anlageträger beide Arten von Geschlechtszellen, anlagebehaftete und anlagefreie; die Verteilung auf die Nachkommen regelt sich nach den Gesetzen der Kombinatorik. Keimgesunde Eltern können natürlich nur gesunde Geschlechtszellen erzeugen. Beim direkten (dominanten) Erbgang gibt es keine äußerlich gesunden Anlageträger; daher liegen hier die Belastungsverhältnisse wesentlich einfacher. Man muß sich aber auf jeden Fall darüber klar sein, daß zwei Individuen in einer Familie oder in verschiedenen Familien, die ganz die gleiche familiäre Belastung besitzen, in verschiedenem Maße durch das betreffende Erbleiden bedroht sein können.

Die Wahrscheinlichkeit, von dem Erbleiden befallen zu werden, richtet sich nach dem Verwandtschaftsverhältnis, in welchem der Proband zu dem belastenden Merkmalsträger steht. Sind mehrere Merkmalsträger vorhanden, so ist der biologisch am nächsten stehende maßgebend. Eltern kommen hier vor den Geschwistern, diese vor den Großeltern, diese vor den Geschwistern der Eltern usf. Habe ich z. B. einen kranken Vater, so ist die Belastung für mich stärker, d. h. ich habe eine größere Aussicht zu erkranken, als wenn mein Vater gesund, aber ein Geschwister oder eine Großmutter oder ein Onkel krank wäre. Ist der Vater und ein Onkel krank, so richtet sich die Belastung nach dem Vater. *Nicht die Zahl der Merkmalsträger in einer Familie ist ausschlaggebend, sondern die verwandtschaftliche Stellung zu der Person, deren familiäre Belastung beurteilt worden soll.* Ein kranker Vater belastet stärker als mehrere kranke Tanten väterlicherseits. Belastung von der Familie beider Eltern her erhöht in der Regel die Erkrankungswahrscheinlichkeit; auch hier ist die verwandtschaftliche Rangordnung von Bedeutung.

Sind die Eltern gesund und besteht eine andersartige familiäre Belastung (z. B. durch Onkel oder Großvater), so läßt sich meist nur nach diesen belastenden Personen die Voraussage stellen. Diese wird anders ausfallen, je nachdem es

sich um dominante oder rezessive Vererbung handelt. Es gibt aber besonders in der Psychiatrie Erbkrankheiten, bei denen die nicht kranken Anlageträger an Besonderheiten des Charakters und des Temperaments erkennbar und von den keimgesunden Personen unterscheidbar sind. In diesen Fällen kann dann die Prognose schärfer gestellt, das Gewicht der Belastung zuverlässiger bestimmt werden.

Die Kenntnis der Art und der Schwere familiärer Belastung für das noch ungezeugte Individuum ist die unerläßliche Voraussetzung jedes eugenischen Handelns. Mit anderen Worten: Wir müssen versuchen, uns über das voraussichtliche Schicksal der Kinder bestimmter Elterntypen mit bestimmter Belastung klar zu werden, um die unerwünschten Zeugungen verhindern zu können. Da man in der Psychiatrie, deren Erbkrankheiten für die Eugenik besonders wichtig sind, oft mit sehr undurchsichtigen Erbverhältnissen zu rechnen hat und nur für verhältnismäßig wenige Krankheiten den Erbgang im mendelistischen Sinne kennt, muß diese Auswirkung der familiären Belastung auf rein erfahrungsgemäßem (empirischem) Wege festgestellt werden. Man untersucht statistische Reihen von Individuen, die durch ihre Belastung bestimmt gekennzeichnet sind, und schließt dann aus den Ergebnissen dieser Untersuchungen auf das Schicksal gleich charakterisierter, aber noch nicht gezeugter Individuen. Diese empirisch-erbprognostischen Forschungen nehmen in der menschlichen Erbbiologie heute einen breiten Raum ein.

Soziologisch eingestellte Veröffentlichungen gebrauchen das Wort „erbliche Belastung" oft auch zu dem Zwecke, die Häufigkeit erblicher Anomalien in einer Bevölkerung zu kennzeichnen. Diese Übung ist irreführend und mißverständlich. Belastung, sowohl im Sinne von „Behaftetsein mit" als auch im Sinne von „Bedrohung durch", ist ein biologischer Faktor, der das Schicksal des Individuums direkt und nicht nur statistisch beeinflußt. Wohl bedeutet das Vorkommen zahlreicher erblicher Anomalien in einer Bevölkerung auch eine Bedrohung für irgendein Einzelmitglied dieses Volkes; aber nur in dem Sinne, daß die Wahrscheinlichkeit groß ist, daß sich auch in seiner Blutsverwandtschaft solche Erbübel finden, also eine familiäre Belastung vorliegt. Die Bedrohung ist also nur indirekt und an eine grundsätzliche Voraussetzung geknüpft. Ist jedoch gerade seine Familie frei von solchen Erbleiden, so besteht für ihn auch keine erbliche Belastung durch die Bevölkerung mehr, während ihn auch der fernste Blutsverwandte, wenn er krank ist, immer noch zu belasten, d. h. seine Erkrankungsaussicht gegenüber dem Durchschnitt zu steigern vermag. Man wird daher gut daran tun, den Ausdruck „erbliche Belastung" nur für Individuen und biologische Stämme (Familie, Rasse) zu gebrauchen. Auf soziologische, politische, ethnologische Gebilde wendet man ihn besser nicht an.

Abschließend möchte ich nochmals betonen, daß erbliche Belastung familiärer und rassischer Natur nicht gleichbedeutend mit unabänderlichem Schicksal ist. Zweckmäßige Gattenwahl der Eltern vermag hier weitgehend in den Gang der Ereignisse einzugreifen, soweit es sich nicht um Merkmale handelt, welche die völlige Ausschaltung solcher Stämme aus der Bevölkerung wünschenswert erscheinen lassen. Aber selbst wenn die familiäre Belastung bei einem Menschen zur individuellen geworden ist, d. h. wenn die keimgutmäßigen Voraussetzungen zum Auftreten eines erblichen Leidens bei ihm vorhanden sind, muß die Krankheit nicht unter allen Umständen zur Tatsache werden. Aus der Anlage wird in den allermeisten Fällen erst unter der Einwirkung von Umweltfaktoren das erbliche Merkmal. Gelingt es, diese Umwelt-

faktoren im Gegensinne wirksam zu beeinflussen, so wird auch die Erbkrankheit in ihrer Ausbildung verhindert, die schon ausgebildete häufig wieder gebessert oder gar geheilt werden können. Vererbung schließt erfolgreiches ärztliches Handeln nicht aus. Auch die Erbkrankheit ist der Prophylaxe (Verhütungskunst) und der Therapie (Heilkunst) zugänglich. Nur darf dabei nicht vergessen werden, daß das Keimgut durch solche Erfolge nicht beeinflußt wird; der geheilte Erbkranke kann die entartete Anlage ebenso weitergeben wie der nicht geheilte. Ärztliches und eugenisches Wirken müssen daher stets Hand in Hand gehen.

Was wissen wir über die Vererbung psychischer Anomalien?

Von Dr. med. Hans Burkhardt, Hamburg.

Wenn dem Begriffe Erblichkeit leicht etwas Unsolides und Dunkles anhaftet, so liegt das an dem romantischen und undisziplinierten Denken der Mehrzahl der Menschen. Das Erblichkeitsproblem aus diesem Grunde zu vernachlässigen, würde aber ebenso in das Gebiet des undisziplinierten Denkens gehören. Der Laie denkt undiszipliniert, wenn er sagt: Das Kriegserlebnis, oder unglückliche Liebe, oder das Alleinsein, oder die Beschäftigung mit okkulten Dingen haben diesen Menschen geisteskrank werden lassen. In Wirklichkeit hat der Weltkrieg nicht zu einer Zunahme der Geisteskrankheiten geführt. Mit irgendeiner Liebesnot haben sich wohl die meisten Menschen auseinanderzusetzen. Die Lösung des Kontaktes mit der Außenwelt und Neigung zu wirklichkeitsfernem Denken aber ist bereits Ausdruck einer bestimmten seelischen Verfassung, die wir als schizoid bezeichnen, weil sie mit der Geisteskrankheit Schizophrenie („Spaltungsirresein", „affektive Verblödung") in engem Zusammenhange steht und nicht nur bei der vorpsychotischen Persönlichkeit der Kranken selbst, sondern bemerkenswerterweise auch bei ihren Blutsverwandten, auch wenn sie nicht geisteskrank werden, häufig beobachtet wird.

Freilich gibt es krankhafte seelische Entwicklungen, bei denen sich scheinbar alles einfühlbar und verständlich aus seelischen Erlebnissen erklärt. Die psychoanalytische und verwandte Forschungsrichtungen haben unsere Menschenkenntnis sehr vertieft. Aber sie sind wegen ihrer romantischen Färbung und weil sie etwas Eingeengtes haben, in gewissem Sinne Modeströmungen. Beachtenswert sind demgegenüber konkrete Fälle wie dieser: Ein Kollege behandelt einen Mann, der in Gesellschaft, Speisewagen oder Gaststätte nicht essen kann wegen der Zwangsvorstellung, es müsse ihm schlecht werden. Sein Leiden reicht in die frühe Kindheit zurück, bis zu der Erinnerung, daß er als 3 jähriges Kind in der Bahn gezwungen worden sei, gegen seinen Willen Milch zu trinken. Er erfährt aber erst jetzt, daß eine Tante von ihm an ganz ähnlichen Zwangsvorstellungen, die sich auf den Magen beziehen, leidet. Oder: Ein Mensch kann es nicht ertragen, z. B. im Schiff unter einer Brücke zu stehen, auf der viele Menschen sind, ich erfahre zufällig, daß der Vater im Theater nicht unter einem Kronleuchter sitzen konnte. Die verschiedensten Formen von Furchterscheinungen (z. B. Errötungsfurcht) und Zwangsneurosen, Paradefälle der Analytiker, sind, soweit man aus den bisher

gesammelten Familientafeln ersehen kann, ausgesprochen erblich. Das auslösende seelische Erlebnis ist bei vielen geistigen Störungen nur ein „Schlüsselerlebnis", d. h. im Laufe des Lebens findet sich bei entsprechender Veranlagung das spezifische Erlebnis ganz von selber, das in die krankhafte Einstellung hineinführt.

Bedeutsamer ist der Zusammenhang von geistigen Störungen mit rein körperlichen Schädigungen. Doch spielt auch hier die Erblichkeit eine bei oberflächlicher Betrachtung unerwartete Rolle. Ein Mann kommt in die Klinik mit einer eigenartigen Psychose manischer Färbung, die sich im Anschluß an Blinddarmoperation und Fieber gezeigt hatte. Zufällig war der Vater vor Jahren in derselben Klinik. Aus dem Krankenblatte ist zu ersehen, daß seine Psychose damals ganz der des Sohnes glich und auch im Anschluß an eine fieberhafte Krankheit (Gesichtsrose) aufgetreten war. Es hängt von der erblichen Bereitschaft ab, wie der „seelische Apparat" auf Störungen im übrigen Körper antwortet. Bei den mannigfachen seelischen Schwankungen und Geisteskrankheiten, die im Zusammenhange mit den zyklischen Schwankungen im Organismus der Frau oder mit Schwangerschaft und Geburt auftreten, sind diese Faktoren nicht als wesentliche Ursache, sondern nur als letzter Anstoß zu bezeichnen.

In der modernen Psychiatrie hat sich das Wort von der mehrdimensionalen Betrachtung der Krankheiten eingeführt. Das bedeutet, daß z. B. die Betrachtungsweise des Analytikers und die des Erblichkeitsforschers sich in gewissen Grenzen nicht ausschließen, sondern nur verschiedene Seiten desselben Krankheitsbildes erfassen. Das Bestreben, die erbliche Komponente möglichst rein herauszustellen, erweist sich dabei als sehr fruchtbar. Man ist auf der Suche nach den biologischen Wurzeln der Persönlichkeit, nach den anlagemäßig gegebenen Bausteinen und gewinnt dadurch eine biologisch vertiefte Betrachtung auch des „normalen" Charakters. Es zeigt sich nämlich, daß für die Gestaltung einer Psychose gewisse Charakterkomponenten von Bedeutung sind, die sich in abgeschwächter Form auch bei gesunden oder leicht psychopathischen Menschen finden. Ich muß mich hier begnügen, auf die oben genannte Beziehung zwischen schizoid und schizophren hinzuweisen. Nichts zeigt uns so sehr die umfassende Bedeutung der Erblichkeit als diese Zusammenhänge zwischen Psychose und Charakter.

Für die Beurteilung der Entwicklung und Prognose der meisten Psychosen kann der Psychiater heute das Studium des Charakteraufbaues und der Erblichkeitsverhältnisse nicht mehr entbehren. Die genealogische Forschung ist heute sogar maßgebend für die Frage der Zugehörigkeit einzelner umstrittener Krankheitsbilder zu dieser oder jener größeren Gruppe. Und wenn man auch diese größeren Gruppen (Schizophrenie, manisch-depressives Irresein)[1]) beibehalten wird, so wird sich doch vielfach zeigen, daß fast keine der erblich bestimmten Psychosen in Symptomenbild und Prognose ganz einer andern gleicht. Wir übersehen heute noch nicht, wie weit Verschiedenheiten der Psychosen von Rassenverschiedenheiten abhängen. Trotz mangelhafter Statistiken kann man schon sagen, daß in Deutschland von Süden nach Norden das manisch-depressive Irresein im Verhältnis zur Schizophrenie wesentlich an Häufigkeit abnimmt. Bemerkenswert sind auch die Besonderheiten vieler jüdischer Psychosen. Interessant ist der Zusammenhang gewisser Psychosen mit bestimmten Körperbautypen oder besonderen Verhältnissen bzw. Störungen der inneren Sekretion, z. B. im Sinne des Basedow. Eigenartig ist, daß atypische Psychosen sich manchmal in derselben Familie gehäuft finden

[1]) Periodische Geisteskrankheit mit heiterer oder trauriger Verstimmung.

und die einzelne Familie oft gewissermaßen ihre eigene Psychose hat. Ich könnte u. a. ein Beispiel von gehäuftem Vorkommen atypischer Depressionen im Rückbildungsalter in einer Familie nennen und verweise u. a. auch auf eine Arbeit von Kolle (Zur Klinik und Vererbung der Degenerationspsychosen, Arch. Psychiatr. 1926, 78).

Für die großen Krankheitsgruppen seien nun noch einige vererbungsstatistische Daten genannt. Die Unterlagen hiezu verdanken wir den Forschungen Rüdins und Luxenburgers, die auf Grund umfassender Statistik die für die Eugenik so wichtige Möglichkeit der empirischen Erbprognosebestimmung anstreben.

Die Aussicht an manisch-depressivem Irresein zu erkranken, wird für Menschen ohne nachweisbare erbliche Belastung auf 4,1 : 1000 geschätzt. Dagegen bleibt von den Nachkommen eines manisch-depressiven Elters nur $^1/_3$ gesund, $^1/_3$ erkrankt an der gleichen Psychose und $^1/_3$ ist in leichterem Grade abartig im Sinne der zykloiden Psychopathie (Neigung zu Stimmungsschwankungen). Sind beide Eltern manisch-depressiv, so ist es über die Hälfte der Kinder ebenfalls, der Rest ist psychopathisch. Voll gesunde Nachkommen werden dann nicht beobachtet.

An Schizophrenie erkranken mindestens doppelt so viel Menschen wie an manisch-depressivem Irresein. Von den Kindern eines schizophrenen Elters wird etwa $^1/_{10}$ schizophren, mehr als $^1/_3$ ist deutlich schizoid-psychopathisch. Man sieht, daß die Schizophrenie sich nicht so kontinuierlich vererbt, sie gehört im Gegensatze zum manisch-depressiven Irresein zu den Erbkrankheiten, die einzelne Generationen überspringen und bei den Seitenlinien und da, wo in den Familien beider Eltern gleichsinnige Belastung ist, zum Vorschein kommen, bei denen man also rezessiven Erbgang annimmt. Was die Sache verwickelt, ist, daß wir erstens mit mehreren Teilanlagen, deren Zusammentreffen zur Psychose führt, rechnen müssen und wir noch nicht wissen, ob diese Teilanlagen einfach in schizoider Veranlagung bestehen oder ob noch ein anderer psychosemachender Faktor hinzukommen muß. Zweitens ist der Kreis der schizophrenen Psychosen sehr groß und man kommt mehr und mehr dazu, eine Kerngruppe (Katatonie, Hebephrenie) herauszustellen, das sind die Krankheitsfälle, die sich offenbar ganz schicksalhaft in einem bestimmten Alter entwickeln und bei eineiigen Zwillingen, also Zwillingen, die sehr erbähnlich, vielleicht erbgleich sind, überraschend gleichartig verlaufen (Luxenburger). Vielen anderen Formen wird man nur durch die „mehrdimensionale" Betrachtungsweise gerecht.

Klassische Erblichkeitsverhältnisse liegen nur für ein paar seltene auch klinisch klar umgrenzte Psychoseformen vor, so für den einfach-dominanten erblichen „Veitstanz" und die rezessive Myoklonusepilepsie. Bei der gewöhnlichen Epilepsie[2]) sind die Verhältnisse wieder verwickelter. Es gibt wohl je nach der Stärke der Anlage Menschen, die ohne und solche, die erst nach äußerer Hirnschädigung epileptisch werden. Die Kinder eines epileptischen Elters sind zu etwa $^1/_{10}$ epileptisch. Im Erbkreis der Epilepsie zu finden und also anlagemäßig mit ihr verwandt sind geistige und körperliche Anomalien verschiedenster Art: Migräne, Reizbarkeit, Bettnässen, Schwachsinn.

Von Gehirnkrankheiten, die mit Erblichkeit nichts oder nur wenig zu tun haben, sind zahlenmäßig von Bedeutung nur die syphilitischen, vor allem die

---

[2]) Fallsucht, Anfälle von Bewußtlosigkeit verbunden mit Muskelkrämpfen.

progressive Paralyse. Man nimmt an, daß irgendeine angeborene Disposition auch bei der Paralyse mitwirkt, aber sie betrifft nicht die Gehirnfunktionen. Die Erbforschung zeigt, daß Blutsverwandte von Paralytikern mit seelischen Anomalien nicht stärker belastet sind als der Durchschnitt. Die andern Fälle, wo das Hirn durch rein äußere (exogene) Einwirkungen, Geschwulst, Unfall, Gift, Entzündung geschädigt wird, sind zahlenmäßig selten. Beim Alkoholismus dagegen sind erbliche Faktoren von großer Bedeutung, insofern die Trunksucht oft nur Symptom leichterer oder schwererer Psychopathie, oft solcher aus dem epileptischen Formenkreis ist. Bei den Altersveränderungen des Gehirnes (senile Demenz) spielt der anlagemäßige Faktor und die Neigung zu geistigen Störungen auch anderer Art eine sehr große Rolle. Wiederum mehr exogen wirkt die Hirnarterienverkalkung, aber auch hier wird oft nur ein anlagemäßiger Mechanismus (z. B. Depression) ausgelöst.

Der angeborene Schwachsinn ist keine einheitliche Erscheinung. Nach Goddards Forschungen ist er sicher erblich in etwa $^2/_3$ der Fälle. Unter den schweren Formen (Idiotie) sind mehr nichterbliche Fälle als unter den viel häufiger vorkommenden leichteren. Die Durchforschung größerer Familien, z. B. der Verwandtschaft von Hilfsschulkindern, hat gezeigt, in welch ausgesprochen erblicher Weise der Schwachsinn auftreten kann. Viele Forscher nehmen einfach-rezessiven Erbgang an. Vielleicht gibt es aber Formen von Schwachsinn, die sehr verschiedenen Erbkreisen zugehören.

Diese Zugehörigkeit zu verschiedenen Erbkreisen gilt in ähnlicher Weise für die Psychopathie (alle Formen angeborener Charakteranomalien fallen unter diesen Begriff). Wir sprachen schon kurz von schizoiden und zykloiden Psychopathen. Ein wesentliches Kennzeichen vieler Psychopathen, die Haltlosigkeit, ist aber vielleicht ein Defekt für sich, ein Defekt von besonderer praktischer Wichtigkeit, weil er die Grundlage der meisten asozialen und antisozialen Verhaltungsweisen ist. Lange zeigt in dem schönen Buch „Verbrechen als Schicksal" an Untersuchungen eineiiger Zwillinge, in wie erstaunlichem Maße, fast könnte man sagen: die Kriminalität, man muß aber sagen: die Haltlosigkeit erblich ist. Nicht weniger eindrucksvoll zeigten Langes Untersuchungen in einem Münchener Elendsquartier [3]), in welchem Maße sich in einer bestimmten asozial lebenden Brutgemeinschaft von Menschen schwere Minderwertigkeiten, Haltlosigkeit, Arbeitsscheu, Schwachsinn, Trunksucht gehäuft finden.

Es ist nicht selten, daß verschiedene geistige Minderwertigkeiten in Familien oder bei Einzelmenschen gehäuft auftreten. Die Hauptursache ist wohl, daß abartige Menschen sich gerne unter sich begatten und so eine noch stärker belastete Nachkommenschaft zeugen. Man spricht dann von Degeneration. Es wäre aber besser, diesen romantischen Begriff nicht zu gebrauchen. Die alte Lehre Morels, die auch bei den Schriftstellern der damaligen Jahrzehnte spukte, daß in der Geschlechterfolge auf leichte nervöse Abartung Geisteskrankheit und im letzten Glied Idiotie folge, findet in der Erbforschung keine Stütze. Es gibt hier weder Degeneration noch Regeneration, es kommt alles auf die Gattenwahl an. Die Familienforschung weiß schlagende Beispiele dafür, z. B .den guten und den schlechten Zweig der berühmt gewordenen Familie Kallikak. Eine Familie kann „degeneriert" erscheinen, wenn man sie, wie so oft, nur im Mannesstamme verfolgt. Könnte man aber die ganze Ahnenreihe überschauen, so würde man die Bausteine, aus denen die Erbmasse des Nachfahren besteht, dort alle wieder finden. Nur Folgendes

[3]) Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. 24, S. 299 ff.

ist noch hinzuzufügen: Hoffmann zeigt an Erbanalysen, wie die Unausgeglichenheit bestimmter Psychopathentypen sehr schön aus dem Zusammentreffen zu gegensätzlicher elterlicher Charakterkomponenten erklärt werden kann. Wahrscheinlich ist es vorwiegend günstig, wenn Menschen mit ähnlicher Erbmasse heiraten — vorausgesetzt, daß sie nicht erblich belastet sind. Deshalb kann man auch gegen die Inzucht keine besonderen Bedenken haben. Hier gilt nämlich nur die allgemeine Regel: Ein Mensch, der erblich belastet ist, zumal mit Krankheiten rezessiven Erbganges, soll nicht in eine gleichartig belastete Familie, also auch nicht in die eigene hineinheiraten.

Wissen wir nun etwas über eine Zunahme der Geisteskrankheiten im Volksganzen? Wenn die Irrenanstalten voller werden, so sind da äußere Gründe: Schwinden des Vorurteils, Wohnungsnot, Lösung der Familie. Daß durch Alkohol, Syphilis, oder andere sogenannte Keimgifte eine dauernde oder gar fortschreitende erbliche Schädigung erzeugt wird, ist unerwiesen. Noch haltloser ist die Annahme, daß aus irgend geheimnisvollen Gründen ein Volk degenerieren soll. Wir wissen nur dies: Die geistigen Anomalien nehmen im Volk zu oder ab, je nachdem ob die Abartigen viele oder wenige Nachkommen haben.

Damit kommen wir zum rassenhygienischen Schlußteile. Von den geistig Abnormen haben zwei Gruppen eine bedenklich hohe Nachkommenzahl: Das sind die Schwachsinnigen. Prokein zeigt, daß die Geschwisterzahl der Hilfsschulkinder um wenigstens 50—60% größer ist als die normaler Kinder. Zweitens sind es die asozialen, haltlosen, im Triebleben verantwortungslosen Psychopathen. Die von Lange untersuchten Familien im Münchener Elendsviertel waren auch durch besonders hohe Nachkommenzahl „gesegnet". Beide Gruppen werden heute zudem ungewollt aber planmäßig durch die Einrichtungen des Staates gefördert. Kinder von Minderwertigen, Trinkern, Kriminellen, vaterlose Kinder werden mit Fürsorge überschwemmt.

Im Gegensatze dazu bleibt die Kinderzahl der anderen Gruppen, besonders der eigentlichen Geisteskranken, wohl unter dem Durchschnitte. Manche Vorschläge gehen dahin, alle Geisteskranken durch den kleinen Eingriff der Sterilisation unfruchtbar zu machen. Ich halte das nicht für dringlich und habe grundsätzliche Bedenken. Der Kenner weiß, wie häufig z. B. im schizophrenen Erbkreis ungewöhnliche und wertvolle Anlagen, Feinfühligkeit, seltene Begabung zu Hause sind. Ich teile mit jedem Eugeniker die Wertung, daß die Krankheit an sich Minderwertigkeit ist. Aber wenn der Kranke diesem Minus im Erbplasma ein Plus, nämlich wertvolle Teilanlagen entgegenzustellen hat, dann soll man beides gegeneinander abwägen und sich nicht zu schnell entscheiden. Die Rassenhygiene muß sich vor nichts so hüten als vor einer irgendwie engen Wertung. Um so entschiedener gilt es, unanfechtbare Forderungen aufzustellen, denen kein besonnener Mensch ausweichen kann. Zu fordern ist die Unfruchtbarmachung der Menschen, die offenbar irgendwelche wertvollen Anlagen nicht weiter zu geben haben. Das gilt selbstverständlich für alle Geisteskranken, die außerdem aus mit Schwachsinn oder asozialer Neigung belasteter Familie stammen. Die gar nicht so seltenen Träger gehäufter Minderwertigkeiten von der Fortpflanzung auszuschließen, ist selbstverständlich von doppelter und dreifacher Wichtigkeit. Unbedingt zu fordern sind aber auch rasche Maßnahmen gegen die Fortpflanzung aller asozial-haltlosen und schwachsinnigen Individuen, deren starke Vermehrung höchst bedrohlich wird in einem Staate, der ganz auf soziale Fürsorge eingestellt ist, und in einer Zeit, in der wohl alle anderen Volksangehörigen ihre Kinderzahl einschränken.

Was kann der Einzelne tun?

Von Prof. Dr. Fritz Lenz, München.

In anderen Beiträgen zu diesem Hefte, das dem rassenhygienischen Gedanken gewidmet ist, sind die Gefahren geschildert, die dem Erbgut unseres Volkes drohen, und Mittel und Wege besprochen, durch die der Staat dem Unheil Einhalt gebieten könnte. In diesem Beitrag soll nun zu zeigen versucht werden, was der Einzelne auch unter den bestehenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen im Dienste der Gesundung der Rasse tun kann.

Eine solche Fragestellung setzt ein Ziel voraus, die Überzeugung, daß das Leben der Rasse Wert hat, einen Wert, der über den des individuellen Lebens hinausgeht. Diese Überzeugung bedeutet eine Absage an den Individualismus des 19. Jahrhunderts, der das Individuum als letzten Wert, als „Zweck an sich selbst" ansah. Die individualistische Sittenlehre erschöpfte sich in der Regelung der Beziehungen der Individuen zueinander. Sie hat das überindividuelle Leben, das Leben der Rasse, vergessen. Auch der Sozialismus des 19. Jahrhunderts wurzelte im Grunde in der individualistischen Wertlehre. Infolgedessen hat auch die sozialistische Staatspolitik ebenso wie die individual-kapitalistisch orientierte die Interessen der Rasse bisher vernachlässigt. Es kommt heute immer weiteren Kreisen zum Bewußtsein, daß der individualistische Staat gerade das Wichtigste versäumt hat und noch versäumt. Die Kulturkrise der Gegenwart rührt wesentlich daher, daß der Individualismus in immer extremerer Verfolgung seiner Grundsätze sich schließlich selbst zu Tode hetzt. Er war nur solange lebensfähig, als er noch von organischen Werten der Vergangenheit zehren konnte. Mit der Verabsolutierung des Individuums aber hat das individuelle Leben seinen Sinn verloren. Daß es „Zweck an sich selbst" sei, bedeutet im Grunde, daß es keinen Zweck habe, keinen Wert und keinen Sinn.

Wir sehen das Individuum heute wieder als Glied in der Kette der Generationen. Das individuelle Leben hat dadurch einen neuen Sinn bekommen, einen Sinn, der im Grunde ein uralter ist. Der Einzelne ist Träger der Erbmasse der Ahnen und damit des Lebens der Rasse. Das bedeutet eine neue Verpflichtung, eine neue Verantwortung, eine größere, als sie der Individualismus jemals begründen konnte. Der Einzelne hat die Aufgabe, das Erbe der Ahnen zu bewahren und es unversehrt an die kommenden Geschlechter weiterzugeben. Es ist ein Ziel, das in die Unendlichkeit weist.

Diese neue Bindung bedeutet keine Unfreiheit. Im Gegenteil, während der sozialistische Staat ebenso wie der kapitalistische die Freiheit der Individuen immer mehr einengen, wird der organische Staat der Zukunft darauf bedacht sein müssen, dem Individuum so viel Freiheit wie möglich zuzugestehen, denn eben in der freien Tat, in der eigenen Initiative, bewährt sich die tüchtige Erbmasse. Die individuelle Freiheit findet ihre Grenzen erst im Wohl des Ganzen, im Leben der Rasse. Ein Individualismus innerhalb der rechten Grenzen, der nicht letztes Prinzip der Wertsetzung sein will, wird also durch die Wertung der Rasse keineswegs aufgehoben; er findet vielmehr gerade im Dienste der Rasse ein fruchtbares Feld der Betätigung.

Daher bedeutet auch das, was das Ideal der Rasse von dem Einzelnen verlangt, keine Beeinträchtigung seines individuellen Glücks. Was der Einzelne im Dienste der Rasse tun kann, dient zugleich auch seinem eigenen wohlverstandenen

Interesse. Für den normal veranlagten Menschen sind eine glückliche Ehe und blühende Kinder die größte Quelle des Glückes. Um würdig zu sein einer hochgearteten Gattin, muß der junge Mann sich gesund und rein erhalten; es ist gewißt nicht immer leicht, alle Versuchungen zu vermeiden und sich bietende zu überwinden; aber auf das Ganze des Lebens gesehen dient der Verzicht auf Befriedigung unmittelbaren Lustbegehrens, wo diese nicht in einwandfreier Weise erfolgen kann, zugleich dem größtmöglichen Glück der Persönlichkeit. Es gibt kaum ein größeres Unglück als das eines Menschen, der durch erworbene Krankheit unwürdig geworden ist, um eine edle Frau zu werben. Nicht viel anders liegt der Fall, wenn gesunde junge Paare auf Kinder verzichten, weil sie erst einmal „etwas vom Leben haben", große Reisen machen, dem Sport leben oder in der Gesellschaft glänzen wollen. Später droht ihnen die furchtbare Einsamkeit der alternden kinderlosen Leute, denen das Leben sinnlos geworden ist. Noch schlimmer ist es freilich, minderwertige und entartete Kinder zu haben. Nicht nur, daß die Eltern dauernd das Elend solcher Kinder vor Augen haben und ihre Unfähigkeit, mit dem Leben fertig zu werden; entartete Kinder wirken auch wie ein dauernder Vorwurf für die Eltern. Für Menschen, die auf Grund erblicher Belastung annehmen müssen, daß sie wahrscheinlich minderwertigen Kindern das Leben geben würden, ist der Verzicht auf Kinder daher das kleinere Übel. Auch in diesem Fall aber steht das Interesse der Rasse nicht im Widerspruch mit dem der Individuen. Beide verlangen dasselbe.

Ich möchte übrigens nicht den Eindruck erwecken, als ob ich den Wert der Entsagung und des Opfers nicht zu würdigen wüßte. Wohl dient das, was das Wohl der Rasse verlangt, im Ganzen auch dem Glücke der Individuen. Aber der Satz ist nicht umkehrbar. Andernfalls würde ja die raffinierteste individuelle Glückstechnik zugleich der beste Weg zum Dienste am Ganzen sein. So herum geht die Rechnung nicht auf. Es gibt Fälle, in denen Entsagung und Opfer nötig sind. Der Einzelne würde sich ja selbst verachten müssen, wenn er nicht zum Opfer im Dienste der überindividuellen Werte bereit wäre. Gerade das heroische Opfer, das bis zur Hingabe des Lebens gehen kann, läßt sich durch das individualistische Wertprinzip nicht begründen. Es findet seinen Sinn erst in den überindividualistischen Werten.

Eine Möglichkeit, die Erbmasse des Individuums zu veredeln, gibt es nicht. Erziehung und Bildung sind gewiß von hohem Werte für das Individuum und für die Gesellschaft. Die Erbmasse wird dadurch aber nicht verbessert. Das gilt von der körperlichen Erziehung ebenso wie von der geistigen. Es gibt keine „Vererbung erworbener Eigenschaften". Eine andere Frage ist die der Schädigung der Erbmasse durch Alkoholismus und andere Giftwirkungen. Wenn es bisher noch nicht gelungen ist, die Schädigung der Erbmasse durch Alkohol eindeutig zu beweisen, so ist eine Unschädlichkeit des Alkoholmißbrauchs in dieser Hinsicht noch viel weniger erwiesen. Manche Anhaltspunkte sprechen dafür, und auf jeden Fall werden nicht wenige an sich hochwertige Menschen durch Alkoholismus zugrundegerichtet und damit aus dem Lebensstrom der Rasse ausgeschaltet. Entsprechendes gilt auch von der Syphilis; und was die häufigste Geschlechtskrankheit, den Tripper, betrifft, der für die individuelle Gesundheit weniger schwerwiegende Folgen zu haben pflegt, so ist er die häufigste Ursache der Unfruchtbarkeit in beiden Geschlechtern. Ein unfruchtbarer Mensch aber hat natürlich kein Recht, einen hochwertigen Gatten zu nehmen und ihn damit um die Aussicht auf Nachkommenschaft zu bringen.

Während eine Bereicherung der individuellen Erbmasse nicht in menschlicher Macht liegt, gilt das durchaus nicht von der Erbmasse eines Volkes. Wenn sich die mindertüchtigen Sippen stärker fortpflanzen als die tüchtigen, so geht die Rassentüchtigkeit des Volkes herunter; und das ist gegenwärtig leider der Fall. Wenn sich die Gesunden und Hochgearteten dagegen stärker fortpflanzen, so hebt sich die Rassentüchtigkeit der Bevölkerung. Die staatlichen Maßnahmen, welche in dieser Hinsicht getroffen werden könnten, werden in diesem Heft an anderer Stelle besprochen. Aber auch der Einzelne ist berufen, zu seinem Teil dabei mitzuwirken. Gesunde und tüchtige Menschen sollten ihre Ehre darein setzen, so viele Kinder aufzuziehen, als mit ihrer wirtschaftlichen Lage irgend vereinbar ist. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, daß zwei Kinder zur Erhaltung der Familie ausreichten. Sie würden nur dann ausreichen, wenn alle Kinder das erwachsene Alter erreichen und heiraten würden und wenn es keine unfruchtbaren Ehen gäbe. Bei allgemeinem Zweikindersystem geht eine Bevölkerung in einem Jahrhundert auf etwa ein Drittel ihres Bestandes zurück. Tatsächlich reichen noch nicht einmal 3 Kinder im Durchschnitt zur Erhaltung der Familie aus, sondern unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Säuglingssterblichkeit und der Heiratshäufigkeit erst 3,4 Kinder je Ehe. Diese Zahl darf aber nicht als Norm angesehen werden. Gesunde und tüchtige Ehepaare sollten mehr Kinder aufziehen, so viele wie ihre wirtschaftlichen Verhältnisse irgend gestatten; und das sind mehr, als man heute in weiten Kreisen sich einbildet.

Mit ernsten erblichen Mängeln behaftete Menschen sollten natürlich auf die Erzeugung von Kindern verzichten. Außer den zweifellos Tüchtigen und den glücklicherweise viel weniger zahlreichen zweifellos Untüchtigen, gibt es nun noch eine große Zahl von Menschen, die ihrer Tüchtigkeit nach zwischen diesen Gruppen stehen. Alle diese von der Ehe auszuschließen, würde eine unnötige Grausamkeit darstellen. Die Mindertüchtigen sollten vielmehr untereinander heiraten, und die Volltüchtigen natürlich ebenfalls. Für die unter dem Durchschnitt der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit stehenden Ehepaare dürften ein bis zwei Kinder das Richtige sein, für die überdurchschnittlich Tüchtigen aber mehr als drei. Begabte Eltern haben eine um so größere Wahrscheinlichkeit, hochbegabte Kinder zu bekommen, je größer ihre Kinderzahl ist.

Wenn es der Mensch zwar nicht in der Hand hat, seine eigene Erbmasse zu verbessern, so kann er doch einen gewissen Einfluß auf die Bestimmung der Erbmasse seiner zukünftigen Kinder nehmen; denn diese stammt ja nur zur Hälfte von ihm selber, zur anderen Hälfte dagegen von dem anderen Eheteil. Mit anderen Worten, die Ehewahl entscheidet zum guten Teil über die erbliche Veranlagung der Kinder; und die Rücksicht auf die voraussichtliche Beschaffenheit der Kinder sollte bei der Ehewahl stets mit in erster Linie ausschlaggebend sein. Kein Mann sollte eine Frau heiraten, die er nicht als geeignete Mutter für seine zukünftigen Kinder ansehen könnte; und kein Mädchen sollte einen Mann nehmen, von dem sie nicht Kinder haben möchte.

Die wichtigste, wenn auch nicht einzige Bedingung einer guten Ehewahl ist körperliche und geistige Gesundheit. Es kann nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, die Gesichtspunkte ärztlicher Eheberatung zu entwickeln. Ich darf in dieser Hinsicht auf die dritte Auflage meiner „Rassenhygiene“ [1]) verweisen. Dort sind auch die

[1]) Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 3. Aufl. München 1931. J. F. Lehmann. Geb. M. 17.—.

Gefahren der Verwandtenehe für die Nachkommenschaft besprochen, sowie auch die Fälle, in denen die Bedenken gegen eine Verwandtenehe gegebenenfalls zurückgestellt werden können. Besser ist es aber, daß die Jugend von vorneherein dahin erzogen wird, daß eine Vetternehe ersten Grades unstatthaft ist, erst recht natürlich eine Ehe zwischen Onkel und Nichte.

Außer den rein gesundheitlichen Rücksichten gibt es aber noch eine Reihe anderer, die für das individuelle Glück nicht weniger entscheidend sind als für das Gedeihen der Rasse. Ich habe in meiner „Rassenhygiene“ eine Tafel der Gesichtspunkte gegeben, die für eine Ehewahl wichtig sind und sie ausführlich erläutert. Der bekannte medizinische Schriftsteller Dr. Waldemar Schweisheimer hat in einer Besprechung in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 26. Mai 1931 dagegen eingewandt, daß durch solche Gedankengänge gewiß nicht eine zuverlässigere Führung gegeben werde als durch den großen Führer der Natur: die Liebe. Es handelt sich aber keineswegs darum, die Liebe durch rassenhygienische Vernunft ersetzen zu wollen, sondern vielmehr darum, die Liebe, die bekanntlich blind ist und die oft zu den größten Mißgriffen führt, gewissermaßen sehend zu machen. Selbstverständlich ist die Liebe von höchster Bedeutung für das Leben der Rasse. Sie ist unter natürlichen Verhältnissen ein wichtiges Mittel der Auslese; aber sie verbürgt im Einzelfall nicht eine richtige Wahl. Alle Werte, die sonst von Menschen geschätzt zu werden pflegen, sind auch für die Entstehung der Liebe von Bedeutung. Daher kann die Tafel der Ehewerte sehr wohl dazu beitragen, die Liebe in eine gesunde Richtung zu lenken. Weit entfernt, die Liebe etwa ausschalten zu wollen, ist das rassenhygienische Ideal berufen, der Liebe ihren ursprünglichen Sinn wiederzugeben, dem Leben der Rasse zu dienen.

Die unglückliche Ehe ist erblich. Wer in eine Familie heiratet, in der Zwist oder Zank herrschen, hat damit zu rechnen, daß diese auch in seiner Ehe und Familie wiederkehren werden. Wer ein Mädchen zur Frau nimmt, die in ihrer Familie „verkannt“ wird, muß darauf gefaßt sein, eine „unverstandene Frau“ zu bekommen. Wenn dagegen beide Teile aus einträchtigen und harmonischen Familien stammen, so haben sie eine Gewähr für ein glückliches Ehe- und Familienleben; und der Rasse kommt ihre Verbindung durch Züchtung des Familiensinns zugute.

Es dürfte angezeigt sein, in dieser Zeitschrift, die sich mit den Beziehungen von Volk und Rasse beschäftigt, auch auf die Bedeutung der Rasse im Sinne einer Unterabteilung des Menschengeschlechts für die Ehewahl einzugehen. Im allgemeinen ist die Ehe innerhalb der gleichen Rasse einer Mischehe entschieden vorzuziehen. Es ist selbstverständlich auch nichts dagegen einzuwenden, daß jemand seine Liebe zu der schlanken blonden nordischen Rasse auch in der Ehewahl betätigt. Aber blondes Haar verbürgt in einer gemischten Bevölkerung wie der unsrigen nicht edle Rasse und dunkles schließt sie nicht aus. Wichtiger ist die Gestalt und der Typus im ganzen, am wichtigsten die seelische Beschaffenheit. Es ist durchaus nicht von der Hand zu weisen, daß durch Rassenmischung auch seelisch disharmonische Veranlagungen entstehen können. Daß Rassenmischung andererseits auch die Entstehung genialer Begabung begünstigen kann, spricht keineswegs dagegen; denn das Genie ist meist disharmonisch, d. h. medizinisch gesprochen, psychopathisch veranlagt. Die schädlichen Folgen der Rassenmischung sind oft übertrieben worden; aber die Erfahrungen der allgemeinen Genetik sprechen immerhin in dem Sinne, daß neben einzelnen besonders günstigen Kombinationen dabei eine Mehr-

zahl von ungünstigen zu erwarten ist; und die speziellen Erfahrungen am Menschen sprechen auch nicht dagegen. Meine eigenen, allerdings beschränkten Beobachtungen deuten entschieden darauf hin, daß Psychopathien durch Rassenmischung entstehen können. Natürlich heißt das nicht, daß die Mehrzahl der Rassenmischlinge psychopathisch sein müsse, noch auch, daß die Mehrzahl der Psychopathen aus Rassenmischehen hervorgehe.

Die Mischehe zwischen Germanen und Juden, die bei uns als hauptsächliche Rassenmischehe in Betracht kommt, muß schon wegen ihrer sozialen Folgen für die Nachkommen dringend widerraten werden. Ich kenne mehr als einen Nachkommen aus solchen Mischehen, die darüber tief unglücklich sind.

Die Voraussetzung einer gedeihlichen Ehe für den Mann ist eine auskömmliche Lebensstellung. Auch die tägliche Berufsarbeit erhält damit ein überpersönliches Ziel; auch sie kann Dienst an der Rasse sein. Für die Frau kann ein Beruf in der Regel allerdings nicht die Grundlage für die Eheschließung sein; für sie ist der Beruf im besten Fall ein unvollkommener Ersatz für ihren eigentlichen Beruf als Hausfrau und Mutter. Es ist eine dringende Aufgabe des Staates, durch eine großzügige soziale Reform im Sinne des Ausgleichs der Familienlasten möglichst viele Frauen in die Familie zurückzuführen und damit auch den Arbeitsmarkt für die Männer zu entlasten. Dem einzelnen jungen Mädchen aber kann man heute nicht etwa raten, zu Hause sitzen zu bleiben und auf den Mann zu warten, der vielleicht doch niemals kommt. Die Vorbereitung auf einen Erwerbsberuf, den heute leider die meisten Eltern für ihre Töchter ins Auge fassen müssen, sollte zugleich möglichst große Aussichten auf Verheiratung bieten, zum mindesten diese nicht beeinträchtigen. Die beste Berufsvorbereitung für ein Mädchen ist eine solche, in deren Verlauf die Ausübung eines Berufes durch eine gute Heirat unnötig wird.

Die Mädchen tun im allgemeinen gut, früh zu heiraten. Schon Ende der zwanziger Jahre sind die Heiratsaussichten des weiblichen Geschlechts viel schlechter als mit 20 oder 18 Jahren. Auch für das männliche Geschlecht ist durch soziale Reformen eine Herabsetzung des Heiratsalters anzustreben derart, daß auch die Angehörigen geistiger Berufe wenigstens mit 25 Jahren heiraten könnten. So wie die Dinge heute liegen, kann man dem jungen Manne aber leider nicht zu so früher Eheschließung raten. Er würde dadurch nicht nur in seiner Berufslaufbahn gehemmt werden, sondern er kann dann auch keine so hochwertige Frau bekommen als nach Erringung einer angemessenen Lebensstellung. Die Frau sollte in der Regel 5 bis 10 Jahre jünger sein als der Mann.

Auch die Erziehung erhält durch den Dienst an der Rasse einen neuen Sinn. Es gilt die Ehrfurcht zu wecken vor der Kette des Lebendigen, das Verantwortungsgefühl gegenüber Ahnen und Enkeln.

Unsere Rasse kann die furchtbare Krise, in der sie sich befindet, nur überwinden, wenn eine Erneuerung der Werte in organischem Sinne eintritt. Der Individualismus muß durch einen neuen Gentilismus überwunden werden. Die Familie muß wieder in den Mittelpunkt des Lebens treten. Daran kann jeder in seinem Kreise mitwirken. Die Idee der Rasse ist in siegreichem Vormarsch begriffen. Möchte auch die Entscheidung siegreich sein!

Die Ausschaltung geistig Minderwertiger von der Fortpflanzung.

Von Dr. Otto Kankeleit, Nervenarzt in Hamburg.

Das ständige Anwachsen der Zahl der geistig Abartigen und die entsprechende Zunahme des Aufwandes für die lebensunfähigen und untüchtigen Elemente, für die „Ballastexistenzen“ (Hoche) ist ein Zeichen — und zugleich eine Anklage! — für die entartende Wirkung der Zivilisation. Diese Frage der Entartung infolge der Zivilisation ist viel umstritten. Es ist unverständlich, daß man sie angesichts der nicht wegzuleugnenden Tatsachen verneinen kann. Johannes Lange spricht den optimistischen Auffassungen hinsichtlich der Entartungsgefahr die innere Berechtigung ab. „Sie stützen sich auch vielmehr auf psychologische Gesichtspunkte und allgemeine Erwägungen als auf Tatsachen.“

Nachdem in der Kriegs- und Nachkriegszeit etwa 30% der Irrenanstaltsinsassen in Deutschland der Hungerblockade zum Opfer gefallen waren, hatte im Jahre 1923 die Zahl der in Anstalten internierten Geisteskranken usw. den Stand von 1913 wieder erreicht und in den letzten Jahren den Vorkriegsbestand überschritten [1]). Die Gesamtzahl der Anormalen in Deutschland — nicht nur der Internierten — läßt sich nur schätzen. Lenz rechnet über 250 000 Geisteskranke und Geistesschwache, 100 000 bis 200 000 Schwachsinnige, 75 000 Idioten, 100 000 Epileptiker und 6 Millionen Psychopathen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist nach Rothenberg [2]) jeder 325. Mensch Patient einer Heilanstalt für Nerven- oder Geisteskranke, während nur jede 2406. Person wegen Tuberkulose in Krankenhausbehandlung ist. Die Zahl der Personen, die sich in Anstalten für Geisteskranke befindet, betrug nach Rothenberg im Jahre 1918 300 000 und vergrößerte sich jährlich um etwa 10 000. Die Kosten für den Unterhalt der psychisch Kranken belaufen sich nach Rothenberg jährlich auf 80 Millionen Dollar, auf mehr als 1/8 der gesamten Staatsausgaben.

Welche Lasten einzelne entartete Familien der Allgemeinheit aufbürden können, zeigen besonders die näher untersuchten Stämme der Zero, Jukes, Kallikak, der Hill Folk Familie u. a. So hat die entartete Familie der Jukes in 75 Jahren dem Staate an Unterstützung und direktem Schaden 5 Millionen Mark gekostet.

Es widerspricht dem gesunden Menschenverstande, daß der Aufwand für einen Untauglichen größer ist als für einen Normalen, daß die Lebensbedingungen für die geistig und sozial Minderwertigen hygienischer sind als für die übrige Bevölkerung. Infolge der Fürsorge für die Geisteskranken hat die durchschnittliche Lebensdauer der Geisteskranken in den letzten 100 Jahren um 10 Jahre zugenommen, die der Gesamtbevölkerung nur um 5 Jahre.

Es muß etwas geschehen, um das weitere Ansteigen der Zahl der Geisteskranken und Geistesschwachen einzudämmen. Die Forderung der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ (Binding und Hoche), die Tötung von Idioten und

---

[1]) Ausführliches Material habe ich in meinem Buch „Die Unfruchtbarmachung aus rassenhygienischen und sozialen Gründen“ J. F. Lehmanns Verlag, München 1929 angeführt. (Preis geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—.)

[2]) „Psychische Hygiene in Amerika“, Ein Leitfaden der psychischen Hygiene, herausgegeben von E. Stransky, Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1931.

Geisteskranken wird von den meisten Psychiatern und Rassenhygienikern mit Recht abgelehnt.

Verwirklichen lassen sich dagegen Maßnahmen, welche die Verhinderung der Fortpflanzung der erblich Minderwertigen zum Ziele haben. Es kann dies geschehen:

1. durch Eheverbote,
2. durch Asylierung,
3. durch Unfruchtbarmachung.

Eheverbote sind als unwirksam abzulehnen, da sie die sexuelle Betätigung der geistig Minderwertigen kaum beeinflussen und nur den unehelichen Geschlechtsverkehr begünstigen würden.

Eine strenge Asylierung für die Dauer der Fortpflanzungsfähigkeit ist zweifellos ein sicheres Mittel, die Fortpflanzung zu verhüten, doch ist die Internierung die kostspieligste Art der Fürsorge, abgesehen davon, daß die Internierung im Interesse der Internierten wie der Gesellschaft in ihrem Ausmaße nicht uferlos werden darf: hat doch die Zahl der Internierten bereits eine solche Höhe erreicht, daß die Lasten für die Allgemeinheit kaum mehr tragbar sind. Daß die Bestrebungen derjenigen, welche für eine Frühentlassung (Bleuler) und für eine „offene Fürsorge in der Psychiatrie" (Roemer, Kolb, Falthauser) eintreten, jetzt in größerem Ausmaße zur Verwirklichung gelangen, ist eine Folge der wirtschaftlichen Lage, welche den immer größer werdenden Aufwendungen für die Internierung nicht gewachsen ist. Rassenhygienisch ist die offene Fürsorge sehr bedenklich. Es ist auf diese Gefahren wiederholt hingewiesen worden.

Unter den genannten Methoden ist die Unfruchtbarmachung die zweckmäßigste, sie ist auch eine Vorbedingung für die offene Fürsorge. Unter Unfruchtbarmachung sind zwei in ihren Folgen wesentlich verschiedene Eingriffe zu verstehen, die vom medizinischen Laien mitunter verwechselt werden. Zur Verhütung der Vererbung krankhafter Anlagen kommt nur die Sterilisation in Frage, d. h. die Durchtrennung des Samen- resp. Eileiters ohne Entfernung der Keimdrüsen. Die Kastration, die Entfernung der Keimdrüsen, ist ein in seinen Folgen viel schwererer Eingriff und kommt nur in seltenen Fällen, vor allem zur Beseitigung sexueller Triebstörungen bei Sittlichkeitsverbrechern in Betracht.

Die Sterilisation ist im Prinzip dasselbe wie die Anwendung von Präventivmitteln (Kondom, Pessar, chemische Mittel), welche nach einer Untersuchung von Gschwendtner von mindestens $^3/_4$ aller Ehepaare angewandt werden.

Die Methoden des Präventivverkehrs sind für die Fälle, bei welchen eine Befruchtung mit Sicherheit vermieden werden soll, nicht zuverlässig genug und, abgesehen davon, würden sie von Minderwertigen, deren Fortpflanzung unerwünscht ist, nicht ausreichend benutzt werden. Noch weniger wirksam ist natürlich die Empfehlung der Enthaltsamkeit.

Die Samenleiterdurchtrennung ist ein einfacher Eingriff, der ohne Narkose ausgeführt werden kann. Da nur ein kleiner Einschnitt in die Haut des Hodensackes gemacht wird, genügt Lokalanästhesie der entsprechenden Hautstelle.

Im Gegensatze zur Sterilisation des Mannes ist die der Frau schwieriger: die Eröffnung der Bauchhöhle und die Narkose sind notwendig, um die Durchtrennung der Eileiter vorzunehmen. Es wird auch von der Scheide her, um die Eröffnung der Bauchhöhle zu vermeiden, die Sterilisation versucht, doch dürfte diese Methode an Sicherheit der Tubendurchtrennung unterlegen sein. Es sei als

eine derartige Methode die von Dickinson genannt, bei welcher die Tubenöffnungen in der Gebärmutter mit einem Thermokautor verschorft werden.

Die hormonale Sterilisierung (Einspritzung von Ovarialopton resp. Plazentaopton) kommt für die Rassenhygiene nicht in Frage.

Gegen die Röntgensterilisierung bestehen rassenhygienisch insofern Bedenken, als mit der Möglichkeit einer Keimschädigung durchaus zu rechnen ist. Es handelt sich bei dieser Maßnahme nicht um eine eigentliche Sterilisation, als vielmehr um eine Kastration, da die Keimdrüsen mehr oder weniger geschädigt werden. Von praktischer Bedeutung wäre die Röntgenbestrahlung nur als Kastrationsmethode der Frau. Doch käme die Röntgenkastration bei der Frau nur in Betracht, wenn eine dauernde Unfruchtbarmachung garantiert werden könnte. Beim Mann ist sowohl die operative Sterilisation wie Kastration wegen der außerhalb der Leibeshöhle liegenden Keimdrüsen ein so einfacher und ungefährlicher Eingriff, daß kein Anlaß vorliegt, die in ihren Wirkungen unsichere Röntgenbestrahlung anzuwenden.

Fragen wir, welche Gruppen von Personen für die Unfruchtbarmachung in Betracht kommen, so ist dabei vor allem die Vererbung zu berücksichtigen. Sie ist die Voraussetzung zur rassenhygienischen Sterilisierung.

Die wichtigste Gruppe für die Unfruchtbarmachung sind die Leicht- und Mittelschwachsinnigen. Die Idioten kommen für die Unfruchtbarmachung kaum in Frage, da sie fast immer asexuell und unfruchtbar sind und im Falle starker Triebhaftigkeit früh interniert werden. Nach Goddard, welcher sich speziell mit der Erforschung des Schwachsinns beschäftigt hat, sind mindestens zwei Drittel aller Fälle von Schwachsinn erblich bedingt, wobei dominanter und rezessiver Erbgang vorzukommen scheint.

Entgegen sonstigen Meinungsverschiedenheiten stimmen die meisten Autoren darin überein, daß die Sterilisierung der erblich Schwachsinnigen dringend zu fordern ist und daß sie eine Vorbedingung für eine Entlassung aus der Anstalt sein müßte.

Zu der Erblichkeit kommen bei den Schwachsinnigen noch ein ungünstiges Milieu, wirtschaftliche Nöte, oft auch noch asoziale Eigenschaften hinzu, welche sie nicht nur zu „Ballastexistenzen" (Hoche), sondern auch noch zu gemeingefährlichen Schädlingen machen.

Eine weitere praktisch sehr wichtige Gruppe für die Unfruchtbarmachung ist die der Schizophrenie (Dementia praecox, Jugendirresein). Mehr als 75% aller Anstaltsinsassen gehören zu dieser Gruppe. Diese Geisteskrankheit, welche meist gegen Ende der Reifezeit beginnt, führt unter zunehmendem Verfall der Persönlichkeit, unter Sinnestäuschungen und Wahnideen zu einer Abstumpfung des Gemütslebens und in vielen Fällen zu einer mehr oder weniger ausgeprägten Verblödung. Sie ist erbprognostisch am meisten erforscht. Die Kinder der Schizophrenen sind mehr als zehnmal so stark mit Schizophrenie gefährdet wie die der Durchschnittsbevölkerung, außerdem finden sich in der Nachkommenschaft dieser Kranken fünfundzwanzigmal so viele schizoide Psychopathen. Besonders gefährdet ist die Nachkommenschaft aus Verwandtenehen in schizophrenen Familien. H. Luxenburger[3]) setzt sich besonders energisch für die Sterilisierung der erblichen Geisteskranken ein und sagt in bezug auf die Schizophrenen: „Wir fordern die Sterilisierung eines jeden Schizophrenen, dessen Diagnose sicher feststeht, vor der

---

[3]) „Psychiatrische Erbprognose und Eugenik." Eugenik, Band 1, Heft 6, 1931.

Entlassung aus einer geschlossenen Anstalt, sofern er noch im zeugungs- oder gebärfähigen Alter steht. Das gleiche gilt für diejenigen Schizophrenen, die nicht anstaltsbedürftig werden. Unterwerfen sich diese der Unfruchtbarmachung nicht, so sind sie in eine geschlossene Anstalt einzuweisen. Wer in einer Weise, wie die zeugungsfähigen Schizophrenen geeignet ist, die Rasse zu verschlechtern, muß als gemeingefährlich im Sinne des Gesetzes angesehen werden, da Leben und Gesundheit der Rasse ebenso schutzbedürftig sind wie Leben und Gesundheit des Individuums. Es ist sittliche Pflicht des Gesetzgebers, hierfür die nötigen rechtlichen Unterlagen zu schaffen."

Das manisch-depressive Irresein ist in hohem Grade erblich bedingt. Doch nimmt diese Krankheit insofern eine besondere Stellung ein, als sie periodisch verläuft, nicht zur Verblödung führt und sich unter diesen Kranken zahlreiche hochbegabte und sozial wertvolle Persönlichkeiten befinden. Doch ist einem solchen Kranken, wenn er aus klarer Einsicht auf Nachkommenschaft verzichten will, das Recht auf Sterilisierung zuzugestehen, ebenso wie die Sterilisierung bei einem hypomanischen Mädchen, das in seinen Krankheitsstadien zu sexuellen Exzessen neigt, Unglück verhüten kann.

Die Erbintensität der genuinen Epilepsie ist sehr groß. Die Kinder der Epileptiker erkranken über dreißigmal so häufig an Epilepsie als die Durchschnittsbevölkerung, abgesehen davon, daß die meistens sehr zahlreiche Nachkommenschaft auch sonst in hohem Grade minderwertig ist. Es ist daher die Sterilisierung der Epileptiker zu fordern.

Eine ziemlich seltene, aber ausgesprochen erblich bedingte Krankheit ist der Erbveitstanz. Die Unfruchtbarmachung der damit Behafteten ist zu erstreben wegen der außergewöhnlich großen Erkrankungsgefahr für die Kinder und der Seltenheit wertvollen, gesunden Erbgutes in diesen Familien. Bei derartig Belasteten müßte die Sterilisierung schon vor Beginn der Erkrankung geschehen.

Aus der großen, mannigfaltigen Gruppe der Psychopathen stammt das Heer der Kriminellen, Verwahrlosten und Süchtigen. Es ist Gaupp durchaus beizustimmen, wenn er sagt: „Ohne ihre Sterilisierung kann der eugenische Gedanke einer Reinigung des ganzen Volkes von seinen minderwertigen Elementen niemals verwirklicht werden." Für die Sterilisierung kommen besonders die gemütlosen Psychopathen (die „moralisch Schwachsinnigen") und die sexuell Abartigen in Betracht. Die erste Gruppe bildet geradezu die Zentrale der durch keine Erziehung und Bestrafung zu bessernden Kriminellen. Wenn man überhaupt einen „geborenen Verbrecher" gelten läßt — wenn auch nicht in der übertriebenen Art Lombrosos —, so wird er von dieser Menschenklasse dargestellt.

Es erübrigt sich, auf die Bedenken einzugehen, daß durch die Sterilisierung, besonders von Psychopathen, die Geburt von genialen Menschen verhindert werden könnte. Lange — Eichbaum[4]) weist übrigens darauf hin, daß wir keinen Mangel an genialen Menschen haben, es sind nur nicht alle berühmt geworden.

Es fehlt hier an Raum zur Mitteilung einer Kasuistik. Ich verweise auf meine oben angeführte Arbeit.

Während die Kastration von Sittlichkeitsverbrechern, da sie sich als Heilbehandlung zur Beseitigung krankhafter Triebstörungen begründen läßt, auf keine gesetzlichen Schwierigkeiten stößt, sind wir bei der Unfruchtbarmachung aus rassen-

[4]) „Genie, Irrsinn und Ruhm", München 1928. Verlag Reinhardt.

hygienischen Gründen nach dem geltenden Recht völlig zur Untätigkeit verdammt, weil die §§ 224, 225 StGB. eine Sterilisierung aus nicht streng medizinischen, d. h. aus eugenischen Gründen als Körperverletzung mit schwerer Strafe bedrohen. In einer Kommission, welche 1925 von der Hamburger Forensisch-psychologischen Gesellschaft nach meinem Vortrage über „Unfruchtbarmachung aus rassenhygienischen und sozialen Gründen" eingesetzt worden war, wurde die Gesetzeslage der Sterilisierung beraten. Diese Kommission, welche aus 4 Juristen und 4 Ärzten bestand, kam zu dem Ergebnisse, daß die rassenhygienische Unfruchtbarmachung nach dem geltenden Rechte als eine schwere Körperverletzung zu betrachten sei und daß die herrschende Meinung und das Reichsgericht dahin zu verstehen seien, daß eine schwere Körperverletzung, welche keinen Heilzweck verfolge, durch die Einwilligung nicht straflos werde.

Von den europäischen Ländern ist die Schweiz in der Sterilisierungsfrage führend gewesen. Es sind in der Schweiz zahlreiche Sterilisierungen ausgeführt worden, ohne daß ein Sterilisierungsgesetz vorlag. Auf der Versammlung des Schweizerischen Vereins für Psychiatrie im Jahre 1925 bemerkte W. H. Maier, daß in der Schweiz die Aufstellung besonderer gesetzlicher Bestimmungen nicht notwendig sei. Es hängt das wohl damit zusammen, daß in den im Verhältnisse zu anderen Staaten relativ kleinen Kantonen ein Zusammenarbeiten mit den Behörden durch persönliche Fühlung in einer Weise möglich ist, daß gesetzliche Bestimmungen nur ein Hemmschuh sein würden. Im Kanton Waadt, in welchem bis 1925 21 Unfruchtbarmachungen ausgeführt worden waren, ist im Jahre 1928 ein Gesetz erlassen worden, in welchem es heißt: „Ein Geisteskranker oder Geistesschwacher ist ärztlicher Behandlung zur Verhütung seiner Fortpflanzung zu unterwerfen, wenn er unheilbar ist und aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine minderwertige Nachkommenschaft haben kann. Der ärztliche Eingriff kann nur auf Grund eines Beschlusses des Gesundheitsrates stattfinden." Dänemark hat am 1. Juni 1929 ein Sterilisierungsgesetz erhalten, die Provinz Alberta in Kanada hat am 21. März 1928 ein Sterilisierungsgesetz sanktioniert.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Sterilisierung in 23 Staaten gesetzlich geregelt. Laughlin weist darauf hin, „daß die Periode der Versuche in der Gesetzgebung und dem Rechtsverfahren über diese Sache, die 1907 mit der Einführung des Gesetzes von Indiana begann, ihr Ende gefunden hat." Die Zahl der Sterilisierungen in Amerika beträgt über 10 000, wovon der Hauptanteil auf Kalifornien entfällt.

An den Schluß möchte ich folgende Leitsätze stellen:

1. Mehr, als es bisher geschieht, müssen bei der Entlassung und Beurlaubung von Geisteskranken, Schwachsinnigen, Epileptikern und Psychopathen rassenhygienische Gefahren berücksichtigt werden. In vielen Fällen könnte die Sterilisierung die Bedenken, die gegen die Entlassung bestehen, beseitigen. Durch die offene Fürsorge in der Psychiatrie ist die Frage der Sterilisierung besonders spruchreif geworden.

2. Bei dem gegenwärtigen Stande der Vererbungsforschung, bei Berücksichtigung der Einstellung führender Sachverständiger auf dem Gebiete der Unfruchtbarmachung und der noch vorhandenen Bedenken in weiten Kreisen der Bevölkerung ist eine zwangsmäßige Unfruchtbarmachung zu widerraten. Doch ist die Unfruchtbarmachung auf Wunsch oder mit Einwilligung als eine Maßnahme gegen die Vererbung von geistigen und seelischen Defekten durchaus zweckmäßig und bedarf dringend der gesetzlichen Regelung.

3. Die Entscheidung über die Vornahme des Eingriffs darf nicht ein einzelner Arzt treffen, sondern eine behördlich ermächtigte Kommission.

4. Für eine rassenhygienische Unfruchtbarmachung kommt nur die Sterilisation in Betracht, welche, da die Keimdrüsen erhalten bleiben, für den körperlichen und geistigen Zustand des Individuums keinerlei schädlichen Folgen hat. Der Geschlechtstrieb und die Möglichkeit des Geschlechtsverkehrs wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Rassenhygienische Forderungen auf dem Gebiete der sozialen und Steuergesetzgebung.

Von Dr. G. Moser, Göttingen.

Angesichts des Ernstes der bevölkerungspolitischen Lage unseres Volkes erscheint es als dringlichste Forderung, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Gefahren zu bannen durch persönliche Befolgung der Lehren der Rassenhygiene wie auch durch die Maßnahmen des Staates und der Träger großer öffentlicher Aufgaben. Die Auswirkungen des schnellen Geburtenrückganges, welcher nur in Deutschland so überstürzt erfolgte und im Gegensatze zu anderen Ländern eine Verlangsamung oder einen Stillstand noch nicht erwarten läßt, bedrohen ernstlich die durch die bisherige geringe Sterblichkeit und den abnormen Altersaufbau verschleierte Bestandserhaltung des Volkes, die Erhaltung seiner kulturellen Höhe und damit seine Wettbewerbsfähigkeit, die Weiterführung zahlreicher öffentlicher Einrichtungen durch das Fehlen des leistungsfähigen Nachwuchses. Durch die differenzierte Fortpflanzung, das Erkaufen sozialen Aufstiegs durch Kinderarmut und Spätehe und die ungehemmte, verantwortungslose Fortpflanzung der körperlich und geistig Minderwertigen muß es zu einer Verarmung an Intelligenz und Wertarbeitern, dagegen zu einer bei der geringen Geburtenzahl noch schwerer die Allgemeinheit belastenden Zunahme minderwertiger Fürsorgebedürftiger kommen. Die Umschichtung im Erbwerte des Volkes vollzieht sich unbeachtet, übertönt von den lauten Tagesforderungen. Die Auseinandersetzung über die theoretischen Grundlagen, die sicher zu erwartenden Auswirkungen und die dringend erforderlichen Hilfsmaßnahmen ist bis zu einem vorläufigen Abschlusse gediehen und hat zur Aufstellung von verwirklichungsmöglichen und verwirklichungsreifen Vorschlägen geführt. Will man nicht wie die Pessimisten die Dinge sich entwickeln lassen wie sie wollen, muß als Grundlage für die erforderlichen Verbesserungen im ganzen Volke das nötige Verständnis für die objektiven biologischen Lehren der Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) verbreitet werden durch sachliche Aufklärung, so daß rassenhygienisches Denken selbstverständliche Richtschnur wird für das Verhalten des Einzelnen wie des Gesetzgebers, daß die Rassenhygiene die Bedeutung eines Sittengesetzes für das ganze Volk erhält und Verstöße vom Volksempfinden als sittenwidrig und unsozial verurteilt werden.

Die Völker altern nicht wie das Einzelindividuum, der Untergang des Abendlandes ist keine biologische Notwendigkeit. Ein Volk kann sich, vorausgesetzt, daß es den Willen zum Leben noch hat, unsterblich erhalten und in jeder neuen Geschlechterfolge verjüngen. Über die Zusammensetzung, die Menge und den Wert

der kommenden Geschlechter entscheidet als Keimzelle die kleinste biologische Einheit des Staates, die Familie, welche gutes oder minderwertiges Erbgut hervorbringt und weitergibt an zu wenige erwünschte oder an zu zahlreiche unerwünschte Kinder. Maßgebend beeinflußt wird die neue Generation durch die Familien, welche sich am stärksten an der Fortpflanzung beteiligen.

Die zukünftigen Maßnahmen müssen von den erbbiologischen Einsichten ausgehen und auf einer den biologischen Lebensnotwendigkeiten des Volkes Rechnung tragenden Familienpolitik aufgebaut werden mit dem Ziele, der Weitergabe hochwertigen Erbgutes entgegenstehende Hemmungen infolge wirtschaftlicher, kultureller und gesellschaftlicher Mißstände zu beseitigen. Die Hauptbeweggründe für die Kinderarmut weiter Kreise sind wirtschaftlich-sozialer Natur. Die Ansprüche an das Leben, der gesellschaftliche Aufwand, die Lebenshaltung und geistige Einstellung, die Aufwendungen für Erziehung und Berufsausbildung der Kinder einer Schicht werden heute von den Kinderlosen und Kinderarmen bestimmt und führen zur Kleinhaltung der Familie. Die Erfüllung der höchsten biologischen Aufgabe der Frau, welche dem Staate erbgesunde, lebenstüchtige Kinder schenkt, kann nicht durch Geldleistungen erkauft oder aufgewogen werden. Zwangsmaßnahmen des Staates wie materielle Erleichterungen versprechen den Erfolg nicht allein, wie die Mißerfolge verspäteter Maßnahmen in der Geschichte zeigen. Gleichzeitig muß eine sittliche Erneuerung und Ertüchtigung mit Überwindung des krassen Individualismus, die Hebung des Verantwortungsgefühls gegenüber der Volksgemeinschaft, die Weckung der sittlichen Verpflichtung zur Erhaltung und Weitergabe wertvollen, von den Vorfahren überkommenen Erbgutes als Einzelglied in der Kette der Generationen, die Hochschätzung der Mutterschaft mit den Verbesserungen verbunden werden. Auch der Staatsmann und Politiker muß lernen in Geschlechterfolgen zu denken und die Arbeit an der Zukunft des Volkes über den kleinen Augenblickserfolg zu stellen.

Durch seine Hilfsmaßnahmen kann der Staat dazu beitragen, den in der Verfassung versprochenen Schutz der Ehe und der Familie und vor allem der kinderreichen Familie zu verwirklichen. Sollen die Reformen Erfolg haben, müssen sie rechtzeitig erfolgen, solange noch die Möglichkeit einer biologischen Auswirkung gegeben ist. Ein Staat, der auf seine Selbsterhaltung bedacht ist, müßte zwangsläufig zu dem Entschlusse kommen, die Familien, welche ihre biologische Aufgabe erfüllen, durch einen gerechten Ausgleich der Familienlasten zu fördern, welcher die Vorteile der Kinderarmut oder Kinderlosigkeit aufhebt, wenn es auch nicht möglich erscheint, rein materiell, von anderen Gesichtspunkten ganz abgesehen, die großen Opfer der kinderreichen Familie völlig auszugleichen. Das Für und Wider der verschiedenen Vorschläge zur Erreichung dieses Zieles ist im rassenhygienischen Schrifttum ausführlich erörtert. Verwirklichungsmöglich erscheinen vor allem die Vorschläge der Elternschaftsversicherung von Grotjahn und der Plan einer eugenischen Steuerreform von Lenz. Den Nachteil der Elternschaftsversicherung, daß ohne Berücksichtigung der Beitragshöhe das Kindergeld für alle Wohlstandsschichten gleich hoch sein soll, da bisher die unteren Wohlstandsklassen „hauptsächlich und unter den größten Opfern" für die Erhaltung des Volksbestandes sorgten (Grotjahn), vermeidet die Steuerreform von Lenz, welche bei demselben Steuergesamtaufkommen zu einem rassenhygienischen wirksamen Lastenausgleich innerhalb derselben Wohlfahrtsschicht führt und die Vorteile der Kinderarmut aufhebt. Sollen die Erleichterungen für

die kinderreiche Familie wirksam sein, müssen die materiellen Vorteile in einem prozentualen Verhältnis zum Gesamteinkommen stehen, anderenfalls wäre der Anreiz nur wirksam in den noch wenig ausgelesenen unteren Einkommensstufen. Wie bei der bisherigen Regelung, der als prinzipielles Anerkenntnis des Staates wichtigen Kinderzulagen der Beamten, bliebe ein in allen Einkommensstufen gleiches Kindergeld bei den höheren Einkommen unwirksam, gerade in den Kreisen, welche stärker zur Fortpflanzung herangezogen werden müssen. Während die Errichtung der Elternschaftsversicherung im Anschluß an die Invalidenversicherung geplant wird, macht der Vorschlag von Lenz keinen neuen Verwaltungsapparat erforderlich. Es könnten bei dieser Reform sämtliche Steuern einheitlich verfaßt werden, bei der Elternschaftsversicherung dagegen müßte neben der Versicherung die Steuerreform gesondert durchgeführt werden. Auch für die übrigen Steuern müßte die Familiengröße berücksichtigt werden wie bei der Vermögensteuer durch Einzelveranlagung der Familienmitglieder. Bei der Erbschaftssteuer hat Lenz Forderungen ausgearbeitet, welche die heute wirksam auf eine Kleinhaltung der Familie hinwirkenden Steuerhindernisse beseitigen und von allen Rassenhygienikern gefordert werden. Auch einige indirekte Steuern könnten unterstützend umgestaltet werden durch Berücksichtigung der Familien nicht nur als Einkommenseinheit, sondern auch als Verbrauchseinheit.

In einer zu weitgehenden Unterstützung kinderreicher Familien ohne Berücksichtigung ihres biologischen Wertes liegt die Gefahr, daß kinderreiche Familien, welche oft nur infolge ihrer Minderwertigkeit und Verantwortungslosigkeit kinderreich sind, zur noch stärkeren Fortpflanzung durch die Geburtenprämien angeregt würden. Solche Familien zu fördern und durch geldliche Zuwendungen zu einer stärkeren Fortpflanzung anzuspornen, müßte vermieden werden. Voraussetzung dafür wäre die Wertung nach erbbiologischen Gesichtspunkten bei allen Entscheidungen über die Bewilligung irgendwelcher Erleichterungen, welche erst nach Ausschaltung von der weiteren Fortpflanzung bei Minderwertigen gewährt werden dürften.

Eine zuverlässige erbbiologische Erfassung aller Familien des Volkes liegt vorläufig außerhalb der praktischen Möglichkeiten, da die erforderlichen Mittel zur biologischen Inventuraufnahme der Bevölkerung heute noch fehlen. Zunächst kann es sich nur darum handeln, offenkundige schwere Erbleiden von der Fortpflanzung auszuschalten und Eheschließungen zu verhüten, welche das Manifestwerden rezessiver Erbleiden erwarten lassen. Die biologische Wertung muß in die gesamte Fürsorge, die Sozialversicherung und die Sozialhygiene Eingang finden, wollen sie nicht letzten Endes erfolglos und unrationell arbeiten.

Die Arbeit der sozialen Hygiene und der Gesundheitsfürsorge beschränkte sich auf die Besserung der Umweltsverhältnisse mit anerkennenswerten Erfolgen, den Menschen selbst jedoch mit seinen durch die Erbanlage verschiedenen Reaktionen auf die Umweltreize berücksichtigte sie nicht. Sollen Dauererfolge erzielt werden, darf sich die Verwendung öffentlicher Mittel nicht auf die Erfassung des einen Umweltfaktors beschränken und den auf Umweltreize so verschieden antwortenden Menschen außer Betracht lassen. Bei rassenhygienischem Denken erkennt man, wie oft die Notlage durch die Erbanlage bedingt ist; wie oft werden immer wieder Aufwendungen gemacht in Fällen, welchen auf Grund ihrer Erbanlage nicht zu helfen, deren soziale Lage trotz allen Zuwendungen dauernd nicht zu bessern durch die erbbedingte mangelnde Einsicht und das fehlende Verantwortungsgefühl. Über das Einzelwohl muß das höhere Allgemeinwohl übergeordnet werden. Auch in

der Sozialversicherung, welche bisher ihre Leistungen allen anspruchsberechtigten Mitgliedern gleichmäßig gewährte hinsichtlich Familien-Kinderzulagen, Mutterschaftsfürsorge und Beihilfe bei der Geburt, muß die rassenhygienische Einsicht dahin führen, daß durch Einschränkung der Leistungen für anerkannt minderwertige Familien diese möglichst von der weiteren Fortpflanzung ferngehalten werden. Die so gemachten Einsparungen könnten Verwendung finden zur Förderung lebenstüchtiger Familien und einer besonderen Fürsorge für durch die Geburt geschädigte, erkrankte Mütter. Eine Möglichkeit der Einwirkung und entsprechender Maßnahmen ist bei der Mütterberatung, der Eheberatung, der hygienischen Volksaufklärung gegeben. Vor allem bei der Eheberatung dürfen die erbgesundheitlichen Gesichtspunkte über der Alltagsarbeit nicht verloren gehen. Zahlen über die Belastung der Sozialversicherung durch Erbleiden fehlen völlig, auch in der Krankenkassenstatistik und bei der Invalidisierung werden die Erbleiden bisher nicht gesondert berücksichtigt. Bei dem sicheren Rückgange der Mitgliederzahl in den jüngeren Jahrgängen und der Überbesetzung der älteren, häufiger und schwerer erkrankenden Jahrgänge dürfte eine voraussichtlich zur Gesamtzahl steigende Anzahl von Mitgliedern mit irgendeiner erblichen Minderwertigkeit zu später untragbaren Belastungen führen. Der Gedanke von der Gleichberechtigung in den Leistungen des Staates, der Sozialversicherungen, der Wohlfahrtspflege, entsprechend dem für das Volksganze unterschiedlichen Wert der einzelnen Familien, abzugehen, mag vielen neu und undurchführbar erscheinen. Die Träger der Sozialversicherung haben sich bereits umgestellt von der Schadenvergütung auf die Schadenverhütung. Die wichtigste Schadenverhütung für das ganze Volk könnte die Sozialversicherung betreiben durch Erweiterung der Gesundheitsfürsorge über die Gegenwart hinaus auf die kommenden Geschlechter. Ansätze zu eugenischem Handeln sind ja in der Mutterschaftsfürsorge, der Einrichtung von Eheberatungsstellen, der Gewährung von Siedlungsdarlehen, vorhanden. Die Bekämpfung vorzeitiger Sterblichkeit durch Umweltschäden, der Säuglingssterblichkeit, der Geschlechtskrankheiten, der Tuberkulose, der Schädigungen durch Gewerbegifte, welche auch als Keimgifte in Betracht kommen, genügt rassenhygienischen Forderungen nicht. Nach Durchführung wirksamer familienfördernder Maßnahmen dürfte auch erwartet werden, daß viele Frauen aus dem für den weiblichen Körper meist nachteiligen Erwerbsleben ausschieden, um die Aufzucht und Erziehung der Kinder in der Familie zu übernehmen, wodurch gleichzeitig eine Entlastung des Arbeitsmarktes mit einer Verbesserung der Heiratsaussichten für die Frau zu erreichen wäre.

Ein großer Teil der Erbleiden ließe sich erfassen durch eine Zusammenarbeit der einzelnen Fürsorgestellen. Bisher führte jede Fürsorgestelle ihre Beobachtungen nur soweit, als der betreffende Fall für ihr Gebiet in Frage kam. Bei einigem guten Willen wäre es möglich durch die Arbeitsgemeinschaften nach den Richtlinien über die Gesundheitsfürsorge in der versicherten Bevölkerung die Erhebungen der Mutterfürsorge mit den Ermittlungen der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge an den Schul- und Gewerbeschularzt weiterzuleiten und dann den Krankenkarten der Krankenversicherung beizufügen. Während der langen Beobachtungszeit wäre es möglich, die Erhebungen durch erbbiologische Ermittlungen, durch die Erfahrungen der Fürsorgerinnen, durch die Erfassung der Blutsverwandtschaft anläßlich von Familienbesuchen, soweit sie noch nicht bekannt sind durch die Auskunft anderer Stellen, soweit zu ergänzen, daß für die Berufsberatung, die Eheberatung, die erbbiologische Wertung einer Familie einige we-

nigstens einigermaßen sichere Unterlagen vorhanden wären. Die Aufarbeitung, weitere Ergänzungen, könnten an einer provinziellen Sammelstelle erfolgen; ich denke an eine Angliederung an die Landesversicherungsanstalten oder nach entsprechender Erweiterung ihres Gebietes an die kriminalbiologischen Sammelstellen. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg zu finden für die Errichtung solcher Stellen. Das Wichtigste ist zunächst durch Aufklärung über Bedeutung der Erbgesundheit die Einsicht in die Notwendigkeit eugenischer Maßnahmen zu vertiefen, um auch ähnliche Stellen für die nichtversicherte Bevölkerung zu errichten. Soll jeder an den richtigen Platz im Leben gelangen, ist die Berücksichtigung der in der Erbanlage vorauszusetzenden Reaktionsmöglichkeiten ebenso wichtig wie die Besserung der Umwelt. Durch Umweltreize können nur die in der Anlage vorhandenen Fähigkeiten entwickelt werden, nicht Vorhandenes läßt sich durch keine noch so sorgfältige Erziehung und Ausbildung hervorzaubern.

Die wirtschaftlichen Formen sind nicht allmächtig und können nur voll wirksam werden, wenn aus dem Wissen das Verantwortungsbewußtsein entsteht, daß wir gegenüber der Allgemeinheit und unseren Vorfahren, deren Erbgut wir das verdanken, was wir unter den gegebenen Umweltverhältnissen geworden, zur Erhaltung und Weitergabe wertvollen Erbgutes in einer ausreichenden Kinderzahl verpflichtet sind und, daß das Wohl der Allgemeinheit, das Fortleben unseres Volkes und seiner Kultur dem egoistisch-materiellen Ziele der Persönlichkeit vorgeht. Alle die Willens sind, einem künftigen Geschlecht durch bessere durchschnittliche Erbwerte ein glücklicheres Dasein zu bereiten, müssen sich auf dem Boden der Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) finden, welche keinen Rassen- und Klassenhaß kennt, die Menschen nur danach wertet, ob sie erbgesund oder erbkrank sind.

Rassenhygiene und Schule.

Von Dr. med. et phil. Lothar Gottlieb Tirala,

Facharzt für Gynäkologie, Brünn.

Wenn es uns gelingen soll, unser Volk von dem Abgrunde zurückzureißen, in den es zu versinken droht, so müssen wir die Jugend in den Dienst des rassenhygienischen Ideals stellen. Nur junge Seelen werden im Stande sein, die Forderungen der Rassenhygiene zu den ihrigen zu machen und vor den Tatsachen der Gegenwart nicht die Waffen zu strecken, sondern eine neue Wirklichkeit zu gestalten.

Darf die Rassenhygiene sich mit der Schule von heute zufrieden geben?

Erinnern wir uns, daß der Knabe, wenn er es kurz macht, 8—10 Jahre, wenn er höhere Bildung erreichen soll, 16—18 Jahre in die Schule geht. Ein Drittel des normalen Menschenlebens wird mit Schulen ausgefüllt. Wenn daher in dieser Zeit schwere Fehler gegen die hygienischen Gesetze begangen werden, so wirken sie sich natürlich im späteren Leben unausrottbar und ungünstig aus.

Gehen wir einmal an unsere Volksschule mit der kritischen Sonde heran.

Das erste, was dem Hygieniker auffällt, ist, daß die Kinder zu lange und zu viel in schlechter Luft sitzen müssen. Weiß die Allgemeinheit, daß die Kinder mit 8 Jahren 26, die mit 9 Jahren schon 28 Schulstunden wöchentlich haben? Das sind fast täglich 5 Stunden! Der Lehrer muß die Stunde abhalten, weil es

Vorschrift ist, wenn auch die Kinder in der 3. oder 4. Stunde nervös auf den Bänken herumrutschen. Vergessen wir doch nicht, daß ein auch nur durchschnittlich begabtes Kind sich den wirklichen Stoff der Volksschule leicht in der Hälfte der Zeit aneignen kann!

Nur damit die Stunden „abgesessen" werden können, so wie ein Verbrecher seine Strafzeit absitzt, bringt man in den Ländern der ehemaligen österreichischen Monarchie den Kindern Staatsbürgerkunde bei oder erklärt den sechs- und siebenjährigen, was Unkeuschheit und Ehebruch ist. Sorgfältige Auswahl und Beschränkung des Stoffes nach dem Fassungsvermögen der einzelnen Jahrgänge ist ein wichtiges Erfordernis, das so selbstverständlich klingt und dennoch immer wieder verletzt wird.

Zu fordern ist daher eine genaue Überprüfung des Schulstoffes vom Arzte, Naturforscher und Psychologen, nicht vom Schulmanne, der immer wieder das machen wird, was ihm die Schulbehörde vorschreibt.

Wenn dadurch in der Volksschule manche Stunde frei wird, während die im Berufe tätigen Eltern aber ihre Kinder nicht daheim haben wollen, dann lasse man die Kinder doch täglich 2 Stunden im Freien, unter Aufsicht spielen, Sport treiben und sich im Garten betätigen.

Dazu aber brauchen wir Spielplätze und Versuchsgärten. Die Schaffung von Spiel- und Turnplätzen ist eine wichtige Forderung der Rassenhygiene. Wenn anstatt des Geräteturnens, bei dem der Lehrer, der die ganze Verantwortung trägt, natürlich immer nur einem helfen kann und dabei die andern ruhig stehen läßt, Bewegungs- und Laufspiele eingeführt würden, wird sich kein Kind mehr vom Turnen befreien lassen. — Das gilt natürlich auch genau so von der Mittelschule. Statt des dummen Pappschachtelklebens sollen die Kinder lernen, wie man die einzelnen Werkzeuge handhabt, da wahrscheinlich nur wenige das Glück haben werden, von ihren Vätern darin unterwiesen zu werden. Außerdem sollte und könnte der Anschauungsunterricht, also ein großer Teil des naturgeschichtlichen, des Geographie- und Geschichtsunterrichtes im Freien durchgeführt werden.

Das Beste wäre daher: täglich höchstens 2—3 Stunden in der Volksschule sitzen, zwei ganz freie Nachmittage, nicht mehr als eine halbe Stunde täglich für schriftliche Arbeiten daheim!

Nun zu unseren Mittelschulen.

Als 1. Trennung der Geschlechter. Knaben und Mädchen haben eine verschiedene Entwicklung, haben von Natur aus verschiedene Anlagen und Aufgaben und sollen dementsprechend auch verschieden erzogen werden. Wie will man z. B. allein den Einfluß der Menstruation ausschalten, etwa so, daß man im Unterrichte darauf keine Rücksicht nimmt — oder gerade in den Tagen der Schonung, wo das junge Mädchen sich zum Weibe entwickeln soll, einseitige Verstandesleistungen erzwingt? 30 oder gar 40% aller unserer Frauen und Mädchen leiden an Enteroptose[1]), Stuhlverstopfung und Dysmenorrhoe[2]). Der Grund wird in der Volks- und Mittelschule gelegt, sie dürfen den Regungen des Körpers (Stuhlgang, Harnentleerung) nicht nachgeben, die Lehrer wollen im heiligen Unterrichtsbetriebe nicht gestört werden und das Ergebnis ist die nervöse, enteroptotische, dysmenorrhoische und dyspareunische[3]) Frau. Diese Krankheiten sind nicht vererbt, sondern entstehen deutlich vor den Augen des einsichtigen Arztes.

[1]) Eingeweideerschlaffung.
[2]) Schmerzhafter Monatsfluß.
[3]) Abnormer Zustand der Frau, bei dem der Geschlechtsverkehr kein Wollustgefühl erregt.

Gewiß spielt auch die falsche Ernährung dabei eine Rolle. Die heutigen Menschen essen zu viel Fleisch und eine zu feine Kost. Wie leicht und wie wichtig ist es, das natürliche Bedürfnis der Jugend nach Süßigkeit — weg von den Torten und von den minderwertigen Zuckerbäckerherrlichkeiten — auf das Obst und auf das Schwarzbrot hinzulenken. Die tägliche Turnstunde darf auch in der Mittelschule nicht fehlen.

2. Die Mädchen müßten ferner besser geschützt und geführt werden. Ich weiß von nicht weniger als 6 oder 7 großen Skandalgeschichten in den höheren Mädchenschulen einer deutschen Stadt von rund 100 000 Einwohnern innerhalb von zehn Jahren. Direktoren, Professoren, Lehrer und Religionslehrer spielten jeweils die traurige Hauptrolle. Entweder nur Frauen als Lehrer anstellen, oder Lehrer, die sorgfältiger ausgewählt und gezwungen werden, Abstand zu halten.

3. Natürlich muß man auch an die Lehrer gewisse Forderungen stellen. Ihre eigene Lebenshaltung soll eine vorbildliche sein. Daher müssen sie nicht nur die Enthaltung von Alkohol und Nikotin lehren, sondern auch selber ein gutes Beispiel geben. Vergessen wir nicht, daß unsere sämtlichen rassenhygienischen Forderungen mit einem Schlage verwirklicht werden könnten, wenn das deutsche Volk dem Rauchen allein entsagen wollte, daß wir also alle Ursache haben, mit größter Kraftentfaltung die Ausschaltung dieser Schäden zu bewerkstelligen oder im Notfalle zu erzwingen.

4. Die sexuelle Aufklärung muß im naturwissenschaftlich-zoologischen und botanischen Unterrichte allmählich durchgeführt werden und zwar vorbereitend schon in der 2. und 3. Klasse der Mittel- bzw. Bürgerschule, bei den Knaben schon früher als bei den Mädchen, weil der stürmische Knabe früher den Schleier von dem Geheimnis der Zeugung und Unterschiede der Geschlechter zu lüften trachtet als das zurückhaltende Mädchen. Lassen wir doch nicht zu, daß ein dummer Junge oder eine blöde Magd unsere Kinder in die Geheimnisse der Zeugung und Befruchtung einführt und dadurch den Kindern die ganze Pubertät vergällt. Wenn die Kinder zur richtigen Ehrfurcht in diesen Dingen erzogen werden, nicht überfüttert mit Fleisch und Zuckerwerk, genügend frei, um Spiele und Sport treiben zu können. dann wird auch ganz von selbst die Selbstbefriedigung beschränkt oder ganz ausgeschaltet werden, wenn auch einige fremdrassige Psychoanalytiker kühn behaupten, es gehöre die Selbstbefriedigung zu jedem gesunden Menschen (ihrer Art müssen wir hinzusetzen).

Ich kenne eine ganze Reihe von gesunden, kräftigen, sexuell vollkommen normalen Deutschen, die niemals Selbstbefriedigung geübt haben und kann darin im Gegensatze zu den Psychoanalytikern absolut keinen Mangel finden. Die sexuelle Frühreife der Juden, der schnelle Ablauf der Pubertät bei ihnen bringen es mit sich, daß sie in den unteren Klassen der Mittelschule oft voran sind und den deutschen Schülern dadurch überlegen scheinen, die bis zum 14. oder 15. Jahre meist nur ans Indianerspiel, Schneeballwerfen, Boxen und Raufen denken. Je germanischer sie sind, desto mehr tritt dieses „tumbe“ Wesen in Erscheinung und es zeigt sich hier nur der vollständige Mangel an pädagogischer Einsicht, wenn die Lehrer versuchen, dieses Lebensalter unserer Jugend zu verneinen oder geradezu auszujäten. Der einzig richtige Weg ist der, den die Zionisten gewiesen, welche dort, wo es halbwegs geht, jüdische Mittelschulen errichtet haben. Wie kann man auch von einem Lehrer verlangen, daß er neben der allgemeinen Bildung Grundlage zu einer Weltanschauung in den jungen Seelen legt, wenn 50 oder 60% einer Mittelschulklasse einem fremden Rassengemische angehören,

dem natürlich eine ganz andere Begabung und eine ganz andere Weltanschauung eigen ist. Wenn aber die Schüler einheitlicher sind, so kann auch das Bildungsideal einheitlicher werden.

5. Wenn wir von den Fachschulen absehen, so herrscht im Gymnasium, also unserer allgemeinen Bildungsmittelschule, das sogenannte humanistische Ideal. Der Kampf, den wir heute um die Erhaltung unseres Volkes führen, kann nur dann siegreich geführt werden, wenn die germanischen Menschen sich der Verantwortung gegenüber ihrem Volke bewußt werden. Diese ethischen Kräfte können nur aus dem Boden einer wirklichen Weltanschauung erwachsen. Bereiten die Gymnasien unsere Jugend darauf vor? Das humanistische Gymnasium entstammt dem Ideal einer bestimmten Weltanschauung. Das Ideal ist nicht etwa ein kulturhistorisches, wie man uns jetzt glauben machen möchte, sondern ein ausgesprochen philologisches, die lateinische und griechische Sprache zu beherrschen, um Grammatik, Rhetorik und Dialektik zu treiben — nicht aber um in das wahre Wesen des Griechentums oder der alten Römer einzudringen. Das ist das Ideal, aus dem heraus seinerzeit das humanistische Gymnasium geschaffen wurde.

Wenn wir dem klassischen Ideal, also dem griechischen Wunschbilde des Guten und Schönen, der Kalokagathia, nachstrebten, dann könnten wir Rassenhygieniker mit unserer Mittelschule vollauf zufrieden sein. Dem ist aber nicht so, unsere Jünglinge sollen nicht Speerwerfen und Ringen, Musizieren und Heldengedichte singen, Mathematik treiben und philosophieren, sowie sich der Unterricht im alten Griechenland abspielte, sondern sie sollen nach dem humanistischen Bildungsideal darüber lesen, wie die Griechen gerungen und Diskus geworfen haben, sie sollen die Taktmaße wissen, nach denen die Griechen ihre Lieder und Chöre gesungen und getanzt haben, aber nicht selber singen und tanzen. Es wird also ein durchaus *sekundäres* Wissen in den Mittelpunkt unserer Bildung gestellt.

Ich höre noch immer meinen Philologie-Professor im Gymnasium, der uns, als das Um und Auf seiner Weisheit immer wieder zurief: „Lernen Sie Grammatik!" Wir haben ein anderes Ideal und in den Mittelpunkt unserer Erziehung muß die Natur selber treten. Die Wissenschaft, die dazu hinführt: die Biologie. Unsere Jugend muß schauen lernen und die Ehrfurcht vor dem Leben in jeder Form und vor dem Überpersönlichen gewinnen, geführt von dem Goetheschen Leitspruche: „Was kann der Mensch im Leben Schöneres gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare"...

Statt der vergilbt langweiligen Äneis, sollen die 16- und 17jährigen in die Grundbegriffe der Vererbungslehre und Rassenhygiene eingeführt werden. Ich weiß, mit was für einer Begeisterung gerade die Jugend diese Wissenschaft, die Lehre von der Gestaltung des Lebens, aufnimmt.

In einer so geleiteten Mittelschule wird es natürlich viel leichter sein, den rassenhygienischen und eugenischen Gedanken zu verbreiten und das hohe aber wahrhaft natürliche Ziel: Einordnung des Einzelnen ins Volksganze und Steigerung der Gesamtheit zu erreichen.

Es fallen dann die sexual-hygienischen Merkblätter weg, die wir beim Eintritte in die Universität erhielten und für die große Mehrzahl ja doch schon zu spät kamen, weil das Wort Keuschheit und Zurückhaltung wieder einen tieferen Sinn bekommen hat. Dann verliert auch die Eheberatung an Bedeutung, weil Mädchen und Jünglinge ihre Liebessehnsucht nach körperlich und geistig Wertvollsten richten und sich hüten werden, ihr Herz an den rassisch und eugenisch Minderen zu hängen; während heute die Eheberatung in Deutschland zu einer

lächerlichen Farçe geworden ist, in der die Ehegatten unterwiesen werden sollen, wie man am besten kinderlos bleibt. Es wird in den Mädchengymnasien die Begeisterung für die Frauenemanzipation verschwinden — nicht die Frau mit Hochschulbildung oder mit Doktorat wird das Hochziel, so wie es heute so oft ist, etwa die Advokatin, die einen Ehrenbeleidigungsprozeß führt, oder die Zahnärztin, die vorschriftsmäßig Zahnplomben einfüllt, sondern es wird die Mutter, die Bewahrerin des ewigen Lebens, wieder die Stelle einnehmen, die ihr allein gebührt. Die guten Sitten werden dann mehr bewirken, als die schönsten und feinst ausgeklügelten Gesetze.

An allen Hochschulen müßten aber Lehrkanzeln errichtet werden, welche an dem Aufbaue und der Erhaltung unseres Volkstums mitarbeiten, nämlich für Rassenhygiene, Biologie des Menschen und deutsche Volkskunde. In Wien wurde diese notwendige Ergänzung der Hochschule mehrere Jahre hindurch von einer Reihe von Gelehrten und Fachleuten (Wolfgang Schultz, Gustav Kraitschek, Georg Hüsing, Lothar Tirala u. a.) in einem eigenen Lehrgange „Deutsche Bildung" geboten. Es wäre hoch an der Zeit, daß diese Arbeit als wichtigstes Kulturelement und Zukunftssicherung in den Kreis der Hochschulen einbezogen würde.

Zur Frage der Geistig-Gebrechlichen in Deutschland und der durch sie verursachten Kosten.

Von Dr. Theo Lang, München.

„Ein Feind, dessen Stärke man kennt, ist leichter zu besiegen!" schreibt v. Verschuer in der Einleitung zu seiner Arbeit: „Vom Umfang der erblichen Belastung im Deutschen Volke", die die neueste Zusammenfassung aller über dieses Gebiet vorhandenen Zahlen enthält. Wenn wir auch an dieser Stelle etwas zur Aufklärung über die Stärke des immer mehr den Bestand der Nation angreifenden Feindes beitragen wollen, so beschränken wir uns hierbei auf die geistigen Gebrechen, die unter der Gesamtheit aller Gebrechen eine Sonderstellung einnehmen. Sie sind einmal, rein zahlenmäßig gesehen, nach den Körperlich-Gebrechlichen, die bei der Reichsgebrechlichen-Zählung 1925 eine Häufigkeit von 6,88‰ aufwiesen, mit 3,69‰ die zweitstärkste Gruppe, während die Taubstummen und Ertaubten mit 0,73‰, die Blinden mit 0,53‰ der Gesamtbevölkerung ausgezählt wurden. Zweitens sind Geisteskrankheit und Geistesschwäche Gebrechen, die in wesentlich höherem Maße wie alle anderen Gebrechen die jüngeren Altersklassen befallen und aus der produktiven Arbeit wegnehmen, und drittens sind die geistigen Gebrechen zu rund 70% rein — oder vorwiegend — erblich bedingt, so daß deren Weiterverbreitung nur durch rassenhygienische und nicht durch individual-hygienische Maßnahmen verhindert werden kann. In bezug auf den Altersaufbau der verschiedenen Gebrechensformen führen wir kurz an, daß von allen Blinden sich 9,05% im Alter unter 20 Jahren befinden, von den Körperlich-Leicht-Gebrechlichen 13,67%, von den Körperlich-Schwer-Gebrechlichen 14,11%, von den Geistig-Gebrechlichen dagegen 17,51%.

Wie sehr jedoch die Gesamtzahl von 230 112 geistig Gebrechlichen, die bei der amtlichen Reichsgebrechlichenzählung erfaßt wurden, hinter der tatsächlichen

Zahl zurückbleiben, zeigt eine neue von C. Brugger durchgeführte Untersuchung in Thüringen, in der in einem Untersuchungsbezirk von 37000 Einwohnern 1,31% Auffällige gefunden wurden, während nach der amtlichen Zählung nur 0,28% als Geistig-Gebrechlich erhoben wurden. Eigene Untersuchungen im bayerischen Allgäu ergaben eine Zahl von 1,14% geistig Auffällige. Auf Grund sehr vorsichtiger Berechnungen, die sich teilweise auf die von Luxenburger und Schulz erhobenen Zahlen stützen, gelangt v. Verschuer zu folgenden Zahlen, die nur die schweren erblich bedingten Formen von geistiger Gebrechlichkeit umfassen: Epileptiker 60000, Dementia praecox-Kranke 80000, Manisch-Depressive 20000, Schwachsinnige 60000, zusammen also 220000. In diesen Zahlen sind nur die schweren Formen enthalten. Von Verschuer berechnet, daß neben der angegebenen Zahl von schweren Schwachsinnsformen noch 120000 Fälle leichteren Schwachsinns anzunehmen sind. Zu der von Verschuer angegebenen Gesamtzahl der häufigsten Störungen kommt natürlich noch eine sehr große Zahl von Psychopathen, Alkoholikern, Morphinisten usw. Wir können in einigen Jahren über ziemlich genaue Zahlen über die tatsächliche Belastung des Deutschen Volkes mit geistig Minderwertigen verfügen, da dann die Ergebnisse der neuen mit Mitteln der Rockefeller-Fundation durch die Notgemeinschaft durchgeführten Untersuchungen in verschiedenen deutschen Gebieten vorliegen werden.

Wenn wir nun noch kurz auf die dem Deutschen Volke durch die Geistig-Gebrechlichen entstehenden Kosten eingehen, so müssen wir feststellen, daß eine auch nur annähernd richtige Berechnung der für die Geistig-Gebrechlichen aufgewendeten Mittel unmöglich ist, allein schon aus dem Grunde, weil die Fürsorge für die Gebrechlichen auf verschiedene Stellen verteilt ist, die von Staat, Ländern und Gemeinden z. B. nur für Anstaltszuschüsse auszugebenden Mitteln auf die verschiedenen Etatspositionen zerstreut sind und sich so der Berechnung entziehen. Wir führen nun an, daß nur von den Lasten der Landesfürsorgeverbände, die insgesamt für das Rechnungsjahr 1928/29 mit 139536800 Mk. angegeben wurden, schon 78,07% = 108932300 Mk. direkt auf Geisteskranke und Geistig-Gebrechliche entfallen sind. Wenn wir aus dem angeführten Grunde der Unmöglichkeit die tatsächlichen Kosten des Staates für die geistig Minderwertigen zu berechnen, den Versuch machen, die Kosten volkswirtschaftlich durch Berechnung des Verlustes an Arbeitstagen vorzunehmen, so gelangen wir zu folgender Rechnung: Wert des Arbeitstages eines erwachsenen Mannes bei vorsichtiger Berechnung 5 Mk. täglich, Zahl der Arbeitstage jährlich 300, Gesamtzahl der geisteskranken und geistesschwachen Männer im erwerbstätigen Alter 80% von 116000 = 93000. Gesamtverlust = 140 Millionen Reichsmark. Für Frauen lautet die Rechnung bei einem durchschnittlichen Wert des Arbeitstages von 3 Mk. und 90000 im erwerbstätigen Alter stehenden auf 81 Millionen Reichsmark, das ergibt zusammen einen jährlichen Verlust durch Ausfall an Arbeitstagen von 241 Millionen Reichsmark, wenn wir nur die amtliche Gebrechlichenzählung zugrunde legen, bei der nach den Untersuchungen Bruggers alle durch sie erfaßten Geistig-Gebrechlichen vollkommen pflegebedürftig sind. Wenn wir dann ganz vorsichtig noch die gleiche Anzahl von infolge ihrer geistigen Auffälligkeit nur zu 50% Erwerbsfähigen annehmen, so müssen wir nochmals einen Verlust von 110 Millionen Reichsmark in Rechnung setzen, so daß wir also insgesamt einen Verlust von jährlich 331 Millionen Reichsmark annehmen können. Dieser Verlust ist selbstverständlich auch dann vorhanden, wenn er augenblicklich auch durch den weitaus größeren Verlust an Arbeitstagen Gesunder nicht so deutlich in Erscheinung tritt. Es ist aber ebenso

selbstverständlich, daß die rein wirtschaftliche Beweisführung bei der Forderung nach eugenischem Handeln nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen darf, das Wesentliche muß stets die sittliche Forderung sein, die viel größeren Verluste an ethischen Werten zu vermeiden.

Kleine Beiträge.

Völkischer oder staatlicher Begriff der Nation?

Das neue Einwanderungsgesetz in U.S.A.

Von Dr. Hermann Lufft.

In U.S.A. hat ein Gesetz das Ausschuß-Stadium im Repräsentantenhaus durchlaufen, das in Fortführung der Einwanderungsgesetzgebung von 1923 (die sich gegen die europäische, überhaupt die Einwanderung aus der alten Welt richtet) nunmehr auch die Einwanderung aus amerikanischen Gebieten, aus Nordamerika, selbst aus Kanada und Neufundland bestimmten Beschränkungen unterwirft. Die Regelung ist hier eine andere wie gegenüber der Alten Welt, nämlich bezüglich Kanadas, Neufundlands, Mexikos und Kubas in der Weise, daß die vierfache Anzahl der U.S.A.-Auswanderer nach diesen Ländern während des Haushaltjahres 1929 ein für allemal als erlaubte Quote der Einwanderung eingesetzt wird, während im Verkehr mit den anderen selbständigen Staaten Lateinamerikas die Einwanderung dauernd auf die Zahl der Einwanderer aus diesen Ländern nach U.S.A. im Haushaltjahre 1929 beschränkt wird. Dabei handelt es sich um Einwanderer im eigentlichen Sinne, also um Einreisende mit dem Zwecke dauernder Niederlassung, nicht nur zu vorübergehendem Aufenthalte in geschäftlichen Angelegenheiten oder als Touristen, als Studierende oder Dozenten.

Diese verschiedenartige Regelung bei den Nachbargebieten und den übrigen amerikanischen Ländern ist wohl zunächst darum getroffen worden, um Kanada und Neufundland eine so große Quote der Einwanderung zuweisen zu können, daß die Einwanderung aus diesen Ländern einstweilen praktisch nicht gehemmt wird, somit das Gesetz auch zu Beschwerden praktisch keinen Anlaß geben wird. Denn solche Beschwerden will man gerade mit Bezug auf Kanada sorgsam vermeiden. Die Bevorzugung Kubas ist durch die engen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern bedingt. Von den Beschränkungen der Einwanderung gegenüber dem übrigen politisch selbständigen Latein-Amerika außer Mexiko erwartet man, daß sie unter der getroffenen Festlegung zunächst nicht als drückend empfunden werden, und dann allmählich und fast unmerklich die Macht der Gewöhnung, des Komplexes für sich gewinnen werden; denn diese Einwanderung ist in ständigem Wachsen. Dabei richtet sich die Einwanderungsbeschränkung sowohl gegen die einheimische ibero-indianische, erst recht ibero-negroide und indianisch-negroide Bevölkerung dieser Länder, wie sie in den wichtigsten besiedelten Gebieten Latein-Amerikas vorherrscht, als auch gegen die neuere europäische Einwanderung nach diesen Ländern. Hier wie im Verhältnis zu Kanada wird der europäische Einwanderer der ersten Generation bei seiner Überwanderung nach U.S.A. als Einwanderer aus dem europäischen Heimatlande behandelt, auch wenn er inzwischen fremde Staatsangehörigkeit, also etwa kanadische oder argentinische, erworben haben sollte; er fällt also heute bereits unter das bestehende Quotengesetz. Das neue Gesetz soll aber auch den europäischen Einwanderer der zweiten oder dritten Generation treffen, wenn auch die erste Generation nach Kanada und Mexiko, oder nach Argentinien oder Brasilien ausgewandert ist.

Es bleibt noch die mexikanische Einwanderung, die herabzudrücken bis zu fast völliger Bedeutungslosigkeit der nächste Zweck des neuen Gesetzes ist. Die Gesamtzahl der Mexikaner in U.S.A. wird auf mindestens 1 Million geschätzt, meist landwirtschaftliche Arbeiter in der Zuckerrüben-Produktion, teilweise landwirtschaftliche Saisonarbeiter. Die wirkliche Zahl der Mexikaner auf U.S.A.-Gebiet ist aber gegenwärtig keineswegs genau bekannt und wird wahrscheinlich eher unterschätzt, wie sich daraus ergibt, daß trotz des starken und in steigendem Maße seßhaft werdenden mexikanischen Bevölkerungselements in U.S.A. die Gesamtrückwanderung nach Mexiko von der Statistik fast doppelt so hoch angegeben wird

als die Einwanderung. Das weist darauf hin, daß ein sehr großer Teil der Einwanderer aus Mexiko vorzieht, den schon heute recht scharfen allgemeinen Einwanderungsbestimmunge betreffend Fernhaltung „unwünschenswerter Einwanderer“ (es handelt sich wohl dabei vor allem auch um Einwanderer, die mit gewissen ekelhaften und ansteckenden Krankheiten behaftet sind, wie sie in Mexiko sehr häufig vorkommen) dadurch auszuweichen, daß der Einwanderer die Kontrollstationen vermeidet, was bei einer Grenzlinie von einigen 1000 Kilometern nicht schwierig ist, wogegen die Zahl der Rückwanderer nach Mexiko ziemlich vollständig erfaßt werden dürfte.

Dabei nimmt der Mexikaner im allgemeinen im Südwesten die Stellung ein, wie der Neger im Südosten, auch in der sozialen Bewertung; die weiße Bevölkerung schließt sich gesellschaftlich und persönlich ihm gegenüber ab. An der Gesamtlage wird auch dadurch nichts geändert, daß der mexikanische Arbeiter dem U.S.A.-weißen Arbeiter jener Gegenden sowohl in seiner Leistungsfähigkeit oder besser Leistungswilligkeit als in seiner sittlichen Lebensführung oft beträchtlich überlegen ist, von seiner viel geringeren Bezahlung ganz zu schweigen. Der Bericht kennzeichnet die mexikanische Einwanderung der letzten Jahre als eine Art „Wiedereroberung“ von Texas, Neu-Mexiko und Kalifornien, der den Mexikanern infolge des Krieges von 1844—1848 abgenommenen Gebiete, durch die Mexikaner. In Betracht kommt hier allerdings neben der starken Einwanderung die hohe Kinderzahl der Mexikaner. Die Zahl der mexikanischen Schulkinder, also der die Jahre besonders hoher Sterblichkeit überlebender Kinder ist mindestens doppelt so groß, als bei der weißen Bevölkerung.

Die Einwanderung soll in Zukunft dauernd für Mexikaner auf 2900 im Jahr beschränkt werden, das sind weniger als 4% der gegenwärtig bestehenden Einwanderung, wozu noch als Härteausgleich für die ersten 2 Jahre im ersten Jahre zusätzlich 8121, im zweiten Jahre 4061 zugelassen werden sollen.

Dazu treten dann noch beschränkende Bestimmungen über die Einwanderung aus kolonialen Gebieten europäischer Länder, mit welchen gleichzeitig auch die Einwanderung aus europäischen Kolonialgebieten in Mittel- und Südamerika, also auch aus dem westindischen Inselgebiet und aus Britisch Honduras und den Guianas, erfaßt wird. Solche Einwanderung darf künftig in keinem Jahr mehr als 1% der den betreffenden Nationen bewilligten Gesamtquote betragen, so daß alle derartige Einwanderung, welche in den letzten Jahren relativ im Steigen war, radikal abgeschnürt wird. Dabei wird dieses 1% auf die Gesamtquote des betreffenden Staates angerechnet. Nur die Hauptgebiete des britischen Weltreiches mit weißer Siedlung gelten hier als selbständig und werden also durch solche Quotenberechnung nicht erfaßt.

Wichtiger als diese Bestimmungen, welche uns ja nur indirekt berühren, ist die Begründung. Es wird nämlich nicht nur das Prinzip aufgestellt, daß die Regelung der Einwanderung ausschließlich eine innere Angelegenheit jedes einzelnen Staates sei, welche die auswärtigen Beziehungen nicht beeinflussen dürfe und welche durch die Rücksicht auf auswärtige Beziehungen erst recht nicht beeinflußt werden dürfe, sondern es werden weiterhin die folgenden Grundsätze aufgestellt:

1. Für diese innere Regelung gilt, daß das Gesamtinteresse der Nation über die Sonderinteressen der einzelnen Gebietsteile zu setzen ist, selbst wenn sie noch so stark sind;
2. daß die bleibenden Interessen von Kultur und Rasse in der Formung der eigenen Nationalität unbedingt den Vorrang gegenüber den oberflächlicheren Interessen der Wirtschaft haben müssen;
3. daß das Interesse an der Einwanderung als Lebensinteresse des nationalen Volkstums unbedingt vorausgehe den Interessen des auswärtigen Handels.

Es wird von der Denkschrift des Ausschusses in der Übermittlung des Gesetzes an das Plenum zugegeben, daß die Versorgung des Südostens von U.S.A. mit mexikanischen Arbeitern für die Landwirtschaft eine Frage ersten Ranges ist. Ob die gegenwärtige Rübenzuckerproduktion in U.S.A. und die sich darauf aufbauende Zuckerrüben-Industrie, trotz des hohen Zollschutzes lebensfähig bleibt, wenn sie in Zukunft auf U.S.A.-landwirtschaftliche Arbeiter, großenteils Wander- und Saisonarbeiter, angewiesen bleibt, ist mindestens zweifelhaft. Zahlreiche Sachverständige und praktische Landwirte aus Südosten erklärten dies für unmöglich. Über diese starken Interessen schreitet also der Gesetzgeber hinweg: die völkische Einheit muß um jeden Preis aufrecht erhalten werden. Die Wirtschaft hat sich so einzustellen, wie dies der im eigenen Volk vorhandenen Arbeitskraft entspricht. Arbeitsgelegenheiten, Arbeitsleistung müssen innerhalb des Volkes aufeinander bezogen werden, nötigenfalls entgegen den Sonderinteressen großer Gebiete und entgegen den Sonderinteressen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Der entscheidende Gesichtspunkt der Beurteilung ergibt sich nunmehr aus dem Vergleiche mit Europa. In Europa sind die politischen Gegensätze zwischen den Staaten sehr viel schärfer als in der neuen Welt. Trotzdem ist man aber in der Frage der Wanderung und des Austausches der Bevölkerung zwischen den einzelnen Ländern sehr viel liberaler. Auch wenn die Freizügigkeit, wie sie vor dem Krieg zwischen den verschiedenen europäischen Gebieten praktisch bestanden hat, heute sehr wesentlich eingeschränkt ist, so ist sie doch noch in recht weitem Maße vorhanden, wenigstens abgesehen von England. Kontinentaleuropa wird also auch heute noch, was die Bevölkerung anbelangt, trotz aller politischen und nationalen Gegensätze, im wesentlichen als der Rasse nach einheitlich behandelt. Erst die Kultur wird als national gebunden erachtet, und die Kultur wird hauptsächlich als Sprache verstanden, obgleich sie in kaum geringerem Maße auch durch andere Ursachen, z. B. durch Rasse und öffentliche Erziehung bestimmt ist. In Europa überwiegt also der politische Staatsbegriff, in Amerika der völkische Staatsbegriff.

In Europa ist also im Staatsbegriffe die Idee der Eigenorganisation des Staates nach seinem personellen Aufbau vorherrschend, besonders im Beamtentum, das sich dann auch ziemlich scharf als Stand vom Volke als Volk abtrennt, und nach seinem sachlichen Aufbaue in den verschiedenen Kulturgebieten staatlicher Tätigkeit. In Amerika bedeutet der Staat viel mehr unmittelbare Form der Organisation eines nationalen Volkes, welches also die wirkliche Einheit bildet, auf welches dann auch alles Einzelne im Staat, wie die Erscheinung auf die Substanz, wieder zu beziehen ist; die Idee der Souveränität des Volkes im Staat ist dort eine Wirklichkeit, während sie bei uns eine juristische Konstruktion darstellt und eine Ideologie bedeuten mag. Der Staat in Amerika baut sich also aus dem Bewußtsein des Volkes heraus auf, formt den Willen des Volkes zum politischen Problem, und solche Problemformung wird schließlich festgelegt im Gesetz.

Hier werden offenbar sehr tiefe Linien der Scheidung zwischen der alten Kultur unseres Europa und der im Aufbau begriffenen Kultur der neuen Welt sichtbar. Bei uns tritt man großenteils von außen an die Fragen staatlicher Organisation heran. Der äußere Ursprung ist teilweise ideologisch, teilweise rational begründet. Diese beiden Momente, das ideologische und das rationale, sind tatsächlich fast immer gemischt, wobei das rationale Moment im Laufe des 19. Jahrhunderts wohl immer mehr auf Kosten des ideologischen hervorgetreten ist, und diese Entwicklung hat sich im 20. Jahrhundert verstärkt fortgesetzt. Selbst der Faschismus, selbst der Sowjetismus stellen staatliche Konstruktion dar, welche in sich fertiggestellt wurden und dann einem Staatsvolk von außen her auferlegt wurden.

Aus dieser verschiedenen Einstellung von Volk zu Staat und von Staatsorganisation zu Volksmasse erklärt sich zum Beispiel auch, warum europäische Gesetze von einer wesentlich juristischen Gesamtauffassung der Technik des Gesetzes und des Staats ausgehend, die Gesetzesmaterie bis in die kleinsten Einzelheiten und für alle möglichen Fälle zu regeln suchen, während der amerikanische Gesetzgeber den konstitutiven Charakter des Gesetzes betont und sich daher auf die Festlegung von Grundsätzen beschränken kann, deren Entwickelung dann der Praxis der Verwaltung und der Gerichte, vor allem aber — zu mindestens 95% — der privaten Initiative und Formung überlassen bleibt. In U.S.A. ist das Gesetz unmittelbarer Ausdruck des nationalen Willens, und als solches wird es seinem Sinne nach als bindend in sehr viel höherem Sinne empfunden als bei uns, — als bindend bejaht oder auch, bei starker Minderheit gegen das Gesetz, mit einer Intensität (wie beim Prohibitionsgesetz) abgelehnt, welche fast als innerer Krieg bezeichnet werden muß. Im einen wie im andern Fall besteht aber eine persönlich-moralische Problematik des Gehorsams gegenüber dem Gesetz als solchem, als dem Ausdruck des Willens der Masse Volk, welcher man selbst als Zelle angehört, — eine Problematik, welche uns meist bis zur Unverständlichkeit fremd ist. Die U.S.A.-Gesetzgebung ist also substantiell Volkskonstruktion, bindende Fassung, Verwirklichung des Staats-Seins. Im ersteren Fall wird durch das Volk der Staat definiert und wir haben den Volks-Staat, im letzteren Fall durch den Staat das Volk, und wir haben das Staats-Volk.

Gesundheitspaß und Hegebuch.

Von E. Suchsland.

Anfangs dieses Jahres ist vom Reichsausschusse für hygienische Volksbelehrung unter Mitarbeit der Reichsanstalt zur Bekämpfung der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit, der Staatl. Impfanstalt, des Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose und des

deutschen Zentralkomitees für Zahnpflege in den Schulen ein Gesundheitspaß der Öffentlichkeit übergeben worden, der für Mk. 1.90 bei der „Schadenverhütungs-Verlags-G. m. b. H., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/3, bezogen werden kann.

Als geistiger Vater dieses Gesundheitspasses bekennt sich Dr. med. Thomalla. Der Gesundheitspaß ist ein schmales geschmackvolles Büchlein in Leinen, von 64 Seiten Umfang. Er enthält eine Reihe von Vordrucken für Eintragungen und dazwischen eingestreut populär gehaltene Belehrungen, Anregungen usw. mit dem Ziele, den Paßinhaber zur Beobachtung seines Gesundheitszustandes anzuhalten und seine Gesundheitspflege zu fördern.

Angefangen von der Geburtsurkunde des Standesamtes verfolgt der Paß das ganze Leben; die ersten Lebensjahre sind sehr eingehend gehalten, um die raschen, durch das Wachstum bedingten Veränderungen zu verfolgen, bis zum 20. Jahre sind jährliche Eintragungen, von da ab solche in fünfjährigen Abschnitten vorgesehen. Der geistigen Entwicklung ist durch entsprechende kurze Felder Rechnung getragen. Eltern, Großeltern, Ehegatte und dessen Eltern, sowie Enkelkinder sind kurz berücksichtigt.

In dem vom Vorsitzenden des Reichsausschusses für hygienische Volksbelehrung Dr. Hamel geschriebenen Vorworte ist darauf hingewiesen, daß der G.-P. vor allem dazu anregen soll, daß zunächst die Eltern, später die Inhaber selbst sich in regelmäßigen Abständen Rechenschaft über den Gesundheitszustand ablegen und dadurch dazu kommen, drohenden Krankheiten vorzubeugen oder sie im Keime zu ersticken.

Ein weiterer Hauptwert wird mit Recht darin gesehen, daß es bei der heute üblichen Behandlung durch Spezialärzte jedem Arzte möglich wird, sich an Hand des Gesundheitspasses darüber zu unterrichten, welche Leiden der Inhaber früher durchgemacht hat, und welche Urteile, ev. welche Maßnahmen früher in Anspruch genommene Ärzte anwandten. Das Fehlen solcher Unterlagen hat mir selbst verschiedentlich Unannehmlichkeiten bereitet, so daß ich schon vor fünf Jahren einen ähnlichen Gedanken einer Stelle vorschlug, mir aber eine Ablehnung holte. Die Einführung des Gesundheitspasses ist daher außerordentlich zu begrüßen. Seine ganze Fassung ist so gehalten, daß auch der einfache ungebildete Mann den Inhalt verstehen muß und seinen Wert einsehen wird. Damit dürfte den Herausgebern ein sehr wertvolles Handwerkszeug geglückt sein, das viel zur Erreichung ihrer Ziele beitragen wird.

In der Einführungsrede, die mir im Umdrucke vorliegt, weist Dr. Thomalla am Schlusse darauf hin, daß in späteren Jahren die Forschung über Vererbung, Krankheitsfolge, Lebensdauer, Familieneigentümlichkeiten usw. wertvolles Material vorfinden solle, das die Forschung heute leider nicht besitzt. Sehr wichtig und nur zu unterstreichen ist, was er über den Wert der Pflege des gesunden und normalen Menschen für das Volksganze sagt. Der Gesundheitspaß und die Bestrebungen, die ihn entstehen ließen, können nur anerkannt und dem Paß weite Verbreitung gewünscht werden.

Wer sich mit Rassenfragen beschäftigt und von ihnen aus zum Zuchtgedanken gekommen ist, zur Erkenntnis, daß nicht nur das Erscheinungsbild des Menschen, sondern sein Erbbild, sein Erbwert wichtig ist, der vermißt jedoch an der vorliegenden Form des Gesundheitspasses manches. Es soll dieser Feststellung des Fehlens aller diesbezüglichen Dinge kein Tadel sein. Der Paß, so wie er vorliegt, entspricht der heutigen allgemeinen Einstellung, ist aus ihr zu erklären und sehr geeignet, trotz der erwähnten Mängel gute Vorarbeit zu leisten und dem Inhaber zu nützen.

Wie schon erwähnt, habe ich mich selbst seit fünf Jahren mit dem Gedanken beschäftigt, eine Anleitung zu geben, wie man Erbbild und Erscheinungsbild des Inhabers mit den heute zur Verfügung stehenden Methoden erfassen könnte und diesem Gedanken vor einem Jahre in einer kleinen Zahl privat versandter Schreiben Ausdruck gegeben. Meine Anregung ist auf fruchtbaren Boden gefallen und ein Hegebuch in Bearbeitung.

Das Hegebuch ist gedacht für solche Anhänger der Nordischen Bewegung im Sinne Prof. Günthers, die sich neben einer Gesundheitskontrolle im Sinne des Gesundheitspasses aus Hegegründen über ihren eigenen Erbwert klar werden wollen und darüber hinaus bereit sind, die so zusammenkommenden Unterlagen der Forschung zur Verfügung zu stellen. Also das Hegebuch will den Gesundheitspaß nicht verdrängen, sondern ergänzen. Der Gesundheitspaß ist geeignet, den Bedürfnissen der großen Masse zu dienen. Das Hegebuch dagegen ist für den kleinen Kreis derer gedacht, die sich als Glieder in der Kette der Geschlechter fühlen, als verantwortungsbewußte Ahnen neuer Geschlechter, die sich bestreben, das empfangene Erbgut auf der gleichen Höhe zu erhalten und wenn möglich in den Kindern zu bessern. Es steht unter dem Leitgedanken: „Nordisches Blut verpflichtet!"

Das Hegebuch will folgende Aufgaben lösen:

1. Den Werdegang des einzelnen Menschen nach anthropologischen Methoden von der Geburt bis zum Tode verfolgen.
2. Anhaltspunkte sammeln für die Erkenntnis der geistigen und seelischen Eigenschaften des Inhabers.
3. Der Erkenntnis der Krankheitsanlagen des Inhabers dienen, die Behandlung erleichtern durch genaue Unterrichtung der behandelnden Ärzte.
4. Die Erbanlagen, besonders krankhafter Art, klarstellen, und so die Unterlagen für die allgemeine wissenschaftliche Forschung in bezug auf Erblichkeit und Rassenkunde, aber auch für die lebenskundliche (biologische) Familienforschung schaffen.

Das Hegebuch soll also dem Inhaber neben dem Dienst des Gesundheitspasses auch Rechenschaft darüber geben, wie er sich bei der Gattenwahl zu verhalten hat, insbesondere, welche Partner er zu meiden hat, falls er Träger bestimmter rezessiver Anlagen ist. Dabei soll es der Forschung Unterlagen auf breiter Basis schaffen, die jetzt nicht vorliegen, und die in Einzeluntersuchungen zu schaffen vielfach nicht möglich ist, da das bisher aufgenommene Material meist unter bestimmten Gesichtspunkten gesammelt wurde, dabei nur die notwendigen Merkmale erfaßte, andre dagegen unberücksichtigt ließ. Dient der Gesundheitspaß nur dem Einzelnen, wenn auch an eine wissenschaftliche Auswertung dabei gedacht ist, so ist das Hegebuch von vornherein so angelegt, daß es dem Einzelnen und seiner der Verantwortung den Nachkommen und der Rasse gegenüber bewußten Gemeinschaft dient.

Zum Namen sei folgendes bemerkt. In dem vor einem Jahre versandten Entwurf war der Name „Blutbuch" vorgesehen, der aber nur als vorläufige Bezeichnung gedacht war. Im vergangenen Sommer erschien nun Darrés „Neuadel aus Blut und Boden", der den Namen „Hegehof" für seine Zwecke aus dem Buche von M. O. Johannes „Adel verpflichtet" übernahm. Darré prägt nun für die Beamten, die über das Erbgut der Hegehofbesitzer wachen, den Namen „Zuchtwart". Für denselben Beamten hatte Dr. Rechenbach den Ausdruck „Sippenwart" vorgeschlagen. In einer Unterredung mit Darré, in der ich diese Bezeichnungen erwähnte, lehnte er den „Sippenwart" ab, da dieser Ausdruck gerade den bewußten Zuchtgedanken nicht berücksichtige und ebenso einen Vorsitzenden eines beliebigen Familienverbandes bezeichnen könne. In dem Ausdruck „Zuchtwart" liege etwas Zwingendes, Erzieherisches, das die Anhänger immer wieder daran mahne, daß sie verantwortlich seien, das erhaltene Erbgut unbeschädigt weiterzugeben.

Die Meinung Darrés leuchtet mir ein. Es kommt für unsere Gesinnungsfreunde darauf an, immer wieder auf die Verantwortung hinzuweisen. Wenn ich jetzt trotzdem nicht den Ausdruck „Zuchtbuch", sondern „Hegebuch" vorschlage, obwohl ich sonst stark dafür eintrete, den Ausdruck „Zucht" nicht zu scheuen, sondern zu betonen, so geschieht dies aus folgender Erwägung:

Unter „Zucht" versteht der Sprachgebrauch eine Fortpflanzung unter einem Zwange, der nicht in den zu Paarenden liegt, sondern von außen, eben vom Züchter kommt. So bestimmt der Züchter, welcher Rüde zu welcher Hündin zugelassen wird, oder welcher Hengst welche Stute decken soll. Das kommt natürlich beim Menschen nicht in Frage. Hier liegen die Verhältnisse so, wie bei uns in Deutschland in der freien Wildbahn. Bock und Ricke, Hirsch und Tier wählen sich selbst zur Paarung. Der Weidmann, der Heger, greift nur ein, um zur Nachzucht ungeeignete Stücke davon auszuschließen. Im übrigen sucht er durch Fütterung und Schaffung geeigneter Äsungsverhältnisse seinen Wildstand ebenso zu fördern wie durch Fernhaltung schädlicher Einflüsse.

Diese selben Aufgaben beabsichtigt doch auch der „Zuchtwart" Darrés und jeder, der züchterisch eine Verbesserung der Rassen anstrebt. Da sich also von unseren verschiedenen Ausdrücken der Ausdruck „Hege" für unsere Zwecke am besten eignet, und zudem auch schon durch den „Hegehof" in gewisser Weise eingeführt ist, schlage ich vor, unser Buch „Hegebuch" zu nennen. Zudem erscheint dies Wort geeignet, gewisse mißverständliche Vorstellungen, die bei dem Worte „Zucht" erfahrungsgemäß sich leicht einstellen, obwohl geringes Nachdenken davon abhalten könnte, zu vermeiden.

Die Bearbeitung des Hegebuches wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Nach seiner Fertigstellung werden wir darüber Näheres berichten. Gesinnungsfreunde, die den Grundgedanken des Hegebuches zustimmen, können schon jetzt unverbindlich ihre Anschrift an den Verlag J. F. Lehmann, München, mitteilen.

Dr. Thomalla sagt in dem erwähnten Umdruck an einer Stelle:

„Bleibt also letzten Endes nur die bereits oben ausführlich beschriebene Sorge, daß später einmal die Gesunden mit ihrem Gesundheitspaß protzen werden, und, indem sie ihn

freiwillig bei der Stellungssuche vorlegen, damit denjenigen schaden, die keinen Gesundheitspaß haben oder ihn aus bestimmten Gründen nicht vorzeigen wollen. Dazu ist zunächst zu sagen, daß diese Frage frühestens in 15, 20—30 Jahren akut wird. Bis dahin können erstens gesetzliche Sicherungen eingeführt werden, die das Verlangen nach dem Gesundheitspaß von andren Personen als vom Arzt verbieten, ebenso auch das freiwillige Vorzeigen. Ferner ist die gesamte Erziehungsarbeit, von der ich oben sprach, auf diesen Gesichtspunkt einzustellen ......"

Hier sind wir andrer Meinung. Wir stehen auf dem Standpunkte, daß die Art, wie Gesundheitspaß oder Hegebuch vom Inhaber oder schon von seinen Eltern gehalten wurden, einen guten Fingerzeig über den Charakter (Verantwortungsgefühl) des Inhabers und seiner Eltern geben, „wessen Art" der Betreffende ist, nicht nur gesundheitlich. Und, wenn man das Gesunde besonders fördern will, wo doch heute der Kranke sehr viel mehr an Förderung genießt, als der an sich doch viel erwünschtere Gesunde, so kann man ruhig auch hier etwas für die Förderung des erwünschten Gesunden tun. Wenn auch wohl bei Einstellung irgendwelcher Arbeitskräfte die Frage weniger brennend ist, wenn auch nicht unwichtig, z. B. bei Hausgenossen, Kindermädchen usw., so liegt doch bei der Gattenwahl geradezu der Zwang vor, sich über den Erbwert des zu wählenden andren Teils im Rahmen des Möglichen Klarheit zu verschaffen. Und hier ist ein Hegebuch mit klargestellten Schwächen immer besser, als ein angeblich Gesunder, der kein Buch führt. Denn über ihn ist nichts ausgesagt. Einer der Führer der Nordischen Bewegung meinte über das Hegebuch dem Sinne nach etwa so: Die Wichtigkeit des Hegebuchs sei so klar, daß sie jedem Gesinnungsfreunde einleuchten müsse. Man werde es später als selbstverständlich ansehen und annehmen, daß die, die es nicht führten, etwas zu verbergen hätten! Das dürfte mutatis mutandis auch für den Gesundheitspaß gelten.

Das Hegebuch wird so angelegt, daß auch Erwachsene es sofort in eigenen Gebrauch nehmen können. Für die Herbeischaffung der Unterlagen für die verstrichene Zeit werden Anhaltspunkte gegeben, eine Möglichkeit, die bei dem Gesundheitspaß nicht erwähnt ist.

Besprechungen.

Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik). 2. Bd. von Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 593 Seiten. 12 Abb. München 1931, J. F. Lehmanns Verlag. Preis geh. Mk. 15.—, gebd. Mk. 17.—.

Dieses Werk, dessen dritte Auflage seit langem erwartet wurde, stellt heute das vollkommenste Handbuch der Rassenhygiene dar und berücksichtigt die neuen Ergebnisse und die jüngsten Verhältnisse. Eine ausführliche Besprechung eines so umfassenden Buches ist in Kürze kaum möglich und so scheint es das Beste, zunächst nur einen großen Überblick und einen Hinweis auf die Fülle seines Inhalts zu geben.

Das Buch gliedert sich in zwei Hauptteile. Der eine ist der Auslese beim Menschen, der andere der praktischen Rassenhygiene gewidmet. In dem ersten Teile, der unter dem Titel „Biologische Auslese" zusammengefaßt ist, setzt Lenz den Begriff und die verschiedenen Formen der Auslese auseinander und behandelt dann die Auslesewirkung auf die Befähigung der verschiedenen Organsysteme, die Wirkung der Infektionskrankheiten und Volksseuchen, wie Tuberkulose und Syphilis. Auch die Säuglings- und Kindersterblichkeit, Alkoholismus und Krieg werden in Betracht gezogen. Eine auslesende Wirkung in eindeutiger Richtung ist nicht bei allen diesen Leiden und Krankheiten feststellbar. Einzelne wirken ausgesprochen gegenauslesend, wie z. B. die Geschlechtskrankheiten, andere z. B. Säuglingssterblichkeit zumeist im Sinne einer Auslese auf kräftige Konstitution.

Zu den fesselndsten Abschnitten gehören die über die soziale Auslese. Es finden da die Zusammenhänge zwischen Erbanlage und sozialer Gliederung, die Bedeutung der Rasse, Geburtenrückgang und das Schicksal der großen Rassen und Völker ihre Behandlung.

In aller Klarheit und unter Beibringung zahlreicher wissenschaftlicher Belege zeigt L. hier die häufige Übereinstimmung zwischen Rasse und sozialer Gliederung. Die Feststellungen zahlreicher Forscher ergaben immer wieder, daß die verschiedenen Rassen vermöge der ihnen innewohnenden Erbanlagen zu bestimmten Berufen neigen und sich damit auch mehr

oder weniger bestimmten Ständen zuordnen. Solche Vorgänge treten am deutlichsten in frischen Rassengemischen zutage, z. B. unter den amerikanischen Einwanderern. Sehr richtig sagt Lenz: „Die rassischen Unterschiede der Gesellschaftsklassen werden zwar mit Vorliebe geleugnet; in Wirklichkeit ist die Kenntnis der verschiedenen Typen aber Allgemeingut der öffentlichen Meinung.“ Die Zukunft der großen Rassen ist verschieden zu beurteilen. Während die primitiven Rassen wie Australier, Wedda, Indianer bis auf z. T. kleine Überreste vernichtet und verdrängt sind, kann man den Bestand der großen Hauptstämme, des schwarzen, gelben und weißen als günstig beurteilen. In Amerika ist zwar die Zunahme reiner Neger durch die Einwanderungsbestimmungen wesentlich geringer als die der Weißen. In Afrika scheinen sie aber gerade in Folge der Kolonisation und Zivilisation sich besonders gut fortzupflanzen. Die gelbe Rasse, deren Hauptkern die Chinesen und Japaner darstellen, nehmen ihrer Bevölkerungszahl nach stark zu und auch die europäischen Rassen haben sich durch die Landnahme in Amerika, Australien und Südafrika mächtig ausgebreitet und vermehrt. Die Zukunft der nordischen Rasse sieht freilich nicht günstig aus, da unter dem Einflusse der Zivilisation gerade in den von nordischer Rasse bevölkerten Gebieten ein starker Geburtenrückgang Platz gegriffen hat und bei den heutigen Verhältnissen die Bedingungen für die Vermehrung der nordischen Rasse schlecht sind. Lenz weist in diesem Zusammenhange auf das Auslöschen der Hellenen und Römer hin und hofft, daß durch rechtzeitige Erkenntnis und Anwendung der das Bestehen und Verschwinden der Rassen und Völker bedingenden Ursachen doch noch das drohende Schicksal abzuwenden ist.

Der zweite Teil über praktische Rassenhygiene ist natürlich der, welcher für die Aufgaben und Nöte der Gegenwart das Wichtigste bietet. Lenz scheidet hier seinen Stoff nach jenen Aufgaben, die vom Volksganzen oder größeren Gruppen und nach solchen, die vom Einzelnen zu erfüllen sind. In die erste Gruppe gehören Eheverbote und Eheberatung, Verminderung der Fortpflanzung Untüchtiger, quantitative und qualitative Bevölkerungspolitik, Steuergesetzgebung, Erbrecht, Siedlung, Politik, Wirtschaft, Staatsform, Erziehung. Hier ist besonders auf den Abschnitt über Steuerreform hinzuweisen. Während der Rassenhygieniker Grotjahn und in ähnlicher Weise F. Burgdörfer sich für eine Elternschaftsversicherung einsetzen, sieht Lenz mit guten Gründen in einer solchen Einrichtung eine Gefahr. Es würden dadurch nur die Untüchtigen und Schwachen zur Vermehrung angeregt werden, dagegen jene Teile, deren hinreichende Fortpflanzung besonders wünschenswert ist, von einer solchen Hilfe wenig Nutzen haben. Der glücklichste Weg ist wohl der eines gestaffelten Einkommensteuernachlasses je nach der Höhe des Einkommens und Zahl der Kinder, wie in zwei Tabellen auf Seite 353 und 354 auch zahlenmäßig genau zusammengestellt ist. Natürlich wäre auch ein Ersatz eines Teiles der indirekten Steuern durch Einkommensteuer und Reform der Erbsteuer notwendig.

Im letzten Teile „Private Rassenhygiene“ geht Lenz auf die rassenhygienische Gestaltung des persönlichen Lebens, auf die Bedeutung und Behauptung der Familie und das heranwachsende Geschlecht ein. Als Wege rassenhygienischen Wirkens verweist L. besonders auf die Verbreitung biologischer und rassenhygienischer Erkenntnisse durch den Schulmann, Arzt, Geistlichen und Fürsorger, wie auf den mehr unpersönlichen durch Zeitschriften, schönes Schrifttum, Kino usw.

Das Ende ist der Auseinandersetzung mit weltanschaulichen Fragen gewidmet. Der Gegner der Rassenhygiene ist der im vorigen Jahrhundert hochgeschossene Individualismus. An der Verwirklichung seiner Lehren leidet heute die ganze Welt und unser Volk am allerschwersten. Im Gegensatz zum Individualismus prägt Lenz den Satz: „Nur im Dienste eines überindividuellen Ideales wird der Mensch zu einer Persönlichkeit, während ohne das der Begriff der Persönlichkeit nichtssagend ist.“ Was die verschiedenen großen Mächte unserer Zeit den Nationalismus, Sozialismus und das Christentum betrifft, so zeigt L., daß sie alle bei einsichtiger Durchdenkung ihrer Grundsätze auch in der Rassenhygiene die Erfüllung ihrer Ziele sehen müßten.

Die Wichtigkeit des Inhaltes, die Fülle des Gebotenen und die sachlich gründliche und anregende Schreibweise des Verfassers lassen wünschen und hoffen, daß dieses Werk nicht allein ein weitverbreitetes Lehrbuch sondern auch ein Hausbuch jeder gebildeten deutschen Familie werde, der es zur Klärung lebenswichtiger Fragen und auch zur Vertiefung über den inneren Sinn und Wert der Familie verhelfen wird. Der Verlag hat sein Möglichstes in guter Ausstattung und verhältnismäßig niedrigem Preise getan.

Bruno K. Schultz.

Eugen Fischer: Erbschädigung beim Menschen. Das kommende Geschlecht. Bd. 5 H. 6. Berlin und Bonn 1930. Ferd. Dümmlers Verlag. 19 Seiten. Preis des ganzen Heftes Mk. 2.—.

In dieser Arbeit setzt der Verf. die Gefahren auseinander, die für die Nachkommenschaft solcher Frauen entstehen, die aus gesundheitlichen oder anderen Gründen zeitweise durch Röntgenstrahlen sterilisiert wurden, worauf auch schon F. Lenz u. a. aufmerksam gemacht haben.

Wenn wir die Erfahrungen aus dem Tierexperiment, die außer der klassischen Untersuchung an der amerikanischen Essigfliege (Drosophyla melanogaster) von Muller, auch an Pflanzen und, wenn auch nicht so gründlich, an anderen Tieren (Mäusen und Fröschen) gemacht wurden, auf den Menschen übertragen, wogegen durchaus kein Bedenken besteht, so liegt die Annahme außerordentlich nahe, daß die Röntgenstrahlen ihre schädliche und zerstörende Wirkung auf sämtliche im Eierstocke befindlichen Eier ausüben. Einzig in der Reifestufe besteht ein Unterschied, indem die reiferen Eier mehr geschädigt und zum Absterben gebracht werden. Die Statistiken über die Geburten solcher zeitweise sterilisierten Frauen sind nicht genau und die Zahl vorläufig zu klein, um ein wissenschaftlich einwandfreies Urteil zu fällen, immerhin scheint die Zahl der Fehl- und Frühgeburten, Toten, Krankhaften und irgendwie Geschädigten nicht ganz unbeträchtlich zu sein. Es fällt dabei auf, daß in solchen Fällen gerade Mißbildungen am Auge nicht selten sind, was auch gerade beim Tierexperiment häufig vorkommt. Die Tatsache, daß ein ziemlicher Teil solcher Kinder keine Mißbildung aufweist, erklärt Fischer einleuchtend damit, daß wir es ja bei den einzelnen Merkmalen mit zwei Anlagen, einer mütterlichen (geschädigten), wohl rezessiven, und einer väterlichen normalen, dominanten zu tun haben dürften und daß das Erscheinungsbild dann eben durch die eine gesunde Anlage bestimmt ist. Es braucht daher auch bei den Kindern solcher Geschädigter im Erscheinungsbilde noch keine Veränderung aufzufallen. Erst bei der Zeugung von Nachkommen zwischen zwei solchen erbkranken Personen käme es bei einem Viertel derselben auch tatsächlich zum Durchbruch. Die Gefährdung der Nachkommenschaft solcher mit Röntgenstrahlen zeitweilig sterilisierter Personen ist somit sehr zu bedenken und es ist Fischer durchaus beizustimmen, daß von dieser Methode solange Abstand genommen werden müßte, als nicht sicher erwiesen ist, daß die Bestrahlung keine irgendwie geartete schädigende Wirkung auf das Keimplasma ausübt. Bruno K. Schultz.

J. Lange: Untersuchungen in einem Elendsquartier. Arbeit im Arch. Rassenbiol. Bd. 24. München 1930. J. F. Lehmanns Verlag. S. 299 ff.

Aus den Fürsorgeakten von 30 Bewohnern eines als Notwohnung dienenden Barackenlagers ergibt sich eine eindeutige Kasuistik. Die meisten der erfaßten Familienhäupter sind Hilfsarbeiter, Hausierer, Marktreisende, welche wie die erwachsenen Kinder einen erlernten Beruf nicht mehr ausüben. Die 26 Ehemänner haben zusammen mindestens 89 Strafen bekommen, z. Tl. bis zu 15 Vorstrafen; die 26 Frauen, mit einem Durchschnittsalter von 37,5 Jahren, haben ihre Kinder von mindestens 41 Männern bekommen. Es überwiegen Psychopathen, Debile, Trinker, während Geisteskranke und organisch Nervenleidende zurücktreten. Von den erfaßten 131 Kindern sind mindestens 23,2% illegitim, 12,3% sind klein gestorben. Soweit es sich schon beurteilen läßt, sind mindestens 24% der Lebenden als abnorm zu bezeichnen. Bisweilen werden 3—4 Generationen befürsorgt. Kaum ein Kind hat sich entscheidend von dem Ausgangsmilieu getrennt. Von diesen asozialen und antisozialen Psychopathen mit einer unerhörten Fruchtbarkeit wird die Fürsorge in stärkster Weise belastet. Da die Nachkommenschaft nicht besser ausfällt wie die Elterngeneration, bedeutet das Lager eine Brutstätte von Ballastexistenzen. Die Fürsorgebestimmungen und die Beamten versagen nicht, das was fehlt sind gesetzliche Bestimmungen um das drohende Überwuchern der Antisozialen zu verhindern. G. Moser.

Lundborg Hermann: Die Rassenmischung beim Menschen, mit gebührender Berücksichtigung analoger Verhältnisse bei Pflanzen und Tieren. Bibliographia genetica VIII. Bd. 221 S. 5. Taf. Martinus Nijhoff Verlag, Haag 1931.

Vorliegendes Buch ist als Sammelreferat erschienen und bringt in klarer Zusammenstellung und Ausführung das Problem der Rassenmischung beim Menschen und ihre wissenschaftliche Beurteilung. Ein geschichtlicher Überblick zeigt, daß die Frage der Rassenmischung beim Menschen in ihrer biologischen Wirkung erst mit der Kenntnis der Vererbungswissenschaft ihren Aufschwung nahm. Die eingehenden Untersuchungen sind nicht nur an großem Menschenmaterial, sondern gerade auch an einzelnen Familien und Stämmen vorgenom-

men worden, wobei hier alle feineren Vererbungsvorgänge berücksichtigt werden konnten. In einem weiteren Kapitel bringt Verf. die möglichen Zusammenhänge von Konstitution, Rasse und psychischer Veranlagung. Bei der Rassenkreuzung ergeben sich zwei Möglichkeiten: 1. bei Kreuzung zweier ungleichwertiger Rassen überwiegt in der Mischbevölkerung die biologisch tüchtigere; 2. bei Kreuzung von zwei gleichwertigen Rassen treten mehrere Fälle auf: es entstehen „Sekundärrassen“, vorausgesetzt, daß eine bestimmt gerichtete Auslese besteht, oder es kommt zu einer „Entmischung“, wobei die Ausgangsrassen wieder verhältnismäßig rein auftreten, meistens kommt es aber zu einer „Mischbevölkerung“, bei der die Erbanlagen der Eltern in mannigfachsten Kombinationen zusammenkommen. Die Untersuchungen haben ergeben, daß Kreuzungen nahe verwandter Rassen gute Ergebnisse zeigen können, Kreuzungen entfernt verwandter Rassen ergeben aber ungünstige Resultate, wobei natürlich in beiden Fällen Plus- und Minusvarianten vorkommen. Verf. wendet sich wie auch die Mehrzahl der modernen Rassenbiologen insbesondere gegen die Rassenvermischung biologisch sehr verschiedener Rassen. Auf Grund der Beobachtungen an Mulatten, Mestizen und anderen Kreuzungen von Weißen mit Vertretern farbiger Rassen ist das Ergebnis für die weiße Rasse fast immer negativ. Die Begabung und der kulturelle Wert der Mischlinge erreicht im besten Falle das Niveau der weißen Ausgangsrasse. Im Gegensatze hierzu übt Rassenmischung nahe verwandter Rassen auf die geistige Entfaltung oft einen beschleunigenden Einfluß aus, wobei schon in der F_1-Generation ein Luxurieren auf physischem und psychischem Gebiet auftritt. Doch auch hierbei können körperlich und geistig disharmonische Typen entstehen, die für ihre Nachkommenschaft nicht von Vorteil sind. Die Einheit der Rasse und der Persönlichkeit ist zerstört, die Mischlinge verlieren das psychische Gleichgewicht, sie besitzen oft hohe Intelligenz, aber es fehlt ihnen die moralische Festigkeit. Ausführlich bespricht Verf. noch das Luxurieren und Pauperieren der Bastarde, die physische und psychischen Merkmale bei Rassenmischung, die Bedeutung serologischer Forschungen für die Rasse, die Widerstandsfähigkeit der Mischlinge gegen Krankheiten, Rassenmischung und Kultur. Ein sehr reiches Schriftenverzeichnis beschließt die Arbeit.

S. Ehrhardt, München.

Hermann Muckermann u. Otmar Frhr. v. Verschuer: Eugenische Eheberatung. Zeitschrift Das kommende Geschlecht. Bd. 6 H. 1/2. Berlin u. Bonn 1931. Ferd. Dümmlers Verlag. 72 Seiten. Preis Mk. 2.80.

Seit rund 15 Jahren sind die Bestrebungen im Gange, als wirksames Mittel im Sinne der Rassen- und Sozialhygiene, eine amtliche Beratung von Ehewerbern und Eheleuten nach den Erfahrungen der Erbbiologie durchzuführen und auf den Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung zu dringen. Der Erfolg dieser Bemühungen ist, daß heute in Preußen, Sachsen, Braunschweig und den Hansestädten eine beträchtliche Zahl von amtlichen wie auch eine Reihe von privaten und konfessionellen Eheberatungsstellen eingerichtet ist. Für den Austausch von Gesundheitszeugnissen gibt es bis jetzt keine gesetzliche Regelung. Die Brautleute bekommen bloß vor der Vermählung ein rassenhygienisches Merkblatt. Die Gesichtspunkte, unter denen die Eheberatungsstellen heute wirken, sind nach M.s Ausführungen sehr verschiedenartige und geben zum Teile zu scharfer Kritik Anlaß. Die rassenhygienische Beratung vor der Ehe tritt bei vielen Stellen fast ganz in den Hintergrund und statt dessen sehen manche Eheberater ihre wichtigste Aufgabe in der Empfängnisverhütung. Mit Recht wendet sich M. gegen eine so einseitige und für das Volksganze gefährliche Form dieser Beratungsstellen und fordert Besinnung auf den rassenhygienischen Gedanken. Die Empfehlung empfängnisverhütender Mittel wird bei solchen Beratungsstellen aus rassenhygienischen Gründen freilich nie zu umgehen sein. In seiner vollkommenen Ablehnung dieses Standpunktes kann man sich daher M. nicht ganz anschließen. Mit erfreulicher Klarheit wendet sich M. auch gegen die übertriebenen Fürsorgeeinrichtungen für Asoziale und Lebensuntaugliche, betont die Notwendigkeit, der Fortpflanzung erblich Belasteter entgegenzutreten und spricht sich für die Sterilisierung aus.

Seine Folgerungen zieht M. in den am Schlusse des Heftes niedergelegten Leitsätzen für die Zukunft. Seine wichtigsten Forderungen sind: Rassenhygienische Erwägungen als Hauptziel der Eheberatung, genaue Kenntnis der menschlichen Erblehre bei den Eheberatern, Einbau von Erblehre und Rassenhygiene in den Lehrplan aller Schulen, Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung mit Zustimmung der Eltern zu derselben nur unter der Erfüllung dieser Bedingung, Schritte des Reichsgesundheitsamtes bei der Reichsregierung zwecks Austausches der Gesundheitszeugnisse vor der Verlobung und entsprechender Handhabung durch die Standesbeamten.

von Verschuers Ausführungen stellen einen knappen Leitfaden der Anwendungsmöglichkeiten und Richtlinien der Eheberatung auf erbbiologischen Grundlagen dar, die besonders praktischen Wert haben. Vor allem handelt es sich bei der Eheberatung um die Verhütung von Erbleiden, während die Frage nach der Vererbung normaler Eigenschaften für den Eheberater vorläufig zu verwickelt wäre und ferner liegt.

Die Art der Voraussage kann je nach dem Falle entweder eine ganz bestimmte sein oder mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit abgegeben werden. V. zählt die verschiedenen Voraussetzungen auf, die für eine solche Erbvoraussage notwendig sind. Es sind das vor allem: der Erbgang, die Umweltsverhältnisse und Begleiterscheinungen, die auf den Ablauf und das Erscheinen eines Erbleidens von Einfluß sein können, Erkenntnis der Erbanlagen des Ratsuchenden wie des Ehepartners, die Häufigkeit bestimmter krankhafter Erbanlagen in der Bevölkerung und der Grad der Verwandtschaft zwischen den beiden Ehewerbern. Die Schwere der Erbkrankheit fällt natürlich besonders ins Gewicht. Nachdem V. die verschiedenen eugenischen Urteilsmöglichkeiten, zu denen der Berater kommen kann, und andere Voraussetzungen dargelegt hat, gibt er noch einen kurzen Überblick über Erbvoraussage und praktische Eheberatung der einzelnen Krankheiten. Erschütternd ist dabei wieder die Angabe der Belastung des deutschen Volkes mit schweren Erbkrankheiten (Schwachsinnige rund 100 000, Schizophrene 70—80 000, Manisch-Depressive 20—25 000, Epileptiker 80—90 000, Taubstumme über 45 000). Diese Tatsachen müßten jeden Einsichtigen von dem Ernste dieser Fragen überzeugen und zu einem entschiedenen Mitkämpfer der Rassenhygiene machen. Beachtenswert sind V.s Ausführungen zur Frage der Rassenmischehe, die zur Ungleichanlagigkeit in vielen Erbanlagen führt, da rassenverschiedene Menschen durchschnittlich weniger gemeinsame Erbanlagen haben als rassengleiche. V. warnt vor Rassenmischehe.

Bruno K. Schultz.

Ernst Rüdin: Psychiatrische Indikation zur Sterilisierung. Das kommende Geschlecht. Bd. 5 H. 3. Berlin und Bonn 1929. Ferd. Dümmlers Verlag. 20 Seiten. Preis Mk. 2.—.

E. Rüdin, Direktor der genealogisch-demographischen Abteilung der deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, ist auf Grund jahrzehntelanger Forschungsarbeiten und Erfahrungen der Berufenste, um über die Erbprognose der verschiedenen Geisteskrankheiten und psychischen Anomalien zu urteilen und auf jene Formen geistiger Erkrankungen hinzuweisen, die nur durch Ausschaltung ihrer Träger von der Fortpflanzung an übergroßer Verbreitung gehindert werden können. Wenn wir auch noch nicht bei allen Geisteskrankheiten den genauen Erbgang kennen, so haben doch Rüdin und seine Schule auf Grund einer ungeheuren Zahl von Stammbäumen geisteskranker wie gesunder Menschen gewisse Wahrscheinlichkeitsziffern gefunden, welche Erkrankungsmöglichkeit bei den Nachkommen dieser Kranken, ihren anscheinend gesunden Geschwistern, Onkeln, Tanten, Vettern und Basen zu berechnen gestatten. Da bei der Unsicherheit des Präventivverkehrs und der nur teilweisen Asylierung die Sterilisierung (operative Unterbrechung der Geschlechtszellenleiter) das einzige zuverlässige Mittel ist, Nachkommenschaft bei solchen Erbkranken zu vermeiden, entscheidet sich R. grundsätzlich für sie.

Der Sterilisierung käme bei folgenden erblichen Krankheiten besonders in Frage: erblicher Veitstanz, Myoklonus Epilepsie, Schizophrenie (Jugendirrsein), manisch depressives Irrsein, Epilepsie (Fallsucht), ferner bei schwerpsychopathischen Alkoholikern, bei schwerer Hysterie und Psychopathie, angeborenem Schwachsinn (Hilfsschüler) und anlagebedingtem Verbrechertum. R. hält unter den gegenwärtigen Verhältnissen bei uns nur freiwillige Sterilisierung für möglich, die bloß mit Wissen eines beamteten Arztes durchgeführt werden dürfte. Die Zustimmung der Kranken wäre durch entsprechende Aufklärung, Hinweis auf etwaige Vorteile und kostenlose Operation zu erreichen.

Bruno K. Schultz.

Ludwig Schemann: Die Rasse in den Geisteswissenschaften, Band II: Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse. München 1920. J. F. Lehmanns Verlag. Preis geh. Mk. 18.—, geb. Mk. 20.—.

Dieser zweite Band ist eine ungeheure Leistung. Eine Fülle von Material, eine Fundgrube von Tatsachen und Erkenntnissen, eine Schatzkammer von wertvollen Kleinodien, wo immer man das Buch aufschlägt, ein Arsenal, aus welchem die Anthropologie und Rassenkunde wirklich die Waffen holen wird, so wie es Schemann in seinem Vorwort erhofft. Je reicher und je großartiger dieses Buch ist, desto geringfügiger und kleiner müssen daneben alle Besprechungen erscheinen. Schemann hatte zur Vollendung dieses Werkes eine Unterstützung der Not-

gemeinschaft der Deutschen Wissenschaft empfangen. Nach Vollendung des zweiten Bandes wurde ihm die Unterstützung entzogen. Zur Strafe, denn die Tatsachen, die Schemann vollkommen unparteiisch heraushob, ohne irgend jemand zu verletzen oder zu kränken, passen den Machthabern von heute nicht in den Kram. Trotzdem war es Schemann möglich, dank dem Eintreten des Verlegers und anderer Freunde, den dritten Band zu vollenden.

Von der Fülle des Gebotenen kann man sich nur durch eingehendes Studium eine Ahnung verschaffen. Überall führt Schemann in das Herz der Probleme ein, ob er nun die Rassengeschichte der Chinesen oder Inder, der Griechen oder Römer, der Kelten oder Germanen darstellt. Allenthalben zeigt sich der hohe Ernst und das Verantwortungsbewußtsein des Geschichtsforschers, der sich bemüht, Tatsachen und Meinungen scharf auseinander zu halten. Besonders möchte ich betonen, daß es ihm durchaus gelungen ist, das Geschichtswissen der letzten 80 Jahre mit den anthropologischen Kenntnissen der Jetztzeit zu verknüpfen, so daß gerade diejenigen, welche von der naturwissenschaftlichen Seite an das Rassenproblem herankommen, einen trefflichen Führer finden werden. Wenn auch gerade in den letzten Jahren die ausgezeichneten Rassengeschichten der Griechen, Römer, Inder erschienen sind und da und dort zu Schemanns Datierungen große Unterschiede auffallen — wissen wir doch heute, daß z. B. die Arier nicht, wie Schemann gemäß der alten Lehrmeinung angibt, im Jahre 2000 nach Indien gelangten, sondern um mehr als 1200 Jahre später —, so ist sein Buch deshalb doch nicht zu spät gekommen, sondern eine ausgezeichnete Ergänzung zu diesen neuesten Werken. In der Terminologie hält Schemann in seinem Buche meines Erachtens mit Recht an dem Begriff Arier und Germanen fest und läßt sich auf die Unterteilungen nicht ein.

Auch in seiner Darstellung des Christentums steht er durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und läßt sich weder durch liebgewordene Vorurteile, noch durch Kindheitserinnerungen wie so mancher hervorragende Gelehrte an der scharfen Herausarbeitung der Tatsachen hindern. Seine Ansicht gipfelt in den Worten: Das Christentum ist eine jüdische Sekte, die sich aus dem jüdischen Gnostizismus allmählig entwickelt hat. „So war der Kampf zwischen Juden- und Christentum zunächst ein innerjüdischer, eine Art Bürgerkrieg innerhalb des Judentums." Geradezu prophetisch wird er in dem ausgezeichneten Abschnitte: Deutscher Geist und Christentum. Er sieht die Spaltung der nichtkirchlichen Deutschen in germanisch-unchristliche und deutsch-christliche kommen, eine Spaltung, die nicht aufzuhalten ist, geradezu ein Schicksal, das über uns verhängt ist. Oder wenn er sich schließlich mit Amerika beschäftigt und Gobineaus seherisches Wort bekräftigt: Amerika sei nicht die Wiege neuer, sondern das Grab alter Volksstämme. Es ist ganz klar, daß bei der Fülle von Gestalten in einer rassisch aufgebauten Weltgeschichte auch manche Irrtümer vorkommen. Ich möchte zwei herausheben, weil sie von einiger Bedeutung sind. Er spricht davon (Seite 308), daß bei der Feststellung eines Germanen das Psychische nur mit Vorsicht zu berücksichtigen sei — ich meine mit ebenderselben Vorsicht wie das Physische — und führt dazu Kaiser Heinrich den VI. an, den Sohn Barbarossas, „der den deutschen wie den kaiserlichen Namen geschändet" habe. Nun urteilt gerade einer unserer hervorragendsten Geschichtsforscher, Johannes Haller über Heinrich den VI.: „Ein Herrscher von außerordentlichen Gaben, dem Vater äußerlich ganz unähnlich, klein und schmächtig, gar kein Soldat, aber von scharfem Verstand und unermüdlichem Fleiß, gründlich und vielseitig unterrichtet, wie wenige seiner Zeit, und ein Mann von eisernem Willen. So verschwand bei Heinrich der Mensch hinter dem Herrscher." Wenn dieser Kaiser nicht nach dem Sinne psalmonierender Klosterbrüder war und Verschwörer und Meuchelmörder rücksichtslos zertrat, so beweist das gerade mehr germanisches Blut, als es eben unsere heutige instinktlose Zeit wahr wissen will. —

Ein ander Mal spricht Schemann über Germanentum und Christentum. „Die Charakterverschiedenheit von Nord und Süd hat unheilbar auf die religiösen Verhältnisse abgefärbt" — und vergißt, daß um das Jahr 1600 alle Deutschen von Nord bis Süd, von Jütland bis nach Görz evangelisch waren. Wenn Ferdinand der Katholische im Norden Deutschlands geherrscht hätte, so wäre heute Tirol, Salzburg, Steiermark, Ober- und Niederösterreich sowie Kärnten der Hort des deutschen Protestantismus. Gerade ein Rassenforscher darf solch bequeme Worte von Nord und Süd nicht leichtfertig gebrauchen. Der Germane ist Germane, ob er im Norden oder Süden wohnt.

Diese Kleinigkeiten verblassen aber neben der Riesenleistung des Werkes ganz und gar. Über den dritten Band, der die Vollendung des großen Werkes bringt, werden wir in einem der folgenden Hefte berichten.

Lothar Gottlieb Tirala, Brünn.

Otmar Frhr. v. Verschuer: Vom Umfang der erblichen Belastung im deutschen Volke. Arbeit im Arch. Rassenbiol. Bd. 24. München 1930. J. F. Lehmanns Verlag. S. 238ff.

Wie bei der Bekämpfung der Infektionskrankheiten die Kenntnis des Erregers wichtig, ist für den Übergang der Eugenik aus dem Stadium der wissenschaftlichen Grundlegung in das der praktischen Auswirkung die Häufigkeit und Verbreitung der Erbkrankheiten wesentliche Voraussetzung.

Die bisherige Medizinalstatistik — Todesursachen, Krankenkassen — Krankenhausstatistik — genügt nicht zur Beantwortung der Frage nach der erblichen Belastung unseres Volkes. Eine günstige Gelegenheit Erbfehler festzustellen und statistisch zu verarbeiten gibt die Schulkinderuntersuchung, wenn in Zukunft nach Erbkrankheiten gefahndet wird, nur müssen dann die nicht schulfähigen Kinder miterfaßt werden. Bei vorsichtiger Auswertung der bisherigen Unterlagen erhält man als mutmaßliche Häufigkeit schwerer erbbedingter manifester Leiden in Deutschland:

Blindheit	13 000
Taubstummheit	15 000
Körperlicher Gebrechlichkeit und zwar Fehlen eines Gliedes oder eines Gliedabschnittes . . .	8 000
Verunstaltung eines Gliedes, Gelenkes, Körperteiles . . .	9 000
Angeborener Hüftverrenkung .	35 000
Geistiger Gebrechlichkeit und zwar Epilepsie	60 000
Dementia praecox . . .	80 000
Manisch depressivem Irresein .	20 000
Schwachsinn	60 000
Summe	300 000

Erbkrankheiten innerer Organe, des Stoffwechsels, organische Nervenkrankheiten lassen sich auch nicht annähernd bestimmen. „Die Zahl von mindestens 300 000 erblich schwer Belasteten (5%) in unserem Volke legt der Rassenhygiene (Eugenik) eine furchtbar ernste Bedeutung bei: Die planmäßige Inangriffnahme eugenischer Aufgaben ist äußerst dringend.“ Zur Bearbeitung müßten die Berichte der Fürsorge, Krankenhäuser, Ärzte, Hebammen in eugenischen Abteilungen der Landesgesundheitsämter gesammelt werden und durch von Erbbiologen vorgenommene besondere Untersuchungen das Erbbild der Bevölkerung vervollständigt werden, als erste Maßnahme zur erblichen Gesundung unseres Volkes.

G. Moser.

Otmar Frhr. v. Verschuer, Sozialpolitik und Rassenhygiene. Nationalwirtschaft 1. Jahrg. (1928) H. 6. S. 719—737. Verl. Nationalwirtschaft und Werksgemeinschaft, Berlin W. 57.

Sozialpolitik ist die Anwendung der Lehren der Soziologie (Gesellschaftslehre) auf das praktische Handeln, soweit es sich auf das Verhältnis der Klassen und Stände zueinander und zu den Staatsgewalten erstreckt. Sie ist wie die Rassenhygiene, die kurz als Anwendungen der Lehren der Rassenbiologie auf das praktische Handeln bezeichnet werden kann, eine angewandte Wissenschaft. Die Aufgaben der Sozialpolitik liegen auf wirtschaftlichem, die der Rassenhygiene auf biologischem Gebiete. Das gemeinsame Ziel beider liegt nicht im Einzelindividuum, sondern im Volkstum. Manche von den Begründern edelgedachte Maßnahme der Sozialpolitik wirkt sich heute durch mißbräuchliche Anwendung, zu weitgehende Ausdehnung und zu geringe Differenzierung verderblich auf die erbliche Zusammensetzung unseres Volkes aus. Die natürliche Auslese der erblich Schwachen und Minderwertigen wird gehemmt, die erblich Gesunden werden in ihren Lebensbedingungen und damit auch in ihrer Fortpflanzung beeinträchtigt. Eine Abnahme der guten und eine Zunahme der schlechten Erbanlagen des Volkes ist die unausbleibliche Folge. (S. 24.) „Der Schutz der erblich gesunden Familie sollte stärker in den Vordergrund gestellt werden. Die Bedeutung der Erbanlagen für die Zukunft des Volkstums kann nicht mehr bezweifelt werden. Damit wird die Auseinandersetzung mit den Gedanken der Rassenhygiene für jeden Führer unseres Volkes — mag er politisch, wirtschaftlich und geistig stehen wo es auch sei — zur Notwendigkeit, ja zur Pflicht.“ (S. 31.)

Lothar Loeffler (Kiel).

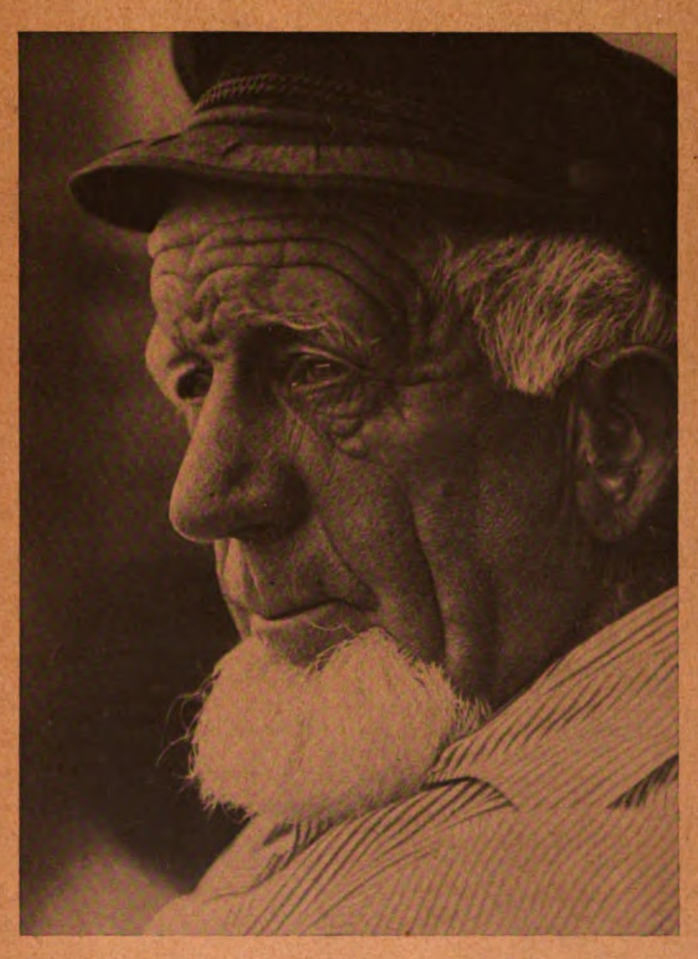
A. Grotjahn: Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung durch eine Elternschaftsversicherung. Dresden. E. Deleiter (Deleiters Gesundheitsbüchlein). Mk. —.20.

In aller Kürze werden eindringlich die Gefahren und Ursachen des Geburtenrückganges und der Vorschlag der Abhilfe durch die Elternschaftsversicherung nach den Plänen des Verf. erörtert. G. Moser.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Guido Haugg, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Volk u. Rasse

. Jahrgang Heft 4 Oktober (Weinmond) 1931





Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. E. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. O. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. A. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München 2 SW., Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

6. Jahrgang — Heft 4 — Oktober (Weinmond) 1931

Zum Preisausschreiben für Bilder von typischen Vertretern der in Deutschland üblichsten Berufe.

Von Dr. Bruno K. Schultz, München.

Die verschiedenen Berufe, besonders die Handwerke, haben sich in der Volksmeinung ein Idealbild, einen Typus, geschaffen, den man sich mit ganz bestimmten seelischen und körperlichen Eigenschaften ausgestattet denkt. Ein muskulöser, breitschultriger, zu Gewalttätigkeit neigender Schneider wirkt ebenso unglaublich wie etwa ein schmächtiger, in Wesen und Haltung zierlicher Schmied. Das sind natürlich nur ganz grobe Gegensätze, aber wie auch die verschiedenen Sprüche und Scherzlieder über die Stände und Handwerke beweisen, geht diese Vorstellung in bald mehr komischem, bald ernsterem Tone bis auf feine Einzelheiten. Bei dieser Charakterisierung wird auch der Gesichtsausdruck und das Mienenspiel sowie Haar- und Barttracht mit einbezogen. Man wird sich wohl gewöhnlich den Jäger mit klaren, scharfen Augen, kühn geschwungener Nase, energischem Kinn, von stattlicher, aber geschmeidiger Gestalt, vorstellen. Ähnliches gilt vom Bergführer, dem als Typus Züge der in den Alpen stark vertretenen dinarischen Rasse beigemischt gedacht werden. Diese allgemeinen Volksvorstellungen beruhen selbstverständlich auf einer gesunden und natürlichen Erfahrung. Die verschiedenen Berufe müssen ja, je nach der Beanspruchung, die sie an Seeli-

sches und Körperliches stellen, von entsprechenden Menschen gewählt werden. Dazu kam noch gerade besonders in früheren Zeiten, daß der Beruf vom Vater auf den Sohn überging und schon durch Zunft und Standessitte begünstigt, meistens innerhalb desselben Standes geheiratet wurde. Es ergab sich damit geradezu eine

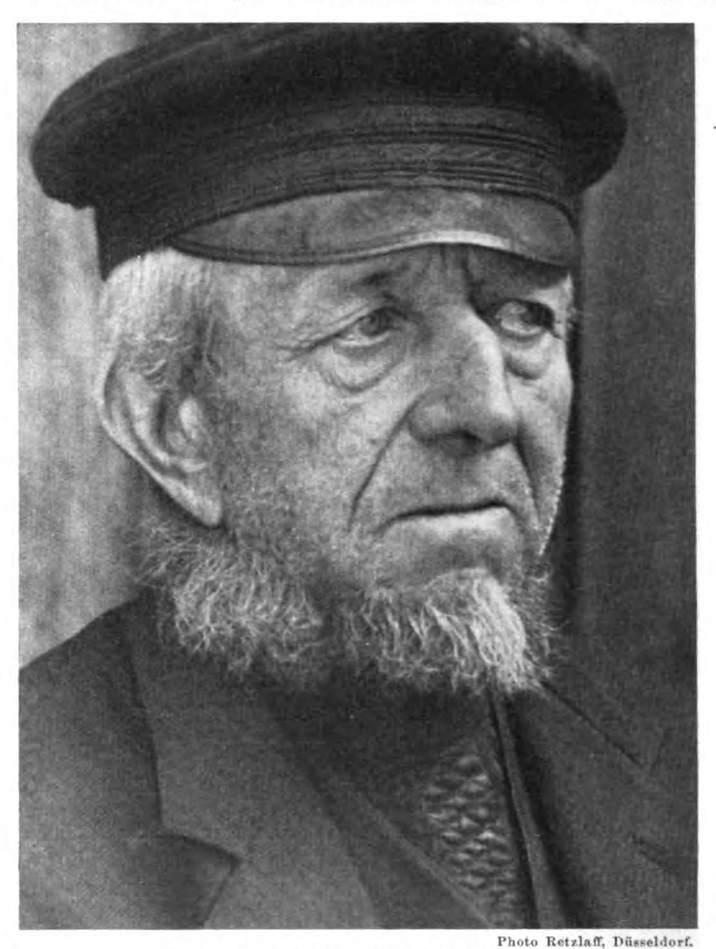


Photo Retzlaff, Düsseldorf.

Abb. 1. Ammerländer Bauer (Oldenburg).

Züchtung auf einen bestimmten Typus. Da nun solche seelische und körperliche Eigenschaften den verschiedenen Rassen in stärkerem oder geringerem Maße eigen sind, liegt es auch nahe, daß gleichzeitig mit dieser Berufsauslese eine Rassenauslese einhergeht. Es ist eine bekannte Tatsache, daß beispielsweise beim Berufssoldatenstande der Anteil nordischer Rasse ein größerer ist als im Durchschnitte der übrigen Bevölkerung und daß hier wieder ein entsprechender Unterschied zwischen den niederen Graden und dem Offizierskorps besteht. Ähnlich verhält es sich jedenfalls auch bei anderen Berufen, auch den handwerklichen. Es gehört zum Seemanns- und Fischerberufe sicherlich ein gutes Stück Mut, Zähigkeit und innere Kraft, die nur einem Teile der Menschen eigen ist, während andere die eine der

notwendigen Eigenschaften nicht besitzen, auf einen anderen, für sie passenden Posten gestellt, durchaus Befriedigendes leisten. Da die meisten Berufsträger letzten Endes von Bauern stammen, könnte man annehmen, daß auch unter den heutigen Bauern noch immer diese Vielfältigkeit der Fähigkeiten vorhanden ist. Andrer-

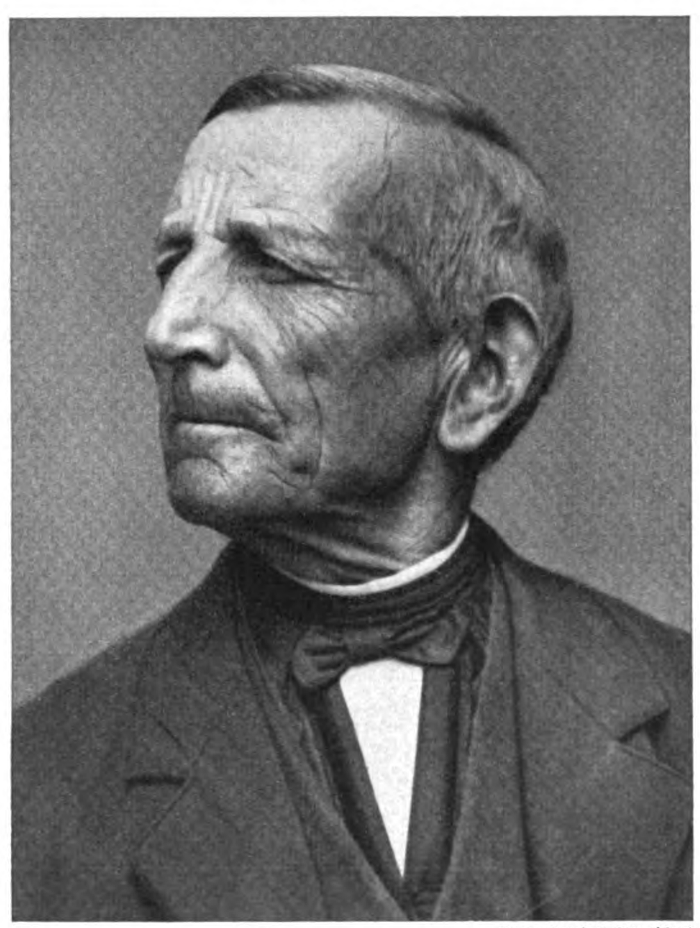


Photo Retzlaff, Düsseldorf.

Abb. 2. Bauer aus der Lüneburger Heide. Bauern 1. Preis.

seits besteht aber auch die Möglichkeit, daß in manchen Gegenden nur jener Teil bei der Bestellung des Ackerlandes blieb, dem es an bestimmten Eigenschaften, z. B. etwa einer gewissen Art Unternehmungsgeist, fehlte. Es ist daher der Begriff „Bauer" je nach Landschaft, Stamm und Geschichte verschieden und nicht ohne weiters vergleichbar. Innerhalb jedes Standes findet nun überdies eine Angleichung jedes Einzelnen an einen Idealtypus des Standes in äußerer Körperhaltung, Mienenspiel, Redewendungen, Tracht usw. statt.

Es war ein wohldurchdachter Gedanke, der den Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung veranlaßte, ein Preisausschreiben für die typischen Vertreter von 10 in Deutschland volkstümlichen Berufe aufzustellen. Dabei

war beabsichtigt, ein Bild zu gewinnen, wie man sich in deutschen Landen die Vertreter dieser Berufe vorstellt und wie sie tatsächlich einem auch begegnen. Überdies lag es auch noch im Plane, die Frage zu verfolgen, welche Rassentypen

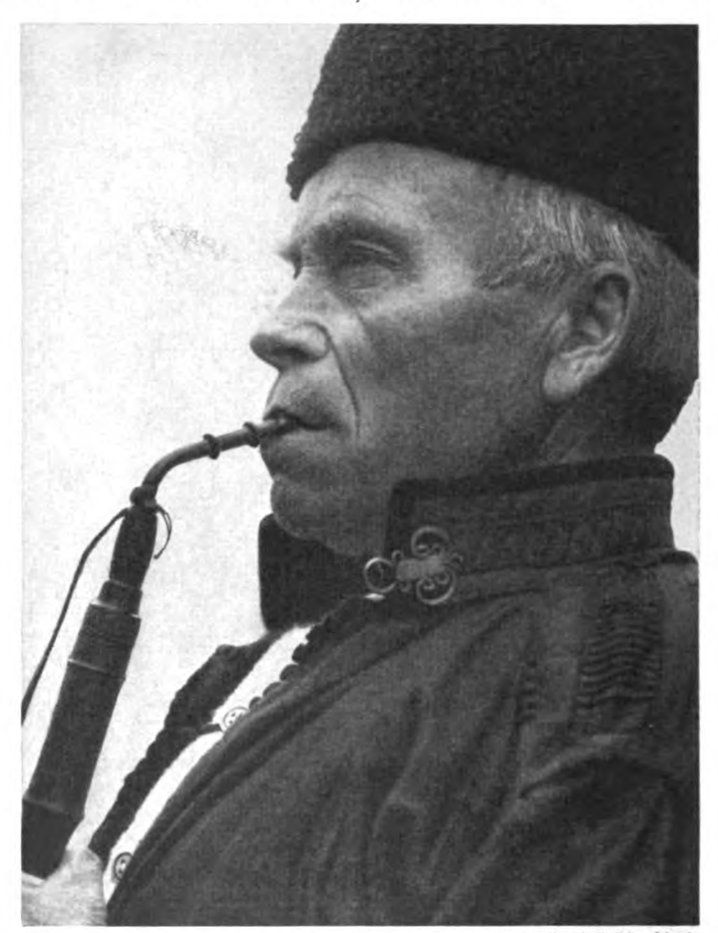


Photo Retzlaff, Düsseldorf.

Abb. 3. Bauer aus Willingshausen (Schwalm). Bauern 2. Preis.

mit den verschiedenen Berufstypen vergesellschaftet dem deutschen Volke kennzeichnend erscheinen.

Leider muß hier gesagt werden, daß das Ergebnis des Preisausschreibens nach dieser Richtung hin nicht befriedigend war, da die Zahl und Güte der Einsendungen zu wünschen übrig ließ und manche Berufe sogar überhaupt nicht vertreten waren. Erfreulicher- und interessanter Weise kamen die Preisrichter, trotzdem zu vermuten war, daß jeder nach dem ihm vorschwebenden subjektiven Idealbilde urteilen würde, zu einem auffallend gleichgerichteten Ergebnisse, das in den hier beifolgenden Bildern veröffentlicht ist. Die Tatsache, daß sich nur drei Berufe unter den Preisträgern befinden, erklärt sich, wie schon oben bemerkt, daher, daß die übrigen Berufe teils ausgesprochen mangelhaft, teils überhaupt nicht vertreten waren.

Es ist ein interessanter Zufall, daß die besten Vertreter für Bauern und Fischer aus niedersächsischem Gebiete stammen. Das gestattet auch einen Vergleich zwischen den verschiedenen Berufstypen innerhalb ein und desselben Stammes. Betrachten

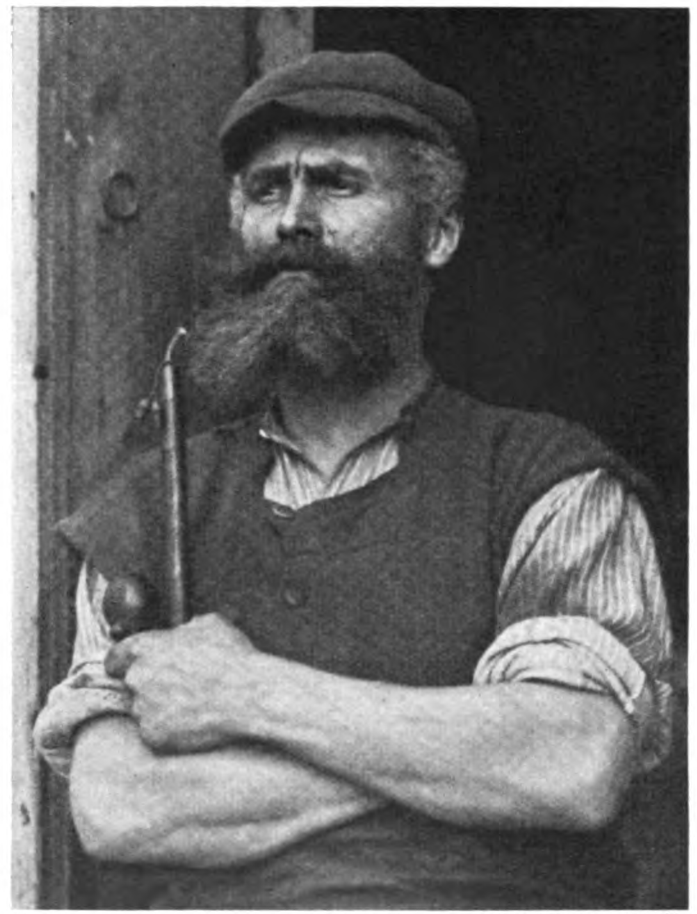


Photo Lübenau, Grünwald.

Abb. 4. Schmied aus Oberbayern (Schliersee). Schmiede 1. Preis.

wir die beiden niederdeutschen Bauern (Abb. 1 und 2), so sind in ihren Gesichtern gegenüber den Fischern und Schiffern gewisse unterscheidende Züge zu erkennen. Äußerlich betrachtet, sind die Gesichter der Bauern (vgl. auch Abb. 3) viel ruhiger, mehr von großen, einheitlichen Furchen durchzogen. Den Seeleuten sieht man dagegen den Kampf mit Wind und Wetter bereits an der Haut an. Wenn wir den seelischen Ausdruck zu deuten versuchen, so zeigen die Bauern (Abb. 1 und 2) größere Verschlossenheit, Stolz und Unnahbarkeit, teilweise auch etwas Gebieterisches (Abb. 2 und 3). Untereinander unterscheiden sich die drei hier ausgewählten Vertreter der Bauern wieder stark. Während der Bauer aus der Lüneburger Heide und der Schwälmer Bauer durch den Ausdruck des Stolzes eine Gemeinsamkeit haben, steht der Ausdruck der beschaulichen Gemütlichkeit des Schwäl-

mers zu dem etwas herrisch gespannten des Lüneburger Heidebauern im Gegensatze. Einen dritten, noch schwerer zu fassenden Gesichtsausdruck zeigt der Ammerländer Bauer. Auch die beiden Schiffer sind nicht nur durch das Alter verschieden. Während sich bei dem jüngeren (Abb. 5) mehr Ruhelosigkeit, Härte und Energie aus-



Photo Retzlaff, Düsseldorf.

Abb. 5: Schiffer von Helgoland. Schiffer 2. Preis

prägt, ist der Ältere der Typus des alten Seebären, der jeder gefährlichen Lage gewachsen ist, Not und Gefahr oft erlebt hat und trotzdem eine gewisse Art von innerem Gleichgewicht besitzt, das ihn befähigt, auch schlimmen Lagen mit Gleichmut, ja sogar Humor entgegenzusehen. Etwas an die Scholle Gebundenes wird man, wie mir scheint, in den Gesichtern dieser beiden Seeleute vermissen. Es wäre sehr interessant gewesen, wenn das Preisausschreiben noch von anderen Ständen und etwa gar aus niedersächsischem Gebiete Vertreter zur Verfügung gestellt hätte.

Zum Vergleiche sei das Bild eines niedersächsischen Schiffszimmermannes (Abb. 7), das nicht aus diesen Preisausschreiben stammt, danebengestellt. Auch wenn man von der geschulterten Axt absieht, so würde man den Zimmermann und

nicht etwa Bauer oder Schiffer erraten. Dieser Eindruck ist ein Gesamtergebnis, das sich aus den einzelnen Gesichtszügen, dem Ausdrucke, Blicke, Körperbaue und Haltung und schließlich auch durch Haar- und Barttracht ergibt und die Unterscheidung von den anderen hier gezeigten Typen gestaltet. Rassisch betrachtet hebt

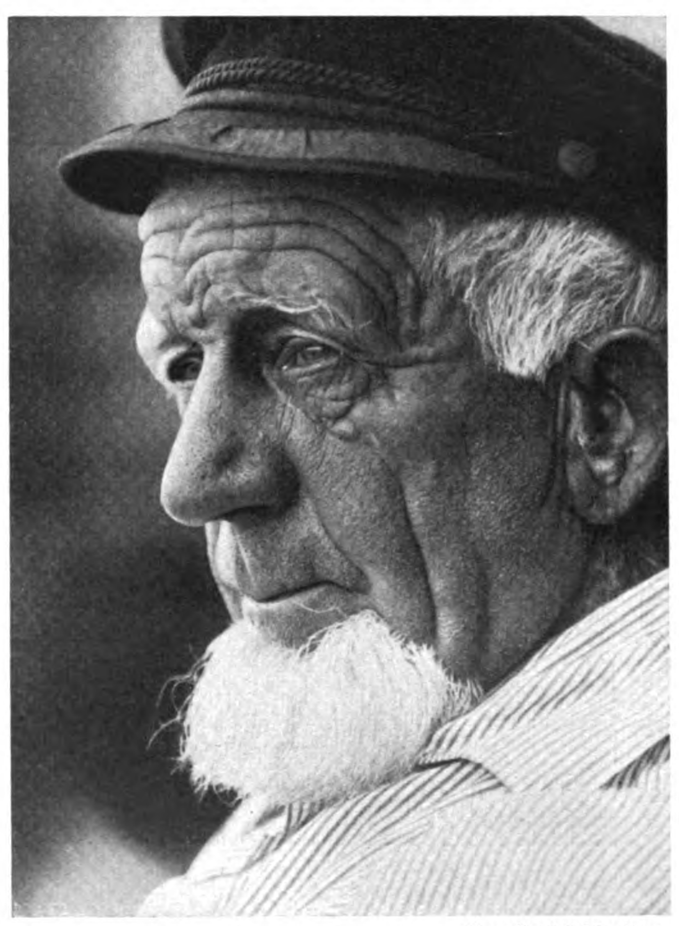


Photo Retzlaff, Düsseldorf.

Abb. 6. Schiffer von Helgoland. Schiffer 1. Preis.

sich dieser Zimmermann aber aus dem vorwiegend nordisch bedingten Niedersachsentum nur insoferne ab, als die mächtige etwas überhängende Nase und die beträchtliche Breite des Gesichtes auffällt und einen Einschlag dinarischer Rasse möglich erscheinen läßt.

Das mit dem Preise versehene Bild des Schmiedes aus Oberbayern zeigt in Typus, Haltung und Gebärde alles für den Schmied Kennzeichnende. Die verschränkten Arme mit den aufgekrämpelten Hemdärmeln gehören ebenso dazu wie die breitschultrige Gestalt, der starke Bart und der entschiedene, ja kühne Blick.

Wenn wir diese mit Preisen versehenen Bilder, soweit das möglich ist, auch rassenkundlich betrachten, so herrscht in der niedersächsischen Gruppe bei Bauern

und Fischern die nordische Rasse vor, doch zeigt sich auch gleich hier die starke Abwandlungsfähigkeit der Merkmale, Ohr-, Nasen-, Mund- und Lippenform. Den mehr oder weniger stark ausgebildeten Nasenhöcker zeigen alle Vertreter (Abb. 1, 2, 5 und 7), während bei dem alten Helgoländer Fischer (Abb. 6) die ganz gerade

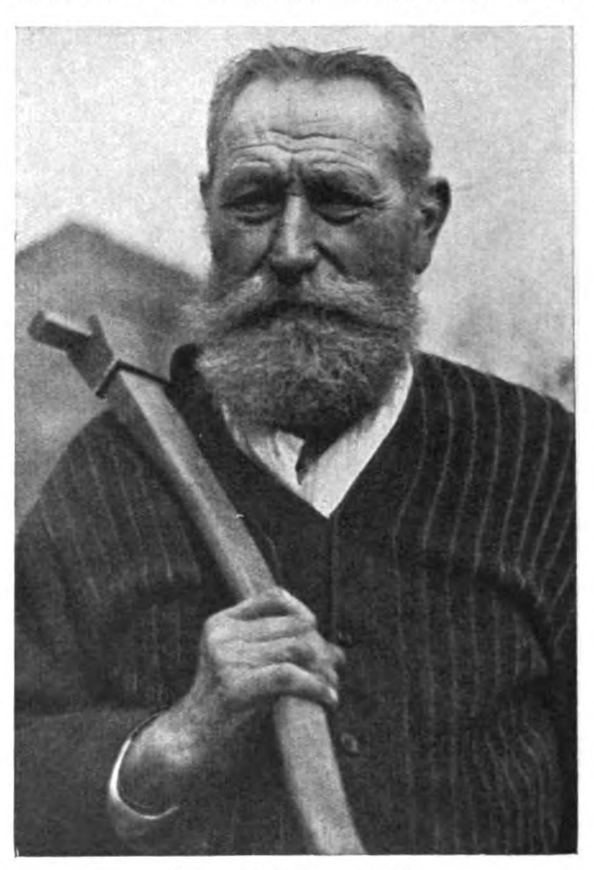


Abb. 7. Schiffs-Zimmermann.[1])

etwas kurze Nase mit der schwachen Modellierung der Flügel auffällt. Es ist das aber eine Bildung, die an niedersächsischen wie angelsächsischen Gesichtern häufig getroffen wird. Bei den Schwälmer Bauern ist zweifellos ein anderes Element stark beteiligt oder vorherrschend, dem man in der Schwalm häufig begegnet und das durch starke Betonung der Wangenbeine, kurzen Nasenrücken mit oft etwas nach aufwärts gerichteter Spitze und eckigem Gesichtsumrisse gekennzeichnet ist. Oberflächlich betrachtet, würde man diesen Typus mit der alpinen (ostischen), vielleicht auch ostbaltischen Rasse in Zusammenhang bringen. Die Schwalm stellt zweifellos auch für die Rassenkunde ein sehr interessantes Gebiet dar, das nur nach gründlicher Untersuchung Aufklärung über seine Rassenzusammensetzung ergeben

---

[1]) Aus E. Hinrichs, Niedersachsen in Wort und Bild. Lübeck 1928. Fr. Westphal Verlag.

kann. Bei dem oberbayerischen Schmiede läßt sich der Rassentypus auch nur sehr schwierig erkennen. Jedenfalls fällt aber das breite, volle Gesicht mit der verhältnismäßig kleinen, schmalen Nase auf. Man wird an eine Mischung von nordischer und alpiner (ostischer) Rasse zu denken haben.

Wie schon diese wenigen Vertreter von drei verschiedenen Ständen zeigen, ist die Frage nach dem Berufstypus neben dem Rassentypus sehr interessant und verdient weitgehende Berücksichtigung.

Die völkische Entwicklung Kärntens mit besonderer Berücksichtigung der Kärntner Slowenen.

Von Landesarchivdirektor Dr. Martin Wutte, Klagenfurt.

Die geschichtliche, kulturelle und völkische Entwicklung Kärntens wurde in hohem Maße von seinen geographischen Eigenheiten und seiner geopolitischen Lage beeinflußt. Das Hauptsiedlungsgebiet des Landes, das Becken von Klagenfurt und die tieferen Teile der Täler, wird ringsum von einem durchschnittlich etwa 15 km — mit Einschluß der jenseits der Grenze liegenden gleichartigen Zone gegen 30 km — breiten Grenzgürtel umgeben, der durch seine Höhe als mächtiger Grenzwall, durch das Vorherrschen siedlungsfeindlichen Landes (Eis, Fels, Alm und Wald) als Grenzwildnis und durch seine geringe Besiedlung als Grenzeinöde in Erscheinung tritt [1]. Dieser Grenzgürtel ist nahezu doppelt so groß als der von ihm umschlossene, dicht besiedelte Kern des Landes, scheidet diesen von den Nachbarländern und erhält durch seine dreifache Erscheinungsform eine stark trennende Kraft, die durch die über ihn hinwegführenden Pässe nur teilweise überwunden wird. Denn auch ein Überschreiten der Pässe erfordert mehrstündige, durch Steigungen erschwerte Wanderungen durch siedlungsarmes Gebiet. Durch den Grenzgürtel wird Kärnten nicht nur zu einer hydrographischen, sondern auch zu einer Verkehrs- und Wirtschaftseinheit, in der die Menschen von Natur aus genötigt sind, enge Beziehungen zu einander anzuknüpfen und zu pflegen. Die klare Umgrenzung des Landes durch den Grenzgürtel brachte es auch mit sich, daß Kärnten im Umfange von 1919 schon im Mittelalter zu einer politischen Einheit wurde. So mußten seine Bewohner zu einer eng verbundenen Lebens-, Schicksals- und Interessengemeinschaft zusammenwachsen, die schon an und für sich völkische Unterschiede zurücktreten ließ.

Von entscheidendem Einflusse auf die geschichtliche Entwicklung des Landes war weiters seine Lage zwischen Donau, Italien und Adria, zwischen Tirol, Steiermark und Ungarn. Dadurch wurde Kärnten ein Durchgangsland für den Verkehr. Mehrere Straßenzüge von mitteleuropäischer Bedeutung durchziehen das Land, zwei in nord-südlicher Richtung, vom Wiener Becken und von Regensburg

[1] Vgl. V. Paschingers Karte der Verteilung und Dichte der Besiedlung Kärntens, Kärntner Heimatatlas, Wien 1925, Tafel VIII. — Paschinger, Kärnten als geographische Einheit. Sonderheft der Carinthia II, Klagenfurt 1930.

—Salzburg nach Oberitalien und zur Adria, einer von Westen nach Osten, von Tirol, der Drau folgend, in die ungarische Tiefebene.

Von diesen Straßenzügen sind die von Norden nach Süden führenden weitaus wichtiger als die West-Ostlinie. Denn zwei Macht-, Kultur- und Wirtschaftskreise sind für Kärnten in geschichtlicher Zeit hauptsächlich von Bedeutung geworden: der italisch-römische und der mitteleuropäisch-karolingische, später deutsche. Die Verbindungslinien von einem zum anderen führen im Osten über Kärnten. Nur einmal aber ist Kärnten von Osten her politisch und kulturell stärker beeinflußt worden, in der kurzen Zeit der awarisch-slawischen Herrschaft von 590 bis 750.

Eine nähere Betrachtung der natürlichen Verkehrsfurchen, die über Kärnten hinweggehen, zeigt, daß nach dem deutschen Norden mehr solche Furchen führen als nach dem romanischen Südwesten und dem slawischen Südosten zusammengenommen. Daher konnte von dem Augenblicke an, wo das Römerreich zusammenbrach und der politische Schwerpunkt nach Norden verschoben wurde, an Stelle der bisherigen kulturellen Befruchtung von Süden ohne Schwierigkeiten eine solche von Norden her treten, so daß das ganze Land von deutscher Kultur überflutet wurde und andere Kultureinflüsse fast ganz in den Hintergrund gedrängt wurden.

Von großer Bedeutung war es auch, daß der Kärnten im Süden abschließende Grenzwall der Karnischen- und Julischen Alpen und der Karawanken durch seinen gradlinigen Verlauf, seinen oft von schroffen Felsen gebildeten Steilabfall und seine große relative Höhe am klarsten und schärfsten ausgebildet ist[2]). Hier im Süden des Landes drängte und drängt sich jedem Beschauer unwillkürlich die Grenze von selbst auf. In der Tat bildeten diese Grenzgebirge bis zum Vertrage von St. Germain mit geringfügigen Unterbrechungen Kärntens politische Grenze. Sie hemmten auch den Nahverkehr zwischen den Bewohnern im Norden und denen im Süden, zwischen Deutschen und Slowenen in Kärnten einerseits, den Slowenen in Krain und Görz und den Italienern anderseits. Mit zwingender Gewalt wurden die am Nordfuß dieser Grenzgebirge wohnenden Menschen in ihrem alltäglichen Verkehr nach Norden gewiesen, die am Südfuß wohnenden nach Süden. Sowohl nördlich als auch südlich der Grenzgebirge mußten sich die verkehrsgeographisch günstig gelegenen Orte mit dem Fortschreiten der Wirtschaft zu Märkten entwickeln, im Norden Villach und Klagenfurt, im Süden Udine, Görz und Laibach. Alle diese Orte wurden dadurch nicht nur zu wirtschaftlichen, sondern auch zu geistigen Mittelpunkten. So entstanden mehrere voneinander schon durch die Natur getrennte Wirtschaftsgebiete, natürliche Lebensräume, in deren jedem die Menschen von Natur aus in ihrem wirtschaftlichen und geistigen Verkehr aufeinander angewiesen waren. Paschingers Isochronenkarte[3]) mit Klagenfurt, Udine und Laibach als Verkehrsmittelpunkten zeigt deutlich, daß die Grenze zwischen dem Verkehrs- und Wirtschaftsgebiet von Klagenfurt einerseits und denen von Udine, Görz und Laibach andererseits durch die Karnisch-julischen Alpen und die Karawanken gebildet wird.

In dieses so beschaffene Land zog nun seit etwa 1100 v. Chr., wenn wir von noch älterer Besiedlung absehen, Volk um Volk. Den illyrischen Venetern folgten um 400 Kelten, diesen seit 15 v. Chr. die Römer. Die Ergebnisse der volkskund-

---

2) Vgl. die von F. Lex entworfene Karte der relativen Höhen in Kärnten im Kärntner Heimatatlas, Tafel II.

3) Kärntner Heimatatlas, Tafel VIII.

lichen Forschungen K. Rhamms[4]) und G. Grabers[5]), einige Funde von germanischen Gebrauchsgegenständen aus der Völkerwanderungszeit (bei Feistritz im Drautale, Hermagor und Grafenstein), die Ausgrabungen R. Eggers in Feistritz im Drautale[6]), die Zugehörigkeit Kärntens zum Reiche der Ostgoten, Franken und Langobarden, die durch Paulus Diaconus (IV, 39) bezeugte Besetzung des Gailtales durch die Langobarden lassen es als sicher erscheinen, daß schon in der Völkerwanderungszeit Germanen in Kärnten siedelten, mögen auch vielleicht die später eingewanderten Deutschen gewisse, von der Römerzeit her fortlebende Namen wie Lavant und Drau nach E. Schwarz nicht von Germanen, sondern von Slawen übernommen haben[7]). Um 590 wanderten in Karantanien, wie damals Kärnten und die angrenzenden Gebiete hießen, Slowenen ein. Sie standen unter der Herrschaft der Awaren und drangen bis in die hintersten Winkel der Täler vor, wo heute noch, auch in reindeutschem Gebiete, slawische Ortsnamen von ihrer einstigen Verbreitung Zeugnis geben[8]). Man darf jedoch aus dem Vorkommen von slowenischen Ortsnamen in jenen abgelegenen Gegenden nicht auf eine einstige dichte slawische Besiedlung schließen, im Gegenteile kann diese im Vergleiche zur Römerzeit oder gar zur Gegenwart nur dünn gewesen sein. Daß es auch Awarensiedlungen in Kärnten gab, zeigen die Namen Heunburg bei Völkermarkt (von Hunne = Aware), slowenisch Vovre, der Bergname Obir und die Ortsnamen Ebriach, slowenisch Obirsko, 1154 Obriach (am Südfuß des Obirs) und Abriach, slowenisch Abrije (am Nordfuß des Obirs), die alle von Ober-Aware abzuleiten sind.

Gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts wurden die Slowenen durch Herzog Odilo von Bayern von der Herrschaft der Awaren befreit, kamen aber dafür unter die Obrigkeit der Bayern. Im Jahre 788 verleibte Karl d. Gr. Karantanien nach dem Sturze Herzog Tassilos gleichzeitig mit Bayern dem fränkischen Reiche ein. Um 820 wurde das slawische Stammesfürstentum in Karantanien beseitigt, da sich ein Teil der Karantanen am Aufstande Liudewits von Unterpannonien beteiligt hatte. 828 wird der erste bayrische Graf in Karantanien genannt. Fortan herrschten über Kärnten ausschließlich deutsche Geschlechter.

Hatte schon Bischof Virgil von Salzburg (747—784) christliche Glaubensboten nach Karantanien geschickt, so war jetzt, nachdem die deutsche Herrschaft gesichert war, die Möglichkeit einer intensiven deutschen Kolonisierung gegeben. Sie erfolgte durch Ansiedlung deutscher Bauern und Bürger seitens der von den karolingischen und deutschen Königen mit reichem Grundbesitz bedachten geistlichen und adeligen Grundherrn, vor allem des Erzbistums Salzburg und der Bis-

---

[4]) Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet. Braunschweig 1908, I, bes. S. 946 und 1007. Nach Rhamm können gewisse volkskundliche Erscheinungen wie der Ringhof und die Arl nur in der Völkerwanderungszeit durch Ostgermanen nach Kärnten gekommen sein.

[5]) Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund. Ztschr. f. d. Volksk. 17. Jg.

[6]) Ausgrabungen in Feistritz an der Drau. Jahreshefte d. Österr. Archäol. Inst. XXV, 1929, Sp. 212 f.

[7]) Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien. Mitt. d. Österr. Inst. f. G.-F., XLIII, 1929, S. 237 ff.

[8]) Pasterze, Sagritz, die Windische Scharte, südöstlich Sonnblick, im Mölltal; Flattnitz und Grebenzen bei Friesach; Preßen im Görtschitztal; Teuchen bei Himmelberg, Teuchl bei Obervellach und Metnitz u. a. — Die Zahl der deutschen Ortsnamen in den reindeutschen Gebieten ist doppelt bis dreimal so groß als die der slowenischen. Selbst im gemischtsprachigen Südkärnten ist die Hälfte der Ortsnamen deutsch. Vgl. P. Lessiak, Die Einheit Kärntens im Lichte der Namenkunde und Sprache. Klagenfurt 1927, Anhang.

tümer Freising, Brixen und Bamberg, des Klosters Admont, der Grafen von Lurn, Görz, Friesach, Heunburg, Ortenburg, Treffen und Spanheim, der Aribonen und zahlreicher deutscher Ministerialengeschlechter. Daß die deutsche Kolonisation schon jetzt in größerem Umfange einsetzte und von dauerndem Erfolge begleitet war, beweisen zahlreiche Urkunden — die erste dieser Art stammt aus dem Jahre 822 — und gerade die slowenischen Ortsnamen, die auch im heutigen gemischtsprachigen Gebiete zum großen Teile nach althochdeutschen Lautgesetzen umgewandelt wurden und daher von den Deutschen schon im Zeitraum vom 8. bis zum 11. Jahrhundert übernommen worden sein müssen[9]).

Die deutsche Einwanderung rückte nicht schrittweise von Norden nach Süden vor, sondern setzte, den Verkehrswegen folgend, zuerst in verschiedenen Teilen des Kerngebietes von Kärnten ein. Es entstanden neue Gehöfte und Dörfer, von denen sich manche später zu Städten und Märkten entwickelten. Oft siedelten sich die deutschen Einwanderer auch neben slowenischen Siedlern an, so daß das Bild der Besiedelung in völkischer Hinsicht einem bunten Mosaik glich.

Auch Südkärnten wurde von der deutschen Kolonisation erfaßt. Selbst im Südosten des Landes, im Jauntal, das heute starke slowenische Mehrheit hat, läßt sich auf Grund der Personen- und Ortsnamen sowie der öfters in Urkunden vorkommenden Nennung von „testes per aures tracti“ [10]) deutsche Besiedlung nachweisen. So werden in mehreren, um die Mitte des 11. Jahrhunderts zu Stein im Jauntale ausgestellten Urkunden zahlreiche deutsche Zeugennamen angeführt, in zwei Urkunden aus derselben Gegend (Stein und St. Daniel bei Kühnsdorf) auch „testes per aures tracti“. Im Urbar des herzoglichen Schlosses Rechberg von 1267/68, dessen Besitz über das ganze Jauntal zerstreut war, sind von den angeführten Ortsnamen 22 deutscher, 8 slawischer und 7 fraglicher Herkunft. Dasselbe Urbar nennt über 30 deutsche und nur 3 slowenische Personennamen. Allerdings müssen Träger deutscher Namen nicht immer Deutsche gewesen sein. Denn viele Slowenen befanden sich schon früh auf dem Wege der Eindeutschung und trugen deutsche Namen, wie jener nobilis vir Tessina, ein im Glantale begüterter Zeitgenosse Kaiser Arnulfs, der den Beinamen Rapoto annahm, oder jener Sifridus Sclavus (= Slawus), der 1218 neben einem Sifridus Bawarus in einer Urkunde des Klosters St. Paul genannt wird, oder wie die testes sclavonicae institutionis mit deutschen Namen, die in der Gründungsurkunde des Klosters St. Georgen am Längsee (1002—1018) angeführt sind. Auf die einstige deutsche Besiedlung des Jauntales weist nach Lessiak auch der Ortsname „na Slovenjach“, „bei den Slowenen“, hin, der am Nordhange des das Jauntal im Süden begrenzenden Gebirgszuges vorkommt und keinen Sinn hätte, wenn die Nachbarschaft, und das kann nur das Jauntal sein, nicht von Deutschen besiedelt gewesen wäre. Allerdings haben die hier einst ansässigen Deutschen später allmählich die slowenische Sprache angenommen. Doch erinnern noch heute, außer den deutschen Ortsnamen auch viele deutsche Haus- und Familiennamen an sie.

Die Hauptmasse der Einwanderer war bayerischen Stammes. Aber auch Schwaben, Franken und Sachsen kamen nach Kärnten. Auch dafür sprechen Ortsnamen (Schwabegg bei Bleiburg, ein seit 1212 genannter Bergwerksort, Frankenberg nördl. Gmünd, Frankenstein und Frankenberg bei Völkermarkt, Franzendorf im Sattnitzgebiet, Sachsenburg und Sachsenweg im oberen Drautale) und

9) P. Lessiak, Die kärntnerischen Stationsnamen, Carinthia I, 1922, S. 7 ff.

10) Auf diese Weise wurden nach einer Salzburger Urkunde von 1004 Deutsche zu Zeugen herangezogen.

Personennamen, die in Urkunden genannt werden, wie Hermannus Swevus in der Gegend von Finkenstein (1268), Chunradus Swewus (Zeuge in einer 1193 zu Reifnitz ausgestellten Urkunde), Heinricus Swab (Zeuge in einer Völkermarkter Urkunde von 1218) und andere, in heute reindeutschen Gebieten vorkommende Zeugennamen.

Scheint auch das Zuströmen deutscher Bauern von Norden her zu Beginn der Neuzeit mehr oder weniger versickert zu sein, so dauerte die Zuwanderung deutscher Handwerker durch alle Jahrhunderte fort. Nach dem Protokoll des Riemerhandwerkes in Klagenfurt von 1597—1715 stammten von 168 Zunftangehörigen 47 aus Kärnten, 18 aus den deutschen Alpenländern Österreichs, 58 aus dem Deutschen Reiche außerhalb Österreichs, 18 aus Steiermark, 29 aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn und Polen, 1 aus Schweden. Von den 84 Angehörigen des Hutmacherhandwerks in Klagenfurt in der Zeit von 1706—1798 waren 30 in Kärnten, 14 in deutschen Alpenländern Österreichs, 8 im Deutschen Reiche außerhalb Österreich gebürtig. Das Riemerhandwerk in Völkermarkt erhielt 1743 bis 1773 ausschließlich Zuzug aus deutschen Gebieten[11]).

Auch in neuester Zeit wurde der Bevölkerung Südkärntens viel deutsches Blut zugeführt. Viel trugen dazu die Kinderwanderungen bei (s. unten). Dadurch entstanden zahlreiche Wechselheiraten, da viele slowenische Burschen sich später ihre Braut vom deutschen Gebiete herholten.

Endlich wanderten in die Bergbau- und Industriebezirke Südkärntens auch viele deutsche Arbeiter ein, die wegen ihrer besseren technischen Ausbildung von den Unternehmern, die selbst fast ausnahmslos Deutsche waren, aus deutschen Industriegebieten herangezogen wurden. Noch heute trifft man in der Gegend von Windisch-Bleiberg (südlich von Ferlach) zahlreiche Träger deutscher Namen, die Nachkommen von eingewanderten deutschen Bergarbeitern. Im 19. Jahrhundert entstanden in Folge des Aufschwunges der Eisenindustrie deutsche Sprachinseln in Feistritz im Rosentale, Lippitzbach (östlich Völkermarkt) und Prävali im Mießtale. Durch die Nachbarschaft Südsteiermarks erhielt Südkärnten allerdings auch Zuzug aus dem slowenischen Süden, doch setzte dieser im stärkeren Maße erst gegen Schluß des Jahrhunderts ein; auch war er auf die in der Nähe der Südgrenze Kärntens liegenden Industrieorte beschränkt.

Die Bevölkerung Kärntens und im besonderen Südkärntens ist also aus einer Vermischung von Deutschen und Slowenen hervorgegangen. Insbesonders rollt auch in den Slowenen viel deutsches Blut. Aber auch jene Völker, die vor der Einwanderung der Slowenen in Kärnten seßhaft waren: Illyrier, Kelten, Römer und Germanen, haben Spuren hinterlassen. Denn sicherlich sind sie nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden und sind die übrig gebliebenen Reste in den späteren Einwanderern aufgegangen.

Damit stimmen auch die Ergebnisse der Rassenforschung überein. Auch sie zeigen, daß die Bevölkerung Kärntens ein Mischvolk ist, hervorgegangen aus Rassen, denen germanische und slawische Völker angehörten. Nach Zuckerkandl hält am Süd- und Westufer des Wörthersees die dolichoide Schädelform der brachykephalen das Gleichgewicht. In Kärnten überhaupt tritt die langköpfige Form bei den Deutschen um mehr als 10 % häufiger auf, als bei den Deutschen in Steiermark (35% gegen 23,4%), was wohl auf eine dichtere Vertretung des lang-

[11]) Carinthia I, 1920, S. 8 ff.

köpfigen vielleicht ursprünglich germanischen Elementes hindeutet[12]). Die Untersuchungen, die A. Weisbach an deutschen Soldaten vorgenommen hat, ergaben, daß die Deutschen in Kärnten im Vergleiche zu denen in Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich die meisten Langschädel besitzen (31,5 % gegen 18,5 % bis 24,9 % in den anderen Ländern). Der nordisch-germanische Einschlag ist somit in Kärnten am stärksten[13]). Unter den slowenischen Soldaten fand Weisbach in Kärnten 19,7 % Langschädel, 62 % Kurzschädel und 17,8 % Übergangsformen, in Krain dagegen nur 6,9 % Langschädel, 81,1 % Kurzschädel und 11,9 % Übergangsformen. Auch die Slowenen in Kärnten weisen also einen verhältnismäßig nicht geringen langköpfigen Einschlag auf. Er ist um 11,8 % geringer als bei den Deutschen in Kärnten, aber um 12,8 % stärker als bei den Slowenen in Krain[14]), so daß die Kärntner Slowenen den Deutschen Kärntens in der Schädelform etwas näher stehen als den Krainer Slowenen.

Die einwandernden Deutschen trugen die höhere deutsche **Kultur** nach Kärnten. Sie brachten auch das Christentum in das Gebiet südlich der Drau, wo sich das Patriarchat Aquileja mit deutschen Kirchen, namentlich Freising, Bamberg und Brixen, in die Christianisierung teilte, brachten deutsches Recht und deutsches Geistesleben, schufen Werke der Kunst, machten mit und neben den Slowenen das Land urbar, bauten Straßen und Brücken und riefen Märkte und Städte ins Leben. Schon seit dem 13. Jahrh. sind Schulen nachweisbar, so in Südkärnten in Völkermarkt (Kapitelschule seit 1231, seit der 1. Hälfte des 16. Jahrh. eine „deutsche" Schule), in Griffen, das schon 1292 einen deutschen Schullehrer besitzt, in Klagenfurt (seit 1355, wo ein Johann von Preußen als Schulmeister genannt wird) und in Eisenkappel (seit dem 15. Jahrh.). Unter Kaiserin Maria Theresia wurde die „deutsche" Volksschule geschaffen. Sie vermittelte, wenn auch zum Teil gemischtsprachig, der bäuerlichen-slowenischen Bevölkerung die deutsche Sprache, erschloß ihr das deutsche Schrifttum und wurde so ein neuer Quell für Verbreitung deutscher Sprache und Kultur.

Die Deutschen brachten auch höhere Wirtschafts- und Lebensformen mit. Die zahlreichen deutschen Lehnwörter der windischen Mundart in Kärnten zeigen, daß die Deutschen auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens Lehrmeister der Slowenen waren, namentlich in der Viehzucht, im Gewerbe und im Hausbau. Von 130 Ausdrücken für Berufe sind bei den Slowenen im Rosentale mehr als 100 deutsch[15]). Auch die windischen Bezeichnungen für Teile des Hauses und der Wirtschaftsgebäude stammen zumeist aus dem Deutschen. Nur für primitivere Arten des Wohnens sind slowenische Ausdrücke im Gebrauche.

Auch in der Tracht, in den Sitten und Gebräuchen, in Sage und Lied zeigen sich bei den Kärntner Slowenen starke deutsche Einflüsse. Schon Primus Truber sagt in der Vorrede seiner Übersetzung des Neuen Testamentes, daß die Bewohner von Krain — er meint Oberkrain, das einst großenteils den Bistümern Brixen und Freising gehörte und eine starke deutsche Besiedlung aufwies —, Untersteier und Kärnten sich nach Art und Eigenschaft der Deutschen halten, sich auf deutsch

---

12) Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XIV, 1884; XIX, 1889. Vgl. auch Toldt ebenda XLII, 1912, 274.

13) Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXX, 1900; XXIV, 1894; XXV, 1895; XXVIII, 1898.

14) Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXXIII, 1903.

15) Z. B.: Murar, Maurer; tsimperman, Zimmermann; habnar, Hafner usw. P. Lessiak, Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen. Röm.-germ. Monatsschrift 1910, 274 ff.

kleiden, nur daß die Weiber besonders lange Schleier am Kopfe tragen. Vom deutschen Brauchtum haben nach G. Graber bei den Slowenen, oft sogar mit deutscher Ausdrucksweise, beispielsweise das in altgermanischen Mythen wurzelnde Schimmelreiten, verschiedene, an die germanische Göttin Berchta anknüpfende Weihnachts- und Dreikönigsbräuche, Johannisbräuche, verschiedene Tauf-, Hochzeits- und Totenbräuche Eingang gefunden, von deutschen Sagen außer den weit verbreiteten Sagen von der Berchta, windisch Bechtra Baba genannt, die Sagen vom Wilden Mann, den Saligen Frauen, vom Schratl, vom schlafenden Kaiser im Berge, vom Wassermann, vom Wilden Heer, vom Škopnjak u. a. Sonderbarer Weise haben sich deutsche Sagen und Bräuche in ihrer ursprünglichen Gestalt bei den slowenischen Kärntnern nicht selten besser erhalten als bei den deutschen. Das slowenische Brauchtum wurde vom deutschen überwuchert, slowenische Sagengestalten mußten deutschen weichen, so die Rojanice den Saligen Frauen. Deutsche geistliche Volksschauspiele wurden in das Windische übersetzt, wenn sie in slowenischen Gegenden nicht überhaupt deutsch aufgeführt wurden wie das Dreikönigsspiel um 1890 im Jauntal. Das deutsche Kärntnerlied, der bekannte Vierzeiler, wird in weitesten Kreisen der Kärntner Slowenen gesungen, in vielen Gebieten mehr als das slowenische, und auch in den slowenischen Vierzeilern, dem „Zwillingsbruder des deutschen“, erblickt Scheinigg, der Herausgeber der Volkslieder der Kärntner Slowenen, einen „deutlichen Beweis deutschen Einflusses, da die Vierzeiler eine Eigentümlichkeit der bayrisch-österreichischen Mundart sind“. Die slowenischen Texte lehnen sich nach ihm häufig den deutschen an, bei der Melodie findet oft das umgekehrte Verhältnis statt und oft werden nach einer und derselben Weise deutsche und slowenische Lieder gesungen[16]).

So sind denn die Slowenen in Kärnten mit den Deutschen infolge einer ruhigen, jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung durch eine innige Kulturgemeinschaft verbunden, deren Grundlage im Wesentlichen deutsch ist.

Deutsche und Slowenen in Kärnten bilden aber auch seit jeher eine eng verbundene **Schicksalsgemeinschaft**, die einerseits in den erwähnten geographischen Eigenheiten des Landes, andererseits in der jahrhundertelangen gemeinsamen Geschichte begründet ist. In gleicher Weise litten Deutsche und Slowenen in Kärnten durch auswärtige Feinde: Türken und Ungarn, Venetianer, Italiener und Franzosen, gemeinsam traten sie ihnen entgegen. Dieselben Lasten drückten den slowenischen Bauer wie den deutschen, denn beide standen in demselben Verhältnis zur Grundherrschaft. Wenn gelegentlich ein Aufruhr gegen die Herrschaften entstand, so nahmen Deutsche und Slowenen daran teil.

Unter diesen Umständen war das **Verhältnis zwischen Deutschen und Slowenen** bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stets ein freundliches. Natur und Geschichte wirkten zusammen, um in den Angehörigen beider Stämme das Gefühl der Zusammengehörigkeit und ein lebhaftes landsmännisches Bewußtsein sowie ein tiefes Heimatgefühl zu erzeugen. Schon Megiser sagt 1612 in seinen „Annales Carinthiae“: „Es haben sich die windischen Khärndter mit den deutschen Khärndtern also gewaltiglich vereinigt, das aus ihnen beyden einerley Volk ist

[16]) G. **Graber**, Deutsche Einflüsse in Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen, Wiener Zeitschr. f. Volkskunde, 36. Bd. 1931 H. 1—2. J. **Scheinigg** Mythen, Sagen und Volkslieder der Slowenen in der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild“, Band Kärnten und Krain, 1891. Vgl. auch J. **Wangs** Besprechung der „Volkslieder der Kärntner Slowenen“, gesammelt und herausgegeben von J. Scheinigg, Neue Carinthia 1890, S. 98.

worden". 1705 ist schon die Rede von einer „kärntnerischen Nation" im Sinne einer Gesamtheit der Kärntner. 1725 hatten sich die Kärntner in Wien bereits zu einer „Kärntner Landesgenossenschaft" zusammengeschlossen.

Darum stießen auch alle *Versuche, die Kärntner Slowenen aus der politischen Gemeinschaft mit den Kärntner Deutschen herauszureißen*, auf den entschiedenen Widerstand der überwiegenden Mehrzahl der slowenischsprechenden Kärntner. Als im Jahre 1848 in Laibach die Angliederung Südkärntens an ein zu schaffendes einheitliches slowenisches Verwaltungsgebiet gefordert wurde und im österreichischen Reichstag der deutschböhmische Abgeordnete Löhner beantragte, die bestehenden österr. Provinzen aufzulösen und an ihrer Stelle national abgegrenzte Kreise zu schaffen, erklärte der Abgeordnete Dr. Kulitz im Kärntner Landtag, daß er, obwohl selbst Slawe, gegen diesen Antrag feierlichst protestieren müsse und zur Abgabe dieser Erklärung auch im Namen der slawischen Bevölkerung in der Gegend seiner Heimat Ferlach ermächtigt sei. Ihm schloß sich der Vertreter des größtenteils slowenischen Bezirkes Hollenburg an. Der Landtag beschloß einstimmig, eine Denkschrift an das Ministerium zu richten, in der gegen den Plan „Kärnten unter Vernichtung seiner Nationalität" zu zerreißen, Verwahrung eingelegt wurde. Dr. Kulitz war es auch, der immer wieder die Loslösung Kärntens vom Gubernium Laibach, dem der Villacher Kreis seit 1814, der Klagenfurter Kreis seit 1825 unterstand, betrieb, bis das Ziel am 11. März 1849 endlich erreicht war.

Nur eine Minderheit der Kärntner Slowenen schloß sich der 1848 entstandenen slowenisch-nationalen Bewegung an. Ihre Führer waren seit den 80er Jahren zum großen Teile Geistliche und Lehrer, die aus Untersteiermark, Krain, Küstenland, Böhmen und Mähren (Tschechen) eingewandert waren[17]. Im Kärntner Landtag war diese Gruppe unter mehr als 40 Mitgliedern durch ein bis zwei Abgeordnete vertreten. Aber neben ihnen saßen im Landtag stets mindestens ebensoviele „deutschfreundliche Slowenen". Bei der letzten Wahl für das österreichische Abgeordnetenhaus 1911 erhielten im Wahlkreis Völkermarkt, der nach der Umgangssprache zu 83% slowenisch war und jene Bezirke umfaßte, wo die Slowenen am stärksten waren, die deutsche Volkspartei in der allgemeinen Wählerkurie 2430, die Sozialdemokraten 1546 und der slowenisch-nationale Wahlwerber, eine bei den nationalen Slowenen sehr volkstümliche Persönlichkeit, 4117 Stimmen, also nur eine Mehrheit von 141.

Dieselbe ablehnende Haltung wie im Jahre 1848 nahm der Großteil der slowenisch-sprechenden Bevölkerung Kärntens ein, als in den Jahren vor dem Weltkriege und im Weltkriege selbst neuerdings der Plan auftauchte, Kärnten zu teilen und Südkärnten dem zu gründenden südslawischen Staate anzugliedern. Im April 1914 fand in Kühnsdorf bei Völkermarkt ein großer Bauerntag unter freiem Himmel statt, der hauptsächlich von slowenischen Bauern besucht war und zu einer mächtigen Kundgebung gegen diese Pläne wurde. Als am 30. Mai 1917 der südslawische Klub des österr. Abgeordnetenhauses offiziell die Gründung eines südslawischen Staates im Rahmen der Monarchie unter dem Szepter der habsburgischen Dynastie mit Einschluß aller Slowenen forderte, erhoben 35 gemischt-

[17]) Die Erklärung des südslawischen Klubs im österr. Abgeordnetenhaus vom 30. Mai 1918 wurde in Kärnten von 104 slawischen Geistlichen unterschrieben, davon waren über 50 Nicht-Kärntner. Die Führung der nationalen Slowenen in Kärnten beim Zusammenbruch des alten Österreich und in der Zeit vorher hatten der Rechtsanwalt Dr. J. Breje aus Flitsch und der Domvikar Smodej aus Untersteier.

sprachige Gemeinden Kärntens dagegen Einsprache, während nur 9 sich ihr anschlossen und 15 überhaupt keinen Beschluß faßten. Und als nach dem Zusammenbruche der Monarchie die Südslawen in Kärnten eindrangen, stellte sich ihnen nicht nur die deutsche, sondern auch ein großer Teil der slowenischen Bevölkerung mit den Waffen in der Hand entgegen. Von den 61 freiwilligen Heimwehrkompagnien, die 1918/19 gegen die Südslawen errichtet wurden, entstanden 33 in gemischtsprachigen Gemeinden, 5 davon im Jauntal, im geheimen während der jugoslawischen Besetzung. Unter den 200 Toten des Abwehrkampfes befinden sich zahlreiche Slowenen. Schließlich stimmten bei der Volksabstimmung am 10. Oktober 1920 neben 12000 wahlberechtigten Bewohnern mit deutscher Umgangssprache 10 000 Personen, die sich 1910 zur slowenischen Umgangssprache bekannt hatten, für Österreich. Daß für Jugoslawien 15000 Stimmen abgegeben wurden, ist nur durch den ungeheuren Druck der Jugoslawen zu erklären, die durch 16 Monate hindurch die gesamte Verwaltung der Abstimmungszone inne hatten und daher auch die Propaganda zu Gunsten Jugoslawiens auf ihre Verwaltungsorgane stützen konnten, während sie die Werbearbeit für Kärnten bis wenige Wochen vor der Abstimmung unterdrückten.

Mit derselben Entschiedenheit suchte die überwiegende Mehrzahl der slowenisch-sprechenden Kärntner auch die kulturelle Gemeinschaft mit ihren deutschen Landsleuten aufrecht zu erhalten. Als die slowenisch-nationalen Führer seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach dem Abflauen der Bestrebungen nach einem einheitlichen slowenischen Verwaltungsgebiete kulturpolitische Forderungen aufstellten und sich durch Gründung slowenischer Vereine, Herausgabe slowenischer Zeitungen, Zeitschriften und Bücher eifrig bemühten, die slowenische Bevölkerung für den slowenisch-nationalen Gedanken zu gewinnen, fanden sie in weiten Kreisen derselben nicht nur keinen Widerhall, sondern entschiedene Ablehnung. Neben den slowenischen Vereinen entstanden im gemischtsprachigen Gebiete deutsche, so daß es schließlich knapp vor dem Weltkriege daselbst 114 angemeldete slowenische, aber 133 deutsche Vereine gab, darunter 42 Ortsgruppen des Deutschen Schulvereines und 29 Ortsgruppen der Südmark. Neben das slowenische Buch und die slowenische Zeitung trat das deutsche Buch und die deutsche Zeitung. Die slowenische Ausgabe der von der Landwirtschaftsgesellschaft herausgegebenen „Landwirtschaftlichen Mitteilungen" ging in den 70er Jahren nach kurzem Bestande ein, weil sie keine Abnehmer fand. Als am Gymnasium in Klagenfurt die slowenische Sprache für Schüler mit slowenischer Muttersprache als Pflichtgegenstand eingeführt wurde, ließen sich viele von ihnen bei der Aufnahme in die Anstalt als Deutsche einschreiben. Insbesonders aber erhoben sich gegen die von der slowenischen Geistlichkeit in den fünfziger Jahren durchgeführte Slowenisierung der Volksschulen allenthalben Beschwerden. Im Jahre 1859 stellten nahezu alle Schulorte das Verlangen, daß der Unterricht in der deutschen Sprache wieder eingeführt werde. In den 60er Jahren lief im neu eröffneten Kärntner Landtage Beschwerde auf Beschwerde gegen die slowenische Schule ein. Schon damals traten die Verfechter der deutschen Schule im Landtage dafür ein, daß den Eltern und den anderen Erziehungsberechtigten über die sprachliche Einrichtung der Schule das Selbstbestimmungsrecht gewährt werden müsse. Bei der Durchführung des Reichsvolksschulgesetzes vom Jahre 1869 verlangten nahezu alle Gemeinden des gemischtsprachigen Gebietes eine ausgiebige Pflege der deutschen Sprache, die meisten sogar die deutsche Unterrichtssprache an allen oder wenigstens in den mittleren und oberen Klassen. Auf Grund der Äußerungen der Gemeinden wurden die utra-

quistischen Schulen eingeführt, die zwar später von den slowenisch-nationalen Führern bekämpft, aber von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung immer wieder gebilligt und gegen alle Angriffe verteidigt wurden [18]). Die slowenisch-sprechende Bevölkerung erblickte eben in der deutschen Sprache das Mittel, das ihnen die deutsche Kultur und Wirtschaft erschloß, von der sie nicht lassen wollte.

Das Streben der slowenischen Bevölkerung, sich die Kenntnis der deutschen Sprache anzueignen, besteht schon seit jeher und ist allein in der Anziehungskraft der deutschen Kultur begründet. Ist doch Kärnten, so weit es heute deutsch ist, nicht bloß durch Einwanderung deutscher Kolonisten, sondern auch durch Eindeutschung der slowenischen Bevölkerung, die mit der Annahme der deutschen Kultur freiwillig und gerne auch die deutsche Sprache übernahm, deutsch geworden! Der slowenische Pfarrer Urban Jarnik, der Erwecker des slowenischen Nationalbewußtseins, nannte 1826 diesen Vorgang einen zwar langsamen, aber zwanglosen Weg der Natur. Als man unter Maria Theresia daran ging, die Volksschule zu schaffen und die Landgerichte aufforderte, Vorschläge zu erstatten, berichtete das Landgericht Rosegg, das sich über einen großen Teil des oberen Rosentales erstreckte, daß die dortige Bevölkerung schon „ehedessen zur deutschen Sprache und diesfälliger Unterrichtung ungemeine Neigung trage“. Solange der Großteil der slowenischen Kinder nicht Gelegenheit hatte, in der Schule deutsch zu lernen, pflegten slowenische Eltern ihre Kinder auf die „deutsche Seite“ zu geben, damit sie dort deutsch lernten. Jarnik berichtet, daß jährlich 4000 slowenische Kinder zu diesem Zwecke in deutschen Familien untergebracht seien. Zahlreiche slowenische Kinder wurden auch in die Städte und Märkte gegeben, damit sie zu demselben Zwecke die dortigen Schulen besuchten. Erst nach der Einführung der utraquistischen Schule, die den Kindern eine ausreichende Kenntnis der deutschen Sprache vermittelte, hörte dies auf. Je mehr sich aber im 19. Jahrhundert Industrie, Handel und Verkehr hoben und Aussichten auf Verdienst gaben, je mehr durch die modernen Verkehrsmittel der Weg in die Fremde geöffnet wurde, desto stärker wurde das Streben der slowenischen Bevölkerung, deutsch zu lernen, desto mehr breitete sich die deutsche Sprache aus.

Der mit der Erweiterung des wirtschaftlichen und geistigen Lebens zunehmende Drang nach Erlernung der deutschen Sprache hatte zur Folge, daß die Doppelsprachigkeit, die auch schon früher weit verbreitet war [19]), bei der slowenischen Bevölkerung immer häufiger wurde. Für einzelne Gebiete wie das untere Gailtal und das obere Rosental läßt sich dies bereits für die Zeit um 1800 nachweisen. Auf Czörnigs ethnographischer Karte der österr. Monarchie von 1854, die trotz ihres Namens eine Sprachenkarte ist, sind bereits der ganze westliche Teil des heutigen gemischtsprachigen Gebietes bis Feistritz i. R. und zum Wörthersee und darüber hinaus, die Umgebungen von Völkermarkt und Griffen, ja selbst die Striche um Bleiburg und Eberndorf als gemischt bezeichnet. Als in den 50 er Jahren Gesetzblätter in slowenischer Sprache aufgelegt und an die Gemeinden verschickt wurden, verlangten diese i. J. 1860 mit einer einzigen Ausnahme, daß ihnen die behördlichen Erlässe in deutscher Sprache mitgeteilt werden, da sie die slowenische Schriftsprache nicht verstünden. Bis in die 80 er Jahre war die Mehrzahl der

[18]) Vgl. M. Wutte, Die utraquistische Schule in Kärnten, Klagenfurt 1919.

[19]) Der gesamte schriftliche Niederschlag des öffentlichen und privaten Lebens, auch der bäuerlichen Bevölkerung: Korrespondenzen, Verträge aller Art, Testamente usw. ist bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts nahezu ausschließlich deutsch.

Grabschriften auf den Friedhöfen des gemischtsprachigen Gebietes deutsch. Nur die slowenische Geistlichkeit hielt an den slowenischen Predigten fest.

Die Doppelsprachigkeit führte in Folge der Überlegenheit deutscher Kultur und Wirtschaft zur vollständigen Eindeutschung weiterer Schichten der slowenisch sprechenden Bevölkerung. Darum ging die slowenische Sprache auch nach 1848 trotz des Erwachens des slowenischen Nationalbewußtseins und trotz der eifrigen Gegenarbeit der slowenisch-nationalen Führer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurück. Wurden bei der ersten statistischen Sprachenerhebung im Jahre 1846 noch 95 000 Sprachslowenen (= 29,9 % der Gesamtbevölkerung Kärntens) gezählt, so ergab die Zählung von 1910 nur 82 200 Bewohner mit slowenischer Umgangssprache (= 21,2 %). Seither hat die slowenische Sprache weiter abgenommen. 1910 zählte das heutige Kärnten (ohne die abgetretenen Gebiete) noch 66 000 Bewohner mit slowenischer Umgangssprache, bei der Zählung von 1923 bekannten sich nur mehr 37 224 Bewohner (= 10 %) zur slowenischen Sprache. Auch diese können größtenteils deutsch. Außer ihnen sprechen noch etwa 10—15 000 Personen neben dem Deutschen das Windische als Haussprache. Der neuerliche starke Rückgang der slowenischen Sprache im Zeitraum 1910—1923 ist allerdings zum großen Teil auf die besonderen Verhältnisse zurückzuführen, die nach dem Zusammenbruch Altösterreichs eintraten, vor allem auf die Abwanderung eingewanderter Slowenen aus Krain und Untersteiermark, die üblen Erfahrungen, die die „deutschfreundlichen Slowenen" mit den Jugoslawen gemacht hatten und die Nachwirkungen der Volksabstimmung.

Räumlich ist die slowenisch-sprechende Bevölkerung folgendermaßen verteilt[20]:

	Gemeinden	Bewohner mit deutscher Sprachzugehörigkeit	Bewohner mit slowenischer Sprachzugehörigkeit
Reindeutsch (96—100%)	186	274 678	1 615
Gemischtsprachig mit dt. Mehrheit (51—95%)	41	49 868	16 988
Gemischtsprachig mit sl. Mehrheit (51—95%)	21	7 345	16 849
Reinslowenisch (96—100%)	2	19	1 772
	250	331 910	37 224.

Die slowenischen Mehrheits- und die reinslowenischen Gemeinden liegen sämtlich in Südkärnten und zählen zusammen 18 621 Bewohner mit slowenischer und 7364 Bewohner (= 28,9% ihrer Gesamtbevölkerung) mit deutscher Sprachzugehörigkeit. Sie bilden mehrere Gruppen, die von einander durch deutsche Mehrheitsgemeinden geschieden sind oder isoliert in Hochtälern der Karawanken liegen. Es kann daher weder von einem zusammenhängenden slowenischen Sprachgebiet, noch von einer Sprachgrenze gesprochen werden.

Noch geringer als die Zahl der Bewohner mit einbekannter slowenischer Sprachzugehörigkeit ist die Zahl jener, die im Lager der slowenisch-nationalen Führer stehen. Sie betrug bei der Landtagswahl 1921 9862 und sank bei der Landtagswahl 1930 auf 9205, was einer Kopfzahl von ungefähr 18 000 (19 % der Bevölkerung des gemischtsprachigen Gebietes) entspricht. Die überwiegende Mehrheit der slowenisch-sprechenden Bevölkerung will mit den Zielen der nationalen Slowenen nichts zu tun haben und steht zu den deutschen Parteien, deren Stim-

[20]) Vgl. M. Wutte, Die sprachlichen Verhältnisse in Kärnten nach der Volkszählung 1923. Carinthia I, 1924.

menzahl im gemischtsprachigen Gebiete mehr als 3 mal so groß ist als die der slowenisch-nationalen Partei.

Die slowenisch-sprechende Bevölkerung Kärntens zerfällt also in zwei Gruppen. Die eine von ihnen, größtenteils in verkehrsentlegenen Gegenden seßhaft und daher dem Einfluß der deutschen Kultur mehr entrückt, ist nationalbewußt und will, gestützt auf eine vortreffliche Organisation, ihr slowenisches Volkstum erhalten und womöglich auch die zweite Gruppe dafür gewinnen. Die andere, der Zahl nach stärker und hauptsächlich in verkehrsreichen Gegenden wohnend, steht in unmittelbarer Berührung mit den Deutschen. Sie hat sich mit diesen stärker vermischt und wirtschaftlich inniger verbunden und ist kulturell sowie der Gesinnung nach durchaus deutsch eingestellt. Vom Bewußtsein durchdrungen, mit den Deutschen eine untrennbare Lebens-, Schicksals- und Kulturgemeinschaft zu bilden, ist diese Gruppe von dem entschiedenen Willen beseelt, sich die Zugehörigkeit zum deutschen Sprach- und Kulturkreis nicht nehmen zu lassen, und steht so im schroffsten Gegensatze zu den nationalen Slowenen.

Ein deutsches Schicksal in Pennsylvanien.

Von Dr. Wilhelm Heidrich, Montclair (Ver. Staaten).

Wieviel deutsches Blut in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten fließt — wir werden es nie genau erfahren. Aber wir greifen nicht zu hoch, wenn wir sagen, daß etwa jeder vierte bis fünfte Amerikaner deutscher Abstammung ist. Auch die Frage, wieviel Amerikaner heute noch Deutsch sprechen, läßt sich nur sehr oberflächlich beantworten. Es wird wahr sein, daß New York eine der größten deutschen Städte ist, mit ihren 600 000 Menschen deutscher Zunge. Aber eine offene Frage bleibt, wie oft am Tage diese Menschen ihre Muttersprache sprechen und was für ein Deutsch über ihre Zunge rollt. Wie oft habe ich von länger ansässigen Deutschen, die in Deutschland aufgewachsen waren, ein elendiges, verderbtes Deutsch zu hören bekommen, nicht nur von Deutschen aus dem Innern des Landes, sondern auch von New Yorkern. Besonders ist mir noch ein etwa 35 jähriger Kaufmann in Erinnerung, der bis zu seinem 16. Jahre in Deutschland gelebt hatte, jetzt aber ein solch schlechtes Deutsch sprach, daß nicht ein Satz mehr fehlerlos war. Dabei kam er gerade von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Deutschland zurück und hatte in Amerika fast immer in der angeblich sehr deutschen Stadt Saint Louis gelebt. Aber selbst solche Leute, die auf ihre deutsche Sprache achten, haben einen unaufhörlichen, harten Kampf gegen die Fremdsprache zu bestehen. Unmerklich sickert fremdes Sprachgefühl in die Muttersprache ein und beeinflußt Satzbau und Wortwahl — die deutschen Zeitungen Amerikas sind das beste Beispiel dafür — und still, unbeachtet sinkt ein deutsches Wort nach dem anderen in das Vergessen. Das ist nicht erstaunlich. Der Wortschatz einer Sprache wird nur erhalten durch den ständigen Gebrauch, und er bedarf zu seiner Erhaltung nicht nur einzelner Individuen, sondern einer festen Gemeinschaft. Die Gemeinschaft erst gibt der Sprache jenen Rückhalt, mit dem sie einem Daseinskampf gegen Fremdmächte begegnen kann. Wo diese Gemeinschaft fehlt, kann unmöglich eine Sprache durch einzelne Individuen erhalten bleiben. Dies aber ist das Schicksal aller außerenglischen Sprachen Amerikas. Die Individuen werden über ein Land von nahezu

europäischer Größe zerstreut, und so bewußt und tapfer sich einzelne Gruppen an ihr ursprüngliches Volkstum und ihre Muttersprache klammern — die Stunde kommt doch, da das Sterben beginnt und die dürre Todeshand Stück um Stück des Heimaterbes abreißt und in den Staub sinken läßt.

Die Frage ist oft aufgeworfen worden: Warum hat die große Zahl der Deutschen in Amerika nicht etwas bleibendes Deutsches aufbauen können? Wenn man die Besiedelungsgeschichte Amerikas verfolgt und die gleichzeitigen deutsch-europäischen Verhältnisse in Betracht zieht und vor allem deutsches und angelsächsisches Volkstum miteinander vergleicht, wird die Antwort nicht schwer sein. Man kann dann nicht wie so viele Heimatdeutsche mit Verachtung auf die abtrünnigen, sich so schnell verleugnenden Deutschen drüben herabblicken. Manch schönes Zeugnis deutscher Treue und Vaterlandsliebe, deutscher Art und Gesinnung steht noch bis heute, und manch kühner Versuch ist gewagt worden, für das Ganze zu arbeiten und dem vor Augen stehenden Untergang der deutschen Einwanderer bewußt zu begegnen, die Deutschen an bestimmten Stellen zu sammeln und ein deutsches Staatswesen zu gründen.

Paul Follenius und Friedrich Münch gründeten die Gießener Auswanderungsgesellschaft, um die deutschen Einwanderer am Missouri zu sammeln und dort einen deutschen Staat zu schaffen. Sie selber siedelten sich 1839 mit einer großen Schar Deutscher am Norduser des Missouri in der heutigen Grafschaft Warren an. Den Bemühungen dieser Gesellschaft ist es zu verdanken, daß das Missourigebiet einen solch starken deutschen Bevölkerungseinschlag erhalten hat. Im Norden, in Wisconsin, war derselbe Gedanke lebendig, so viel Deutsche zu sammeln, daß sie die anderen Nationalitäten überträfen und ein deutsches Staatswesen ermöglicht wäre. 1835 wurde in Amerika die Germania gegründet, eine Gesellschaft, die sich ausdrücklich für die Erhaltung der deutschen Sprache, deutscher Sitten und Überlieferungen einsetzte. 1842 stellte sich der Mainzer Adelsverein, zu dem eine Reihe mitteldeutscher Grafen, Fürsten und auch Herzöge gehörte, das Ziel, im Süden in Texas einen deutschen Staat aufzubauen. Scharen deutscher Bauern wanderten ein, so daß 1910 ein Drittel der Einwohner deutscher Abkunft war, und endlich schien auch Pennsylvanien ein deutscher Staat werden zu wollen. Hier wurden bereits im 17. Jahrhundert die ersten geschlossenen deutschen Siedlungen gegründet. Hier war das erste große Einfallstor der Deutschen und waren die besten Voraussetzungen gegeben für ein solches Ziel, wenn es mit politischer Stetigkeit verfolgt worden wäre. Aber wenn wir auch hier heute vor den letzten Trümmern stehen und nur noch den Abendglanz eines sterbenden deutschen Volkstums wehmütig bewundern können — ist es allein ihre Schuld? Niemand hat die mehr von deutschem Idealismus als von politischem Wirklichkeitssinn getragenen und in verschiedene geographische Gebiete sich richtenden Kräfte gesammelt. Es war mehr Einzelwille, und kein geschlossener Volkswille, und keine mit beharrlichem Instinkt verfolgte politische Bewegung. Gewaltig ist der deutsche Blutsanteil in den Staaten Pennsylvania, Wisconsin, im Missouri-Gebiet und in Texas, aber klein sind die Reste deutschen Lebens, die man heute noch findet, suchen muß. Zum Wohle des amerikanischen Staates und seiner Bevölkerung; denn die Schaffung eines „einheitlichen“ amerikanischen Menschentypus mit einer Sprache und einem politischen Willen bedeutet Ruhe, die beste Voraussetzung für „Prosperity“, wirtschaftliche Wohlfahrt.

Noch gibt es in vielen amerikanischen Städten Scharen, die man als Deutsche ansehen muß, ihrer Sprache und ihrem Wesen nach, und durch die ununterbrochene

deutsche Einwanderung wurden ihre Reihen immer wieder aufgefrischt, traten junge neue Kräfte an Stelle der anglisierten. Die deutschen Siedlungsgebiete auf dem Lande aber haben schon seit Jahrzehnten nicht mehr diesen Zustrom erfahren, da die neueren Einwanderer ganz vorwiegend in die Städte strömten. So mußten sich die deutschen Bauernsiedlungen aus sich selber nähren. Und gerade Bauernsiedlungen haben ihr Deutschtum am längsten und treuesten bewahrt. Man lasse sich einmal erzählen, welche inneren Kämpfe in den deutschen Siedlungen in Illinois und Texas ausgetragen wurden, als Amerika gegen Deutschland in den Krieg trat. Zu stark war noch das Deutschempfinden in vieler Herz. Die Väter wollten nicht ihre Söhne gegen die alte Heimat kämpfen lassen, und nur mit Gewalt wurden sie ins Heer gezwungen. Oder der Riß ging mitten durch die Familie. Der Sohn entzweite sich mit dem Vater, weil er nicht mehr so deutsch empfand wie dieser.

Noch leben auf dem Lande in Pennsylvania, Ohio, Illinois, Texas viele, denen Deutsch die tägliche Sprache ist, und gelegentlich noch mag man einzelne Leute treffen, die überhaupt nicht englisch sprechen können. Als ich im November 1930 im Autobus durch Pennsylvanien fuhr, stieg bei Allentown ein Bauer ein. Zwei seiner Verwandten gaben dem Führer genaue Anweisung, wohin er den Bauern bringen sollte. „That fellow is a German; he cannot speak English“, lachte mein Nachbar. Es war einer von den wenigen noch einsprachig in der deutschen Welt lebenden Farmer aus Ohio. Solche noch ganz deutschen Menschen werden heute immer seltener, und man trifft sie nur gelegentlich in der älteren Generation. Ganz sich allein überlassen, eingeklemmt von einer englischen Umwelt, bröckelt Stück für Stück des deutschen Raumes dahin. Große Siedlungsblocks zerfallen in Inseln, und diese schrumpfen zu immer kleineren Eilanden zusammen, bis in naher Zukunft auch diese angeglichen sind und nur noch die Erinnerung bleibt bei einigen ahnenstolzen Enkeln und man in Büchern die Annalen liest, was einst hier war. Dies ist das unausweichliche Schicksal der noch vorhandenen deutschen Sprachgebiete, und es ist auch das Schicksal des stolzesten und ältesten unter ihnen in Ostpennsylvanien.

Am 6. Oktober 1683 landeten die ersten dreizehn deutschen Familien aus Krefeld und Kriegsheim (bei Frankfurt a. M.) in der Quäkerkolonie Pennsylvanien. Pastorius hatte sie gerufen. Sie gründeten Germantown, die Deutsche Stadt. Heute ist Germantown von der Millionenstadt Philadelphia eingemeindet. William Penn selbst hatte 1677 auf einer Reise durch Westdeutschland mit deutschen Quäkergemeinden Fühlung genommen. Dies gab den Anlaß, daß von 1683 fast ununterbrochen sich Scharen deutscher Einwanderer in Penns Land ergossen. Bis zu 7000 kamen in manchem Jahr, so daß um 1770 etwa 100 000 Deutsche im Lande lebten. Die durch Kriegswirren und die Zerstörungen Ludwigs XIV. bedrängte Pfalz hatte die meisten Einwanderer geschickt, aber auch Württemberg, die Schweiz, das Elsaß und Hessen brachten ihren Anteil.[1])

Pennsylvanien war das Asyl für die Heimatlosen und war ein Asyl für alle diejenigen, die um ihres religiösen Glaubens willen sich eine Stätte suchten, wo sie nicht mehr verfolgt und bedrückt, verachtet und bedroht wurden von ihren christlichen Nachbarn. So sammelten sich hier in Pennsylvanien neben den den Quäkern nahestehenden pietistischen Gemeinden, Mennoniten, Baptisten, Herrnhuter (Mo-

[1]) Im Oktober 1709 lagen nach Faust 13 000 Pfälzer in London, auf die Überfahrt nach Amerika wartend. Die englische Regierung konnte so viele Einwanderer nicht bewältigen. Man siedelte 3500 in Irland an, schickte die Katholischen in die Heimat zurück und brachte die andern ins Kolonialland hinüber.

ravians in Amerika genannt), die Dunkards, Schwenkfelder, die Amish-Leute (nach dem Gründer Jakob Amman aus der Schweiz) und viele andere Sondergruppen und Abzweigungen. Seltsame aus der Heimat verjagte Apostel wie der von Jakob Böhme inspirierte J. Beißel fanden hier ihr ungestörtes Arbeitsfeld, gründeten kommunistische Gemeinden, errichteten Klöster, wie das in Ephrata, und schufen hier neben den großen lutherischen und reformierten Gemeinden ein solch vielgestaltiges religiöses Leben, wie man es wohl nirgendwo in einem germanischen Lande auf so engem Raume wiederfinden mag.

Beißels Kloster in Ephrata, jetzt ein ländliches Museumsstück, wurde ganz aus eigenem Plan, aus eigener Weltanschauung ohne Nagel und Metall gebaut und ist, wie das Innere des Gebäudes noch heute lehren kann, eine harte Schule und Kulturstätte gewesen. Noch heute sieht man an einzelnen Orten die Amishleute in ihren seltsamen dunklen Trachten, die nach der strengsten Vorschrift keine Knöpfe, nur Haken und Ösen haben dürfen. Der starke religiöse Hintergrund dieses frühpennsylvanischen Lebens verrät sich in Ortsnamen wie Bethlehem, Bethel, Nazareth, Ephrata, Lebanon, Palmyra, Emaus. Neben diesen stehen rein deutsche Namen: Hamburg, Berlin, Heidelberg, Mannheim, Weißenburg, Philippsburg, Hannover, Womelsdorf, oder halbdeutsche wie Wernersville, Schaeffertown. Aber auch viele Siedlungen englischen Namens hatten rein deutsche Bevölkerung.

Die deutschen Siedler kamen in ganz überwiegendem Maße aus dem Gebiete des Mittel- und Oberrheines etwa von Mainz bis Basel. Die Nachbargebiete Württemberg und Hessen, gelegentlich auch der Niederrhein, und durch die Herrnhuter und Schwenkfelder auch Sachsen und Schlesien haben Menschen ins Land gebracht. Der Kern der deutschen Bevölkerung stammte jedoch aus dem Gebiete der Pfalz. Pfälzer kamen in solchen Scharen nach Amerika, daß Pfälzer und Deutscher für manchen Angelsachsen gleichbedeutend wurde. In Germantown beginnend legten die deutschen Einwanderer weiter landeinwärts in Ostpennsylvanien geschlossene Siedlungen an. Der gleichzeitige Zustrom englisch-schottisch-irischer Siedler hat es jedoch verhindert, daß das ganze Land deutsch wurde; denn die Deutschen konnten nicht eine lückenlose Welle bilden, die sich mit dem ständig einströmenden Nachschub und dem Bevölkerungszuwachs wie eine geschlossene Linie gleichmäßig vorschob. Anderssprachige Menschen standen mit ihnen in gleicher Front, nahmen an der gleichen Bewegung landeinwärts teil. So kam es, zumal die Siedlungsanlagen sich oft nach der Eignung des Gebietes richten mußten, daß nicht eine Grafschaft restlos rein deutsch besiedelt wurde, daß immer Dörfer anderer Gruppen in der Nachbarschaft lagen, daß sich wohl große deutsche Siedlungsblocks bildeten, aber kein rein deutsches Gebiet. Am zahlreichsten wurden die Deutschen in den Grafschaften Lancaster, York, Adams, Montgomery, Berks, Cumberland, Franklin, Dauphin, Lebanon, Snyder, Schuylkill, Lehigh. Von diesem deutschen Kerngebiet zogen jüngere Scharen westlich und südlich in andere Grafschaften oder in die Nachbarstaaten Maryland, Ohio, Illinois, Kentucky, Tennessee, Virginia, Nordcarolina. Kuhns und Faust schätzen, daß 1775 etwa ein Drittel der Bevölkerung Pennsylvaniens deutsch war. Dieses Drittel ist aber nie zur Hälfte oder gar zu Zweidrittel angewachsen, und so kam selbst hier im deutschesten Staat Amerikas das Deutschtum nicht zu einer zahlenmäßigen Übermacht und damit zur politischen Vormachtstellung. Löher schätzt für 1846 unter 2 Millionen Einwohnern 800 000 Deutsche.[2]) Für 1900 werden von 6 300 000 Einwohnern Pennsylvaniens

[2]) Lohmann S. 115.

etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche anzusetzen sein.[3]) Kloß nennt 1929 3,25 Millionen Menschen pennsylvanisch deutschen Blutes, davon „schwetze un verschtehn noch meh as 800 000 die Schproch".[4]) Diese 800 000, eine vielleicht etwas hoch gegriffene Zahl, sind heute der letzte Rest des pennsylvanisch-deutschen Sprachstamms. In Tennessee, Kentucky, West Virginia, Kansas und Carolina war die deutsche Sprache zu Anfang dieses Jahrhunderts im Aussterben. Kloß [5]) nennt als Gebiete, in denen heute noch pennsylvanisch Deutsch gesprochen wird, fünf Grafschaften in Indiana, 16 Grafschaften in Ohio, Waterloo Township in Ontario (Kanada), 6 Grafschaften in Maryland und 18 Grafschaften in Pennsylvanien. Man darf sich jedoch diese Grafschaften nicht als rein deutsche Sprachgebiete vorstellen, sondern nur als Landstriche mit zahlreichen deutschen Gemeinden. Fast alle Deutschen beherrschen heute auch die englische Sprache. Unter sich und im eigenen Hause pflegen sie die deutsche Sprache vorzuziehen.

Eine wechselvolle Geschichte hat dieses pennsylvanische Deutsch gehabt. Die deutschen Siedler, die im 17. und 18. Jahrhundert die Wildnis Pennsylvaniens in ein deutsches Bauernland umwandelten, hatten als Bauern oder Kleinstädter die Mundart ihrer Heimat aus Deutschland mit herübergebracht. So wurde in Pennsylvanien deutsche Mundart wesentlich pfälzischer Prägung bewahrt. Als Deutschen in einer fremden Umgebung trat ihnen aber die Frage entgegen: sollen wir unser Pfälzerdeutsch erhalten, Englisch als Sprache annehmen oder Hochdeutsch lernen? Das war durchaus keine günstige Lage für die Erhaltung der deutschen Sprache. Denn für jeden echten deutschen Bauern bedeutet Schriftdeutsch mindestens soviel wie eine halbe Fremdsprache. Wirklicher geistiger und kultureller Rückhalt konnte den deutschen Bauern aber nur durch die hochdeutsche Sprache gegeben werden. Schon früh wird dieses Problem in Pennsylvanien sichtbar. Einzelne entscheiden sich ziemlich schnell für die englische Sprache, die Masse aber hält noch lange am Deutschen in beiden Formen fest. Es wird sowohl in deutscher Mundart wie in hochdeutscher Sprache gepredigt, es erscheinen mundartliche Zeitungen und Bücher wie schriftdeutsche. Immerhin wahren und festigen die Deutschen ihre Stellung im ganzen 18. Jahrhundert trotz häufiger starker Angriffe und heftiger Anglisierungsversuche. Damals wurden viele Gesetze des Landes auch in deutscher Sprache gedruckt. 1787 wurde das deutsche Franklin-College in Lancaster eröffnet. Es konnte sich aber nicht als deutsches College erhalten, da es wohl zu früh in diesem noch bäuerlich jungen Staate gegründet war. 1837 noch geht ein Gesetz durch, das die Gründung rein deutscher Schulen vorsah. Trotz allem muß Kloß bekennen, daß die pennsylvanischen Deutschen keinen Anteil genommen hätten an dem 1901 von Dr. Hexamer geschaffenen „Deutsch-amerikanischen Nationalbund der Vereinigten Staaten", weil „sie ufgeheert hen s' schriftmaessichi Deitsch zu schwetze un zu schrewe". Kenntnis des Hochdeutschen ist in Pennsylvanien immer nur einer gewissen gehobenen Schicht eigen gewesen, die Masse der Bauern hat sie nie erworben. Und nachdem die englische Sprache vollends in die Schulen und nahezu restlos auch in den Gottesdienst eingeführt worden ist, sind die Bauern ganz auf ihren Dialekt zurückgeworfen. Die wenigen hochdeutschen Zeitungen in Pennsylvanien, die meist nicht bis in die kleinen Dörfer dringen, helfen daran nichts. „Ich kann net hochdeitsch verstehn", sagten mir viele Bauern in Berks und Lancaster County. Sie verstehen Hochdeutsch heute schlechter als Englisch, weil ihr

[3]) Vgl. Lohmann S. 143.
[4]) Lew. Scht. aus Penns. S. 10.
[5]) Lew. Scht. aus Penns. S. 67.

Ohr oft Englisch gehört hat, Hochdeutsch aber nie. Nur wenn ich langsam und deutlich sprach und die Intonation ihrer Mundart etwas nachahmte, verstanden sie mein Hochdeutsch. Mit der Einführung des Englischen als Schulsprache — Deutsch wird erst auf der höheren Schule gelehrt und war während und nach dem Kriege auch dort untersagt — mit dem Verlust jeder wirklichen Verbindung mit der hochdeutschen Sprache und dem gleichzeitigen Ausbleiben eines bäuerlichen Zustroms aus Deutschland ist der deutschen Sprache in Pennsylvanien und in den anderen Staaten der Todesstoß gegeben. Alle Versuche zur Erhaltung des Hochdeutschen oder gar zur Entwicklung einer pennsylvanisch deutschen Schriftsprache (Rauch 1873) erstarben wieder. Das konservative deutsche Bauerntum war schwer von seinem Dialekt weg zur englischen Sprache zu bewegen, noch schwerer aber zur hochdeutschen Sprache, denn das bedeutete für sie ein radikales Umlernen, wie es mit Bauern nicht möglich ist, zumal der praktische Wert des Hochdeutschen für die bäuerlichen Bedürfnisse in einer englischen Umwelt äußerst gering schien. Aller gute Wille einzelner deutsch gesinnter Männer hat nichts ändern können. Schon 1900 sagt Kuhns: „it seems hardly to be doubted that the time is not far distant when the Pennsylvanian German dialect will be a thing of the past". Geht man heute durch die deutschen Kerngebiete Ostpennsylvaniens, so wird man immer wieder die Beobachtung machen, daß die älteren Leute und häufig auch die etwa 30 Jährigen unter sich fast nur deutsch sprechen, die jüngeren aber sprechen durchwegs englisch. Schon gibt es viele Kinder, die Deutsch nur verstehen, es aber nicht mehr sprechen oder nur nach einigem Besinnen Sätze in deutscher Mundart zusammenbringen. Rosenberger sagt von der Jugend: „it is significant that it has been said that a large proportion if not most of the children despise the so-called Pennsylvanian Dutch language or dialect". Dies im Jahre 1929. Wenn diese Verachtung der deutschen Sprache wirklich in vielen lebt — ich zweifle nicht daran — so beweist es, daß sich bereits der tiefste Riß, die innere Entfremdung, in die Volksseele eingeschlichen hat. Es fehlt das Deutschgefühl, das seelische Band mit der alten Heimat ist durchschnitten. Man geht jetzt in Pennsylvanien durch Trümmer eines deutschen Volkstums — darüber kann selbst die noch blühende pennsylvanische Dichtung nicht täuschen — man fühlt den nahen Tod und sieht das Sterben mit eigenen Augen. Wie eine Sage klingt einem dann jenes alte Kirchengebet der lutherischen Gemeinden Pennsylvaniens, das 1786 in die Liturgie eingeführt wurde: „Und da Dir's gefallen hat, diesen Staat insonderheit durch die Deutschen zu einem blühenden Garten und die Einöde zu einer lustigen Aue zu machen, so hilf, daß wir unsere Nation nicht verkennen, sondern dahin trachten mögen, daß unsere liebe Jugend so erzogen werde, daß deutsche Kirchen und Schulen nicht nur erhalten, sondern in einen immer blühenderen Zustand mögen gesetzt werden." [6])

Fast alle, die durch englische Schule oder gar englisches Kollege gegangen sind und sozial aufsteigen, streben von der Bauernsprache ihrer Väter weg. Dies wirkt zurück auf die Bauern selbst, da sie zuweilen meinen, sich ihrer Sprache schämen zu müssen. Wiederholt habe ich Bauern bitten müssen, deutsch zu reden, da ich sie wohl verstände. Es ist schwer, heute noch einen deutschen Gottesdienst zu finden. Man muß danach fragen und suchen. Hier und dort wird deutsch-englisch gemischter Gottesdienst gehalten, wie ihn Rosenberger aus Franconia beschreibt: Die Gemeinde singt eine englische Hymne. Danach wird ein deutsches Lied, ver-

[6]) Lohmann S. 90.

weise vom Pfarrer vorgesprochen, von der Gemeinde gesungen. Es folgt ein zweites deutsches Lied. Der Pfarrer liest ein Kapitel aus der deutschen Bibel, die Gemeinde kniet zu stillem Gebet. Darauf hält ein älterer Geistlicher eine etwa halbstündige deutsche Predigt, welcher eine viertelstündige englische Predigt eines jüngeren Geistlichen folgt. Ein deutsches Gebet, ein englisches Lied und englisch gesprochener Segen bilden den Abschluß. Die letzten Bekanntmachungen sagt der Pfarrer in deutscher Sprache. — Reindeutsch ist noch der Gottesdienst bei den Old Order Amish. Sie aber haben keine Kirche wie die Church Amish, eine etwas modernere Gruppe derselben Sekte, sondern halten abwechselnd in ihren Wohnungen den Gottesdienst. Sie bleiben darum mit ihrem Deutschtum ziemlich unsichtbar. Diese Amish sind der Welt und allem modernen Fortschritt abgewandt, sie dulden noch heute kein Telephon, keine Elektrizität in ihrem Hause. Sie verachten weltliche Eitelkeit, und wegen ihrer knopflosen Kleidung haben sie den Spottnamen Hookers (Häftler) erhalten. Sie hangen noch fest an ihrer deutschen Mundart. Aber in ihrer wunderlichen Tracht und ihren verstaubten und erstarrten Dogmen wirken sie mehr wie eine Museumsreliquie denn wie eine echte deutsche Gemeinde.

Clifton Thorbahn beschreibt in den Sunday News (Lancaster 21. Dez. 1930) eine Hochzeit bei den Amish. Bei der Einsegnung fragt der Bischof den Bräutigam: „Discht du fasprecha, bruda, daß du wilst soria fer unser schwester bis das da tot eich scheid?“ Worauf der Bräutigam antwortet, „Yah“. „Discht du also faspreche, bruda,“ fragt der Bischof dann weiter, „daß du wilst soria fer unser schwester, maul komma was will, grankheita, schwakheita, wee der gebrecha fiel ischt under uns, bis da tot eich scheid?“ Wiederum antwortet der Bräutigam sein Ja. Dieselben Fragen werden dann an die Braut gerichtet. Darauf segnet der Bischof beide. Im Hause folgen fette Mahlzeiten mit oft Hunderten von Gästen. Mit dem neuen Ehemann erlauben sich seine Freunde einen Spaß. Er wird viele Male über einen Zaun geworfen. Der jungen Ehefrau wird von ihren „Schwestern“ ein Besen in den Weg gelegt, den sie überspringen muß. Ohne diese Zeremonie ist die Hochzeit nicht vollständig gewesen. — Die Zahl dieser Old Order Amish ist sehr gering. In Lancaster County sollen nach Thorbahn etwa 1000 leben. Faust gibt für 1900 in den Vereinigten Staaten 13400 Amish, 2400 Old Amish an und für Mennoniten einschließlich Amish 59100. Die Zahl der Amish dürfte heute noch die gleiche sein oder sich gar verringert haben. Denn unter den Jungen besteht eine starke Neigung, sich von den Sekten zu lösen, wie man häufig die älteren Leute in Pennsylvanien klagen hört.

Es ist oft gesagt worden, das pennsylvanische Deutsch sei eine deutsch-englische Mischsprache. Wenn wir als Beispiel einer Mischsprache etwa das Englische nehmen mit seinem germanisch romanischen Wortschatz, so steht das pennsylvanische Deutsch daneben wie eine nahezu reine, nur durch Umwelt und Nachbarschaft etwas beeinflußte Sprache. Daß alle die amtlichen Bezeichnungen wie government, township, county, settler in die Sprache aufgenommen wurden, ist ganz natürlich. Man darf auch nicht jedes englische Wort, das man in deutscher Weise verändert oder abgewandelt hört oder liest, als festen Bestandteil der Sprache ansehen. Selbst der gebildetste und auf seine Muttersprache sorgsam achtende Deutsche wird nach längerem Aufenthalt in Amerika bei sich merken, wie gelegentlich sich das eine oder andere englische Wort einschleicht, weil es sich so leicht der deutschen Sprache anpassen, dem Sinn einordnen läßt. In welchem Maße die englische Sprache eindringen kann, hängt von der Stärke des Widerstandes ab, den das deutsche Sprachempfinden entgegensetzt. So ist auch in Pennsylvanien Um-

fang und Gebrauch englischer Wörter nach der Gegend wie nach den einzelnen Menschen verschieden. Man kann im gleichen Dorf Menschen finden, die sehr reine deutsche Mundart sprechen und solche, die verhältnismäßig häufig gerade in den Sinn kommende englische Wörter gebrauchen. Der Beruf spielt dabei eine nicht unbedeutende Rolle. Wer die Hauptstunden des Tages auf einem öffentlichen Amt an der Bahn, Post oder im Krankenhaus fast ausschließlich englisch sprechen muß, kann natürlich sein deutsches Sprachdenken nicht so rein bewahren wie der, der in seiner bäuerlichen Beschäftigung in der überlieferten deutschen Welt lebt. Einige Proben aus der pennsylvanischen Literatur zeigen, wie rein die Sprache sein kann. Die erste ist aus Mores Erzählung „Der wiescht Mann vun der Flett":

„Ich weeß noch gut, wie er in die Meind kumma is for Erwet. Er war en derrer, langer Mann mit arrig groß̈a Haend und ferchterlicha Fieß. Sei magerer, knechiger Kop hot am a dinna, langa Hals schier grad vun da Schultera naus gschtanna, wie en Knartza am a Fenzarigel. Sei Backaknocha hen sich rausg'schowa wie die Hifta am a derra Gaul, un sei Backa wara ei'gfalla, wie die Ribba an ra Geig. Sei Maul hot schier bis an sei flabbige Ohra gereecht; sei Haut war so brau wie en gschmokter Schunka, so runzlig wie en gederrte Quitt un so voll Parplamohler as en Sib is mit Lecher. Awer sei Nas erscht! Wie die Nadur a'gfanga hot, sei Nas zu macha, hot sie wul ah net gewißt, wann ufzuheera. War des awer'n Kolwa! Und dazu war sie noch feierrot! Sie hot em grad gemahnt an en groß̈er Fingerhut mit Lewer gedeckt!"

Die zweite Probe entnehme ich dem Buche „Boonastiel".

„Es sin amohl tswae hoond tzomma cooma im shtettle. Der aned hut en messich hols-bond g'wora, hut shaena hore g'hot un wore so monneerlich os en mensch. Are wore en city hoond awwer hut sich net besser ga-dinket os si nuchbera hoond woo uff der boweri uff-ga-tzoga sin warra. Der onner hoond wore en shepherd un wore ous em bush. Are hut en fershtennich g'sicht g'hot, wore goot ga-bowed un wore en große hilf uff der boweri far hetsa un helfa's fee heeda. We se tzomma cooma sin hen se wennich on 'nonner room g'schmunseled, on 'nonner nuff ga-joomped, un endlich sin se mit 'nonner naiva nows ga-drulled un sich uff en wausem bank g'hucked. Der city hoond hut der country awennich aw-ga-gooked don hut are awfonga schwetza."

T. H. Harter ist wohl einer der unter den pennsylvanischen Deutschen am bekanntesten und am meisten geschätzten Schreiber, da er mit seinen humorvollen Briefen aller Herzen zu packen wußte. In diesem Abschnitte aus seiner Hundegeschichte, in der Hundegemüt über das Leben der Menschen in Stadt und Land philosophiert, werden außer city und country nur zwei englische Verben gebracht und mit deutschen Vorsilben versehen: g'wora (engl. wear-tragen) und gajoomped (engl. jump-springen). Einige Wörter, obwohl deutsch, sind in der Rechtschreibung dem Englischen angeglichen, so boweri (Bauerei, Landwirtschaft), gabowed (gebaut) bush (Busch, hier im Sinne von Land gebraucht). Das englische shepherd für Schafhirt (Schäfer[hund]) wird kaum als fremd empfunden. Auffallend rein ist die Sprache Mores. Sein 4strophiges Oktobergedicht [7]) z. B. ist bis ins letzte Wort unverfälscht Deutsch geblieben.

Harter und More sind Männer dieses Jahrhunderts. Nicht minder gilt früheren Dichtern wie etwa dem 1817 geborenen Harbaugh (Harbach) das Lob, in

[7]) Lew. Scht. S. 131/132.

guter deutscher Mundart geschrieben zu haben. Für manchen erschien das pennsylvanische Deutsch auch dadurch verworrener, weil die einzelnen Autoren, wie die beiden Proben auch zeigen, selten die gleiche Rechtschreibung gebrauchen. Das pennsylvanische Deutsch ist keine Mischsprache, „is ken Rauderwelsch, sie is kreftich und feftich, un sott gezehlt waerre as en regelmaeßichi Schproch".[8] Es wird eine deutsche Sprache bleiben bis zur Todesstunde. Denn nicht durch langsame Aufmischung und allmähliche Auflösung ins Englische wird es untergehen, sondern es sinkt ins Grab mit den Menschen, die es sprechen. Wäre die Sprache nicht so ganz sich selbst überlassen, hätte sie an Schule und Kirche einen festen Rückhalt und in der Literatur ein Vorbild und eine geistige Stütze, sie stände noch viel reiner da und würde englischem Einfluß nicht nachgegeben haben.[9])

Die deutschen Bauern Pennsylvaniens gelten als die besten Farmer Amerikas. Wo andere hungerten, da kamen sie dank ihres Fleißes, ihrer Zähigkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit zu Wohlstand. Dieses Lob wird den Deutschen und auch ihren Nachkommen in den anderen Staaten ungeteilt zugesprochen. Schon in den frühesten Quellen wird lobend von Reisenden hervorgehoben, wie anders die Deutschen bei der Rodung des Waldes vorgingen, wie schnell sie aus der Wildnis ein fruchtbares Land geschaffen hatten. In ihrer landwirtschaftlichen Arbeit liegt unstreitig das größte Verdienst der Deutschpennsylvanier. Aber auch auf anderen Gebieten stehen sie nicht hinter den übrigen Nationen zurück. Manch tüchtiger Gelehrter, manch bedeutender Staatsmann — Präsident Hoover (Huber) stammt von pennsylvania-deutschen Ahnen — kam aus Deutsch-Pennsylvanien, und in allen Kriegen der Union waren die deutschen Bauernsöhne zu kräftiger Mitarbeit bereit. Gelegentlich zwar hat der starre konservative Sinn der deutschen Bauern den angelsächsischen Nachbarn Anlaß zu Spott und Verachtung gegeben. Bildungsfeindlich wurden sie genannt, weil sie solange an ihren eigenen Gemeindeschulen festhielten. Ihre „Bauernsprache", die seltsamen Sitten einzelner Sekten und nicht zuletzt der im Volke lebende große Aberglaube stempelten sie oft zu sonderbaren altertümlichen Gestalten einer längst überholten Zeit. Noch 1928, so erwähnt Rosenberger, wurde ein Farmer durch einen Hexendoktor getötet, der mit zwei jungen Burschen ihm eine Haarlocke abschneiden wollte. Diese sollte acht Fuß unter der Erde begraben werden, um einen angeblich durch den Farmer verursachten Zauberbann zu brechen. Spuk und Zaubergeschichten sind noch sehr lebendig in Pennsylvanien und verursachen manchen Humbug. Ein junger Bauernsohn sagte mir: ich durfte mir als Junge nur um Vollmond das Haar schneiden lassen, da meine Mutter und Großmutter so abergläubisch waren. So sind in mancher Hinsicht alte ländliche Überlieferungen noch herrschend. Es ist heute in Deutschland sehr selten, außer in einigen südlichen Gebieten, daß man Bauern alte Volkstänze tanzen sieht. In einzelnen Strichen Pennsylvaniens aber und auch unter deutschen Bauern in Illinois werden solche noch heute getanzt. Man findet den „Hoe down", den Bauerntanz, nicht in allen deutschen Siedlungen, dafür aber gehört er in manchen Gegenden zum ständigen bäuerlichen Tanzprogramm. Freilich hat der Moloch der Großstadtzivilisation auch hier gewirkt und diesem Tanz heute soviel von

[8]) Lew. Scht. S. 7.

[9]) Viele Pennsylvanier, in Unkenntnis der sprachlichen und geographischen Verhältnisse Deutschlands und ihrer pfälzischen Ahnenlinie in der Sprache, halten ihre Sprache für Low German und meinen darum, sie kämen aus Norddeutschland oder glauben gar, Low German als Gegensatz zu High German bedeute soviel wie Sprache der unteren Volksschicht.

seiner Ursprünglichkeit genommen, daß man zunächst irgend eine „neueste“ Tanzmode vor sich zu sehen meint, so sonderbar scheinen diese schnellen Bewegungen, diese hastig gezeichneten Figuren. Aber dann entdeckt man plötzlich, es ist nichts anderes als ein alter Volkstanz. Einzelne Bewegungen und Figuren erinnern auffallend an Tirolertänze, andere kommen immer wieder in deutschen Volkstänzen und Tanzspielen vor. Könnte man diese Menschen nur aus dem Ballsaal auf eine Wiese oder einen freien Platz versetzen, ihnen anstatt der städtischen Kleider farbige Bauerntracht anlegen und vor allem für die jazzmäßig hastig spielende Musik Fiedel oder Zither klingen lassen, man fühlte sich unter deutschen Alpenbauern. Auch dieser Tanz wird bald nicht mehr sein. In Stateshill, einem kleinen Dorfe in der Nachbarschaft Readings, mischte ich mich unter das tanzende Bauernvolk. Am ersten Drittel des Abends wurde nur „Hoe down“ getanzt. In schnellem Tempo bewegten sich die Kreise von je vier Paaren. Der „Caller“ rief laut durch den Saal jede neue Figur. Bald gingen Buben und Mädchen im Gegenkreis, abwechselnd links oder rechts aneinander vorbeischreitend und die Hände wechselnd, bald tanzten die Paare in dieser oder jener Form, doch nie nach städtischer Weise. Gelegentlich auch schallte ein lautes Treten der Buben durch die Halle. Sobald ich genügend abgeguckt hatte, tanzte ich mit und freute mich, unter Deutschen zu sein, die so lustig „pfälzerten“. Als dann aber der city-dance begann, blieben seltsamer Weise alle bisher so Tanzfröhlichen sitzen, und ich mußte zu den Jüngsten gehen. Hier sprach man fleißig englisch, und fast jede 18jährige Dorfschöne vergaß nicht zu bemerken, wenn ich sie um einen Tanz bat: Yes, but only a city-dance. I don’t dance Hoe-down. Selten ist mir der Riß zwischen Deutsch und Englisch zugleich als Generationenwechsel schärfer deutlich geworden. Dort saßen die in Sprache und Tanz treu deutsch gebliebenen der Kriegs- und Vorkriegsgeneration, hier tanzte städtisch das englische nach dem Krieg aufgewachsene Geschlecht derselben Gemeinde.

Wie rein deutsch einzelne Landstriche Pennsylvaniens besiedelt worden sind, lehren die großen Genealogien. Die Einwanderungslisten und Kirchenbücher haben es ermöglicht, vollständige Genealogien einzelner Grafschaften aufzustellen, die die Familien bis in ihre deutsche Heimat zurückverfolgen und eine kurze Geschichte der Familien, ihrer Entwicklung und Ausbreitung in Pennsylvanien geben. So werden diese Bücher für Familien und Rassenforscher von höchstem Wert. Montgomery’s „Historical and biographical Annals. Berks County“ z. B. enthalten in zwei großen Bänden von mehreren tausend Seiten die Namen der deutschen Familien der Grafschaft, geben eine kurze Charakteristik der bedeutendsten Familienhäupter und ihrer Arbeit und liefern in ihren Bildern und den vielen kleinen Bemerkungen über Familien und Land ein hervorragendes Material für volkskundliche Forschungen. Man findet diese Bücher in vielen ahnenstolzen Familien. — Und doch sind auch diese reinsten deutschen Gebiete der Anglisierung bereits verfallen. Die Zeit ist längst dahin, wo Deutsch die einzige Sprache war, der sich jedermann bediente. Bei der jetzt herrschenden Zweisprachigkeit steht hinter dem Englischen die große Autorität der Schule, Kirche und des Staates. Wie sollte sich eine einsame deutsche Mundart, jeder Stütze beraubt, gegen diese behaupten können? Einige Jahrzehnte noch, dann ist das deutsche Ostpennsylvanien ein völlig englisches Land. Heute aber ist Deutsch noch die Sprache der meisten seiner Bewohner, deutsche Gesittung gewahrt man im Leben der Bauern, deutsches Gemüt spricht oft aus ihren Gesichtern, offenbart sich in stiller Schönheit in der schlichten Dichtung dieses humorvoll-sinnigen Volkes, und selbst noch ein deutsches Herz, in

dem Liebe und Sehnsucht zur alten Heimat klopft — man hört es hier und dort in raschen Schlägen zittern, daß etwas sinken will, unwiederbringlich.

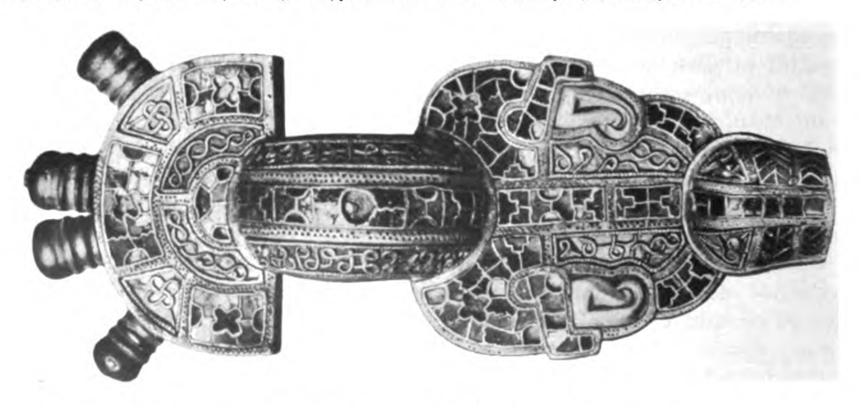
„Die alta sin schun lengscht im grab,
Sie ruha uffm hivvel dert;
Un Deitsch gmieth un Deitscher sinn
Is ah tzu oft mit ihna fert.
Dehl hen die nohma gonz ferdreht
Un nehwa bei nochs hertz d'tzu;
Wans selli alta wißte dert
S'waern dorn in ihra grabesruh."

„S'is draurich womr drivver denkt,
Juscht wer is os noch denka duht?
Die alta hen ihr fehler g'hot —
Ferleicht schteckt heit noch dehl im blut,
Mag sei wies will, sis ebbes letz.
Die welt is arjets gons ferdreht
Wan uff'm alta grabschteh mohl
Ken enkel wehs was gschrivven schteht."

Astor Wuchter.

Schriften:

Oscar Kuhns, The German and Swiss settlements of colonial Pennsylvania Neuyork 1901.
A. B. Faust, The German Element in the United States. Boston und Neuyork 1909. 2 Bde.
J. L. Rosenberger, The Pennsylvania Germans. Chikago 1923.
In Pennsylvania German Land 1928—1929. Chikago.
Historical and biographical Annals. Berks County Pennsylvania Compiled by M. Montgomery. Chikago 1909. 2 Bde.
M. Lohmann, Die Bedeutung der deutschen Ansiedlungen in Pennsylvanien. Stuttg. 1923.
Lewendiche Schtimme aus Pennsilveni, Stuttgart u. Neuyork 1929. (Pennsylvanische Dichtung, hg. von H. Kloß.)
T. H. Harter, Boonastiel. Pennsylvania Dutch. Palmyra, Pennsylvania 1928.

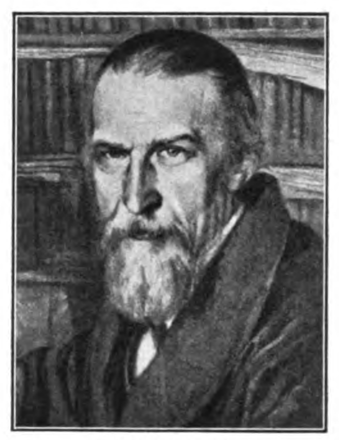


Gewandnadel mit stilisierten Tierköpfen aus dem Doppelgrabe von Wittislingen (Oberschwaben), Völkerwanderungszeit (7. Jahrh.).
(Aus Friedr. Behn, Altgermanische Kunst, München 1930. J. F. Lehmanns Verlag, Taf. 17. Preis Mk. 3.80.)

Wilhelm Raabe:
Zu seinem 100. Geburtstage am 8. September 1931.
Von Annelise Daab.

(Mit 2 Abbildungen.)

Raabe ist in der Reihe der Gotthelf, Droste, Stifter, Reuter, Keller, Fontane, K. F. Meyer der letzte große Erzähler. Nach ihm geht die anschauliche Art, eine bestimmte seelische Lage mit ihren geistigen und sittlichen Folgerungen zu schildern, ohne ein bestimmtes Wollen mitzuteilen und zu einem bestimmten Tun aufzufordern, auf die philosophische Forschung über. Dies beginnt in Deutschland mit Raabes Generationsgenossen Wilhelm Dilthey (geb. 1833) und wird in aphoristischer Form von Nietzsche fortgesetzt. Es ist wohl kein Zufall, daß Nietzsches Freund Erwin Rohde Raabe sehr gerne las.



Wilhelm Raabe
nach einem Gemälde von Hans Fechner.

Mit dieser neuen Forschung hat Raabe wesentliche geistige Entdeckungen gemeinsam wie kein anderer Dichter nach ihm. Daneben teilt er mit ihr die Absage an das geschlossene philosophische System und die bildnerische Entfaltung auch psychologischer — nicht nur künstlerischer — Probleme. Raabe ahnte nicht, daß Kierkegaard den entscheidenden Schlag gegen das „System“, nämlich das Hegelsche, schon geführt hatte.

Studiert man bei Raabe die seelischen Möglichkeiten, die er gestaltet hat, ohne Rücksicht auf ihre ästhetische Bedeutung, so gewinnt man für manche geistige und künstlerische Eigenart bei ihm die Erklärung, wieviel von seinem eignen Seelentum in seine Kunst eingegangen ist. Und es ist bezeichnend für seine geistige Verwandtschaft mit den Psychologen wie Dilthey und Wundt, daß er seine eignen seelischen Züge so darstellen und sichtbar machen konnte, wie diese neue Psychologie fremdseelisches Leben sichtbar machte. Darin unterscheidet er sich als Künstler von ihnen. Die neue Haltung dem Seelischen gegenüber ist dieselbe.

Raabe ist Niedersachse, und zwar Ostfale, geboren in Eschershausen im Weserland (zwischen Weser und Solling). Das Niedersächsische hat Teil an zwei Sinnesarten (Mentalitäten), einer „megalithischen“ und einer bestimmten noch näher zu beschreibenden bildnerisch- und metaphysisch-schauenden Art. Jene ist dichterisch am stärksten vertreten im altnordischen Schrifttum, in norddeutschen Märchen, diese hier und da verstreut, am reinsten bei Annette von Droste (das Bildnerisch-Schauende außer bei Goethe vor allem bei Lionardo da Vinci). Immermann [1]) hat in seinem „Hofschulzen“ einen solchen Menschen von „megalithischer“ Art geschaffen.

Das „Megalithische“ liegt in der Art eines Menschen, wie ein Block dazustehen, mit äußerst sparsamen Gesten zu reden, sich im Wort aufrichtig und zugleich

[1]) Raabe las Immermann und schätzte ihn hoch.

„lapidar" zu äußern, sonst aber viel zu schweigen. Ein solcher Mensch erledigt seine Sachen gründlich und zuverlässig, denkt langsam, gestaltet künstlerisch „architektonisch" in einfacher und großer Art und ist mehr handwerklich und bildnerisch begabt als gedanklich, wissenschaftlich, rednerisch.

Dieser „megalithische" Typus kommt bei Raabe selten vor. Aber gerade in dem Roman „Stopfkuchen", den Raabe als seinen besten bezeichnet hat, verleiht er dem Titelhelden diese niedersächsischen Züge seiner Rasse nach. Jedenfalls ist Stopfkuchen seiner Konstitution nach ein gemütvoller, redseliger Pykniker [2]) nach Art jener freundlich heiteren „Sommerwesten" [3]), die Mörike schildert, aber „der größten Energie fähig". Stopfkuchen sagt: „Ihr andern, als wir noch auf Schulen gingen, glaubtet vielleicht eure Ideale zu haben. Ich hatte das meinige fest." „Das weiß ich zur Genüge, du hast es mir heute schon öfter gesagt: die rote Schanze." „Nein, durchaus nicht." „Nun, dann soll es mich doch wundern, was denn!?" „Mich!" sprach Stopfkuchen mit unerschütterlicher Gelassenheit [4]).

Heinrich Schaumann, von der Schule her genannt „Stopfkuchen", hat durch Zufall ein Verbrechen aufgedeckt. Der Landbriefträger, ein friedfertiger stiller Mensch, hat im Zorn seinen Schulfreund Kienbaum erschlagen, der ihn ständig gehänselt und eines Tages maßlos gereizt hat. Der Verdacht fällt aber auf den Bauern der „roten Schanze", Quakatz. Der Landbriefträger Störzer schweigt. Es kommt nie heraus, wer Kienbaum „ermordet" hat. Der Verdacht aber, „Kienbaums Mörder" zu sein, bleibt für immer an Quakatz hängen. Die Dorfgemeinschaft verfemt ihn, er ist sozial tot. Seine einzige Tochter heiratet Stopfkuchen, und, obwohl dieser inzwischen herausgebracht hat, wer der „Mörder" ist, schweigt auch er, um Störzer, diesen „halben Idioten", zu schonen. Quakatz ist gestorben. Jetzt stirbt auch Störzer. Nun steht Stopfkuchen, nunmehr Bauer auf der „roten Schanze", vor der Pflicht, seiner Frau mitzuteilen, wer „Kienbaums Mörder" gewesen ist. Er hat ursprünglich die Absicht, es auch fernerhin sonst niemand mitzuteilen. Aber er besinnt sich anders, wie es scheint, auf ein kurzes Klagewort seiner Frau über die Leiden, die sie hat tragen müssen, als sie noch mit ihrem Vater allein unter dem Verdacht gelebt hat. Stopfkuchen sagt ihr, daß er es weiß. Aber er hält sie noch hin und läßt sie zum Weiterfragen nicht kommen. Er geht ins Wirtshaus und erzählt ausführlich seinem Freund in Anwesenheit der Kellnerin, wie er herausbekommen hat, daß Störzer Kienbaum erschlagen hat. Das ist am Abend vor der Beerdigung. Die Kellnerin erhält von Stopfkuchen ausdrücklich die Erlaubnis, alles den Stammgästen zu erzählen. Stopfkuchen rechnet richtig, daß es die Leute seiner Frau mitteilen, ehe er wieder zu Hause ist. Am nächsten Tag bleiben alle der Beerdigung fern. Nur die arme Familie Störzers schleicht hinter dem Sarge her.

Stopfkuchen hat sich sein Leben lang gewünscht, Herr auf der „roten Schanze" zu werden, um selber die bissigen Hunde unter das Pack jagen zu können, nämlich die Leute, und er würde, wie er sagt, mit Wonne Theologie studieren, um es einmal der Menschheit von der Kanzel herunter zu besorgen! Sein Kampf gilt der Kanaille, wie sie sich in den Dorfbewohnern zeigt; sein Wille ist der Wille zur Macht, d. h. der Wille desjenigen, der die geistige Idee mit Hilfe der ihm mög-

---

[2]) Nach Kretschmer in „Körperbau und Charakter" ein Konstitutionstypus.

[3]) Von Kretschmer als treffendste literarische Schilderung des pyknischen Typus und des zu ihm gehörenden Charakters angeführt.

[4]) Wilh. Raabes Sämtl. Werke. Bd. 5, III. Serie. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm.

lichen Machtentfaltung durchsetzt und die ungewollten Folgen, die jedes ethisch noch so reine Wollen a u c h hervorruft, bejaht! Stopfkuchen weiß plötzlich, daß für ihn diese Stunde gekommen ist. Er zwingt die Leute, die seine Frau mit dem Mordverdacht als „Tochter des Mörders" gequält haben, ihr die Nachricht vom wahren Sachverhalt selber zu bringen und damit ihre Rehabilitation, er zwingt die Leute, sich auf den wahren Sachverhalt festzulegen vor seiner Frau und vor dem Dorfe. Er zwingt die Leute, sich auch mit ihrem Fernbleiben von der Beerdigung so festzulegen, daß sie es später unmöglich zurücknehmen können, den richtigen „Mörder" nun auch noch gebrandmarkt zu haben, d. h. so kanaillös zu handeln, wie es ihnen entspricht, und noch dazu damit ihr früheres Verhalten für falsch zu erklären, sich selber zur Schande und der Vertreterin der „roten Schanze" zur Genugtuung.

Nirgends hat Raabe eine derart „megalithische" Figur wie Stopfkuchen in den Mittelpunkt einer Geschichte gestellt, nirgends hat er, wie er selber sagt, die Kanaille so gepackt wie hier. Er hat diese seelische Möglichkeit offenbar nur selten entfalten können, dann aber nur in ganz konzentrierter Form. Trotzdem darf man nicht übersehen, daß Raabes Denkform selber etwas „Megalithisches" hat. Wilhelm Brandes nennt Raabes Romankompositionen geradezu „Architekturen", „sie gemahnen an etwas, dessen ... Schönheit wir erst jetzt wieder entdecken ... an das echte deutsche Haus aus der Zeit, ehe Stillosigkeit und dann die Stiljagd begann"[5]).

Raabe hat auf einen sorgfältigen Aufbau seiner Erzählungen den allergrößten Wert gelegt. Häufig sind es 36 Kapitel, und der Höhepunkt der Geschichte ist in die Mitte gelegt; in „Abu Telfan" macht Raabe selber darauf aufmerksam. Seine Kapitel, wie einzeln zugehauene Klötze wirkend, seelisch verwandt mit dem Bau der Megalithgräber Niedersachsens, werden gar nicht immer umständlich eingeleitet und sind durchaus nicht immer die Fortsetzung des vorhergehenden. Oft beginnen sie gleichsam mitten im Satz, häufig mit einem Ausruf, in einer Rede oder in einem Gespräche.

Die metaphysisch-schauende Sinnesart (einschließlich ihrer bildnerischen Ergänzung), im niedersächsischen Stammeserbe stark vertreten und, wie es scheint, mit jener „megalithischen" eng verbunden, äußert sich dichterisch in Stimmungen, die an der Landschaft und am Leben des Einzelnen haften. Sie ist kaum mit einem Worte zu bezeichnen: Heimatliebe, Heimweh, Naturnähe, Sehnsucht nach der Jugend, Jugenderinnerung sind einzelne Inhalte, in denen sie sich zeigt. Sie selber ist umfassender. Sie scheint ebenso von nördlicher wie von südlicher Herkunft zu sein. Sie kann in der Glut des Sommernachmittags aufleben und unter wolkenschwerem Novemberhimmel. Wenn sie in der Natur entsteht, zeichnet sie die Dinge scharf gegeneinander ab und alle gleichgeordnet, nie hebt sie den Menschen heraus. Meist sind es Tiere, Blumen, Pflanzen, Felsen und Bäume, die sie bedeutungsvoll werden läßt. Lionardo hat aus dieser seltenen Stimmung sein Blatt mit vielen Tieren gezeichnet, seine Landschaften, von hohen Bergen gesehen, Gewitter am Berghang und Wirbelsturm über einer Stadt. Annette von Droste ist in Deutschland darin Raabes nächste Verwandte. An ihre Stimmungen erinnernd ist bei Raabe einzigartig die Schilderung einer Krähenschlacht über dem Odfeld nahe beim Solling (wahrscheinlich nach einer älteren Legende). Raabe hat selber gesagt, daß das Od-

---

[5]) Wilh. Brandes, Wilh. Raabe. Wolfenbüttel 1901. Leider sagt der Verf. nicht, worin die Schönheit des echten deutschen Hauses besteht, damit die Verwandtschaft mit Raabes Kompositionsart anschaulich würde.

feld der Hauptheld in der gleichnamigen Erzählung sei. Die Landschaft, auch die kultivierte und industrialisierte, ist Raabe gegenwärtig und nah mit ihren Farben und Wolken, ihrem Erdgeruch, ihrem Wind und Wetter. Das Merkwürdige dabei ist, daß die Landschaft trotzdem wie bei Lionardo die Form einer landschaftlichen Überschau bekommt, die doch optisch nur aus der Ferne möglich ist.

Diese seelisch und künstlerisch nicht mehr gegensätzlich empfundene Polarität ist bezeichnend für diese Sinnesart. Was sich hier räumlich ausdrückt, kann auch in der Zeit erlebt werden. Dann ist es die Erinnerung, die Trägerin der zeitlichen Überschau wird. Die Eindringlichkeit und Klarheit der Erinnerungsvision macht das ganze Leben zu einem heimatlichen Raum, den ausgefüllt und durchdrungen zu haben bei Raabe höchstes Glück ist. Raabe schrieb im Jahre 1906 für den Haidjer-Kalender auf drei Schreibseiten seinen Lebenslauf und schließt ihn mit der Feststellung dreier Dinge, die ihm aus seinem „Aufenthalt auf der Erde, wenn auch nicht die bemerkenswertesten, so doch merkwürdig" sind.

„Ich komme noch aus den Tagen, wo in meines Vaters Haus an der Weser mit Stein, Stahl und dem ‚Plaunenkasten' Licht angezündet und Feuer gemacht wurde.

Ich habe einen Herrn gekannt, der noch seinen Zopf trug.

Ich habe noch einen Mann gesehen, der im Siebenjährigen Krieg mit dabei gewesen war." [6])

Dieses Gegenwärtighalten von Vergangenem kann sich in seltsamer Vereinigung mit der räumlichen Überschau verbinden. Dies kommt selbst bei Raabe in rein bildhafter Form nicht häufig vor, ist aber gerade für ihn besonders bezeichnend. Ein solches Bild stellt er an den Beginn der geschichtlichen Erzählung „Hastenbeck" [7]) und zeigt damit zugleich am treffendsten, wie er Geschichte sah. „Das Wetter ließ zu wünschen übrig, und die Franzosen waren, wie üblich, im Lande. Dazu wollte es auch wieder einmal Abend werden; fürs erste aber brauchen wir weder Brücke noch Fähre, um deutsche Geschichte zu treiben. An diesem jetzigen trübseligen Herbstabend halten wir uns auf dem rechten Weserufer und gehen dem Lichtschein nach, der aus dem Boffzener Pfarrhaus in die beginnende Dunkelheit fällt. Daß die Hörtersche Brücke heuer wunderbarer Weise noch steht, kann uns angenehm sein. Wieder einmal hat sie den Sommer über oft und arg gedröhnt ... unter dem Heergeräte des Krieges ... und über ‚Gottes Wunderwagen' hören wir ihn diskurrieren, wenn wir eingetreten sind in den Lichtkreis dieser kleinen Lampe am rechten Ufer der Weser."

Diese Sinnesart, die auf Raabes Kompositionsweise nicht wenig eingewirkt hat, schildert er selber mit den Worten des Johannes Wachholder in der „Chronik der Sperlingsgasse" [8]): „Ich weile in der Minute und springe über Jahre fort, ich male Bilder und bringe keine Handlung; ich breche ab, ohne den alten Ton ausklingen zu lassen . . ." Oder: „Mit dem einen Fuß in der Gegenwart und Wirklichkeit, mit dem andern im Traum und in der Vergangenheit stehend."

Unter Außerachtlassen des großen Gebietes von Ironie und Humor und ihrer seelischen Bedingungen bei Raabe soll hier nur die andre Sinnesart der „megalithischen" und der metaphysisch-bildnerisch-schauenden gegenübergestellt werden,

---

[6]) Faksimiliert in Wilh. Raabes Sämtl. Werke, Bd. 1, I. Serie.
[7]) Wilh. Raabes Sämtl. Werke, Bd. 6, III. Serie.
[8]) Wilh. Raabes Sämtl. Werke, Bd. 1, I. Serie.

die zugleich deren stärksten Gegensatz bildet. Die Stilmittel, die bei Raabe aus dieser Sinnesart erwachsen sind, sind das Reden mit dem Leser und die Verflechtung von mehreren ihrem Ursprung nach verschiedenen Handlungen zu einer zusammenhängenden Geschichte.

Man hat Raabe vorgeworfen, er rede mehr über seine Figuren, als daß er sie einfach hinstelle und gestalte. Man hat nicht erkannt, daß dies Reden bei ihm ein Stilmittel ersten Ranges ist und seine ganz bestimmten geistigen und seelischen Voraussetzungen hat. Der Anschaulichkeit halber muß hier die geistige Seite der Sache kurz gestreift werden. Die Idee der Rede, die Raabe anwendet, wenn er mit dem Leser spricht, ist die Diskussion, wie sie von der wissenschaftlichen Forschung aufgefaßt und gepflegt wird. Dem Sinne nach findet sie zwischen Unterredungspartnern auf gleicher Stufe statt, niemand ist für den andern Autorität, niemand hat zum Schluß Recht, vielmehr wird die Wahrheit in dem übergreifenden Sinn gesucht, der in der Unterredung selber liegt, deren Ergebnisse niemals fertig sind, sondern auf unendliche Weiterforschung harren. Die Unterredung selber ist ihrem Sinn nach unendlich.

In dieser Weise sucht Raabe fortwährend die Berührung mit dem Leser in einem Medium, in dem er die Geistigkeit und die Charaktere seiner Menschen als in ihrem eignen Element entfalten kann. Es ist aufgefallen, daß Raabe, so sehr er für die Verwurzelung unseres Volkes im Volkstum eingetreten ist, nie einen solchen Stand, der das Volkstum in kennzeichnender Weise verkörpert, geschildert hat: den Bauer, den Handwerker. Was ihn gehindert hat, den eigentlich gewöhnlichen Menschen, der immer auch hervorragend ungeistig ist, darzustellen, ist dies Medium der Diskussion und Freiheit, in der sich für ihn, wie es scheint, das deutsche Wesen im eigentlichsten Sinn offenbart. Im Medium der fortwährenden Auseinandersetzung stehen alle seine Menschen. Wenn Raabe einen Arzt und einen Idioten schildert, so ist ihm die „Diskussion" zwischen diesem Arzte und dessen Kindheitsfreund, dem Idioten nämlich, d. h. die fortwährende Bemühung um eine persönliche Verständigung auf seiten des Arztes und die unaufhörliche innere traumartige Beschäftigung des Idioten mit den Menschen und Dingen seiner Kindheit wichtiger als die Beschreibung eines Idioten schlechthin. Merkwürdiger Weise gelingt diese so nebenher auch und zwar so ausgezeichnet, daß die „Diskussion" gerade das Stilmittel ist, den Charakter, die soziale Stellung, den Stand eines Menschen „ins rechte Licht zu rücken".

Die „unendliche Diskussion" scheint in der Geschichte des Geistes eine geistig-gesetzliche Erscheinung zu sein, die da auftritt, wo eine Sphäre sich von einer andern löst. Wie anfangs schon erwähnt, steht Raabe an der Wende, wo sich die anschauliche Darstellung seelischen Daseins aus der dichterischen Gebundenheit befreit und in der neuen Psychologie seit Dilthey selbständig zu werden beginnt. Stilgeschichtlich findet man die nächste Verwandtschaft in der Musik in einer Zeit, in der sie sich aus dem Verband ihrer Zweckbestimmung losmacht und selber eine Sphäre für sich wird und zwar in der Musik J. S. Bachs. Was Albert Schweitzer über Phrasierung und Betonung bei Bach sagt, gilt wörtlich von Raabes redender Kompositionsweise: ...„daß ihre Struktur (der Klavierwerke) durch den natürlichen Taktrhythmus nicht immer klar wird, sondern daß ihre wahre Gestalt sich sehr oft erst in dem gegen den Schluß auftretenden Hauptakzent offenbart. Auf den Hauptakzent streben alle vorhergehenden Noten hin. Vor seinem Eintreten hat man den Eindruck des Chaotischen; er bringt die Lösung der Spannung; durch ihn wird alles mit einem Schlage klar und deutlich; an Stelle der Unruhe tritt die

Ruhe; das Thema steht plastisch da; in dem Moment, wo der Hauptakzent eintritt, erfaßt der Hörer die Tonperiode als Ganzes." [9])

In „Abu Telfan" wird die Heimkehr des Leonhard Hagebucher aus afrikanischer Gefangenschaft verflochten mit den Schicksalen des Vetters Wassertreter, den die Karlsbader Beschlüsse „von der Wartburg herunterschickten" und auf die Festung, mit der unglücklichen Heirat der schönen und stolzen Nikola von Einstein, ohne daß man weiß, welches Schicksal weitergeführt wird und welches abgeschlossen ist, bis der Hauptakzent eintritt in dem Vortrag Leonhard Hagebuchers über seine afrikanischen Erlebnisse. Durch diesen Vortrag wollte er sich bürgerliche Anerkennung und Aussicht auf eine bürgerliche Existenz sichern. Sein Vortrag stößt alles um. Und versetzte die scheinbar beabsichtigte Lösung oder die in Frage gezogene Lösung, daß Hagebucher in Vetter Wassertreters Diensten nach seinem eignen Vorschlag Steinklopfer werden würde, den Leser in eine zwiespältige und unbefriedigte Stimmung, so tritt die Ruhe ein in dem Augenblicke, wo der Hauptakzent in die Handlung einbricht: „Wohl dem, welchem der ungeheure Lobgesang der Schöpfung an keiner Stelle und zu keiner Stunde ein sinnloses oder gar widerliches Rauschen ist." [10]) Das Thema wird klar, daß die Verflechtung der Schicksale der ekstatische Ausdruck des Lebens selber ist.

Raabe versteht es nun, solche Spannungslinien scheinbar zielloser Einzelgeschichten in einer Erzählung mehrmals mit einem Hauptakzent endigen zu lassen. Dann läßt er die Geschichten übereinander greifen und erreicht Ähnliches an „Erhöhung der Spannkraft" [11]) wie Bach, wenn er „den Auflösungston akkordlich-dissonanter Töne verzögert eintreten läßt" [11]). Die Linien von verschiedenen Handlungen nehmen ihren weiteren Verlauf, unabhängig von der Haupthandlung, und werden erst nach und nach, auch häufig nach dem Höhepunkt der Geschichte beendigt. Die einzelnen Geschichten innerhalb einer Erzählung hängen nach, während die Haupthandlung schon ihrem Ziel zueilt.

Ja, er erzählt Geschichten, die erst in einer andern Erzählung ihren endgültigen Sinn und Abschluß erhalten. Auch äußerlich, nicht bloß dem Sinne nach, schreiten viele Erzählungen so voran, daß der Fortschritt der Handlung nicht von der Kapiteleinteilung bezeichnet ist, sondern oft mitten im Kapitel nach einem Gedankenstrich einsetzt. Einzelgeschichten innerhalb der Erzählung enden häufig im Kapitel, wo auch die neuen beginnen.

Es geht nicht an, Raabes Kunst nach dem Muster einer klassischen geradlinigen Erzählungstechnik zu beurteilen, genau so wenig wie „Bachs Kontrapunkt aus der Reihe der von Taktteil zu Taktteil akkordlich betrachteten Zusammenklänge hinlänglich erklärt werden kann... Seine Linienpolyphonie ist auch gar nicht akkordlich empfunden und um der akkordlichen Wirkungen willen entworfen. Man übersieht gänzlich, daß Zusammenklänge als Ergebnisse sich völlig anders darstellen wie Zusammenklänge als Grundlagen" [12]). Das kann, auf Raabes Kompositionsweise übertragen, nicht genug betont werden, daß er im Gegensatz zu allen andern Erzählern des vollen 19. Jahrhunderts seine Dichtungen als Polyphonie von Schicksalslinien geformt hat und „polyphon" empfunden hat, nicht „akkordlich", d. h. nach klassischem plastisch-räumlichen Prinzip, sondern zeichnerisch-musikalisch, wenn man will, ornamental.

---

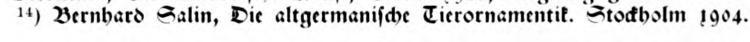
[9]) Albert Schweitzer, Bach-Biographie.
[10]) Wilh. Raabes Sämtl. Werke, Bd. 1, II. Serie.
[11]) Ernst Kurth, Grundlagen des linearen Kontrapunkts, Berlin 1922.
[12]) Ernst Kurth ebenda.

Sucht man zu dieser „polyphonen“ Arbeitsweise Raabes und der Bachschen Linienpolyphonie Verwandtes in der „bildenden Kunst“ [13]), muß man bis auf die altgermanische Tierornamentik zurückgehen. Innerhalb dieser stellt das in der 2. Stilphase (nach Salin) [14]) auftretende Schlingband genau das Gegenstück dar zu dem, was sich in der Raabeischen und Bachschen Linienpolyphonie zeigt. Wir finden hier den Hauptakzent wieder in Gestalt eines Tierkopfes, der in der ununterbrochenen Linien- und Bandverschlingung dem Auge Halt bietet. Es ist hier, als strebe die Ornamentik in der Zeit vom 6. bis 8. Jahrhundert n. Chr. aus der abstrakten an den jeweils gegebenen Träger gebundenen Form hinaus zu einem seelischen Ausdruck, dem aber Plastik und Räumlichkeit versagt bleiben, worin Seelisches allein erst seinen gemäßen Ausdruck findet.

In ähnlicher Lage muß sich Raabe befunden haben. Er will die Spannung und Verdichtung des Ganzen einer geistig-seelischen Äußerung und Gestalt so vollständig zur Darstellung bringen, daß ihm die einfache Linienführung — etwa Goethischer Erzählweise — nicht mehr genügt. Der Mensch äußert sich ja tatsächlich viel umfassender und ist als lebendige Gestalt ein viel beweglicheres schillernderes, fortwährender denkendes und handelndes Wesen und seelisch vielgliedriger und vielschichtiger, als es die Dichtung — auch die dramatische — bisher darstellte. Auf die Weise, weil Raabe an das Dichterische gebunden blieb und noch nicht den Schritt fand zu freier philosophischer Forschung oder zu einem „Gesamtkunstwerk“, nämlich sich persönlich, dichterisch, ethisch und philosophisch zu äußern wie Nietzsche, werden seine Dichtungen verschlungene unendliche Liniengebilde, die das ausdrücken sollen, was der Mensch und sein Schicksal sei. Er füllt sie bis an den Rand, wie die altgermanischen Künstler ihre Ornamentflächen, mit Schicksalsverflechtungen und greift mit dieser Ausdrucksform über die „megalithische“ Vereinzelung in der Gestaltgebung seiner Menschen und seiner Kapitel hinaus. Die metaphysisch geschauten Bilder nimmt er spielend in den „polyphonen“ Fluß hinein, indem er das bildhafte Nebeneinander erzählerisch in ein Nacheinander überführt.

Ob nun die „megalithische“ und die metaphysisch-bildnerisch-schauende Sinnesart aus der Rasse erwuchs, die einen Hauptteil am Niedersachsentum hat, der sogenannten dalischen oder fälischen, und ob die Sinnesart der „unendlichen Diskussion“ und des unendlichen Schlingbandes zur nordischen Rasse gehört, muß hier dahingestellt und der künftigen Forschung überlassen bleiben. Daß Raabe in diesem Gegensatze, der schon für das altnordische Wesen bezeichnend ist, verhaftet war, wurde hier zu zeigen versucht. Daß er diesen Gegensatz künstlerisch derart bewältigt hat, offenbart seinen hohen Rang.

[13]) Inwiefern der Ausdruck „bildende Kunst“ hier sehr unzutreffend ist, hat F. Adama van Scheltema, Die altnordische Kunst, Berlin 1923, endgültig geklärt.


[14]) Bernhard Salin, Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904.



Germanisches Schlingenbandmuster aus Schweden. Späte Völkerwanderungszeit.

Figürliche Plastik an schlesischen Bienenstöcken.

Von M. Hellmich.

(Mit 4 Abbildungen.)

Die eigenartige geographische Lage Schlesiens auf der Grenze zwischen dem zerrissenen Westen und dem geschlossenen Osten unseres Erdteiles hat das Land zum Vermittler nicht nur zwischen den natürlichen Gegebenheiten dieser Gebiete gemacht; auch in der Pflanzen- und Tierwelt, namentlich aber bei den Errungenschaften seiner menschlichen Bewohner finden wir hier immer wieder Überschneidungen oder Nebeneinanderherlaufen der weiter östlich und westlich heimischen Kulturen.

Ähnlich, wie bei den menschlichen Wohnungen, wo hier zu Lande der Fachwerks- und der Steinbau aus dem Westen und Süden mit dem aus Osten und Norden gekommenen Holzblockbau zusammentreffen, ähnlich so steht es mit den Bienenwohnungen. Es gab eine Zeit, an die sich ältere Leute noch recht gut erinnern können, zu der man auf den Bienenständen zahlreiche, aus Strohseilen in spiralen Lage aufgebaute Stülpkörbe sehen konnte, während neben den leichten Schuppen, den „Bienenschauern“, in denen diese Strohkörbe oft in mehreren Reihen übereinander untergebracht waren, einzelne hohe Klotzbeuten mit einem steinbeschwerten Brett als Schutzdach in friedlichem Nebeneinander standen.

Professor L. Armbruster hat sich in seinem Buche „Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal“ eingehend mit der Verbreitung der verschiedenen Formen der Bienenwohnungen beschäftigt. Er unterscheidet solche aus anorganischem und aus organischem Material und es ist sehr reizvoll zu beobachten, daß ebenso wie bei den menschlichen Wohnungen auch hier die bodenständigen Baustoffe die Entwicklung landschaftsgebundener Bauarten in der Vergangenheit beeinflußt und gefördert haben in der Art, daß reichliches Vorkommen von Stein und Lehm einer- und von Holz und Schilf oder Stroh anderseits von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Die aus anorganischen Stoffen bestehenden Röhren und Nischen in Stein- oder Lehmmauern, oder die aus Steinplatten kastenartig zusammengesetzten Hohlräume sind nach ihm heimisch im Süden und Südosten von Ägypten an über Syrien und Kleinasien bis zum Kaukasus. Aus organischen Stoffen gefertigte, also etwa aus Ruten geflochtene liegende oder stehende Körbe und aus Brettern gezimmerte Röhren sind nach ihm auf dem Balkan zuhause, Strohkörbe dagegen im Westen und Klotzbeuten im Osten von Europa. In Schlesien trafen sich also, wie oben gesagt, die westliche Form des Strohstülpers mit der östlichen der Klotzbeute. Heute sind solche wahrscheinlich seit Jahrhunderten benutzten Formen nur noch sehr selten zu treffen, da sie durch die neuzeitlichen Kästen mit beweglichem Bau in der Imkerei praktisch fast vollständig verdrängt und wohl nur noch in Museen zu finden sind. Nur eine besondere Abart der Klotzbeute, die man in ihrer Urform, einem ausgehöhlten, entrindeten Stammstück noch häufig in Polen und Rußland begegnet, hat sich dank ihrer Eigenart in Schlesien und, wie es nach Armbrusters Mitteilungen sich ergibt, auch noch in Mitteldeutschland bis heute erhalten. Das sind Bienenstöcke in menschlicher oder Tier-Gestalt.

Der mehrfach genannte Forscher nimmt an, daß der merkwürdige und recht abwegig anmutende Gedanke zu dieser Formgebung in den meisten Fällen einem augenblicklichen praktischen Einfalle, der Verwertung alter hohler Figuren, seine

Entstehung verdankt und nur vereinzelt auf künstlerischen Betätigungswillen zurückzuführen ist.

Gegen die erste Erklärung spricht die verhältnismäßig weite Verbreitung solcher plastischen Darstellungen, die vielmehr auf eine ausgebreitete Vorstellung mit längerer Überlieferung schließen läßt. Ich möchte der zweiten Erklärung mehr Gewicht beimessen. Grade in den Kreisen der Imker von Schlesien und Mitteldeutschland sind die sogenannten „Bastler", die möglichst viele Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens aus Holz und anderen, leicht zu bearbeitenden Stoffen am liebsten selbst anfertigen, schon deswegen häufiger vertreten, weil für ihre



Abb. 1. Bienenstöcke „Die Apostel", Höfel, Kr. Löwenberg.

Pfleglinge immer dies oder jenes mit Messer und Raspel, mit Säge und Hobel zurecht zu zimmern ist. Tischler, Drechsler, Stellmacher und Müller, die in ihren Berufen mit Holz als Werkstoff umzugehen wissen, sind noch heute und waren auch früher gewiß schon eifrige Bienenväter, ebenso wie die Bauern, die sich ehemals die Holzarbeiten für ihre Wirtschaftsbedürfnisse selbst herstellten. Jedoch wird auch der andere Gedanke, daß man ausgemusterte Holzskulpturen in einzelnen Fällen verwandte, nicht ganz von der Hand zu weisen sein, wenn auch bei den schlesischen zur Zeit ihrer Entstehung bienenwirtschaftliche Ausstellungen sicher nicht den Anstoß gegeben haben. Viel eher mag es der spielerische Basteltrieb gewesen sein, der sich an etwas Gegebenem nur in der Art der Verwendung ausleben konnte.

Solche nachträglich zurechtgemachten Figuren, das liegt in der Natur der Sache, werden bei weitem seltener sein, als die handwerksmäßig oder von Liebhabern neu angefertigten; sie werden aber namentlich auch durch den Gegenstand ihrer Darstellung ausreichend deutlich auf die Art ihrer Entstehung hinweisen. Dagegen wird man die anderen schon an ihrer plumperen Ausführung, die vielfach die natürlichen Verhältnisse vermissen läßt, erkennen können. Fast allen Figuren gemeinsam ist die Ausstattung mit Farben, der zweifellos auch die Erhaltung einiger sehr alter Stücke zu danken ist.

Wenn man bedenkt, daß die heutige Zeit infolge der allgemeinen Notlage und der entwickelten Technik der Imkerei der Anfertigung und Weiterbenutzung solcher Spielereien wenig günstig ist, so ist die verhältnismäßig große Zahl an älteren und neu angefertigten Figuren erstaunlich. Der am reichsten ausgestattete Bienenstand ist der von Höfel bei Löwenberg, auf dem neben einer Klotzbeute und einem Kasten nicht weniger als zwanzig menschliche Figuren stehen. Sie stellen fünf Personen der Bibel, zwei Geistliche, ferner Mönch und Nonne neben acht bäuerlichen Figuren, den längst verstorbenen ehemaligen Besitzer und Bienenvater, sowie zwei Wächter vor. Die ältesten sind zweifellos der Hohepriester,

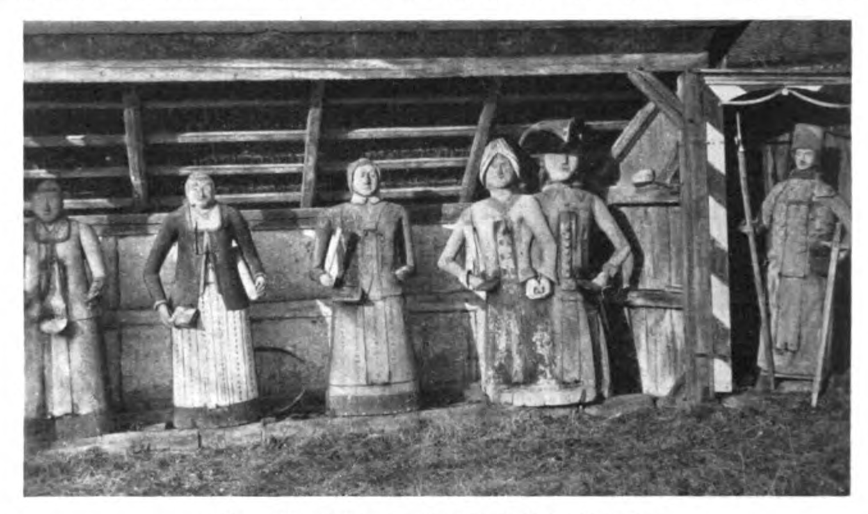


Abb. 2. Bienenstöcke „Die Apostel", Höfel, Kr. Löwenberg.

Moses, Abraham und zwei Apostel (Abb. 1), Gestalten von beinahe künstlerischem Werte, die aber auch wohl kaum jemals kirchlichen Zwecken gedient haben, wie oben vermutet wurde; sie reichen gewiß bis in das beginnende 17. Jahrhundert zurück. Zeitlich stehen ihnen wahrscheinlich am nächsten die Figuren des Bischofs und des anderen hohen Geistlichen, vielleicht eines Kardinals, sowie die von Mönch und Nonne, während die bäuerlichen Figuren nach ihrer Tracht der Mitte des 17. Jahrhunderts angehören. Der Bienenvater Überschär hat sich am Orte seiner Lieblingsbeschäftigung vor etwa 100 Jahren selbst sein Monument gesetzt, indem er sich von einem Holzschnitzer in Löwenberg in ganzer Figur porträtieren ließ. Die beiden Wächter sind wohl etwa gleichzeitig. Am ungeschicktesten gearbeitet sind die Figuren der Bauern und Bäuerinnen (Abb. 2) und doch sind sie gerade die wertvollsten des ganzen Bienenstandes, da sie einen der so sehr seltenen Belege für ortsgebundene bäuerliche Tracht vor fast dreihundert Jahren bieten. Hier ist auch die farbige Bemalung von besonderem Werte, da die Farben zwar stark verblichen, aber immer noch zweifelsfrei zu erkennen sind und dazu dienen, das plastische Trachtenbild in willkommener Weise zu vervollständigen.

Bei den aus dem Gedankenkreise der Bibel entnommenen Gestalten fehlen in Höfel merkwürdiger Weise die Stammeltern des Menschengeschlechtes, Adam und Eva, eine sonst anscheinend beliebte Darstellung, die in Schlesien, soviel mir bekannt, zweimal vertreten ist, in Zobten und in Klein Saabor, Kr. Neumarkt.

Während das erste Paar, das jetzt in einem Schuppen ein unrühmliches und tatenloses Leben als Kuriosität führt, recht hölzern im engsten und im übertragenen Sinne des Wortes erscheint, ist das andere zu einer ziemlich lebensvoll gestalteten Darstellung des Sündenfalles verwendet und auch recht annehmbar ausgeführt. Leider hat falsche Prüderie — auf dem Lande! — der Eva ein buntgestreiftes „Leibel" übergezogen. Beide haben mit ersichtlicher Liebe aufgepinseltes, rabenschwarzes Haar.

In denselben Gedankenkreis gehört eine Gruppe von drei Klotzbeuten in Altmannsdorf, Kreis Frankenstein, die nicht vollrund gearbeitet sind, sondern nur



Abb. 3. Bienenstöcke in Löwengestalt aus Modelsdorf, Kr. Goldberg-Haynau (jetzt Liegnitzer Museum).

in ziemlich hohem Relief aufgelegt je einen der heiligen drei Könige, immer mit einem Knaben an der rechten Seite, tragen. Auch hier ist die Ausführung nicht sehr bedeutend.

In einer Arbeit von H. Klose — Abhandlungen der naturw. mathem. Abt. der Bayer. Akademie der Wissenschaften, Suppl. Bd. 6—9 Abhandl. München 1925, S. 343—406 — über „Waldbienenzucht in Lithauen und einigen Nachbargebieten" werden Klotzbeuten mit aufgenagelten Tongesichtern in Nieder-Bielau, Kreis Reichenbach, erwähnt. Ich habe mich bisher vergeblich bemüht, dieses Vorkommen festzustellen. In einem Ortsteile von Langenbielau, der im Volksmunde Klein-Bielau heißt, sind sie nicht bekannt und damit scheidet der Kreis Reichenbach aus, da es dort ein anderes Bielau nicht gibt. Diese Beuten würden, falls nicht eine Verwechselung mit den „Immenwächter" genannten Bienenkörben der Nienburger Gegend im Gebiete von Niedersachsen vorliegt, vielleicht einen Übergang zu den eben beschriebenen „heiligen drei Königen" bilden. Diese Immenwächter dienen in ihrem Verbreitungsgebiete zur Abwehr von Dieben und Hexen und sind holzgeschnitzte oder auf Holz gemalte Bilder, die an den strohgeflochtenen Körben befestigt sind. Das angeblich schlesische Vorkommen könnte sich allerdings auch als Übertragung durch einen westfälischen Imker erklären, der vielleicht als Siedler nach Schlesien gekommen ist.

Eine andere Quelle von Anregungen waren große Ereignisse der Weltge-

schichte. Anders kann man sich das Vorkommen einer ganzen Anzahl von Türkenfiguren wohl nicht erklären. Sie stammen wahrscheinlich aus einer Zeit, zu der die Türkei im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit stand. Türke und Türkin stehen einmal in Hochkirch, Kreis Liegnitz, und ein zweites Paar in Görisseiffen bei Löwenberg, zwei Männer aber in Klein-Reichen, Kreis Lüben. Die Figur einer Negerin im Seidenkleide mit Sonnenschirm dürfte wohl auf die Zeit der Erwerbung der deutschen Kolonien in Afrika zurückzuführen sein, ähnlich, wie die heute erfreulicher Weise immer weiter sich verbreitende Heimatschutz-Bewegung eine Beute in Gestalt eines Vorgebirgshauses und die Bestrebungen der Kleinsied-



Abb. 4. Bienenstöcke in Reh- und Hirschgestalt in Bunzlau, Loosmitzer Strate.

lungs-Gesellschaften ein neuzeitliches Einfamilien-Siedlungshäuschen als Bienenwohnung schaffen halfen.

Das größte Ereignis der jüngsten Zeit, der Weltkrieg, spiegelt sich klar in vier Figuren aus Tillendorf, Kreis Bunzlau, wieder, die einen Reichswehrsoldaten, einen türkischen General, einen grünen Husaren und einen Landsturmmann darstellen. Der Verfall des Brauches, nicht zuletzt aber auch die geringe künstlerische Eignung ihres Schöpfers zeigt sich hier in der hilflosen und ungeschickten Behandlung. Das Gleiche trifft zu auf die Figur eines Vorkriegsinfanteristen in Merzdorf, Kreis Sagan, die jedenfalls dem eigenen Erleben ihres Besitzers, der sie wohl auch selbst geschnitzt hat, ihr Dasein verdankt. In einem Dorfe bei Steinkirche, Kreis Strehlen, soll eine weitere Soldatenfigur stehen.

Zu den durch die Bibel angeregten figuralen Beuten gehören neben den erwähnten menschlichen Figuren auch die beiden Löwen, die aus Modelsdorf, Kreis Goldberg-Haynau, vor einigen Jahren in das Liegnitzer Museum gekommen sind (Abb. 3). Hier hat jedenfalls die Bibelstelle, Richter 14,14, Pate gestanden: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken“.

Sie sind als Gegenstücke gearbeitet und haben die Arbeitsöffnung an den einander zugewendeten Seiten. Auch hier muß der gute Wille des Beschauers die Unzulänglichkeiten ihres Schöpfers übersehen.

Von Tierdarstellungen kann ich im Bilde noch zwei andere vorführen: ein Reh und einen röhrenden Hirsch, die beide auch einen etwas plumpen Eindruck machen, aber insofern viel handwerksmäßige Geschicklichkeit zeigen, als die schon an sich und erst recht durch ihren Inhalt ziemlich schweren Tierkörper stehend auf gut proportionierten schlanken Läufen ruhen (Abb. 4).

Dagegen habe ich bisher den Standort einer Bärenfigur in Gesellschaft eines Bauernpaares nicht ermitteln können, von dem ich erst vor Kurzem ein Lichtbild zweifellos schlesischen Ursprunges sah. Hier ist der Honigräuber selbst zum Träger des Bienenstockes geformt worden.

Zu den vielen gemeinsamen Wesenszügen des schlesischen Vorgebirgsvolkes mit denen der Bevölkerung von Thüringen gehört nicht zuletzt beider Anlage zum Grübler und Bastler. Es ist daher wohl kein Zufall, daß Armbruster grade aus dem Bienenzucht-Museum in Weimar zwei „Liebhaberklotzbeuten" beibringt, über deren Herkunft er leider nur unbestimmte oder gar keine Angaben macht. Die erste ist eine weibliche Figur mit Turban und schwarzrotgoldenem Gürtel. Deswegen hält er sie für böhmisch oder aus der Zeit von 1848. Die Ausstattung beweist nichts und sie könnte ebensogut zu den bereits erwähnten Türken gestellt werden, kann also deswegen auch aus der Umgebung von Weimar stammen. Bei der anderen Figur aber, einer Bäuerin mit Rückentragkorb, glaube ich nach der ganzen äußeren Erscheinung sicher an solche Herkunft. Die sehr ungeschickt behandelte Haube über dem „Dutt" aus natürlichen Haaren scheint mir gleichfalls dafür zu zeugen.

Eine Erhebung über das Vorkommen solcher Figuren in ihren verschiedenen Formen im deutschen Sprachgebiete würde bei dem Alter der Imkerei und ihrem bis vor Kurzem so konservativen Wesen, das sie erst in den letzten Jahrzehnten abgelegt hat, meines Erachtens unerwartete Aufschlüsse über den Gang der deutschen Besiedelung und völkische Zusammenhänge ergeben.

Während der Drucklegung ist es mir gelungen, drei Bienenstöcke mit aufgelegten Köpfen in flacherhabener Arbeit festzustellen: an zwei drehrunden Beuten in Glockschütz, Kr. Breslau, die Gesichter von Sultan und Sultanin, und in Flachenseiffen, Kr. Löwenberg, an einer Kastenbeute das Gesicht eines Indianers, dessen vorgestreckte Zunge als Anflugbrett dient.

Miolithische Völkerwanderung und Ursprung des Neolithikums.

Von Dr. Lothar F. Zotz, Breslau.

(Mit 4 Abbildungen.)

Seit der denkwürdigen Tübiger Konferenz[1]) haben die meisten Forscher nicht mehr an das Bestehen des sogen. Hiatus, der fundleeren Zwischenstufe, zwischen Paläolithikum (ältere Steinzeit) und Neolithikum (jüngere Steinzeit) geglaubt. Dennoch waren es erst die umfangreichen Spezialforschungen der Nachkriegszeit, welche endgültig mit der weit verbreiteten Meinung, die frühen nachweis-

[1]) R. R. Schmidt, Ber. über die paläethnol. Konferenz in Tübingen 1911. Beiheft zum Korr.-Bl. d. dt. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 43, 1912.

zeitlichen Perioden seien in Mitteleuropa fund- d. h. also siedlungsleer, aufräumten. Die „Zwischenzeit", das Mesolithikum, umgreift heute eine solche Menge verschiedenartiger Fundgruppen, der auf uns gekommene Kulturbesitz ist über weite Gebiete so dicht verstreut, daß niemand mehr von einer „Leere" spricht. Dennoch aber gab die Erforschung des Mesolithikums der Wissenschaft vielleicht mehr und schwerer lösbare Rätsel auf, als die der altbekannten Kulturperioden des Paläolithikums und Neolithikums. Die altsteinzeitlichen Kulturschichten liegen in diluvialen Ablagerungen. Auf Grund geologischer und paläontologischer Kriterien vermochte man ihre Schichten- und Altersfolge festzulegen[2]). Der neolithische Mensch hat uns in der Form seiner künstlich in den Boden eingetieften, deshalb also ähnlich wie die paläolithischen Schichten erhaltenen Wohngruben und Gräber schon sehr verschiedenartige Altertümer hinterlassen, aus denen wir Kenntnisse seiner Kultur zu schöpfen vermögen. Anders ist das im Mesolithikum. Die Steingeräte der Menschen der „Zwischenzeit"[3]) liegen nur in den seltensten Fällen in nacheiszeitlichen Ablagerungen, wie Mooren und Dünen. Der Mesolithiker wohnte nicht mehr, wie der Paläolithiker in Höhlen, die für die Erhaltung der von ihm hinterlassenen Kulturschichten besonders geeignet waren, er tiefte aber auch nicht, wie sein neolithischer Nachfahr, Wohngruben und Gräber in den Boden ein. So kommt es, daß seine Steingeräte gewöhnlich in der Form sogen. Silexrasen an der Oberfläche verstreut sind, was der Grund für die späte Erkenntnis vom Vorkommen und der Art zwischenzeitlicher Kulturen gewesen ist, und was zugleich die Schwierigkeit erklärt, Nachrichten über Zeitfolge und wechselseitige Beziehungen solcher „Oberflächensteinzeit" zu erlangen.

Heute[4]) kann man sagen, daß auch die Mesolithforschung zu einem gewissen Abschlusse gelangt ist. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Anschauungen über die Kulturen der Zwischenzeit als feststehend und als schlechthin gelöst betrachtet werden dürfen. Aber der Vorsprung, den Alt- und Jungsteinzeitforschung dank der Hiatustheorie bis vor kurzem hatten, ist eingeholt. Wir vermögen die großen Zusammenhänge zu sehen und einen allgemeinen Überblick zu geben.

Menghin hat die bei den einzelnen Forschern recht verschiedenartige und deshalb oft verwirrende chronologische Systematik durch eine neue wissenschaftliche Ausdrucksweise, die den neuen Forschungsergebnissen gerecht wird, zu ersetzen versucht. Eine deutliche Trennungslinie besteht zwischen Alt- und Jungpaläolithikum. Sie ist, abgesehen von dem selbstverständlichen Bestehen von Übergangskulturen, nicht nur anthropologisch, sondern auch kulturell (Entfaltung der frühesten Kunst) erfaßbar. Demgemäß hebt Menghin das Altpaläolithikum mit den noch früheren undeutlichen Kulturen zusammen als selbständige große Kulturperiode, die er die früheste Steinzeit, das Protolithikum, nennt, vom Jungpaläolithikum ab. Andrerseits hat sich gezeigt, daß die Mesolithiker in ihrer materiellen und geistigen Kultur weit eher den Jungpaläolithikern als den Neolithikern entsprechen, weshalb es berechtigt scheint, sie mit diesen zur zweiten großen Kulturperiode, der Mittelsteinzeit oder dem Miolithikum zusammenzufassen. Das Neolithikum als dritte große Steinzeitperiode beginnt mit dem ersten Auftreten des Walzenbeils.

Die Frage, die nach wie vor im Vordergrunde steht, ist die, ob sich die neolithischen Kulturen ohne Unterbrechung aus den mesolithischen, oder, wie wir nun-

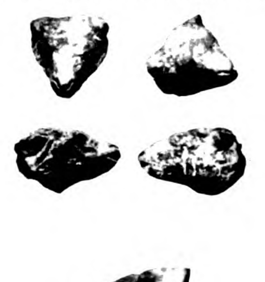
---

[2]) F. Wiegers, Diluviale Vorgeschichte des Menschen I. Stuttgart 1928.

[3]) F. Birkner S. C., Das Mesolithikum in Bayern, Atti della Pontificia Accademia delle scienze N. L. LXXIX. Rom 1926.

[4]) Vgl. O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931.

mehr sagen, den jungmiolithischen herleiten. Es bedeutet m. E. ein Zurückverfallen in einen alten, zur Zeit der Annahme des Hiatus begründeten Fehler, wenn wir auch jetzt auf orientalische oder asiatische Gebiete zurückgreifen, um durch die Annahme einer Einwanderung neuer Völker, die archäologisch nicht erfaßbar sind, das Erwachsen einer neuen Kulturperiode zu erklären. Freilich erscheint es andrerseits wenig wahrscheinlich, daß in den makrolithischen Kulturen des Campignienkreises der Anfang neuen Fortschritts läge. Die Entwicklung zum Campignienfeuersteinbeil stellt offenbar eine Sackgasse in der Entfaltung dar, welche erst vom Felsgestein-Walzenbeil, das leichter schleifbar war, weiter emporgelangen konnte. Noch weniger kommt für das Erwachsen neolithischer Kultur der mikrolithische Capsien-Tardenoisienkreis



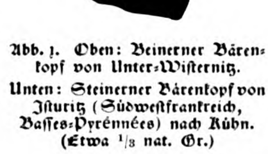


Abb. 1. Oben: Beinerner Bärenkopf von Unter-Wisternitz.
Unten: Steinerner Bärenkopf von Isturitz (Südwestfrankreich, Basses-Pyrénnées) nach Kühn. (Etwa 1/3 nat. Gr.)



Abb. 2. Beinerne Pferdekopfskulptur von Arudy (Südfrankreich) nach Piette. (Nat. Gr.)

in Frage. Zwischen Endmagdalénien und Tardenoisien liegt in Mitteleuropa ein durch das Verschwinden der Madeleinesteingeräte, der reichen Knochenindustrie und vor allem der Kunst deutlich gekennzeichnete kulturelle Kluft. Derartige Änderungen der Kulturgepflogenheiten, die sich so auffallend archäologisch kennzeichnen, hat man, so weit man sie in späteren vorgeschichtlichen Epochen nachweisen konnte, gewöhnlich mit Völker- oder Stammesverschiebungen in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Deshalb wird man die Ursache für die Ausbreitung der Tardenoisienkultur, welche die, übrigens höhere, Madeleinekultur schnell und völlig unterdrückte, nur zum geringeren Teile in einer Anpassung der alteingesessenen Madeleinevölker an neu eindringende Kulturen suchen dürfen. Man muß vielmehr angesichts von zweierlei Tatsachen in der Tardenoisienkultur im Wesentlichen die Geschichte ihrer eigentlichen und ursprünglichen Träger sehen. Die beiden Tatsachen sind einmal die geschlossene Verbreitung dieser Mikrolithenkultur über einen großen Teil Eurasiens, zum anderen das Weiter- oder Wiederaufleben der Madeleinekultur am Rande des riesigen Tardenoisienkreises.

Capsienvölker überschwemmen, wie wir nunmehr schließen dürfen, am Ende der Eiszeit Eurasien, trotz der scheinbaren kulturellen Kraftkomponente der gewaltigen Ausdehnung erweist sich aber in der überstiegenen Mikrolithik das Versinken der Capsien-Tardenoisienkultur. So bemerkenswert und einzigdastehend die Tatsache ist, daß diese Kultur ausgehend von mehreren Bildungsherden [5]), eine ge-

[5]) Altschlesien 3, H. 2, 1931.

waltige Länderfläche, die von Frankreich bis Indien reicht, überflutet, so bedenklich ist die ebenso einzigdastehende Eintönigkeit der Werkzeugherstellung bei dieser Kultur.

In reiner Ausbildung fehlen die Tardenoisienkulturen in Finnland und Skandinavien. Die besondere Stellung jener Länder um die Ostsee zur miolithischen Zeit wird durch Kulturen wie die von Maglemose, von Kunda, die arktisch-baltische und andere Kulturen belegt. Wenn sie Menghin zu seinem weltumspannenden Knochenkulturkreis rechnet, wird ihre Sonderstellung zwar hervorgehoben, ihre Herkunft



Abb. 3. Bärenkopf-Steinaxt von Kavantholm (Finnland).
(Nach einer Nachbildung im Breslauer Altertumsmuseum, etwa 2/3 nat. Gr.)

m. E. aber darum nicht eindeutig erklärt. Wird immer und immer wieder, wo die Verknüpfung verschiedenartiger, aufeinanderfolgender Kulturen Schwierigkeiten bereitet, das Dogma „ex oriente lux" zur Erklärung herangezogen, so vergißt man dabei stets eine sehr bemerkenswerte westeuropäische Kulturerscheinung [6]). Ich meine die Entwicklung der frühmiolithischen Kunst der spanisch-französischen Höhlen. Mag der Aurignac-Madeleinemensch nun aus Asien oder Afrika nach Europa gekommen oder in Europa einheimisch gewesen sein, das Wesentliche bleibt, daß hier in Europa die früheste höhere Geisteskultur erstanden ist. Eine andere Frage, die sich an die eurasiatische Verbreitung des Tardenoisien knüpft, ist die nach dem Verbleib der bisher in Europa lebenden Magalénienvölker. Diese Völker, die Träger der franko-kantabrischen Eiszeitkunst [7]), mögen z. T. von den eindringenden Capsienhorden, den Trägern von Pfeil und Bogen, abgedrängt und vernichtet worden sein, z. T. sich mit den Eindringlingen vermischt haben. Die miolithische Völkerwanderung dürfte ähnlich wie die historische durch einen merkbaren Klimawechsel ausgelöst worden sein. Das Ausklingen der europäischen Eiszeit zwang die Jagdtiere des Madeleinemenschen zur Abwanderung oder zum Aussterben; die freien Trockensteppen verwandelten sich in Wald. In Afrika hingegen entstanden mit dem Ende der entsprechenden Regenzeit die Wüstengebiete, und Menghin nimmt an, daß deshalb die Jagdgründe für die dortigen Capsienvölker zu eng wurden, und sie sich darum auf verschiedenen Wanderwegen nach Eurasien ergossen. Daß Madeleinevölker teils freiwillig, teils von den Capsieneinwanderern gedrängt, sozusagen um in dem ihnen gewohnten Lebensraum zu bleiben, nach Norden, d. h. nach Finnland und Skandinavien wanderten, wird man kaum bezweifeln können. Obwohl ihr so oft widersprochen worden ist, scheint uns in

---

6) A. Mochi, Prospezione mediterranea di problemi del palaeolitico europaeo. Boll. associazione internationale degli studi mediterranei. I, Nr. 2, 1930.

7) H. Kühn, Kunst und Kultur der Vorzeit Europas. Das Paläolithikum, Berlin 1929.

der alten Annahme vom Nordwandern des Eiszeitmenschen mit den Renntierherden, von denen er lebte, viel Wahres zu stecken.

Wir haben bisher von zwei spätmiolithischen Kulturgruppen gesprochen, dem makrolithischen Campigien- und dem mikrolithischen Tardenoisienkreis. Menghin zählt diese zwei Gruppen zu seinen „Faustkeil-“ oder „Klingenkulturen“. Es bliebe die dritte, die Knochenkulturgruppe Menghins. Stellt man die Maglemosekultur zu dieser Gruppe, so sollte man logischerweise auch die Madeleinekultur dahin weisen, in der Knochen als Rohmaterial eine mindestens ebenso große Rolle spielt, und in Horn- und Knochenskulpturen plastisches Kunstwollen vor allem sich auszudrücken vermochte. Das scheinbar auffallend reichliche, aber keineswegs ausschließliche Vorkommen von Knochengeräten in einigen jungmiolithischen Ostseekulturen gegenüber anderen Kulturen derselben Zeit, muß auch unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden, daß die Lagerung der fennoskandischen Kulturen in Mooren und anderen alluvialen Gebilden der Konservierung von Bein recht günstig ist. Wir sprechen deshalb, außer von der erwähnten makrolithischen Campignien- und der mikrolithischen Tardenoisiengruppe, von einer dritten, einer makro-mikrolithischen Mischgruppe. Die Stein- und Beinindustrie dieser dritten jungmiolithischen Hauptgruppe läßt ein starkes Anklingen an Madeleineformen nicht verkennen, und obwohl diese besonders um die Ostsee verbreiteten Kulturen mehr oder weniger starken Tardenoisieneinschlag aufweisen, konnte ihnen die geometrisch-mikrolithische Industrie wirklich neue Errungenschaften nicht zubringen. Die querschneidige Pfeilspitze beispielsweise wurde im Norden selbständig erfunden [8]), und auch das Feuersteinbeil ist, wie Schwantes gezeigt hat [9]), nicht vom makrolithischen Campignienkreis übernommen. Das hatte schon Kupka geahnt, als er in Mitteldeutschland deutlich zwei Gruppen von mesolithischen Steinbeilen unterschied [10]).





Abb. 4. Durchlochte Elchkopfskulptur aus Stein von Huittinen (Finnland). (Nach einer Nachbildung im Breslauer Altertumsmuseum, etwa 1/2 nat. Gr.)

Von jeher und immer wieder hat man geglaubt, daß die Nachfahren jener eiszeitlichen Künstler Franko-Kantabriens die Entwicklung des Neolithikums we-

[8]) Altschlesien 3, H. 2, 1931.

[9]) G. Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Festschrift z. 50. Bestehen des Hamburger Museums f. Völkerkunde, Hamburg 1928.

[10]) P. Kupka, Zur Gliederung des heimischen Mesolithikums, Stendaler Beiträge IV.

sentlich beeinflußt hätten. In einer kürzlich erschienenen Arbeit, die freilich den urgeschichtlichen Forschungen nicht genügend Rechnung trägt, meint der Verfasser sogar, die neolithische Vasenmalerei Ägyptens sei die einzige klare Fortsetzung der eiszeitlichen Höhlenmalerei [11]. Diese Auffassung widerspricht dem Sinn und Zweck der von der Mentalität eines Jägervolkes getragenen eiszeitlichen Kunst des franko-kantabrischen Kreises, um den allein es sich handeln kann.

Als einen gewissen Abschluß der in den letzten Jahren so eifrig betriebenen Mittelsteinzeitforschung können wir die Erkenntnis buchen, daß erstens ein „Hiatus“, eine fundleere Zwischenzeit, zwischen den eiszeitlichen und jungsteinzeitlichen Kulturen nirgends besteht, zweitens, daß wir in den neuentdeckten Kulturen nirgends ein unmittelbares Weiterleben der letzteiszeitlichen Kultur des Magdalénien sehen dürfen. Ist also die Madeleinekultur und mit ihr der naturalistische Kunststil sowie deren Träger, der Cromagnon- und Chanceladемenschentypus, völlig durch andere Kulturen und Völker hinweggefegt worden, oder vermochte dieser Mensch sich und seine Kultur in einem europäischen Randgebiete zu erhalten, um von dort aus späterhin tatsächlich wesentlichen Anteil am Aufschwung der neuen großen Kulturperiode des Neolithikums zu nehmen?

Besteht, wie wir sagten, bei keiner der bis jetzt bekannten nacheiszeitlichen jungmiolithischen Kulturen ein Entwicklungszusammenhang seit der Madeleinestufe, so ist das anders mit dem Kunststil, soweit wir ihn aus Felszeichnungen kennen. Naturalistische Höhlenbilder, die mit dem Eindringen der Tardenoisienkultur in Spanien und Frankreich verschwinden, finden wir plötzlich wieder in Skandinavien. Aber es erhellt ohne weiteres, daß sie dort nicht aus der Eiszeit stammen können, sondern nacheiszeitlich sind. Hervorragende nordische Forscher glauben, daß jene Felsbilder direkt von den eiszeitlichen, franko-kantabrischen herzuleiten sind. Das Klima Norwegens und Schwedens ist freilich der Erhaltung solcher Tierdarstellungen und Malereien auf Felswänden viel weniger günstig als das mediterrane. So muß man annehmen, daß die wenigen erhaltenen Felsbilder Skandinaviens nur kümmerliche Reste einst vorhandener Galerien sind [12], die, wären sie auf uns gekommen, uns vermutlich ein größeres Beweismaterial für ihre Verwandtschaft mit der Eiszeitkunst des Magdalénien geliefert haben würden. Das Alter der skandinavischen Tierfelsbilder konnte archäologisch noch nicht erwiesen werden, und nur stilkritische und kunstpsychologische Vergleiche sprechen allenfalls für jungmiolithisches Alter. Vermutlich fand der Madeleinemensch bei seinem Ausweichen nach Norden erst in den Ufergebieten der Ostsee wieder Jagd- und Fischereigründe, die er zu den seinigen machen konnte, wo er also, so weit man bei Jägervölkern davon überhaupt sprechen kann, in beschränktem Umfange seßhaft werden konnte. Dort also wird der Magdaléniennachkomme wieder auf die vor Jahrhunderten geübte, in den Wirren der Völkerverschiebungen praktisch verlorengegangene Jagdmagie zurückgegriffen und aufs neue Tierbilder hergestellt haben. Der Faden, der zurückführt, würde also nur das nicht mehr erfaßliche, religiös-magische Bewußtsein jener Völker sein, welches gewöhnlich in Vorstellungen und Sagen durch Jahrhunderte weiterlebt. Die ältesten nacheiszeitlichen Kulturen, wie Duvensee oder Maglemose, zeigen schon deutlich Tardenoisieneinfluß. Reine nacheiszeitliche Madeleinekulturen zu finden, werden wir daher kaum hoffen dür-

---

[11] H. Quiring, Die zeitlichen Beziehungen der Flußterrassen Europas und Nordafrikas zu den Menschheitskulturen. Stuttgart 1930.

[12] O. Almgren, Felsenzeichnung. Ebert, Reallexikon 3, S. 207 ff.

fen, müssen uns also bemühen, die Madeleineüberlieferung und mit ihr die Madeleinevölker in den Mischkulturen wieder zu erkennen.

Dieselbe Beziehung, welche die skandinavische Felsbilderkunst zu der französischen aufweist, verbindet die neolithischen Tierkopfäxte Finnlands mit den skandinavischen Felsbildern. Ein Wiederaufleben, eine Madeleinereminiszenz wird man vom kunstpsychologischen Standpunkt aus auch in diesen Tierplastiken sehen müssen, ohne daß bis heute greifbare archäologische Fäden rückwärts führten. Es ist das gleiche ästhetische Gefühl für plastische Wirkung, es ist dieselbe Gestaltungslust, welche den Eiszeitjäger Böhmens und Frankreichs einen Bären- oder Pferdekopf (Abb. 1, 2), den jungsteinzeitlichen Jäger Finnlands einen Bären- oder Elchkopf schaffen ließ (Abb. 3, 4). Wenn man aus diesem unverkennbar einheitlichen Kunstwollen auch nicht ohne Weiteres auf innere, genetische Zusammenhänge schließen darf, so glauben wir zum mindesten nicht fehl zu gehen, wenn wir der spätmiolithischen Bevölkerung der Ostseegebiete einen wesentlichen, vielleicht den maßgebenden Einfluß im Werden der letzten steinzeitlichen, der neolithischen Kulturperiode im Bereiche Mitteleuropas zuschreiben. Auch das Walzenbeil scheint, wie die jüngsten Forschungen Niklassons[13]) ergeben, im Norden am weitesten zurückzugehen, d. h. also im Norden erfunden worden zu sein. Die Völker aber, die jene makro-mikrolithischen Fennoskandiakulturen entfalteten, waren vermutlich in ihrem Grundelement dieselben, denen wir die franko-kantabrische Höhlenkunst verdanken[14]).

Mitteilungen.

Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene.

Am 18. September 1931 fand in München die Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene statt. Aus dem Tätigkeitsberichte ging hervor, daß die rassenhygienische Bewegung in erfreulichem Fortschritte begriffen ist und in den einzelnen Ortsgruppen, vor allem Berlin, Bremen, München und Stuttgart ein reges Leben herrscht. Gewisse Beunruhigung rief ein Antrag der Berliner Gesellschaft auf Namensänderung in „Deutsche Gesellschaft für Eugenik" hervor, der damit begründet wurde, daß der Deutsche Bund für Volksaufartung und Erbkunde eine solche Namensänderung als eine der Bedingungen für ein Aufgehen in der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene stelle, daß ferner eine Reihe in jüngster Zeit durch die rege Vortragstätigkeit Prof. H. Muckermanns entstandene Ortsgruppen, die aber noch nicht aufgenommen seien, dies wünschten und im Verkehr mit amtlichen Stellen die Bezeichnung „Eugenik" ein geneigteres Ohr fände. Dagegen wurden vor allem von der Münchner Ortsgruppe die gute Allgemeinverständlichkeit des Ausdruckes „Rassenhygiene" und des Vordringens der Bezeichnung auch in angelsächsischen Ländern ins Treffen geführt, sowie, daß eine Rücksichtnahme auf gegenwärtig bestehende politische Verhältnisse auf den Namen einer Gesellschaft, die so sehr die Zukunft im Auge habe, keinen Einfluß haben dürfe. Man einigte sich schließlich auf „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene (Eugenik)". — Außer einer Reihe von Satzungsänderungen, die vor allem die Selbständigkeit des Vorstandes vergrößern, wurde noch eine Eingabe an die gesetzgeberischen Körperschaften des Reiches und der Länder in der Frage des Ausgleiches der Familienlasten beschlossen, wie eine ablehnende Entschließung in Fragen der temporären Sterilisierung durch Röntgenstrahlen gefaßt. Die Festlegung der von Prof. F. Lenz neu formulierten Leitsätze wurde einem

---

[13]) Noch unveröffentlicht, mündliche Mitteilung von Dr. Ernst Petersen, der 1930 Skandinavien bereiste.

[14]) G. Kossinna (Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtl. Zeit. Berlin 1926) kommt auf Grund rassenkundlicher Erwägungen für die jungsteinzeitlichen Völker Schwedens zu einem ähnlichen Ergebnisse.

engeren Ausschusse übertragen. Die Wahl des neuen Vorstandes ergab folgende Namen: Prof. E. Fischer, Prof. H. Muckermann, Priv.Doz. O. Freih. v. Verschuer, Ministerialrat A. Ostermann, Frau A. Konopath, Frl. A. Bluhm, Herr Krutina.

Besprechungen.

Fritz Adler: Pommern. Deutsche Volkskunst, Band 11. München 1930, Delphin-Verlag. 45 S., 214 Bilder. Preis geh. Mk. 7.50, geb. 9.50.

Dieser sehr erfreuliche und schöne Band über die deutsche Volkskunst in Pommern gibt einen kennzeichnenden Einblick in die kulturelle Eigenart der verschiedenen Teile dieses Landes. In glücklicher Weise wird auch hier wie in den anderen Bänden der Sammlung „Deutsche Volkskunst" die künstlerische Eigenart eines deutschen Stammes auf den Gebieten der Baukunst, der Innenausstattung der Wohnräume, der Tracht, Weberei, Töpferei, Schnitzerei, Kunstschmiedearbeit usw. durch vorzügliche bildliche Darstellungen, denen ein erklärender Text und Einführung in Volkstum und Volkskunde Pommerns vorausgeht, dem Betrachter näher gebracht. Auch in der Volkskunst zeigt dieses Land, in dem während des 13. Jhh. ein freies deutsches Bauerntum seßhaft wurde, rein deutsches Wesen, in dem die niedersächsischen Züge vorherrschen; doch macht sich auch die Nachbarschaft Skandinaviens in einzelnen Fällen bemerkbar. Besonders hingewiesen sei auf jene Darstellungen, die mit bestimmtem Brauchtume zusammenhängen, so Masken von „Schnabbuk" und „Schimmelreiter", das Garbenmännlein usw. Bruno K. Schultz.

Helmut Anger: Die Deutschen in Sibirien, Reise durch die deutschen Dörfer Westsibiriens. Berlin 1930, Osteuropaverlag. 103 S. und 44 Abb. Preis Mk. 4.80.

Das Deutschtum Sibiriens gehört zu den wenigstbekannten, aber auch zu den interessantesten Gebieten des Sprachinseldeutschtums. Hier kann man das Werden eines Sprachinselgaues von Anfang an verfolgen, dazu die Auseinandersetzung des Deutschtums mit ihm ganz fremden Elementen beobachten, der Steppe, dem kalten Klima, der kirgisischen Umwelt usw.

Man nimmt daher das Werk Angers mit einer gewissen Spannung zur Hand. Die Enttäuschung ist hart. Das Buch ist als Reisebericht gehalten. Von den zwölf Abschnitten betreffen nur fünf die deutschen Sprachinseln, die anderen sieben private Reisen, die in keiner Beziehung zum Deutschtum stehen. Aber von diesen fünf Kapiteln handelt wieder nur ein Teil von den Kolonien selbst, das übrige von den höchst persönlichen Schicksalen des Verfassers, seinen Auseinandersetzungen mit Beamten und Kutschern, mit dem Ungeziefer in den Hotelbetten usw., die breit und selbstgefällig vorgetragen werden. So bleiben von den 103 Seiten des Buches — sehr reichlich gemessen — 25 Seiten Schilderung des Deutschtums, dazu 9 Seiten Statistik, die aus dem wolgadeutschen Kalender „Freie Flur" 1927 übernommen sind. Geradeso ist es mit den Bildern. Die Form des Reiseberichtes hindert eine systematische Darstellung. Wirtschaft, Statistik, religiöse Verhältnisse, Geschichte usw. sind bunt durcheinander gemischt, dazu gibt es eine Reihe von Wiederholungen, die den Inhalt noch weiter schmälern.

Es finden sich weder Belege noch Zahlenunterlagen, fast nichts über die Einwanderungsgeschichte, die doch nach der mündlichen Tradition leicht zu erfassen sein müßte, kein Wort über die Not der Ansiedlungszeit, die Auseinandersetzung der Deutschen mit den übrigen Nationen, das Verhältnis der einzelnen Stämme und Religionen zueinander, über das Leben im deutschen Dorfe (etwa: die lange erzwungene Ruhezeit im Winter, die Wettfahrten auf das Feld bei der Frühjahrsbestellung), das Dorfrecht, die sozialen Verhältnisse, Sitte und Brauch, Sage usw. usw. Von wissenschaftlicher Verarbeitung des Tatsachenmaterials, Vergleichen mit den Herkunftsgebieten im Europäischen Rußland, mit den übrigen Siedlergruppen in Sibirien usw., kaum eine Spur.

Alles in allem: zu wenig für eine mit so großem Aufwand an Zeit und Kosten unternommene Reise und ein Schulbeispiel für eine Art der oberflächlichen Beschäftigung mit dem Auslanddeutschtum, die hoffentlich recht bald endgültig hinter uns liegen wird. Walter Kuhn.

Halfdan Bryn: Homo caesius. Det Kgl. Norske Widenskabers Selskabs Skrifter 1930 Nr. 2. Nidaros, i Kommission hos F. Bruns Bokhandel, 1930, 172 S.

Bryn ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder. (Bespr. 1930 Heft 1, S. 56: Bryn, Der nordische Mensch, Aufsatz 1929 Heft 3, S. 158: Seelische Unterschiede zweier Spielformen der nordischen Rasse.)

„Homo caesius" stellt nun den Versuch

bar, die von ihm an beiden oben genannten Stellen erwähnten und behandelten Schläge, den Nord- und den Südtyp der norwegischen Bevölkerung Nordischer Rasse klar zu umreißen und durch Offenlegung seiner Unterlagen zu begründen. Das ist das Verdienst der Schrift, daß hier zum ersten Male verschiedene Schläge innerhalb der Nordischen Rasse wissenschaftlich bearbeitet und beschrieben werden. Dabei ist es beachtenswert, zu erfahren, daß Bryn in Südnorwegen noch einen dritten Schlag glaubt annehmen zu müssen, den er aber infolge zu geringen Materials vorläufig noch nicht berücksichtigen kann.

Bryns Methode sammelt Merkmale nach einem selbstausgearbeiteten Schema, das nach den Erfahrungen langer Jahre an Umfang gewechselt hat, bis zu 257 anstieg, aber in den letzten Jahren auf 80—90 zurückging. Umfaßt die somatoskopische Beobachtung über 3000 Personen männlichen Geschlechts, gesammelt in der Hauptsache unter Soldaten, so werden Meßergebnisse nur von 123 Personen gegeben. Bryn macht selbst darauf aufmerksam, daß die subjektive Beurteilung des Untersuchenden sich nicht ausschalten lasse, daß daher somatoskopischen Beobachtungen nicht der Wert zukomme wie Messungen. Der somatoskopische Teil ist recht umfangreich, mit zahlreichen Tabellen und genauen Angaben belegt.

Eigenartig berührt, daß Bryn sagt, es würde ihm ganz unmöglich sein, zu sagen, welche Merkmale mit Bestimmtheit Nordisch seien, oder wie ein Mensch sein müsse, um durch und durch Nordisch zu sein, auch nicht, wie eine Bevölkerung sein müsse, um als rein Nordisch bezeichnet zu werden. Hier wird man Bryn wohl nicht folgen können. Der Schlüssel für die Einstellung scheint in dem gesperrt gedruckten Satze zu liegen: „Das Variationsgebiet scheint für die meisten Merkmale sehr geräumig zu sein." Uns scheint es für die praktische Arbeit besser, die Variationsbreite der Merkmale eng anzunehmen, also engere Grenzen zu ziehen, nach wenigeren aber charakteristischen Merkmalen zu forschen, und dann als Arbeitshypothesen daraus Schläge oder Gautypen aufzustellen, um von diesen, gewissermaßen Marksteinen, aus die Grenzformen und Entstehungsursachen zu erforschen. Vergleiche mit andren Schlägen andrer Gegenden und deren Grenzformen werden dann mit fortschreitender Untersuchung zeigen, ob die Sonderaufstellung und Merkmaleinteilung berechtigt war oder nicht.

Nicht folgen kann man Bryn auch in dem Versuche, die Schlagunterschiede auf Bogdanow und die These der Entstehung der Nordischen Rasse zwischen Ural und Schwarzem Meer und den verschiedenen Wanderwegen nach Skandinavien zurückzuführen. Es würde allein genügen, die Schlagbildung mit einer geringen Vermischung zwischen Nordischer und Fälischer Rasse und folgenden Auslesevorgängen zu erklären. Bryn nimmt ja auch selbst an, daß in Norwegen ein „strain" der Cromagnon- und auch der Chanceladerasse vorhanden sei.

Das beigegebene Bildmaterial ist nicht sehr glücklich, was wohl auch auf die zu groß angenommene Variationsbreite und vielleicht auch Somatoskopie mit der eben unvermeidlichen Subjektivität des Untersuchenden zurückzuführen ist. Das ist kein Vorwurf, sondern nur eine Folge reiner Somatoskopie. Die Verwendung von Stereolichtbildern würde Nachuntersuchungen durch andre Forscher ermöglichen.

E. Suchsland.

Hermann Diekmann: Steinzeitsiedlungen im Teutoburger Walde. Ein Beitrag zur Erforschung des Mesolithikums. Bielefeld 1931. Wittekind-Verlag. 107 Seiten mit 60 Tafeln. Preis brosch. Mk. 12.50, geb. Mk. 15.—.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat das große Verdienst, eine Fülle wichtiger Fundplätze aus einer bisher wenig erforschten Gegend untersucht und unter Beifügung zahlreicher Abbildungen in übersichtlicher Form veröffentlicht zu haben. Es geht daraus hervor, daß die Gegend um das Städtchen Orlingshausen eine ziemlich dichte Besiedlung während der mittleren Steinzeit gehabt haben dürfte. Die Funde sind zum Teile aus Flurbegehungen, zum Teile aber auch aus Grabungen des Verfassers gewonnen und gehören im Wesentlichen in den Formenkreis des Tardenoisien. Bei der Auswahl des abgebildeten Materials wäre allerdings eine etwas schärfere Kritik erwünscht gewesen, denn es finden sich darunter nicht nur eine ganze Anzahl jungsteinzeitlicher Typen, sondern auch Abfallstücke, die fälschlich als Werkzeuge gedeutet werden. Die vom Üblichen bisweilen abweichende Benennung der einzelnen Geräte wirkt störend, ist aber dem nicht fachmännisch geschulten Verfasser kaum zum Vorwurf zu machen. Bei seinen Grabungen, die leider nur zum Teile unter fachmännischer Hilfe ausgeführt worden sind, scheint der Verfasser Reste kleiner Rundhütten angetroffen zu haben, wie sie auch anderwärts in der genannten Zeitstufe festgestellt wurden. Daß der in einer dieser Hütten gefundene Mahlstein, sowie vor allem keramische Reste wirklich in das Mesolithikum gehören, wird allerdings auf größte Zweifel stoßen, zumal die vorgelegten

Grabungspläne nicht immer allen Ansprüchen genügen. Campignienformen, die der Verfasser im nördlichen Teile seines Arbeitsgebietes nachweisen will, vermag man unter dem vorgelegten Fundstoff kaum zu entdecken, auch erscheint seine Einteilung in eine „Kultur der Sandbewohner“ und eine solche der „Lößbewohner“ unbegründet. Im übrigen hält sich der Verfasser bei der Auswertung des Materials dankenswerter Weise zurück, wodurch die Arbeit zweifellos an Wert gewinnt. E. Petersen, Breslau.

Hugo Iltis: Volkstümliche Rassenkunde. Jena 1930. Urania Verlagsgesellschaft. 80 Seiten, 41 Abb. Preis geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—.

Das Buch verfolgt ausgesprochen die Tendenz, entgegen den angeblich nationalistischen Rassenlehren eine Behandlung der Rassenfrage im Sinne und vom Standpunkte des Marxismus aus zu geben. Der Verfasser, ein jüdischer Mittelschullehrer in Brünn, der eine Biographie Gregor Mendels verfaßt hat, ist ausgesprochener Lamarckist und erklärt als solcher alle Rassenunterschiede, körperliche und seelische, als hauptsächlich durch das Milieu bedingt. Das Buch ist voll von Verzerrungen und Unklarheiten, soweit es sich nicht an unumstößliche Ergebnisse ernster Forschung hält, doch wird auch diese im Lichte der Tendenz verfärbt. Daß in einer solchen Schrift die Polemik gegen Forscher, die die Bedeutung der Rasse auf geistigem und seelischem Gebiete anerkennen und für die Pflege derselben, vor allem der Nordischen, eintreten (sogenannte Rassisten) einen breiten Raum einnimmt, ist selbstverständlich. Sie ist bedauerlicher Weise alles andere als vornehm. Bei allen Bildern ist die Herkunft angegeben, mit Ausnahme von solchen aus dem Verlage Lehmann! Bruno K. Schultz.

Gustav Kisch: Siebenbürgen im Lichte der Sprache. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Karpathenländer — Palaestra 165. Leipzig 1929, Mayer & Müller Verlag, 295 Seiten 8°. Preis geh. Mk. 28.—.

Das Buch stellt eine außerordentlich reichhaltige Ortsnamenkunde von Siebenbürgen dar. Genaue Kenntnis sowohl der Siebenbürger deutschen Mundarten als auch des Ungarischen und Rumänischen führen den Verf. in den meisten Fällen zu richtigen Deutungen, die sich vielfach auf urkundliche Belege stützen. Die Einteilung der Namen nach sachlichen Gesichtspunkten (Gewässer, Gelände, Gestein, Pflanzenwelt, Tierwelt, Menschheit) läßt ein umfassendes Bild von Land und Leuten entstehen. Das außerordentlich bunte Völkergemisch, das einst wie heute dem Lande seinen Stempel aufdrückt, beleuchtet treffend der erste Abschnitt des letzten Teiles „Der Mensch als Volk“. So ist das Buch eine beachtenswerte Neuerscheinung; kleine Mängel tun seinem Werte keinen Abbruch. Zu bedauern bleibt für den Lautforscher, daß auf Substitutionsgesetze bei Entlehnungen von einer Sprache in die andere kein Gewicht gelegt wurde, denn gerade in dieser Hinsicht sind die Ortsnamen Siebenbürgens bei dem durch viele Jahrhunderte bestehenden engen Nebeneinanderwohnen verschiedener Völker eine noch leider wenig ausgewertete Fundgrube.
Eberhard Kranzmayer, München-Wien.

Rudolf Kriß: Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Augsburg 1930. B. Filsers Verlag. 380 S., 5 Karten, 112 Abbildungen.

Ein absterbendes Brauchtum, in letzter Stunde aufgezeichnet, wird hier dem Leser so nahe gebracht, daß er die religiösen Quellströme gewahr wird, aus denen es genährt ist. Die heiligen Orte, die Votive (Weihegaben), Bildtafeln, Wachsopfer und anderes treten in bunter Abwechslung und vortrefflichen Bildern hervor, und von vielem geht eine rührende, von einzelnem eine ergreifende Wirkung auf das Gemüt des unvoreingenommenen Betrachters aus. Dahin rechne ich Annabrunn, wo die Heilige als Lichterscheinung mit dem Kinde auf dem Arme an der von Gezweig überschatteten Quelle steht, oder die Schöne Eiche bei Großaigen, in deren geborstenem Innern der Altar mit Opfergaben sichtbar wird, während außen Totenbretter den uralten Baum umgeben. Ganz unabhängig vom Christentume äußern sich hier überzeitliche, ewige Glaubenswerte des altbayerischen Volkstumes. Und so geht es auf Schritt und Tritt in diesem Buche, und dem Tieferblickenden selbst dort, wo sich in diesen Denkmälern die Enge des Gesichtskreises, die Verwachsenheiten der Auffassung, der Aberglaube bedrückend aussprechen. Kriß erörtert auch, was das Absterben dieser Glaubenswelt für die Zukunft des Landes bedeutet, wie öde Gleichförmigkeit und zivilisatorisch übertünchter Massengeist an ihre Stelle treten, ohne daß schon neue Gestaltungen zu erspähen sind. Sein Buch stellt vor ernste und innerliche Fragen und ist eine sehr dankenswerte, von großem Forscherfleiße und eindringlichem Verstehen zeugende Gabe.
Wolfgang Schultz, Görlitz.

Rudolf Kriß: Weihegaben I: Gebärmuttervotiv. Ein Beitrag zur Volkskunde nebst Einleitung über Arten und Bedeutung der deutschen Opfergebräuche der Gegenwart.

Augsburg 1929. B. Filsers Verlag. 92 S., 1 Karte und 23 Abbildungen.

Der eigentümliche Brauch, Kröten (auch Igel) als Abbilder der Gebärmutter bei Frauenleiden zu opfern, wird in seiner Verbreitung umgrenzt (Karte), mit reichem Stoffe belegt und durch prächtige Bilder verdeutlicht. Nur die nordischen und vorgeschichtlichen Krötendarstellungen kommen doch sehr zu kurz, Handelmanns Bericht (1882!) genügt längst nicht mehr. Auch die Kröten und Schlangen am oder im Leibe (Rücken und Schamgegend) der Frau Welt und verwandter Gestalten bis nach Iran hinüber wären zu erwägen und vielleicht zur Aufklärung des Glaubens an die Krötengestalt der Gebärmutter zu verwerten gewesen. Kriß' Auseinandersetzung mit den verschiedenen bisherigen Erklärungen führt zu keiner durchgreifenden eigenen Lösung und sein Versuch, wenigstens eine größere relative Sicherheit zu gewinnen, befriedigt schließlich doch auch nicht. Beobachtete man, daß die Gebärmutter sich bewegt, so mußte man sie deshalb noch nicht gerade für eine Kröte halten, entsprechende italische Opfergaben haben denn auch die richtige Gebärmutterform und nicht die Krötenform. Und aus dem mannigfaltigen Krötenaberglauben lernen wir zwar die Kröte als dämonisches Tier kennen, das unter anderem auch die Gebärmutter bedrohen könnte, aber zur Krötengestalt der Gebärmutter ist von da doch ein weiter und kaum vollziehbarer Schritt. In der schwierigen Frage ist, wie Kriß selbst hervorhebt, das letzte Wort noch nicht gesprochen, die vorliegende Untersuchung aber im Stofflichen grundlegend. Durch das zuvor angezeigte Werk ist jetzt auch der Rahmen umrissen, in den sie sich an ihrer Stelle eingliedert. Wolfgang Schultz, Görlitz.

René Martel: Deutschlands blutende Grenzen. Oldenburg i. O. 1930. G. Stallings Verl. 173 Seiten mit 6 Kartenskizzen. Preis Lwd. Mk. 3.85.

Nach einer Einleitung des Übersetzers aus dem Französischen untersucht der Verfasser, ein bekannter französischer Professor für slawische Sprachen und Geschichte, die deutsch-polnische Frage, insbesondere das Korridorproblem, in vier größeren Abschnitten.

Der erste bringt das Historische während und nach den Verhandlungen von Versailles (1. Danzig, der polnische Korridor und die Weichselgrenze, 2. Oberschlesien), der zweite den polnischen und den deutschen Standpunkt, der dritte eine französische Meinung, nämlich die des Verfassers, und der vierte polnische und deutsche Lösungsvorschläge. Ein kurzes Schlußwort und 8 Seiten einer sehr reichen Quellenzusammenstellung bringen den Abschluß. — Diese außerordentlich flüssig und interessant geschriebene Darstellung eines Franzosen beruht auf großer Akten- und Landeskenntnis. Manche Dinge sieht der Franzose von seinem entfernten Standpunkt aus plastischer und klarer als der Deutsche. Wir können dieses Buch nur dringend empfehlen, es ist eine vorzügliche Einführung in die Probleme unserer unhaltbaren Ostgrenzen. Werner Essen.

Bertha Niggli-Hürlimann: Anthropologische Untersuchungen in Zürcher Kindergärten mit Berücksichtigung der sozialen Schichtung. Diss. Zürich 1930.

Eine sehr gewissenhafte, gründliche Arbeit stellt diese Dissertation aus der Schule O. Schlaginhaufens dar. Die Verf. hat zum Studium der Wachstumserscheinungen während der Jahre 1927 und 1928 in den städtischen Zürcher Kindergärten im ganzen 702 Kinder somatometrisch und somatoskopisch untersucht. Von allen Maßen und Indizes wurden Mittelwert, Maximum und Minimum berechnet, teilweise auch ε und σ. Dabei erweist sich die durchschnittliche Abweichung ε aufschlußreicher als die stark von den extremen Einzelwerten abhängige stetige Abweichung σ; eine Bestätigung der in Deutschland vor allem von Lenz, Reche und Scheidt vertretenen Ansicht.

Das Material ist besonders günstig gewählt; die Einrichtung städtischer Kindergärten gewährt eine fast auslesefreie Erfassung der vorschulpflichtigen Kinder. Es handelt sich um Knaben und Mädchen zu annähernd gleichen Teilen im Alter von $4^1/_2$ bis zu $6^1/_2$ Jahren, die in 5 Halbjahrsgruppen gesondert betrachtet werden. Zur Beurteilung herangezogen werden vor allem Daten von Martin (München), Reuter (Hinterpommern), Schwerz (Schaffhausen), Nikolajew (Rußland) und Weißenberg (russische Juden). Die vergleichende Untersuchung führt zu folgenden Ergebnissen, die in übersichtlichen Tabellen und graphischen Darstellungen veranschaulicht werden:

Es zeigt sich ein deutliches Ansteigen der Körpergröße der mitteleuropäischen Kinder. Der relative Brustumfang sowie das Körpergewicht folgen diesem Anstieg aber nicht, was auf eine schwächere Konstitution der heutigen Jugend schließen läßt. Besonders gilt diese Feststellung für die Zürcher Kinder, die groß sind und ein starkes Längenwachstum zeigen; dementsprechend übertreffen sie das Vergleichsmaterial auch in der Armlänge.

Sexuelle Unterschiede finden sich in der Längenzunahme des Körpers und der Gliedmaßen (bei Knaben größer), der Schulterbreite (die Mädchen wachsen mehr in die Breite), der relativen Unterarmlänge (bei den

Mädchen deutlich geringer) und der Größe des Fußes (bei den Mädchen kleiner in Länge und Breite). Die Kopfmaße unterscheiden sich in größter Länge und Umfang, Jochbogenbreite, Unterkieferwinkelbreite, Nasenhöhe und morphologischem Gesichtsindex, die sämtlich bei den Knaben höhere Werte zeigen. Auffallend ist, daß bei den Knaben die dunkleren Farben bei Augen und Haar vorherrschen, die überhaupt deutlich korreliert erscheinen.

Interessante Aufschlüsse gibt die Gliederung nach sozialen Gesichtspunkten. Es wurden vier Gruppen entsprechend dem Beruf der Väter aufgestellt: 1. Ungelernte Arbeiter, 2. Arbeiter und niedere Bureauangestellte, 3. Selbständige Handwerker, höhere Post- und Bankangestellte, Kaufleute, Lehrer, 4. Industrielle, Großkaufleute, Akademiker. Dabei ergeben sich beträchtliche Größenunterschiede, höher als die sexuellen Unterschiede, so daß die Mädchen der höheren Klasse größer sind als die Knaben der unteren. Da auch hier relativer Brustumfang und Gewicht mit steigender Größe abnehmen, sind die Kinder wohlhabenderer Kreise als die konstitutionell schwächeren zu betrachten. Auch Ohrhöhe und Gesichtslänge nehmen in den sozial höheren Schichten zu. Deutlich ist die steigende Häufigkeit der dunklen Komplexion, eine Tatsache, die sich die Verf. aus der stärkeren Durchmischung der Schweizer Arbeiterbevölkerung mit (schwächer pigmentierten) Deutschen erklärt.

Aus dem Vergleich der Geschwisterzahl ergibt sich, daß die Wohlhabenderen in 70% aller Fälle nur ein bis zwei Kinder besitzen, das Erhaltungsminimum also weit unterschritten ist, während in Arbeiterkreisen noch vorwiegend 3 Kinder-Familien anzutreffen sind!

Die praktisch wertvollen Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung erweisen das Studium des vorschulpflichtigen Kindes als aufschlußreiches anthropologisches Arbeitsfeld.

E. Weber.

Nordfriesland: Heimatbuch für die Kreise Husum und Südtondern. Herausgegeben von Dr. L. C. Peters. Husum 1929. Verlag C. F. Delff. 723 Seiten, zahlreiche Abbildungen im Text, 12 Tafeln, 4 Karten.

Es ist ein prächtiges Buch, das über Land, Geschichte, Menschen, Volkskunde, Wirtschaft, Deichwesen, Tier- und Pflanzenwelt und eine ganze Reihe anderer, für Friesland wichtiger und kennzeichnender Gebiete in 27 verschiedenen Abschnitten Auskunft gibt. Die große Zahl der Mitarbeiter und der von ihnen behandelten Gegenstände aufzuzählen, würde zu weit führen. Es seien nur einzelne genannt, wie Nordfrieslands geologischer Werdegang von H. Schütt, Urgeschichte Nordfrieslands von A. Tode, Entdeckungs- und Siedlungsgeschichte von L. C. Peters, Nordfriesische Stammesgeschichte von R. Muuß, der unseren Lesern noch durch den Beitrag über friesische Stammesart in Jahrg. 5 Seite 10 von Volk und Rasse in Erinnerung sein wird, Familienkunde von J. Jessen und R. Wiebalck, das Haus und seine Entwicklung von L. C. Peters, Hausrat und Tracht von C. Häberlin, die nordfriesische Sprache von L. C. Peters. Einzig die Behandlung des friesischen Menschen in rassenkundlicher Hinsicht fehlt. Dafür sind aber für Nordfriesland die Unterlagen noch zu wenig bearbeitet. Insgesamt gibt dieses Buch ein gutes und klares Bild des nordfriesischen Stammes, seiner Geschichte und seiner geistigen und materiellen Kultur. Es kann vorbildlich bezeichnet werden und jedem deutschen Stamme wäre ein so umfassendes und gründliches Heimatbuch zu wünschen.

Bruno K. Schultz.

Stephanie Oppenheim: Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers mit besonderer Berücksichtigung der persönlichen Hygiene. Stuttgart 1930. Verlag Hugo Mathaes. 239 S., 72 Abb. Preis Mk. 10.—.

Vorliegendes Buch stellt eine leicht faßliche Einführung in die Anatomie und Physiologie des Menschen dar und ist insbesondere als Lehrbuch an sozialen Frauen- und höheren Mädchenschulen gedacht. Der Inhalt umfaßt den zelligen Aufbau des Körpers, Skelettlehre, Muskellehre, Eingeweide, Harn- und Geschlechtsorgane, endokrine Drüsen, Kreislaufsystem, Nervensystem und Sinnesorgane. Anschließend an die Beschreibung der einzelnen Organe wird der Leser mit den Aufgaben derselben bekannt gemacht. Ferner wird auch auf den Körper als Ganzes, Wachstum, Geschlechtsreife und Altern, sowie Körperproportionen eingegangen. Das Buch weist auch endlich auf die wichtigsten Forderungen der persönlichen Hygiene hin und ist gut geeignet, Verständnis und Wissen über den Bau des menschlichen Körpers in der heranwachsenden Jugend zu wecken.

Bruno K. Schultz.

Sophie Rogge-Börner: Nordischer Gedanke und Verantwortung. Leipzig 1930. Adolf Klein-Verlag, 91 S., geb. Mk. 3.—.

Die Schrift Sophie Rogge-Börners hält nicht das, was man sich dem Titel nach versprechen zu können glaubt. Sie ist keine Abhandlung über Nordischen Gedanken und Verantwortung, sondern eine ganz einseitige Kampfschrift einer Frauenrechtlerin, in der Blickrichtung scheel, nicht objektiv und unbeschwert von Sachkenntnissen, die zur Be-

urteilung angezogener Fragen nötig sind. Auf den 91 Seiten fordert derart viel zum Widerspruch heraus, daß es nicht möglich ist, im Rahmen einer Besprechung auf alles einzugehen.

In der Anthropologie, die die Stammesgeschichte des Menschen mit den übrigen Tieren bis zu den Menschenaffen zusammengehen läßt und dann die Trennung erst annimmt, sieht R. B. Rassenmaterialismus, der ihre Menschenwürde aufs höchste kränkt, und gegen den sie auf das wildeste ankämpft.

Einen sehr breiten Raum nimmt der Kampf der Verf. gegen Darré und sein „Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse" ein. Bezeichnend für den Geist dieses Kampfes ist das, was S. 12 gesagt wird: „Darré begeht den verhängnisvollen Fehler, etwas von ihm Gewünschtes (von uns gesperrt) als Tatsache vorauszusetzen und dann den Versuch zu unternehmen, die Beweise für das von ihm Behauptete zusammenzubringen. . ." Diese Unterstellung kennzeichnet den Geist der Schrift und macht eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihr unmöglich, gibt aber Anlaß, die weiterhin folgenden Betrachtungen über die Stellung der heutigen Frau und die Forderungen und Anschuldigungen der Verf. in gleicher Weise zu beurteilen.

Viele Wahrheiten und richtige Gedanken, die in der Schrift geäußert werden, kommen durch die einseitige und verkrampfte Geistesrichtung um ihre Wirkung. E. S.

K. Saller: Süderdithmarsische Geestbevölkerung. Deutsche Rassenkunde Bd. 7, herausg. von Prof. Dr. Eugen Fischer, Jena 1931. Verlag Gustav Fischer. 64 Seiten, 1 Abb. im Text. 6 Tafeln. Geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 9.—.

Aus niedersächsischem Gebiete liegen bereits eine Reihe rassenkundlicher Erhebungen vor. Während W. Scheidt die Elbinsel Finkenwärder und das Mündungsgebiet von Elbe und Weser untersuchte, hat Saller die Insel Fehmarn und in der vorliegenden Arbeit 11 Ortschaften südlich von Meldorf im süderdithmarsischen Geestgebiete bearbeitet. Obwohl diese Gebiete außer Fehmarn nicht besonders weit voneinander entfernt sind, zeigen sich doch unter den untersuchten Gruppen gewisse Maßunterschiede. Die Zahl der in Süderdithmarschen Untersuchten betrug 324 männliche und 276 weibliche Personen über 16 Jahren, davon 184 männliche und 179 weibliche im Alter zwischen 25 und 60 Jahren. Die Bevölkerung hier ist groß, 172,5 cm im Mittel bei Männern, 163,3 im Mittel bei Frauen, etwa gleich den Finkenwärdern, etwas kleiner als die Fehmaraner, jedoch größer als die Geestbauern im Elb-Weser-Mündungsgebiete. Die Schulterbreite ist geringer als bei Fehmaranern, die Arme im Verhältnisse zur Körpergröße aber länger und ebenso die Spannweite der Arme größer als bei Fehmaranern. Die absolute Kopflänge erreicht bei den Süderdithmarschen unter den bisher beobachteten niedersächsischen Gebieten den höchsten Mittelwert, die Kopfbreite den niedersten. Die Verteilung des Längen-Breiten-Index zeigt stärkere Neigung zur Mittellangköpfigkeit als bei Fehmaranern. Trotzdem ist mehr als die Hälfte der Bevölkerung nach der gebräuchlichen Einteilung als kurzköpfig zu bezeichnen (auf Fehmarn sind es rund 3/4). An wichtigen Merkmalen wären sonst hervorzuheben die beträchtliche Ohrhöhe des Kopfes, die geringe Jochbogenbreite, die große Nasenhöhe und das starke Vorherrschen von heller Haar- und Augenfarbe. Beschreibende Merkmale sind bis auf Haarform, Hinterhauptsform und Nasenform so ziemlich nicht berücksichtigt. Die Arbeit bringt ferner in tabellarischer Zusammenstellung die errechneten Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Merkmalen. Derartige Berechnungen geben über physiologische Abhängigkeit der verschiedenen Merkmale von einander Aufschluß. Ein Irrtum ist es aber, bei dem vorliegenden Gemisch Klärung über Rassenzusammensetzung und den Merkmalskomplex der einzelnen Rassen dadurch gewinnen zu wollen. Die Angaben über die Prozentsätze der Rassenzusammensetzung ist wertlos und kann nicht ernst genommen werden. Die Bilder sind leider technisch schlecht und auch anthropologisch von geringem Werte. Wenn auch die Arbeit 53 Zahlentabellen vorlegt, so vermittelt sie von der körperlichen Eigenart der süderdithmarsischen Bevölkerung doch kein anschauliches Bild.

Bruno K. Schultz.

Alice Salomon und Marie Baum: Das Familienleben der Gegenwart. Deutsche Akademie für soz. und pädagog. Frauenarbeit. Forschungen über „Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart". F. A. Herbig, Berlin W. 35. 1930. 383 S. Geh. Mk. 13.—, geb. Mk. 15.—.

Durch Einsichtnahme in die verschiedensten Familienverhältnissen wird der Frage auf den Grund gegangen, ob noch mit Recht von Familienleben gesprochen werden kann, ob der Staat noch eine Stütze in der Familie findet oder ob die Familie tatsächlich so sehr gelockert ist, daß der Staat nicht mehr mit ihr rechnen kann. Es werden sehr eingehend 70 Familien aus Berlin, 23 aus städtischen und ländlichen Verhältnissen Nord- und Mitteldeutschlands, 19 aus Süd-

und Mitteldeutschland, teils ländliche und teils städtische Siedlungen beschrieben.

Vorzugsweise gelangten zur Untersuchung Angehörige des Arbeiter-, Bauern- und Mittelstandes. Der Familienzusammenhang ist besser bei bodenständigen Familien (Bauern) als bei Arbeitern (Großstadt!). Kinderreiche Familien sind im allgemeinen am meisten gefestigt.

Was sich hinsichtlich der allgemeinen Lebensverhältnisse ergibt, bei Arbeiterkreisen sowohl, wie beim ländlichen und städtischen Mittelstand, Beengtheit im Lebensraum und in den Lebensmöglichkeiten, dürfte nichts Neues sein.

Aus den sehr sorgfältigen Untersuchungen, die in Form von Monographien wiedergegeben sind, wäre noch mehr herauszuholen, wenn das Material in statistischer Form zur Anschauung gebracht würde. Die ganze Darstellung läßt die Ergebnisse nur mühsam erkennen. Freilich ist das Material auch nicht sehr groß. H. Eckardt.

Erna Corte: Die Familienverhältnisse von Kindern in Krippen, Kindergärten, Horten und Tagesheimen. F. A. Herbig, Berlin W. 35. 1930. 72 S. Preis brosch. Mk. 2.85, geb. Mk. 4.50.

Die Arbeit, nach den gleichen Gesichtspunkten, wie die oben besprochene, durchgeführt, ist in der Darstellung der Ergebnisse klarer und bringt mehr Tabellen. Es wurden die häuslichen Verhältnisse und das Familienleben von 3163 Kindern einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Das Material verteilt sich auf die vier größten Städte Deutschlands, außerdem auf das Rheinland (Industriebezirke), Ostpreußen, Freiburg, Blankenburg und Plauen.

Es wird festgestellt, daß die äußeren Voraussetzungen heute nicht geeignet sind, den Familienzusammenhang zu fördern. In der Großstadt kann ein großer Kreis von Familien als „erschüttert" gelten. Die wirtschaftliche Lage, Wohnungselend, Arbeitslosigkeit, Krankheit und Trunksucht sind vor allem schuld, wenn es zur völligen Familienzerrüttung gekommen ist. In vielen Fällen ist es die Mutter, die noch die letzte Stütze für den Familienzusammenhang bildet.

H. Eckardt.

Max Semper: Rassen und Religionen im Alten Vorderasien. Kulturgeschichtl. Bibliothek I. Reihe. Heidelberg 1930. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 468 S. 9 Abb., 8 Tafeln. Geh. Mk. 25.—, geb. Mk. 28.—.

Das Buch ist eines der schwierig zu besprechenden — schwierig mindestens für denjenigen, der nicht wie sein Verfasser über eine derartige Fülle von Kenntnissen von einzelnen Zügen der sehr mannigfachen Sitten und Gebräuche, Sagen und Glaubensformen, Sagenumwandlungen, bildlichen Darstellungen, usw. verfügt. Der Besprecher wird daher, wenn ihm die Muße fehlt, ihm zweifelhaft erscheinende Einzelheiten nachzuprüfen, mit seiner Beurteilung mehr den allgemeineren Grundzügen folgen.

Zu den rein anthropologischen Darlegungen ist zu sagen, daß Semper in manchen Fällen aus bildlichen Darstellungen zu viel herausliest. Gewiß stellen vor allem die Ägypter einzelne Menschenschläge anscheinend recht treffend dar, viele Menschendarstellungen des von S. betrachteten Gebiets lassen sich aber kaum zu so bestimmten Aussagen verwerten, wie S. sie gewagt hat. Oder aber S. greift schlechthin daneben, so, wenn er den „Urägäer", Tafel VIII, 3, als Menschen dinarischer Rasse auffassen will und von hier aus auf einen dinarischen Einschlag „der Urägäer" schließt. Schon das ausladende Hinterhaupt des betr. Kopfes müßte zur Vorsicht mahnen. Es wird sich hier etwa um einen Mischling orientalischer und vorderasiatischer Rasse handeln, um Züge, wie sie bei heutigen Türken gelegentlich auftreten und sich noch bis nach Rumänien hinein verfolgen lassen.

Sempers Erörterungen über „Neue Rassen", über Entstehen von „Kulturrassen", überhaupt über Vorgänge der Rassenkreuzung und nach folgender Auslese unter Einwirkung bestimmter Gesittungsformen, sind zwar für Geübtere verständlich, in der Wahl der Bezeichnungen, so auch der beiden angeführten, aber ziemlich unglücklich und leicht mißverständlich. Ein engerer Anschluß an die der Vererbungslehre und Rassenkunde geläufigen Bezeichnungen, überhaupt ein besseres Durchdenken der betr. lebenskundlichen (biologischen) Erscheinungen, wäre bei einer zweiten Auflage zu wünschen, und Bezeichnungen wie „Kulturrasse" sollten, abgesehen von ihrer Undeutlichkeit, wo es sich doch um Völker, nicht um Rassen handelt, der Pflanzenzucht- und Tierzuchtlehre überlassen bleiben; dort besitzen sie einen bestimmt gebräuchlichen Sinn. Ebenso kann die Bezeichnung „Äthiopier oder Ursyrer" verwirren, eine Bezeichnung, die S. etwa für einen Gauschlag der Vorderasiatischen Rasse anwendet. „Äthiopisch" ist ja als Bezeichnung der „hamitischen" Rasse gebraucht worden — der „hamitischen Rasse", die S. nicht kennt, wodurch seine falschen Auffassungen über die rassische Eigenart Altägyptens bedingt sind. Dieses Altägypten ist im wesentlichen eine Schöpfung der hamitischen (äthiopischen) Rasse und nicht die einer „Kreuzung von mediterranen Libyern und Se-

miten" (S. 113), abgesehen davon, daß das Rassengemisch der Libyer mit seinem starken Einschlage nordischer Rasse so kaum treffend gekennzeichnet ist.

Ungenauigkeit der Bezeichnungen macht auch einen Satz schwer begreiflich, der (S. 123) die „Römer" — gemeint sind wohl die latinisch-faliskischen Stämme der indogermanischen Italiker — als ein Gemisch von „Etruskern, Uritalern und zuletzt Indogermanen vorwiegend keltischer Zugehörigkeit" erklärt, wobei unter „Uritalern" anscheinend nicht die anderen Stämme der indogermanischen Italiker verstanden werden, so daß nicht klar wird, was man sich unter den Uritalern vorstellen soll. Der Zusatz „keltischer Zugehörigkeit" verwirrt die Erklärung noch mehr, da die Gesamtheit der indogermanischen Italiker eben nicht Kelten waren, obschon sie vor ihrer Einwanderung über die Ostalpenpässe im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa einmal Nachbarn der Kelten (aber auch der Germanen) gewesen sein müssen.

Ebenso verwirrend wirkt ein Satz, in welchem die Bezeichnung „Arier" wie üblich „Indoiraner" bedeuten soll: „Die Arier waren ..... stark germanisch durchsetzt" (S. 129), worin die Volksbezeichnung „germanisch" offenbar so viel wie die Rassenbezeichnung „nordisch" bedeuten soll.

Gelegentlich scheint es so, als ob S. in Bartformen etwas erblickte, was sich nicht nur für die Völkerkunde, sondern auch für die Rassenkunde ohne Einschränkung verwerten ließe, wo doch gegenüber den Bartsitten für die Rassenkunde nur die erblichen Möglichkeiten zu diesem oder jenem ungehemmten Bartwuchs verwertbar sind, Möglichkeiten, auf die sich von bildlichen Darstellungen aus nicht ohne weiteres schließen läßt.

Keinen Anklang wird S. finden mit seiner geradezu unbegreiflichen Ableitung der mykenischen Kultur und auch der Achaier aus einem „kaukasischen" Zusammenhang und Menschenschlage, etwa demjenigen Schlage, der gemeinhin als vorderasiatische Rasse bezeichnet wird. In den homerischen Helden einen „starken Einschlag kaukasischen Blutes" (S. 83) zu finden, damit wird S. allein bleiben, denn ausgenommen Odysseus, den dunkelhaarigen und „kaukasisch" listenreichen, sind ja bei Homer die Helden leiblich und seelisch besonders deutlich als überwiegend nordische Menschen geschildert. Ebenso lassen sich, je mehr die Forschung fortschreitet, desto weniger die Philister als „kaukasisch" auffassen, wenn man schon von „den" Philistern in rassenkundlicher Beziehung sprechen und nicht besser zwischen den verschiedenen Schichten dieses Volkes und den verschiedenen Zeitabschnitten seiner Geschichte unterscheiden will. Vermutlich wird sich Schachermeyrs Ansicht durchsetzen, daß die Philister vom Balkan stammen und sprachlich indogermanischer Herkunft seien, wozu bemerkt werden kann, daß sie ursprünglich wahrscheinlich dem gleichen überwiegend nordischen Menschenschlage angehörten und gleichen oder benachbarten Ursitzen entstammten wie Thraker, Phryger, Hellenen und Makedonen.

Daß die hellenische Heldensage „einer geistig anders gearteten Welt" (S. 359) entstamme als die germanische und persische, ist mindestens übertrieben ausgedrückt. Ich glaube, Schweitzers „Herakles" (1922) hätte für S.s Darstellung noch einiges bedeuten können, ebenso wie S.s Auffassung der germanischen Frömmigkeit durch Kummer, Midgards Untergang, 1927, noch hätte gewinnen können. Schuchhardt, Alteuropa, 1926, hätte in manchen Einzelheiten von S. wichtiger genommen werden müssen, als er erkennen läßt, und heute wäre für viele Einzelheiten vor allem auch Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, 1931, heranzuziehen.

Die Darstellung ist gelegentlich zu breit; bei Einzelheiten, etwa bei minder überzeugenden Einzelheiten von Grabformen, wird zu lange verweilt, wohingegen die mindestens ebenso wichtige Frage der Haustiere — die gemeinhin bei ihrer sakralen Bedeutung erst in den Zerfallszeiten der Völker gegen fremde ausgetauscht werden — unerörtert bleibt. Eine ergiebige Erkenntnisquelle hat S. ungenützt gelassen: seine ganze Darstellung hätte sicherlich an Fruchtbarkeit und Übersichtlichkeit gewonnen, wenn er stets grundsätzlich die vaterrechtliche bzw. mutterrechtliche Herkunft der verschiedenen Glaubensvorstellungen zu verfolgen versucht hätte. Gleich Bachofen hat ja schon gezeigt, wieviel Erkenntnis aus dieser Fragestellung zu ziehen ist. Ebenso hätte die Frage der verschiedenen Auffassungen über Ackerland und Weide, Gemeinde-, Sippen- und Einzelbesitz, und entsprechende Erbrechte nicht unerörtert bleiben dürfen, darüber hinaus der ganze Fragenkreis Ackerbauer, Hackbauer, Wanderhirten, Jäger.

Solche Einwände aber sollen keinesfalls den Eindruck ergeben, als handele es sich bei S.s Buch um eine minder wertvolle Leistung. Schon die feinsinnigen Wesensschilderungen über Minoische Gesittung, Hebräertum, Indertum, Hellenentum und besonders Persertum vermögen anzudeuten, mit welchem Blick S. begabt ist. (Im Falle des Indertums würde S. wahrscheinlich noch manches aus Goetz, Epochen der Indischen

Kultur, 1929, gewinnen.) S.s Ziel, die Einwirkung von Rassenseelen auf die Geschichte und vor allem auf die Glaubensformen und -inhalte zu erweisen, ist von dem Buche mindestens so weit erreicht worden, als es S. gelungen ist, das Bestehen solcher ererbten seelischen Einwirkungen zu erhärten. Ob er dabei jedesmal eine bestimmte Rassenseele erfaßt hat oder nicht in manchen Fällen eher so etwas wie Völkerseelen (d. h. Ausdrücke des Seelenlebens bestimmter Rassengemische) — das bleibe im einzelnen unerörtert. Jedenfalls ist es auch S. wieder gelungen, die ganze Fragestellung „Rasse und Glauben" als außergewöhnlich bedeutungsvolle Fragestellung zu erweisen, und damit kommt seinem Buche ein Wert zu über den rein wissenschaftlichen Bezirk hinaus, denn immer deutlicher zeigt sich ja, daß die studierende Jugend und gerade auch die Theologen nach den rassenseelischen Kräften fragen, welche diese oder jene Glaubensform erzeugt haben und nach denjenigen rassenseelischen Kräften suchen, die uns Abendländern wieder einen Glauben schaffen, der gerade das Beste und Stärkste in unserem Wesen wieder fruchtbar machen kann, zugleich aber zu einer sowohl einigenden wie erblich-förderlichen Macht für unser ganzes Volk werden soll. Es bedeutet viel, daß S.s Buch über den wissenschaftlichen Bezirk hinaus solche Fragen für unsere gesamte Geisteswelt aufzuwerfen vermag.

Leider hat der Verlag für das Buch einen unangemessen hohen Preis angesetzt und es in einem verstimmend eintönigen Antiquadruck fertigen lassen. Bei einer zweiten Auflage sollte er sich des Buches liebevoller annehmen. Hans F. K. Günther.

Walter Scheidt: Alemannische Bauern in reichenauischen Herrschaftsgebieten am Bodensee. Deutsche Rassenkunde, Bd. 6, herausg. von Prof. Dr. Eugen Fischer. Jena 1931. Verlag Gustav Fischer. 104 Seiten, 6 Abb. im Text, 2 Karten, 2 Tafeln. Preis geh. Mk. 10.—, geb. 11.50.

Im 6. Band der von Prof. Dr. E. Fischer herausgegebenen Sammlung legt W. Scheidt eine Untersuchung an insgesamt 271 Männern und 274 Frauen der Gemeinden Wollmatingen und Dettingen am Bodensee und Bewohnern der Insel Reichenau vor. Der weitaus umfangreichere Teil dieser Arbeit ist ein Versuch, auf Grund der historischen Nachrichten über diese Gegend die Mischungs- und Ausleseverhältnisse derselben aufzuklären. Zu einer solchen Untersuchung bestehen hier verhältnismäßig günstige Voraussetzungen, da das Kloster Reichenau, die Deutschordens-Kommende Mainau und das Bistum Konstanz als Kulturmittelpunkte eine große Zahl schriftlicher Quellen erhalten haben, die Schlüsse auf Verschiebungen im Gefüge der einzelnen Bevölkerungsgruppen gestatten. Aus den Forschungen von A. Schulte geht hervor, daß gerade die hochadeligen Klöster es waren, die zum Aussterben des germanischen Hochadels und nach ihm eines guten Teiles des Ministerialadels führten. Die durch das Kloster hervorgerufenen Ausleseverhältnisse waren für die Bevölkerung offenbar von Nachteil, während der Einfluß der Deutschherrn auf die ihnen unterstehenden Gebiete wesentlich günstiger waren.

Die Untersuchung an der eingesessenen Bevölkerung nach Maßen und Beobachtungsmerkmalen ergab, nach der Ausdrucksweise des Verfassers, für das ganze Gebiet vorherrschend gelblich-bräunliche Hautfarbe, dunkle Haarfarbe, gemischte Augenfarbe, schlichte Haarform, Körpergröße mittelgroß, Kopfhöhe gut mittelhoch, Längen-Breitenverhältnis des Kopfes schwach rundförmig, Breiten-Höhenverhältnis des Gesichtes stark langförmig, Höhen-Breitenverhältnis der Nase schmalförmig. Die physiognomischen Merkmale sind in dem 5. Bande der deutschen Rassenkunde eingehend behandelt, der als nächstes Buch besprochen ist. Merkwürdigerweise unterscheidet sich das Dorf Dettingen durch hellere Pigmentierung, beträchtlichere Körpergröße und einer Reihe von physiognomischen Merkmalen von dem übrigen untersuchten Gebiete. Verfasser erklärt das mit der großen Abgeschlossenheit des Dorfes und der 500 Jahre dauernden Zugehörigkeit zu einer anderen Grundherrschaft.

Die Arbeit bringt, wie gezeigt, viel Wertvolles. Leider geht der Verfasser in der statistischen Auswertung und den Methoden zu stark seine eigenen Wege, so daß der Vergleich mit den Ergebnissen anderer Untersucher kaum möglich ist. Die Übersichtlichkeit der Arbeit leidet durch die Menge von Zahlen und Tabellen. Die Bilder sind nur zum Teile gut. Bruno K. Schultz.

Walter Scheidt: Physiognomische Studien an niedersächsischen und oberschwäbischen Landbevölkerungen. (Beschreibende Physiognomik und physiognomische Statistik.) „Deutsche Rassenkunde" Bd. 5. Herausg. von Prof. Dr. Eugen Fischer. 129 S., 146 Abb. i. Text, 50 Tafeln. Januar 1931. Verlag Gustav Fischer. Preis geh. Mk. 16.—, geb. Mk. 18.—.

Die 129 Seiten umfassende Arbeit, der 146 Abbildungen im Text und 50 Tafeln photographischer Aufnahmen als Anhang beigefügt sind, zerfällt in drei Teile: Die ausführliche Einleitung, in welcher der Verfasser zunächst den Begriff „Physiognomik", wie er

ihn versteht, von möglichen oder bisher üblichen Deutungen abgrenzt und die Gründe darlegt, die ihn zu seiner besonderen Arbeitsmethode, die er als „photographische Massenstatistik“ bezeichnet, geführt haben. Die Beschreibung des von ihm neu aufgestellten Schemas an Beobachtungspunkten und ihren einzelnen Ausprägungsformen, und abschließend in ein Urteil über statistische Ergebnisse und Zweckmäßigkeit einer mit Hilfe der besprochenen Methode und Schemaeinteilung vorgenommenen Untersuchung an einer Anzahl niedersächsischer und oberdeutscher Bevölkerungsgruppen.

Wenn auch der Verfasser demnach zu dem Schluß kommt, daß die Ergiebigkeit der „physiognomischen“ Methode im Vergleich zu der „anthropometrischen“ mindestens gleich sei, im Hinblick auf den Zeitaufwand — zwei Photo-Aufnahmen gegenüber neun Messungen — aber offensichtlich ertragreicher, so wird mit diesem Urteile gegenüber doch etwas skeptisch, wenn einmal als Ergebnis ziemlich umständlicher korrelationsstatistischer Berechnungen unter anderem nicht viel mehr angeführt wird, als daß die physiognomischen Geschlechtsunterschiede erheblich größer seien als die Unterschiede der beiden untersuchten örtlichen Gruppen. Eine Tatsache innerhalb der anthropologischen Verhältnisse Europas, der sich auch ohne physiognomische Untersuchung niemand verschließen dürfte.

Die recht große Zahl der unterschiedenen Ausprägungsformen — besonders auffallend bei dem Gesichtsumriß von vorn, wobei Scheidt das bereits von Pöch aufgestellte Schema von 10 verschiedenen Ausprägungen um 9 weitere bereichert — scheint mehr komplizierend als klärend zu wirken. Zu direkten Mißverständnissen aber kann es den Anlaß geben, wenn, in der übrigen Fachliteratur für eine bestimmte Form gebräuchliche Bezeichnungen, wie der Begriff „mandelförmig“ für die Lidspaltenform, auf eine davon durchaus verschiedene andere angewandt wird, und diese „Pseudo-Mandelform“ dann als bei der niedersächsischen Gruppe „häufiger“ angegeben wird.

Als Ganzes gibt das Buch einen deutlichen Einblick in die großen Schwierigkeiten, die bisher noch einem klaren Erfassen, des erblich Zusammengehörenden, nicht zufällig Kombinierten im „Mosaik“ des menschlichen Gesichtes entgegenstehen.

Lothar Stengel v. Rutkowski.

Leopold Weber: Njal, der Seher. Eine isländische Heldengeschichte. Stuttgart 1930. K. Thienemanns Verlag, 112 S., 4 Bilder. In Hbl. RM. 2.—.

Der bekannte Jugendbücherverlag hat bereits eine Reihe von „Heldenbüchern“ des Dichters gebracht, von denen einzelne an dieser Stelle (Jg. 3, 254; 5, 62 f.) besprochen worden sind. Ihnen reiht sich nun die Neugestaltung der Njalssaga an, die zu den besten aller nordischen Sagas gehört; in dramatischer Kürze werden Spannungen und Entladungen von ungeheurer Wucht geschildert, die an die Konflikte des Nibelungenstoffes gemahnen und vor dessen mittelhochdeutscher, verhöfischter Umformung alle Vorzüge ursprünglicher Dichtung vorausbaben. Die herbe Kriegerethik und die leidenschaftlichen Charaktere der Saga kommen in der neuen Fassung voll zur Geltung. Was der Dichter aus Eigenem dazugegeben hat, drückt der Untertitel aus: Njal sieht das Leben mit den Augen des Sehers, der bis in die letzte Tiefe blickt. Man möchte das persönliche Bekenntnis nicht missen, das verhalten an manchen Stellen anklingt. Webers Njal hat, wie alle seine Neudichtungen, dem erwachsenen Menschen so gut etwas zu geben wie dem begeisterungsfähigen Jungen, den diese Schicksale ganz besonders ergreifen.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Hans Weinert: Menschen der Vorzeit. Ein Überblick über die altsteinzeitlichen Menschenreste. Stuttgart 1930. Verlag Ferdinand Enke. 139 Seiten. 61 Abb. Preis geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.80.

In übersichtlicher Weise führt dieses Buch in die Geschichte der Frühformen des Menschengeschlechtes ein. Eine derartige Behandlung ist um so wichtiger, als das Wissen um die frühe Stammesgeschichte des Menschen uns Wertmesser für die Erforschung der heutigen Rassen an die Hand gibt. Das Buch behandelt daher die geologischen Verhältnisse des ausgehenden Tertiärs und des Diluviums, die verschiedenen Eiszeittheorien und Einordnung der frühen menschlichen Kulturperioden, sowie ausführlich die einzelnen Funde wie Pithecanthropus, Sinanthropus, den Heidelberger Menschen, die verschiedenen Funde des Neandertalmenschen und schließlich jene Funde, die über die Stammformen des heutigen Menschen, der erst im jüngeren Abschnitte der Altsteinzeit erscheint, Aufschluß geben. Der Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit dieser Frühformen, soweit man sie erschließen kann, ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ebenso werden die verschiedenen Kulturperioden übersichtlich gekennzeichnet. Erfreulich und sehr wichtig ist die reiche Bebilderung des Buches, wodurch die Darlegungen natürlich an Anschaulichkeit gewinnen. Bruno K. Schultz.

Wilhelm Winkler: Statistisches Handbuch der europäischen Nationalitäten. 248 Seiten,

viele Tabellen. Wien und Leipzig 1931, Wilhelm Braumüllers Verlag. Preis geh. Mk. 8.20, geb. Mk. 10.—.

Die möglichst genaue Kenntnis von Bevölkerungszahl, Nationalitätenverhältnissen, Volksvermehrung, Altersaufbau, Siedlungsweise usw. in den einzelnen europäischen Staaten ist in jeder Hinsicht von größtem Werte. Das vorliegende Werk W. Winklers, des Leiters des Institutes für Statistik der Minderheitenvölker in Wien, stellt den ersten Band eines Handbuches der europäischen Minderheiten dar, dem ein wirtschafts- und kulturstatistisches folgen soll. Zur Grundlage für die einzelnen Angaben dienten die amtlichen Statistiken, die aber erst nach möglichster Prüfung auf ihre Richtigkeit verwendet und im Bürstenabzuge den amtlichen Stellen der einzelnen Staaten sowie Fachleuten aus dem Kreise der verschiedenen Minderheiten zur Stellungnahme vorgelegt wurden.

Unter den 462 Mill. europäischer Menschen gehören 62 Mill. völkischen oder sprachlich fremden Gruppen an, davon sind 36 Mill. ausgesprochene Minderheiten. Die Anzahl fremder Volksbestandteile erreicht ihren Höhepunkt in den östlichen und südöstlichen Staaten und ist am schwächsten in Skandinavien. Für uns gerade besonders beachtenswert sind die Verhältnisse in der Tschechoslowakei, wo auf 8,5 Mill. Tschechen und Slowaken 3 Mill. Deutsche, 745 000 Magyaren, 462 000 Russen und 482 000 andersvölkische Minderheiten kommen. In Böhmen stehen sogar 4 Mill. Tschechen 2 Mill. Deutsche gegenüber!

Das Buch ist für jeden politisch, kulturell, soziologisch und bevölkerungsstatistisch Interessierten unentbehrlich und eine wichtige Unterlage für alle Maßnahmen politischer und kultureller Art.

Bruno K. Schultz.

Erwin Barta und Karl Bell: Geschichte der Schutzarbeit am deutschen Volkstum. Gedenkbuch zum fünfzigjährigen Bestehen der Schutzvereine 1930. Dresden 1931. Verein f. d. Deutschtum i. Ausland Verl.

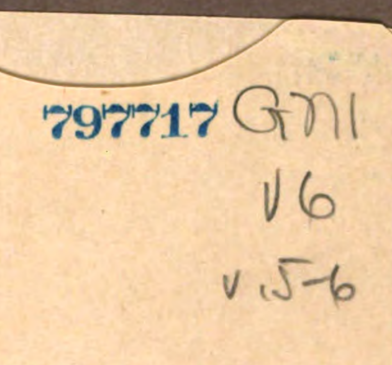
Auf 351 Seiten schildert das Buch auf Grund internen Quellenmaterials unter genauer Würdigung einzelner führender Persönlichkeiten Anfang und fünfzigjährige Entwicklung des „Deutschen Schulvereins“ und des „Schutzvereins Südmark“, beide in Österreich (Wien und Graz als Mittelpunkte) und des „Allgemeinen deutschen Schulvereins“ im Reich, der 1908 den Namen „Verein für das Deutschtum im Ausland“ erhielt. — In der Behandlung überwiegt naturgemäß das Historische und die Betrachtung der Vorkriegszeit. Beachtenswert ist die Darstellung des Problems der Deutschen in Vorkriegsungarn und der Magyarisierung, wie das der beginnenden Auseinandersetzung von Volkstumsgedanken und Staatspolitik. Überhaupt ist das Buch eine Fundgrube für die Geschichte des Volkstumsgedankens, der Schutzarbeit und ihrer Träger. Auch über den augenblicklichen Organisationsstand und die Gliederung der Hauptleitung des V. D. A. werden wir im letzten Absatz unterrichtet. Eine Reihe von Kartenskizzen bes. über die Sprachgrenzen und Sprachinseln im alten Österreich, viele statistische Textdarstellungen, wie auch 39 Seiten mit Lichtbildern führender Persönlichkeiten und aus der Arbeit des V. D. A. unterstützen den Text. Besonders ausdrucksvoll ist der Schriftsatz der Vorsatzblätter zu den einzelnen Abschnitten.

Werner Essen.

Dienst am Deutschtum. Ein vaterländischer, volks- und heimatkundlicher Abreißkalender. 1932. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis Mk. 1.—.

Dieser Abreißkalender wird allen Lesern und Freunden unserer Zeitschrift große Freude machen. Er besteht aus 55 Bildblättern mit Gedenktagen, mit prächtigen Bildern aus dem deutschen Volkstum, dem Gebiet der Rassenkunde, aus der deutschen Heimat, aus Geschichte und Kunst. Mehr als die Hälfte der Blätter enthalten Volks-, Rasse- und heimatkundliche Bilder; und die anderen sind eng verbunden mit allem, was unser deutsches Vaterland und unser deutsches Volkstum angeht. Wir finden Bilder von Hans F. K. Günthers Arbeit, verschiedene Rassenköpfe, eine Karte, die die Verteilung der Juden in Deutschland veranschaulicht, auf rassischer Grundlage beruhende Vergleiche zwischen deutscher und italienischer Kunst u. a. mehr. Dr. F. L. Clauß zeigt eine seiner ausdrucksvollen mimischen Reihen. Schön sind auch die Heimatbilder, die im Sinne Ewald Banses, des bekannten Geographen, ausgedeutet sind. Finkenwärder Bauernhäuser, Steins Schloß, das Rathaus zu Thorn, germanische Schwerter, berühmte Deutsche, wie Fichte, Goethe, Lagarde, Kepler, Below, einige flugtechnische und militärische Bilder und noch vieles Andere mehr machen den abwechslungsreichen Inhalt dieses wirklich schönen deutschen Abreißkalenders aus. Der Preis von Mk. 1.— ist äußerst niedrig. Der Kalender eignet sich sehr zum Verschenken an alle Freunde der Volks-, Heimat- und Rassenkunde, man soll ihn auch besonders der reiferen Jugend schenken, die für soviel Anregungen, wie sie hier geboten werden, immer empfänglich ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, Münche
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Guido Haugg, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.


797717
GM1
V6
v.5-6
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



